

Reinhard Sieder / Andrea Smioski<sup>1</sup>

# Gewalt gegen Kinder in Erziehungsheimen der Stadt Wien

## Endbericht

Wien, 19. Juni 2012

---

<sup>1</sup> Unter Mitarbeit von Mag. Holger Eich und Mag. Sabine Kirschenhofer. Im Auftrag der Stadt Wien, Amtsführender Stadtrat Christian Oxonitsch. Durchgeführt im Lauf des Jahres 2011 und bis April 2012.

## Vorbemerkung

Der Auftrag, der uns von der Stadt Wien, namentlich von Stadtrat Christian Oxonitsch, im Herbst 2010 erteilt worden ist, lautete sinngemäß, herauszufinden, wie Menschen, die wesentliche Teile ihrer Kindheit und Jugend in städtischen Heimen verbracht haben, verschiedene Formen der Gewalt in Heimen erfahren und sie seither verarbeitet haben. Dies sei über die Veröffentlichung unserer Forschungsergebnisse den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt zur Kenntnis zu bringen. Die betroffenen ehemaligen ‚Heimkinder‘ seien auf diesem Weg als Opfer illegitimer Gewalt öffentlich anzuerkennen.

Wir haben uns bemüht, diesen Auftrag mit dem folgenden Bericht zu erfüllen. Zunächst sei kurz erläutert, worin die besondere Schwierigkeit des Auftrags bestand. Die Gewalterfahrung der Betroffenen nimmt auf zweierlei Bezug: Zum einen drückt sie aus, was Kinder und Jugendliche in Heimen, die von der Stadtverwaltung erhalten oder beauftragt wurden, an Gewalt erlitten haben. Zum anderen ist diese Erfahrung nicht abzulösen von den gesellschaftlichen Verhältnissen. Wie die Gesellschaft Erziehung im allgemeinen denkt und praktiziert, und wie sie insbesondere in die Erziehung von Kindern aus mehrfach benachteiligten Familien eingreift, bringt nicht nur Fürsorglichkeit, sondern auch diverse Formen der Gewalt in Familien, Schulen, Internaten und Kinderheimen hervor.

Die ehemaligen ‚Heimkinder‘, die in unserem Bericht ausführlich zu Wort kommen werden, sind auf höchst verschiedene Weise den staatlichen, kommunalen, betrieblichen und familiären Verhältnissen *unterworfen*, und vor allem dies drückt sich in ihren Erzählungen, aber auch in ihren körperlichen und psychischen Leiden aus. Es gehört zu den Effekten einer fördernden und helfenden, aber auch gewaltsamen und zerstörenden Erziehung, dass genau dieser Zusammenhang – abstrakt: der Zusammenhang zwischen dem allgemein Sozialen und dem individuell Psychischen – verdunkelt wird. Die Unterwerfung ist noch am ehesten in den Erzählungen der Betroffenen zu erkennen, etwa in der von ihnen oft zum hundertsten Mal gestellten Frage: Habe ich eine persönliche Schuld? Es zählt aber auch zur Tragik der ErzählerInnen, dass sie heute im Rückblick nicht selten auch ihre eigenen Eltern zu jenen zählen müssen, die ihnen „all dies“ aus

Unvermögen, aus eigenen Benachteiligungen oder aus welchen Gründen auch immer angetan haben.

Um erklärende Antworten zu finden, werden wir nicht nur den Verlauf der Kindheit und Jugend der Betroffenen biographisch rekonstruieren, sondern auch die Geschichte der Fürsorgeerziehung in Wien, von der diese Menschen ein subjektiver Teil geworden sind. Unser Bericht soll dazu beitragen, dass diese Geschichte künftig nicht mehr ohne eine aufgeklärte Bezugnahme auf die Betroffenen erzählt werden kann. Dies wusste oder ahnte wohl auch der Wiener Bürgermeister Dr. Michael Häupl, als er sein Versprechen gab, die Leiden ehemaliger Heimkinder zu veröffentlichen und sie – verbunden mit einer Entschuldigung und einer finanziellen Leistung – als Opfer illegitimer Gewalt anzuerkennen.

Die hier präsentierten Erzählungen ehemaliger ‚Heimkinder‘ zeigen den Einsatz von verschiedenen Formen der Gewalt in der Fürsorgeerziehung der 1950er, 1960er und 1970er Jahre. Wir fokussieren nicht, wie frühere und jüngste Presse-Kampagnen, ausschließlich sexuellen Missbrauch, sondern schließen alle Formen der Gewalt ein: strukturelle, soziale, materiell-ökonomische, körperliche, psychische, sexualisierte und sexuelle Gewalt. Wir untersuchen Gewalt an Kindern und Jugendlichen in Heimen vor jenen umfassenden Reformen, die großteils in den 1990ern durchgeführt wurden, als die Stadtverwaltung ihre großen Erziehungsheime wie auch die Drehscheibe der Heimerziehung, die Kinderübernahmestelle, schloss und zum Teil durch kleinere Wohngemeinschaften bzw. Krisenzentren ersetzte.

Wir verstehen, dass die Untersuchung der nun schon seit gut zwei Jahrzehnten vergangenen und überwundenen Verhältnisse in Kinder- und Jugendheimen der Stadt Wien im Jugendamt immer noch Besorgnisse auslöst. In der Tat können wir nicht ausschließen, dass unser Bericht von bestimmten politischen Kräften dazu missbraucht werden wird, ihre Propaganda gegen die vorwiegend von der SPÖ getragene Kommunalpolitik und Stadtverwaltung Wiens zu intensivieren. Wir distanzieren uns von jeder parteipolitisch motivierten Polemik. Die heute aktiven Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Wiener Jugendamtes sind nicht schuld an dem, was in den 1950er bis 1980er Jahren in einigen Kinderheimen geschah. Aber sie sind es ihrer heutigen Aufgabe schuldig, sich auch mit den dunklen Seiten in der Geschichte der Heimerziehung auseinanderzusetzen.

Wir bedanken uns bei den leitenden MitarbeiterInnen des Jugendamtes für die gute Zusammenarbeit in der Aktenrecherche. Den MitarbeiterInnen der Wiener Kinder- und

Jugendanwaltschaft und des Weißen Rings verdanken wir die Herstellung von Kontakten zu ehemaligen Heimkindern. Fast alle mehrstündigen Narrativinterviews mit ehemaligen Heimkindern wurden in den Räumen der Kinder- und Jugendanwaltschaft geführt. Ganz besonders danken wir unseren GesprächspartnerInnen dafür, die Belastung auf sich genommen zu haben, sich im Lauf von langen Gesprächen an die wohl schwierigste Zeit ihres Lebens zu erinnern und viele psychisch und physisch belastende Details zur Sprache zu bringen. Mit ihrem Mut und ihrer Kraft tragen sie nach unserer Überzeugung wesentlich dazu bei, den Pakt des Schweigens über die Gewalt in Kinderheimen zu brechen und die Dimensionen der Gewalt konkret vorstellbar werden zu lassen. Wir danken auch jenen Expertinnen und Experten aus dem Bereich des Jugendamtes und der Kinderheime, die uns wertvolle Einblicke in ihre Arbeit gegeben haben.

## Zielsetzung der Forschung und des Berichts

Die erste Zielsetzung unseres Berichts ist gemäß dem uns erteilten Forschungsauftrag, durch die Dokumentation und Veröffentlichung von Erzählungen ehemaliger ‚Heimkinder‘ deren Leid und das an ihnen geschehene Unrecht anzuerkennen. Um diese Erzählungen zu erhalten, setzen wir das narrativ-autobiographische Interview ein, das den Erzählerinnen ein hohes Maß an Autonomie gibt, ihre Erinnerungen und ihre Erzählungen assoziativ zu entwickeln. In einem zweiten Abschnitt dieses besonderen Interviewtyps folgen immanente Nachfragen, die weitere detaillierte Erzählungen auslösen; das Narrativinterview schließt jeweils mit einer Passage, in der die erzählende Person eingeladen wird, die Erfahrungen ihres bisherigen Lebens zu bilanzieren und die ambivalente Bedeutung wie auch die langfristigen Folgen der Heimerziehung für ihr Leben einzuschätzen.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Zu diesem Gesprächstypus aus der reichhaltigen Werkzeugkiste der qualitativen und kommunikativen Sozialforschung haben wir auch deshalb gegriffen, weil er den moralisch-ethisch begründeten Forschungsauftrag, die Erfahrungen und zugleich die persönliche Entwicklung der Betroffenen in ausführlichen, detaillierten und konkreten Erzählungen zu dokumentieren, am ehesten auszuführen erlaubt. Die ehemaligen Heimkinder werden hier in viel stärkerem Maße als in anderen Ansätzen als Experten und Theoretiker ihrer eigenen Biographie angesprochen. Entsprechend unserem theoretischen Ansatz des *Symbolischen Interaktionismus* gehen wir davon aus, dass soziale Systeme wie Familie, Erziehungsheim oder Jugendamt durch die symbolische Interaktion der beteiligten Akteure (auch der Heimkinder) konstruiert werden, freilich in normativen und legistischen, diskursiven und materiellen (ökonomischen, architektonischen usw.) Bedingungen. Diese symbolische

Wir gehen ohne vorgefertigten Leitfaden in das Gespräch und öffnen weite autobiografische Erzählräume („Wie sind Sie in das Heim gekommen? Wie ist ihr Leben im Heim / in den Heimen verlaufen? Wie ist es in Ihrem Leben nach dem Ende der Heimerziehung weitergegangen?“ usw.). Erlebnisse der Gewalt werden dabei nicht von uns als Themen eingeführt, sondern von den ehemaligen Heimzöglingen ‚spontan‘ zur Sprache gebracht, erläutert und erklärt. Die ehemaligen Heimkinder haben ihre *eigenen Erklärungen* für das, was ihnen widerfahren ist; ihre Erklärungen sind nur in einigen Fällen explizit; ganz überwiegend werden sie in die Erzählung des konkret Erlebten und Erlittenen eingeschrieben. Genau dafür bietet das biographisch-narrative Interview den größtmöglichen Spielraum. Die Erzählungen werden von uns respektiert und veröffentlicht, um das Leid der (ehemaligen) Zöglinge und auch ihre subjektive Sicht auf die Ursachen und Zusammenhänge anzuerkennen (Kapitel II und III).

Die zweite Zielsetzung des Berichts ist die historisch-sozialwissenschaftliche Analyse der exzessiven Gewalt in Kinderheimen. Sie erfasst notwendigerweise das gesamte *Fürsorgesystem*, von dem die Heimerziehung ein besonderes Subsystem ist; am Rande stellen wir auch Überlegungen zu Bildung, Ausbildung und Sozialisation des Erzieherpersonals an. Es sei gleich angemerkt, dass wir ‚Gewalt‘ in unserer Analyse, die nicht der juristischen, sondern der historisch-sozialwissenschaftlichen Logik folgt, keineswegs nur auf (damals) rechtlich illegale Gewalt beschränken. Wir definieren als Gewalt, was Menschen nachhaltigen Schaden zufügt: in sozialer, ökonomisch-materieller, körperlicher, kognitiver, psychischer und sexueller Hinsicht. Jene organisatorischen, ideologischen und materiellen Verhältnisse (Gesetze, Normen, Begriffe, Gebäude, Gitter und Schlösser, Briefzensur und Heimuniform, u.v.a.m.), die die spezifischen Formen der Erzieher-Gewalt ermöglichen und begünstigen, bezeichnen wir als *strukturelle Gewalt*. Der Begriff geht auf den norwegischen Friedensforscher Johan Galtung zurück:

---

Interaktion bringt unentwegt Deutungen und Interpretationen hervor, die den Handlungsentscheidungen und Handlungen bzw. der Wahrnehmung von Problemen, Personen, Umständen etc. zugrunde liegen. – Der Interviewtypus wurde von Fritz Schütze im Rahmen einer Studie über kommunale Machtstrukturen entwickelt und wird häufig – wie in der hier vorgestellten Forschung – im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich bezogenen Fragestellungen eingesetzt; daher „narrativ-autobiographisches Interview“. Vgl. Fritz Schütze, Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976, 159-260; Herbert Blumer, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1-2, Reinbek 1973, 80-146.

„Strukturelle Gewalt ist die vermeidbare Beeinträchtigung grundlegender menschlicher Bedürfnisse oder, allgemeiner ausgedrückt, des Lebens, die den realen Grad der Bedürfnisbefriedigung unter das herabsetzt, was potentiell möglich ist.“<sup>3</sup> Galtung verzichtet auf die Voraussetzung, dass, um von Gewalt sprechen zu können, eine Person oder Gruppe subjektiv Gewalt empfinden muss. Strukturelle Gewalt wird von den Opfern oft nicht wahrgenommen, da die Einschränkungen der Lebensmöglichkeiten (etwa in einer Familie, in der Schule, in einem Betrieb oder in einem Erziehungsheim) oft längst verinnerlicht sind; ist die Person der strukturellen Gewalt über längere Zeit unterworfen, führt sie auch die erlittene exzessive Gewalt oft auf ihre eigene *Schuld* zurück, und dies ist bereits ein Ergebnis der strukturellen Gewalt sowohl in der Familie als auch im Kinderheim. Wir werden dies im Kapitel II in *biographischen Fallstudien* zeigen. Dort untersuchen wir den fürsorge-administrativen Prozess, dem das Kind unterworfen wird, in seinem sequentiellen Verlauf: Von den Ausgangsbedingungen in Familien und Haushalten gelangen wir zu den Verhältnissen in den Organisationen der städtischen Fürsorge, denen das Kind ausgesetzt wird. Wir zeigen, wie die Abnahme des Kindes durch die Fürsorgerin im Haushalt und dann der Transport sowie die Aufnahme des Kindes in der Kinderübernahmestelle (KÜSt) erfolgt. Wir rekonstruieren die Verhältnisse in der KÜSt, von wo die Kinder nach einer psychologischen Untersuchung in Heime der Stadt Wien, aber auch in „private“ Heime, „transferiert“ werden (so der bürokratische Ausdruck). Die privaten Heime werden hauptsächlich von der römisch-katholischen (selten von der evangelischen) Kirche, v. a. der Diözese Wien, von kirchlichen Organisationen wie der Caritas, aber auch von Klöstern und Ordenskongregationen, in wenigen Fällen auch von privaten Trägervereinen erhalten und geführt. Zwei Vertragsheime in den niederösterreichischen Gemeinden Stiefern und Wimmersdorf werden als Familienunternehmen geführt. Warum die Stadt Wien im Untersuchungszeitraum derart heterogene „private“ Heimträger mit ihr zum Teil fremden Ideologien des Katholizismus und des Nationalsozialismus herangezogen hat, auf deren Führung und auf deren Erzieher-Personal sie keinen Einfluss nahm, wäre eine eigene

---

<sup>3</sup> Vgl. Johan Galtung, Violence, peace and peace research, in: Journal of Peace Research, Vol. 6, No. 3 (1969), 167-191. Der Gedanke, dass strukturelle Gewalt auch in den gesellschaftlichen Verhältnissen selbst begründet ist, findet sich schon bei Karl Marx. Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule hebt ihn neuerlich hervor (vgl. Herbert Marcuse, Der eindimensionale Mensch, Frankfurt am Main 1967). Marcuse beschreibt die pluralistischen Demokratien der westlichen Welt als repressiv; sie indoktrinieren und manipulieren, sie beuten aus und sie führen Krieg. Kritik daran zu üben sei möglich, bleibe aber weitgehend fruchtlos, da die Kritik in das „eindimensionale“ System von Politik, Wirtschaft und Kulturindustrie integriert würde.

kommunalgeschichtliche Studie wert. Es war offenbar ein Outsourcing, um Kosten zu mindern. Auch wenn es sich ökonomisch gerechnet haben dürfte: Die physischen und psychischen, auch materiellen Kosten tragen die (ehemaligen) Heimkinder, ihr Leben lang.

Die zeitliche Begrenzung unserer Untersuchung auf die 1950er bis 1980er Jahre ist durch den politischen Anlass zur Studie bestimmt: Nach einer neuen Welle von Berichten über Gewalt in Heimen der Römisch-katholischen Kirche und bestimmter Klöster meldeten sich im Lauf des Jahres 2011 und 2012 auch Frauen und Männer zu Wort, die in Heimen der Stadt Wien bzw. in Vertragsheimen der Stadt diverse Formen von Gewalt erlitten haben. Sie meldeten sich zu Hunderten bei dem dazu beauftragten Opferschutz-Verein Weißer Ring. Das Ende ihrer Heimaufenthalte liegt bei den jüngeren Betroffenen in den 1970er und 1980er Jahren. Damit fallen auch ihre Heim-Erfahrungen noch in die Zeit vor der *grundlegenden Reform der Heimerziehung* im Lauf der 1980er und 1990er Jahre, als größere Heime und schließlich 1998 auch die zentrale Kinderübernahmestelle (KÜSt) – Drehscheibe der Verteilung der Kinder auf die Kinderheime und Pflegeplätze – geschlossen werden. Offenbar im Zusammenhang mit zunehmend kritischen Diskussionen setzt bei den jüngeren Heim-ErzieherInnen in den 1980er und 1990er Jahren eine Veränderung der Berufsauffassung und -praxis sowie eine deutliche Verbesserung und Aufwertung ihrer Ausbildung ein. Damit werden Möglichkeitsbedingungen für *exzessive* Erzieher-Gewalt in Heimen der Stadt Wien nach und nach reduziert.

Wie wir zeigen werden, wissen die Reformer in den 1970er und 1980er Jahren wohl über das Vorkommen von exzessiver Gewalt in einigen Heimen. Sie diskutieren auch die (Dis-)Funktionalität von Strafe und Gewalterziehung, *sprechen aber die in den Heimen konkret praktizierten Formen der Gewalt noch immer nicht offen an* (s.u.). Sie lehnen Gewalt als Mittel der Erziehung ab, fordern grundlegende Reformen und leiten sie zum Teil auch selber ein, brechen aber merkwürdiger Weise nicht das Tabu, die Formen der Gewalt in den Heimen zur Sprache zu bringen. So kommt es, dass wir heute mit diesem Bericht erstmals die *konkret praktizierten Formen der Gewalt* in Kinderheimen der Stadt dokumentieren und analysieren.

Nicht um die auffällige Scheu der Experten, die Gewalt beim Namen zu nennen, zu entschuldigen, sondern um sie zu erklären, sei hinzugefügt, dass große Teile der Wiener Bevölkerung bis heute offenbar unsensibel sind für schädigende Gewalt in Familien, Schulen, Internaten und Kinderheimen. Die Reformer können daher in den 1970er, 1980er

und 1990er Jahren noch keineswegs damit rechnen, mit ihrer abstrakt bleibenden Kritik an gewalttätiger Erziehung weite Zustimmung zu finden. Sprüche wie „Dann kommst Du ins Kinderheim“ sind immer noch notorisch. Wie eine ehemalige Fürsorgerin im Experteninterview erzählt, droht ein sexuell gewalttätiger Vater dem Kind, es „ins Kinderheim“ zu bringen, sollte es ihn verraten. In den alltäglichen Redeweisen zeigt sich eine notorische Lust, Kindern und Jugendlichen im Namen der Erziehung Gewalt anzudrohen. Dahinter steckt die Angst autoritär erzogener (und selbst an Gewalt gelitten habender) Menschen vor den eigenen Schwächen und ihr Verlangen, sich gegenüber Kindern und Jugendlichen als stark und überlegen zu erweisen. Die psychodynamischen, tiefenpsychologischen und soziologischen Ursachen der weit verbreiteten Neigung zur Gewalt gegen Kinder und Jugendliche werden in den Sozialwissenschaften seit längerem diskutiert.<sup>4</sup> Die kritische Diskussion lässt sich in folgender Formel zusammenfassen: Die gar nicht übersehbare Lust an der Gewalt an Kindern und Jugendlichen in zivilisierten (!) Gesellschaften wird nur teilweise vom einzelnen Erwachsenen selbst *ausagiert*, zum anderen Teil wird sie an staatliche, kirchliche, klösterliche, kommunale und private Institutionen des Heimes, der Erziehungsanstalt, des Gefängnisses, der Polizei, des Militärs und des Internats *delegiert*. Dies geschieht aus „Furcht vor der Freiheit“ (Erich Fromm), d. h. um sich selber ganz ordnungskonform zu fühlen, die Ordnung der Gesellschaft in den Händen strenger Ordnungshüter zu wissen und die eigene Aggression und Gewaltbereitschaft nicht wahrnehmen zu müssen.

Aus den skizzierten gesellschaftsgeschichtlichen und psycho-historischen Gründen treffen wir in den Erziehungs- und Kinderheimen der 1950er, 1960er und 1970er Jahre im Verwaltungsbereich der Stadt Wien wie in anderen Städten und auch in Landbezirken<sup>5</sup> auf Elemente der *Kaserne*, des *Klosters* und des *Gefängnisses* und auf ErzieherInnen, die eine militärische, para-militärische oder klösterliche Sozialisation hinter sich haben.

Diejenigen, die zu Hause, in der Schule oder auf dem Polizeiwachzimmer mit der Gewalt

---

<sup>4</sup> Theodor W. Adorno, Studien zum autoritären Charakter. Übersetzt von Milli Weinbrenner. Vorrede von Ludwig von Friedeburg, (1950) Frankfurt am Main 1973, als Taschenbuch Frankfurt am Main 1995; Alice Miller, Am Anfang war Erziehung, Frankfurt am Main 1980; dies., Das verbannte Wissen, Frankfurt am Main 1995; darin v.a. das Kapitel: Das böse Kind – ein Lieblingsmärchen der Wissenschaftler, 50-72; Erich Fromm, Die Furcht vor der Freiheit, 16. Auflage, München 2011, bes. das Kapitel Flucht ins Autoritäre, 107-132.

<sup>5</sup> An regionalen Studien ähnlichen Zuschnitts, die in letzter Zeit erschienen sind, vgl. Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck/Wien/Bozen 2010; Michael John/Wolfgang Reder (Hg.), Wegscheid. Von der Korrekptionsbaracke zur sozialpädagogischen Institution. Begleitpublikation zur Ausstellung, Linz 2006.

des Heimes drohen und jene, die (im Untersuchungszeitraum) in Erziehungsheimen, Schulen und Internaten Gewalt an Kindern und Jugendlichen ausüben, sind Komplizen einer autoritären Erziehung, deren gesellschaftliche Bedingungen erst in den 1980er Jahren allmählich zu Ende gehen, etwa zeitgleich mit der europäischen Spaltung und dem Kalten Krieg.

## Aufbau der Untersuchung und des Berichts

Wir präsentieren unseren Bericht – entsprechend dem Ablauf der Forschung – in fünf Kapiteln: Zunächst referieren wir im ersten Kapitel die Geschichte der Fürsorgeerziehung in Wien und deren internationalen Kontext. Wir zeigen die wichtigsten ideengeschichtlichen, ideologischen und politischen Zusammenhänge, aus denen sich die Heimerziehung der modernen Fürsorge herleitet und erklären lässt.

Im zweiten Kapitel präsentieren wir sechs biographisch angelegte Fallgeschichten von Kindern bzw. Jugendlichen, die jeweils mehrere Erziehungsheime und darin diverse Formen von Gewalt erleben und erleiden mussten; in jedem dieser Fälle rekonstruieren wir den sog. administrativen Vorgang einschließlich der entscheidenden Berichte und Gutachten diverser ExpertInnen. So gewinnen wir Einblick in die Eigenart und in die besonderen Schwierigkeiten des Fürsorgeprozesses, auch in seine Unzulänglichkeiten; zum anderen zeigen wir, wie die betroffenen Kinder und Jugendlichen den Alltag im Kinderheim bewältigen, wie sie die Gewaltanwendung durch einen Teil der ErzieherInnen erleben, wie sie Strategien der Gegengewalt und der Bewältigung (*coping*) entwickeln und einsetzen. In der jeweils abschließenden Lebensbilanz kommt zur Sprache, wie sie ihr Leben nach der Heimerziehung privat und beruflich bewältigen, wie sie praktisch neu leben lernen müssen und dabei von den körperlichen und psychischen Folgen der Heimgewalt behindert werden.

Die Erinnerungen der ehemaligen Heimkinder sind – wie alle Erinnerungen – nicht frei von sachlichen Irrtümern, unzutreffenden Erklärungen und falschen Datierungen. Sie sind jedoch gewissermaßen *fehlerlos* darin, das subjektive Leid an der lieblosen, menschenverachtenden und gewaltsamen Erziehung in Kinderheimen zum Ausdruck zu bringen. Angesichts der systematischen Verdunkelung des Geschehens in Kinderheimen (s.u.) sind ihre Erzählungen wichtige historische Dokumente.

Im Kapitel III *veröffentlichen* wir Auszüge aus vierzehn weiteren Erzählungen von ehemaligen ‚Heimkindern‘. Sie werden von uns nicht im Detail analysiert und lassen sich mit dem Wissen aus den vorherigen biographischen Fallstudien lesen und verstehen. Auch sprachlich geben wir die mündlichen Erzählungen in diesem Kapitel fast unverändert wieder, um den Eigensinn der ErzählerInnen bestmöglich zu erhalten. Allerdings müssen wir die sehr ausführlichen, jeweils mehrstündigen Erzählungen erheblich kürzen, wofür wir unsere GesprächspartnerInnen um Verständnis bitten. Ihre Sprache und ihre Art zu erzählen möglichst unverändert zu lassen, scheint uns wichtig, denn das subjektive Erleben der Gewalt, der Entwürdigung und der Lieblosigkeit können nur sie selbst in ihrer eigenen Sprache ausdrücken. Die hier präsentierten vierzehn Erzählungen – wie auch schon die sechs biographischen Fallstudien im Kapitel II – zeigen eindrucksvoll, dass die Erzählungen und Berichte der ehemaligen Heimkinder *bis in die Details übereinstimmen*. Im Kapitel IV präsentieren wir drei ExpertInneninterviews, die wir mit einer ehemaligen Fürsorgerin, einer Psychologin des Jugendamtes und einem ehemaligen Heimleiter geführt haben. Diese drei ExpertInnen vermitteln Einblicke in die subjektive und professionstypische Sicht der genannten Berufsgruppen; zugleich zeigen sie, was diese Professionellen im System der Fürsorge resp. des Jugendamtes voneinander unterscheidet. Vereinbarungsgemäß wurden nur drei Experteninterviews am Ende des Erhebungsprozesses geführt. Eine größere Zahl von Experteninterviews wäre erforderlich, wollte man die Frage der spezifischen Kompetenzen und Verantwortungen dieser drei professionellen Gruppen im System der Fürsorgeerziehung genauer untersuchen. Überdies wäre es ein eigenes Forschungsprojekt wert, die subjektive Sichtweise ehemaliger HeimerzieherInnen zu untersuchen. Immerhin gaben uns aber auch schon die wenigen Experteninterviews die Möglichkeit, unsere Hypothesen aus den biographisch-narrativen Interviews mit den ehemaligen Heimkindern zu erörtern. Zu diesem Zweck haben wir die Gespräche mit den ExpertInnen als *wissenssoziologische* Experteninterviews<sup>6</sup> geführt, d.h. mit der Zielsetzung zu erkennen, was die Expertinnen und Experten mit ihrer spezifischen Ausbildung, ihren professionellen Kenntnissen und ihren Funktionen im System der Fürsorgeerziehung *wissen, tun* und allenfalls *verändern* konnten. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Berufsarbeit der Fürsorgerin, der Psychologin im Jugendamt und des ehemaligen

---

<sup>6</sup> Zu den verschiedenen Formen des Experteninterviews, insbesondere zur wissenssoziologischen Variante des theoriegenerierenden Experteninterviews siehe Alexander Bogner u. Wolfgang Menz, Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, in: Alexander Bogner, Beate Littig u. Wolfgang Menz (Hg.), Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, 2. Auflage Wiesbaden 2005, 33-70.

Heimleiters durch berufsrechtliche Bestimmungen und bürokratische Hierarchien und Vorschriften stark reglementiert war, sich ihnen aber doch auch Deutungs- und Handlungsspielräume boten. Alle drei ExpertInnen berichten, freilich unter dem Eindruck der aktuellen Debatte, dass sie einiges über die strukturelle Gewalt der Heimerziehung und auch über deren besondere Anfälligkeit für exzessive Gewalt wussten oder ahnten. Sie betonen, sich oft vergeblich, manchmal aber auch mit Teilerfolgen bemüht zu haben, innerhalb der bürokratischen und rechtlichen Grenzen verändernd in die Verhältnisse einzugreifen.

Schließlich werden wir im letzten Kapitel unseres Berichts die strukturelle Gewalt wie auch die verschiedenen Formen exzessiver Gewalt in Kinder- und Erziehungsheimen zeitgeschichtlich, soziologisch, biographisch und psychologisch *erklären*. Hier stellen wir auch die Frage, welche Verantwortung die politische Führung, die Stadtverwaltung, das Jugendamt, aber auch alle Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt tragen, auch wenn es eine *historische* Verantwortung ist für Geschehnisse, die dreißig, vierzig oder mehr Jahre zurückliegen. Dazu formulieren wir abschließend zwanzig Thesen.

## Kapitel I

### Eine kurze Geschichte der Fürsorge-Erziehung (ca.1900–ca.2000)

So wie jeder sozialpolitische Eingriff setzt auch der fürsorgerische Eingriff in das Leben von Kindern und Jugendlichen eine spezifische und konkrete Beschreibung der Gesellschaft voraus, da die Normen, auf die er sich beruft, immer Normen der Gesellschaft sind. An der hegemonialen Beschreibung der Gesellschaft sind vor allem Expertinnen und Experten unterschiedlichen Grades und oft akademischer Prägung beteiligt. Sie führen sog. *Spezialdiskurse* oder *Wissensdiskurse*.<sup>7</sup> Hier interessieren vor allem die Spezialdiskurse der Sozialpolitik und der Fürsorge, der Psychiatrie, der Entwicklungspsychologie, der Psychoanalyse, der Pädagogik und der Heilpädagogik. Daneben oder ‚darunter‘ schreiben und sprechen, kommunizieren und interagieren die JugendamtsleiterInnen, die Fürsorgerinnen resp. die SozialarbeiterInnen, die PsychologInnen des psychologischen Dienstes und des Stadtschulrates für Wien, SchuldirektorInnen und LehrerInnen und nicht zuletzt die Heim-ErzieherInnen. Sie führen einen sog. *Interdiskurs*, der die Spezialdiskurse selektiv und fragmentarisch in die Alltagswelt und den dort geführten *Normaldiskurs* ‚übersetzt‘. Sie berufen sich mehr oder weniger präzise auf die Spezialdiskurse. Im Namen ihrer Profession, ihres Faches und der Institution, von der sie ihre Aufgabe übertragen erhalten haben, greifen sie ganz erheblich und mit nachhaltigen Folgen in das Leben von Familien und Individuen ein. Dass sie dabei auch Fehler machen, von Eigennutz geleitet oder von unerkannten Leidenschaften getrieben werden, wird die Untersuchung zeigen.

Dass jene, in deren Leben eingegriffen wird, meist immer schon mehrfach benachteiligt sind, wird insbesondere durch den Einblick in die Familiengeschichten der ehemaligen Heimkinder offenkundig. Sozialpolitik, Fürsorgeerziehung und deren besonderes Instrument der Heimerziehung finden vorwiegend gegenüber jenen statt, die „sozial schwach“, „materiell arm“ und / oder „kulturell abweichend“ sind. Der Referenzrahmen für die Legitimierung der Eingriffe wird je nach dem politischen Regime verschieden

---

<sup>7</sup> Zur hier unterlegten Theorie des Diskurses und des Verhältnisses von Spezial- bzw. Wissens-Diskurs, Interdiskurs und Alltags- oder Normaldiskurs s. Jürgen Link, Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik, in: Reiner Keller/Andreas Hiersland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden, 2. Aktualisierte und erweiterte Auflage, Wiesbaden 2006, 407 ff.

bezeichnet: als Volk, Volksgemeinschaft, Bevölkerung, Gemeinschaft der Bürger einer Stadt usw. Es wäre also zu kurz gegriffen, die berichteten<sup>8</sup> Gewalttaten in der Heimerziehung der 1950er, 1960er und 1970er Jahre allein aus der psycho-sozialen Disposition oder aus der Art der Bildung und Ausbildung von damaligen HeimerzieherInnen verstehen zu wollen.

Zu allererst ist zu klären: Wie entsteht Fürsorge und wie und wozu erfindet sie Heimerziehung? Dies ist eine wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Frage, nicht zuletzt auch eine Frage der vorherrschenden politischen Ideologien und Programme.

Konkret untersuchen wir daher in diesem ersten Kapitel: Wie entsteht und wie verändert sich kommunale Fürsorge in Wien unter den politischen Regimen der Ersten Republik, des Ständestaates, des Dritten Reichs und der Zweiten Republik? Welche ordnungspolitischen Ziele der Fürsorge und der Fürsorgeerziehung bleiben über die Regimegrenzen (1918, 1933/34, 1938, 1945) hinweg gültig?

Erst wenn dies geklärt ist, kann weiter gefragt werden: Waren die *strukturelle Gewalt* und insbesondere auch der wiederholte Einsatz *exzessiver Gewalt* in der Fürsorgeerziehung Instrumente staatlicher Ordnungspolitik? War die politisch gewollte und rechtlich legitimierte *strukturelle Gewalt* in den Heimen auch der Nährboden *exzessiver Gewalt*? Oder war die exzessive, d. h. alle Grenzen legitimer und legaler Gewalt überschreitende Gewalt, bloß das individuelle Versagen von einzelnen HeimerzieherInnen oder von Heimerzieher-Klüngeln? Und nicht zuletzt: Warum hat niemand etwas Wirksames dagegen unternommen?

Wie die Rede beginnt und was sie begründet: der Diskurs der Fürsorge

Zunächst soll der Spezialdiskurs der kommunalen Sozialpolitik und insbesondere der Fürsorge resp. Sozialarbeit in knappen Zügen konstruiert werden. Diskurse sind Praktiken, die systematisch jene Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Der Fürsorge-Diskurs schafft sozialpolitisch relevante Kategorien wie Verwahrlosung, Kindeswohl, Erziehungsnotstand u. a. und führt zur Einrichtung von Jugendämtern, einer

---

<sup>8</sup> Wir nehmen an, dass sich nur ein Bruchteil der von ErzieherInnen-Gewalt in Heimen betroffenen ehemaligen ‚Heimkinder‘ jemals zu Wort melden wird. Die Gründe, warum sich viele *nicht* melden, können hier nicht im Detail erörtert werden. Sie haben aber gewiss damit zu tun, dass die Diskriminierung der ehemaligen ‚Heimkinder‘ auch heute noch wirksam ist und sie immer noch Kränkungen und Benachteiligungen befürchten müssen.

in die Haushalte gehenden („nachgehenden“) Fürsorge, ab den 1960er Jahren einer fallbezogenen Sozialarbeit (*case work*), zu einer systemischen Wende in den 1970er Jahren und eben auch zur Einrichtung von Erziehungsheimen in mehreren Varianten sowie schließlich in den 1990er Jahren zu deren Umbau oder gänzlicher Auflösung. Dieser Spezialdiskurs entwirft auch die Maßnahmen, die gegen defizitäre Bedingungen in Haushalten und Familien gesetzt werden sollen: Erziehungsberatung, Erziehungshilfe, Fürsorgeerziehung, Fremdunterbringung u.a. Schließlich formuliert der Spezialdiskurs auch die Kategorien und Indikatoren dafür, was am konkreten Fall eines Haushalts oder einer Familie als gefährdend oder gefährlich für Kinder und Jugendliche gelten soll.

### Was die öffentliche Rede verschweigt

Wie jeder Diskurs bestimmt der Fürsorge-Diskurs aber auch, was in ihm *nicht* gesagt und besprochen werden kann. So wird sich herausstellen, dass die Frage, worin genau sich die für das Wiener Jugendamt verfügbaren Heime im Untersuchungs-Zeitraum unterscheiden, bis zum Beginn einer langen Reformphase (ab ca. 1971 bis ca. 2000) *nicht* besprochen wird. Noch länger wird nicht besprochen, welche Methoden der Erziehung in den Heimen *tatsächlich* praktiziert werden bzw. im kritischen Rückblick gesehen: praktiziert worden sind. Es ist dies keine bloße Unterlassung und auch keine Schlamperei, es „hat System“ oder genauer: es erhält das System. Was höchstens in besorgten Andeutungen besprochen werden darf oder sogar bewusst geleugnet werden muss, sind jene Praktiken der Heimerziehung, die als exzessive Gewalt illegitim, illegal und – wie die Experten der Pädagogik schon um 1970 verkünden – gänzlich dis-funktional sind. Eine gesetzlich fundierte staatliche Institution kann nicht systematisch (wiederholt, regelmäßig, in Zusammenarbeit ihrer Funktionsträger und Instanzen) gegen Gesetze wie auch gegen ihre erklärten Zwecke verstoßen, ohne damit in Schwierigkeiten (etwa der politischen Kritik oder des ‚Aufstands‘ resp. der Klage der Betroffenen) zu geraten. Wie in anderen Zusammenhängen auch, rächt sich das verschwiegene Leid der Betroffenen, indem es zur Mitteilung drängt und sich nicht auf Dauer verschweigen lässt.

### Die Rolle der Wissenschaften und das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit

Seit seinen Anfängen in den 1910er und 1920er Jahren unternimmt das Wiener Jugendamt beträchtliche Anstrengungen, die Einleitung der „Fürsorgeerziehung“ resp. auch der „Erziehungshilfe“ im jeweiligen Fall nach Möglichkeit *psychologisch, pädagogisch* oder *ärztlich* zu begründen. Das ist sowohl auf den allgemeinen Glauben an die zeitgenössischen psychologischen, pädagogischen und psychiatrischen Wissenschaften, als auch auf das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit zurückzuführen. Schwerwiegende Eingriffe der öffentlichen Hand in Eltern- und Kinderrechte bedürfen im westlichen Rechtsstaat der strengen wissenschaftlichen und juristischen Prüfung. Dies setzt die Annahme voraus, die beteiligten Wissenschaften befänden sich in einer neutralen oder quasi richterlichen Beobachterposition und verfügten über die Mittel, sicheres Wissen zu erzeugen. Die in diesem Glauben von der kommunalen Behörde (dem Jugendamt) angeforderten Gutachten enthalten „Anamnesen“, „Befunde“ und „Diagnosen“, die zunächst *die Körper* der Kinder und Jugendlichen, insbesondere ihre allfälligen physiognomischen Auffälligkeiten, und erst dann soziale und psychische Abweichungen von „normaler Entwicklung“ besprechen. Was als „normale Entwicklung“ eines Kindes und eines Jugendlichen gilt, wird im Wien der 1920er und 1930er Jahre maßgeblich von der Universitäts-Psychologie, von der Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie von der interdisziplinären Heilpädagogik definiert. Diese Wissenschaften statten das Jugendamt mit Parametern „normaler“ Entwicklung von Kindern und Jugendlichen sowie mit diversen Testverfahren aus, die den Grad der Abweichung im einzelnen Fall messen.<sup>9</sup> Diese Parameter und Tests bleiben mindestens bis in die 1980er Jahre in Anwendung. Der Fürsorge-Diskurs ist – teilweise ganz entgegen dem Selbstverständnis der Praktiker der Fürsorge – ein Sub-Diskurs der Sozial- und Bevölkerungspolitik, anders gesagt der Bio-Politik an den Körpern der Bevölkerung, die wir in ersten Ansätzen schon im frühkapitalistisch-absolutistischen, in liberal-bürgerlichen, vor allem aber in sozialistischen und nationalsozialistischen Regimen und dann auch in den pluralistischen Nachkriegs-Demokratien Europas und Nordamerikas finden. In der Zweiten Republik Österreich und in deren Hauptstadt Wien überlagern sich Diskurse und Mentalitäten des bürgerlichen Liberalismus, des christlich-sozialen Kommunalsozialismus der Lueger-Zeit,

---

<sup>9</sup> Vgl. Clarissa Rudolph/Gerhard Benetka, Zur Geschichte der Intelligenzmessung im Wiener Fürsorgesystem vor und in der NS-Zeit, in: Ernst Berger, Hg., Elke Rieger (Redaktion), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Verwaltung. Mit Beiträgen von Gerhard Benetka, Ernst Berger, Regina Böhler, Elisabeth Brainin, Regina Fritz, Vera Jandrisits, Marie-Luise Kronberger, Peter Malina, Clarissa Rudolph, Samy Teicher, Wien/Köln/Weimar 2007, 15-41.

des emphatischen Sozialismus und Austromarxismus im Roten Wien (1919-1933), aber auch des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus – das ist für Sozialisten und Sozialdemokraten schmerzlich und gewiss schwer zu akzeptieren. Alle diese politischen Denkrichtungen oder Ideologien bleiben in der zweiten Republik nicht ohne prägende Wirkung auf die Mentalität der Eltern wie der Heim-ErzieherInnen und auch auf die juristisch-bürokratische und mentale Verfassung aller anderen Akteure im Fürsorgesystem.

In historisch-sozialwissenschaftlicher Perspektive ist das Fürsorgesystem ein nachgeordneter Teil der Regierung des Staates und – nach dem Subsidiaritätsprinzip – der Stadt- und Landesregierungen und Bezirksverwaltungen. Die Einführung einer Familien- und Jugendfürsorge im Lauf oder am Ende des Ersten Weltkriegs in einigen europäischen Staaten ist *Bio-Politik*, ihr Einsatz ist der einer *Bio-Macht* im Sinne Foucaults.<sup>10</sup> Weil es darum geht, das Leben des „Volkes“, den „Volkskörper“, die „Volksgemeinschaft“ usw. durch „Volkspflege“ oder „Fürsorge“ (Ilse Arlt) zu sichern und zu organisieren, werden die Subjekte an Normen gemessen, an ihnen ausgerichtet und müssen vor diesen Normen bestehen. Bio-Politik richtet die „Subjekte an der Norm aus, indem sie sie um diese herum anordnet. (...) Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie.“<sup>11</sup> Die Macht der modernen Fürsorge in europäischen Stadt- und Bezirksverwaltungen ist Bio-Macht, wenn auch anfangs umgeben und oft noch durchdrungen von philanthropischen und kirchlichen Initiativen der Caritas.

---

<sup>10</sup> Die Begriffe ‚Bio-Macht‘ (französisch: *le biopouvoir*) und ‚Bio-Politik‘ gehen auf Michel Foucault zurück und bezeichnen Regierungs-Techniken, die auf die gesamte Bevölkerung zielen, insbesondere auf die Regulierung der Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, die Gesundheit, die alltägliche Lebensführung, die Wohnverhältnisse u.a. Bio-Macht zielt in westlichen Staaten seit dem 18. Jahrhundert (in Österreich seit dem Regime des Merkantilismus unter der Regentschaft Maria-Theressias und Josephs II.) darauf ab, die wirtschaftliche Produktivität zu erhöhen und die staatliche Ordnung zu garantieren. Staat und Kommunen setzen bio-politische Maßnahmen; dazu zählen vor allem die Maßnahmen der älteren Armenpflege und der modernen Fürsorge, der Schulpolitik, der Rechts-, Kriminal- und Justizpolitik. Foucault entwickelt den Begriff Bio-Macht erstmals in seinem Buch *Der Wille zum Wissen* (1977), um damit eine historisch neue Art von Machtmechanismus zu beschreiben: Während sich die Macht des Regenten bzw. des Souveräns vor dem 18. Jahrhundert davon ableitete, den Tod eines Subjekts oder einer Bevölkerungsgruppe zu verfügen, entwickelte sich nun eine Macht, die auf das Leben zielt: „Man könnte sagen, das alte Recht (des Herrschers) sterben zu *machen* oder leben zu *lassen* wurde abgelöst von einer Macht, leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*.“ (...) „Die Fortpflanzung, die Geburten- und die Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit (...) wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und regulierender Kontrollen: Bio-Politik der Bevölkerung.“ Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit* 1, 1. Auflage, Frankfurt am Main 1977, 165-166.

<sup>11</sup> Ebd., 162.

Doch weit mehr als diese *misst* moderne kommunale Fürsorge die Subjekte an den Normen, die sie aus keiner anderen Lebensweise bezieht als aus jener der kulturell hegemonialen Klasse des Bürgertums. Weichen Familien deutlich von der insofern „bürgerlichen“ Norm ab, erkennt die Fürsorge darin eine Gefahr für das einzelne Subjekt, insbesondere für Kleinkinder, ältere Kinder und Jugendliche; in Bezugnahme auf die in Frage stehende Zukunft als Arbeitskräfte und Staatsbürger beschwört sie auch vielfach eine Gefahr für Staat und Gesellschaft. Die dafür konstitutive Messung des einzelnen „Falles“ am Normalfall scheint uns übrigens der wissens- und mentalitätsgeschichtliche Hintergrund jener besonderen „Strenge“, die Fürsorgerinnen des Jugendamtes in diesen Jahrzehnten an den Tag legen.

Da Fürsorge nicht erst seit ihrer sukzessiven Professionalisierung (in Wien ab 1917, s.u.) eng in das Programm der *Bevölkerungspolitik* eingebettet ist,<sup>12</sup> fokussiert sie den Nachwuchs und dessen Pflege und Erziehung, genauer: die Abweichungen von der Norm in der Pflege und Erziehung der Kinder. Die Fürsorgerinnen (später SozialarbeiterInnen), die gutachtenden PsychologInnen des Jugendamtes, Ärzte, HeimleiterInnen, SchuldirektorInnen und LehrerInnen legen die bürgerliche Norm an den jeweiligen Fall an. Die einzelne Fürsorgerin nimmt dabei insofern eine hoch verantwortliche ‚Frontstellung‘ ein, als sie in der Regel als erste in der Reihe der Professionellen auf „den Fall“ stößt, ihn erstmals als solchen bezeichnet und beansprucht, das Problem der Abweichung zu ‚lösen‘, indem sie berät, ermahnt, unterstützt oder – das Kind / die Kinder aus dem elterlichen Haushalt „entfernt“ und in Institutionen der Fürsorgeerziehung (hier nicht als juristischer Begriff, sondern im weiteren Sinn; dazu zählen v. a. die KÜST, die Beobachtungsstation, das Heim, der Pflegeplatz) „transferiert“. Dazu bedarf die Fürsorgerin bzw. das Jugendamt im westlichen Rechtsstaat der Ermächtigung durch entsprechende Gesetze und Verordnungen. Dem Jugendamt bzw. der Kinderübernahmestelle obliegt es auch, Diagnosen und Prognosen qualifizierter ExpertInnen in Auftrag zu geben und die von ihnen „empfohlenen“ (de facto mitbestimmten) Maßnahmen der Heim-Erziehung durchzuführen. Man sollte annehmen, dass die Heimerziehung nur in einer dichten Kommunikation des Jugendamtes mit den Erziehungsheimen in die Wege geleitet und fortlaufend kontrolliert wird. Doch zeigt

---

<sup>12</sup> Vgl. Julius Tandler, *Krieg und Bevölkerung*, (1916) Berlin 1917; ders., *Mutterschaftszwang und Bevölkerungspolitik*, in: *Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstag von Karl Kautsky*, Jena 1924; ders., *Ehe und Bevölkerungspolitik*, in: *Wiener Medizinische Wochenschrift* 74 (1924); ders., *Wohltätigkeit oder Fürsorge?* Wien 1925; ders., *Die Fürsorgeaufgaben der Gemeinde*, in: *Das neue Wien, Städtewerk* 2. Band 1927, 337 ff.

unsere Untersuchung ganz im Gegenteil, dass die Erziehungsheime bis herauf in die 1970er Jahre erfolgreich bemüht sind, sich von den übrigen Instanzen des Fürsorgesystems *abzuschotten*, um sich systeminterner wie öffentlicher Kontrolle zu entziehen. Dem leistet Vorschub, dass die Heime bis in die 1960er Jahre nicht in der Verwaltung des Jugendamtes, sondern des sog. Anstaltenamtes (ein Vorgänger des Wiener Krankenanstaltenverbundes) stehen. Das freilich ist keinerlei Entschuldigung. Man muss fragen: Wie konnte das Jugendamt Kinder – oft erst zwei oder drei Jahre alt – in Heime schicken, über deren Organisation und Qualität es viel zu wenig Wissen besaß?

Die erste Diagnose einer Gefährdung des Kindes in seiner Familie wird im Wiener System der Fürsorge durch die Sprengel-Fürsorgerin nach einem durch den Fürsorgediskurs (oder wie auch gesagt wird: die Theorie der Fürsorge) vorgegebenen Problemraster formuliert. Dieser Problemraster ist eher grob und viele verschiedene Problemlagen werden wenigen Kategorien subsumiert: „Verwahrlosung“, „Erziehungsnotstand“, „Gefährdung“, „sittliche Gefährdung“ sind die am häufigsten benutzten. Sie bilden auch jeweils die Überschrift über der kurzen schriftlichen Begründung der Bezirksjugendämter für die beantragte und durchgeführte fürsorgerische Intervention. Weitere ExpertInnen folgen: Erziehungsberater und PsychologInnen des Psychologischen Dienstes im Wiener Jugendamt, PsychologInnen des Stadtschulrats für Wien, Ärzte der Heilpädagogischen Station an der Wiener Universitäts-Kinderklinik, SchulleiterInnen und LehrerInnen; wenn das Kind schon in einem Kinderheim ist, folgen HeimleiterInnen und ErzieherInnen, die regelmäßig schriftliche Berichte über die Zöglinge an das Jugendamt legen. Im Fall der Gerichtlichen Erziehungshilfe (GEH) bzw. der Fürsorgeerziehung (FE), die elterliche Rechte brechen (oft genug freilich in Fällen, wo Eltern ihre elterlichen Pflichten verletzen), begründet überdies ein Pflegschaftsrichter die Überstellung des Kindes in ein Erziehungsheim – auch gegen den Willen der Eltern und bei erheblichen legalen (gesetzmäßigen) Einschränkungen der Freiheit des Zöglings, tendenziell in jüngerer (!) Sicht auch seiner Menschenrechte.<sup>13</sup> Den Antrag an das

---

<sup>13</sup> Vgl. das Übereinkommen über die Rechte des Kindes, kurz UN-Kinderrechtskonvention (englisch *Convention on the Rights of the Child*, CRC); sie wurde am 20. November 1989 von der UN-Generalversammlung angenommen und trat am 2. September 1990 in Kraft. Beim Weltkindergipfel vom 29. und 30. September 1990 in New York verpflichteten sich die Regierungsvertreter aus der ganzen Welt zur Anerkennung der Konvention. Der Kinderrechtskonvention sind mehr Staaten beigetreten als allen anderen UN-Konventionen, nämlich alle mit Ausnahme von Somalia und den USA. Einige der 193 Staaten erklärten allerdings Vorbehalte, darunter leider auch Österreich, Deutschland und die Schweiz.

Pflegschaftsgericht stellt das Jugendamt oft erst nach bereits erfolgter Überstellung des Kindes in die KÜSt. Der codierte Tatbestand, der die Vorabüberstellung legitimiert, lautet „Gefahr in Verzug“. Die Entscheidung aber, welches der verfügbaren Heime zur sogenannten „Fremdunterbringung“ des Kindes ausgewählt wird, trifft das Jugendamt auf Empfehlung der PsychologInnen des Psychologischen Dienstes sowie über die Drehscheibe der Kinderübernahmsstelle (KÜSt). Diese Entscheidung wird – so zeigen unsere Fallanalysen – im Untersuchungszeitraum überwiegend nach pragmatischen Gesichtspunkten der Verwaltung, der Kosten und nach Maßgabe freier Plätze getroffen. Überlegungen der PsychologInnen, welches Heim für das jeweilige Kind am besten geeignet wäre, spielen bis in die 1970er Jahre eine untergeordnete Rolle. Die Erziehung im Kinderheim kann also weder intentional, noch administrativ, noch ökonomisch, noch operativ aus dem *System der Fürsorge* ausgekoppelt werden.

## Entstehung und Entwicklung des Systems der Fürsorge in Wien

Der modernen Fürsorge als Institution und als Spezial-Diskurs (die Institution und ihr Spezial-Diskurs bringen einander hervor und legitimieren einander) geht die so genannte Armenfürsorge voraus: eine Verknüpfung von öffentlich-staatlicher, kirchlicher und privater Armenhilfe; ihre Funktionäre sind ehrenamtlich und Bürger der Stadt. In jedem Bezirk Wiens gibt es Armenräte, ganz überwiegend Männer, bei denen Arme vorstellig werden und materielle Hilfe *erbitten* können. Die BittstellerInnen sind vornehmlich Angehörige der Arbeiterschaft und insbesondere jene, deren Lebens- und Arbeitsverhältnisse unsicher und wechselhaft, in den Augen bürgerlicher Beobachter oft desolat sind. Armenfürsorge hilft jeweils erst dann, wenn Arbeitsunfähigkeit und Arbeitslosigkeit schon eingetreten sind, nach Unfällen, nach dem Eintritt von Invalidität

---

Österreich und Deutschland behielten sich das Recht vor, Kinder zum Zweck ihrer *Abschiebung* in Schubhaft zu nehmen. – Die UNICEF, die Kinderrechtsorganisation der UNO, fasste den 20 Seiten langen Text der Charta in zehn Grundrechten zusammen; hervorgehoben seien hier – unter Bezugnahme auf die Verhältnisse in Erziehungsheimen der Stadt Wien (freilich auch auf Kinderheime anderer Bundesländer und der Katholischen Kirche) – das Recht auf *Schutz vor Diskriminierung* unabhängig von Religion, Herkunft und Geschlecht; das Recht auf *Bildung und Ausbildung*; das Recht, sich zu informieren, sich mitzuteilen, *gehört zu werden und sich zu versammeln*; das Recht auf eine *Privatsphäre* und eine *gewaltfreie Erziehung*; das Recht auf *Schutz vor Grausamkeit, Vernachlässigung, Ausnutzung und Verfolgung*; das Recht auf eine Familie, elterliche Fürsorge und ein sicheres Zuhause.

und in der Armut des Alters, der noch keine Altersversicherung vorbeugt. Armenfürsorge gilt auch den Waisenkindern, die insbesondere durch die Kriegsführung der Staaten zahlreich sind. Die Aufsicht über alle als „arm“ geltenden Kinder haben niedergelassene Ärzte, Anwälte, Notare, Handwerksmeister und Kaufleute. Beamte der Stadtverwaltung kontrollieren die „Armensektionen“ in den Bezirken. Doch was schon wenig später im Fokus der modernen Fürsorge stehen wird, die *Qualität* der Pflege und Erziehung der Kinder in ihren Herkunftsfamilien – entzieht sich dem Blick und dem Instrumentarium der Armenfürsorge.

In einigen europäischen und nordamerikanischen Städten stehen private Initiativen am Beginn der Entwicklung moderner Fürsorgesysteme. In London wird die *Toynbee Hall* 1883 als *Settlement* konzipiert. Anstelle reiner Sozialdisziplinierung (wie im Arbeitshaus) setzt man hier auf Bildung und Erziehung nach der Idee der Hilfe zur Selbsthilfe. Dies wird zum Vorbild für das *Hull House* in Chicago, dessen Gründerin, Jane Addams, der ersten Generation akademisch gebildeter Frauen angehört; es unterstützt mittellose Frauen und Kinder; auch hier ist die alte Idee der Nachbarschaftshilfe leitend. Mary Richmond fordert bereits eine Ausbildung für Frauen, die *soziale Arbeit* leisten. Nach dem Muster der ärztlichen Diagnose sollen sie am einzelnen Fall die individuellen körperlichen und psychischen Ursachen sozialer Not ergründen und Maßnahmen dagegen setzen. Dies wird Vorbild für Ilse Arlt in Wien und ihr Konzept der „Volkspflege“. Nach dem Vorbild der Londoner Toynbee-Hall wird auch in Wien ein erstes Nachbarschaftshilfezentrum gegründet: das Ottakringer Settlement.<sup>14</sup>

Die christlichsoziale Stadtverwaltung unter Bürgermeister Karl Lueger (1844-1910) entschließt sich, die Armenfürsorge der Stadt zu reformieren. Christlich-soziale sehen Armut – von Unfällen und Krankheiten abgesehen – als Ergebnis von „Arbeitsscheu“ und als Selbstverschulden. Der „Arbeitsscheu“ treten bekanntlich schon im 18. und 19. Jahrhundert Arbeitshäuser mit zwangsweiser Erziehung zur Arbeit entgegen. Im Grunde bleibt dieses Denkmodell auch nach seiner Überlagerung durch den Diskurs der professionalisierten Fürsorge und der partiellen Verwissenschaftlichung sozialer Arbeit im 20. Jahrhundert weiter in Kraft. Seine schärfste Zuspitzung erfährt es im Dritten Reich. Bis heute bleibt *Erziehung zur Arbeit* die alles überragende Idee (Meta-Idee) fürsorglicher Interventionen. Allerdings wird diese Meta-Idee zunächst durch philanthropische und humanistische, in sozialdemokratisch verwalteten Staaten und

---

<sup>14</sup> Vgl. Elisabeth Malleier, *Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts*, Wien 2005.

Kommunen auch durch „sozialistische“ bzw. „sozialdemokratische“ Rhetorik verhüllt. Daher ist sie für die AkteurInnen im System der Fürsorge oft gar nicht erkenntlich. Dies gilt auch für das Rote Wien in den Jahren von 1919 bis 1933/34: Hier überlagert eine besonders ambitionierte, „austromarxistische“ Rhetorik der „Erziehung neuer Menschen“ das profane Ziel der Erziehung zur Arbeit; unterhalb der Rhetorik, die von einer künftigen „sozialistischen“ Gesellschaft spricht, wird auch hier nichts anderes als die Anpassung der ArbeiterInnen und Angestellten an die kapitalistische Produktionsweise betrieben – allerdings bei beträchtlich erhöhtem kommunalpolitischem Einsatz, der die Wohn-, Schul-, Gesundheits- und Verkehrsverhältnisse erheblich verbessert – und das vor allem ist das historische Verdienst der Sozialdemokratie in Wien. Ziel und Wirkung dieses kommunal- und sozialpolitischen Aufwandes ist es, dass die ArbeiterInnen und Angestellten (bzw. deren Kinder) höhere und qualifiziertere Leistungen in der Berufsarbeit erbringen *können* und dazu auch arbeitsmoralisch bereit sind, weil sie damit kauf- und konsumkräftiger werden. Alles in allem ist daher das Rote Wien zwischen den Kriegen als eine *Erziehungsbewegung* zu bezeichnen, die Arbeiter und Angestellte auf die ‚fordistische Produktionsweise‘ vorbereitet.<sup>15</sup> Innerhalb dieser Produktionsweise übernimmt es die Fürsorge, jene kleinen Kinder, deren Pflege und Erziehung mangelhaft scheint, und jene Burschen und Mädchen, die von ihren Eltern nicht zu regelmäßigem Schulbesuch, zur „sittlichen“ Ordnung, zur Körperhygiene und zum Erlernen eines Berufs angehalten werden, in Heimen *zu erziehen*. Die Transformation der alten Armenfürsorge in eine

---

<sup>15</sup> „Fordistische Produktionsweise“ nennen wir jene historische Phase der kapitalistischen Produktionsweise, in der Staat, Länder, Kommunen und Wirtschaftsbetriebe auf die Qualifizierung eines möglichst großen Teils der Arbeitskräfte zielen, anstatt diese durch unqualifizierte schwere körperliche Arbeit rasch zu verschleifen. Dies ist sowohl die Anforderung als auch die Folge der wissenschaftlichen Organisation des Arbeitsprozesses (Arbeitszerlegung, Fließproduktion etc.). Die darüber erzielte Steigerung der Arbeitsproduktivität erlaubt geringere Stückkosten und steigert die Kaufkraft der Arbeitskräfte, die nicht nur arbeiten, sondern auch Konsumenten der industriell gefertigten Massenwaren werden. Die sozialdemokratische Stadtregierung im Roten Wien (1919-1933) reformiert die Wohn-, Gesundheits-, Schul-, Verkehrs- und eben auch die Fürsorge-Verhältnisse innerhalb der fordistisch-kapitalistischen Logik. Die Arbeitsmoral der Arbeiter und Angestellten ändert sich: Sie werden immer stärker intrinsisch durch den Wunsch nach einem „besseren Leben“ angetrieben. Emblematisch für die fordistische Produktionsweise wird der ab 1908 in den USA gebaute Ford Modell T, daher die Bezeichnung „Fordismus“, die schon früh bei Antonio Gramsci zu finden ist (Gefängnishefte, Bd. 9, Hamburg 1999, 2063 ff.). In Wien und in anderen österreichischen Städten setzt die fordistische Produktionsweise am Beginn der 1920er Jahre ein, wird aber schon am Beginn der 1930er Jahre von der Weltwirtschaftskrise und einsetzender Massenarbeitslosigkeit gehemmt. Hegemonial wird sie in Österreich erst ab Mitte der 1950er Jahre. Vgl. Reinhard Sieder/Ernst Langthaler, (Hg.), Globalgeschichte 1800-2010, Wien/Köln/Weimar 2010.

moderne Fürsorge, die sich wie die industrielle Arbeitsorganisation verstärkt diverser technischer, medizinischer und psychologischer Wissenschaften bedient, um ihre Maßnahmen zu optimieren, fügt sich somit vollends in die neue, fordistische Produktionsweise. Es ist übrigens aus diesem Zusammenhang zu erklären, dass das Fürsorgesystem und die Heimerziehung am Ende der fordistischen Produktionsweise, die ab Mitte der 1970er Jahre weltweit durch den neoliberalen Postfordismus abgelöst wird, nicht nur in Wien einer grundlegenden Reform unterworfen werden. Das System der Fürsorge wird in der Wahrnehmung postfordistischer Politik nicht nur teilweise ineffektiv, sondern vor allem schlicht zu teuer. Die mehrfach Benachteiligten ‚verdienen‘ die ihnen zugewandte Aufmerksamkeit nicht mehr.<sup>16</sup>

Am Beginn der fordistisch-kapitalistischen Produktionsweise gründen Staaten und Kommunen aufwändige Fürsorge-Apparate, die den Auftrag erhalten, die „Aufzuchtverhältnisse“ (Julius Tandler) in den Familien zu kontrollieren und dies zunächst im Hinblick auf die erbtheoretische („eugenische“) Qualität des Nachwuchses und die Versorgung und Ausbildung künftiger leistungsfähiger Arbeitskräfte. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis um 1918 meist liberal oder christlich-sozial gefärbte „Armenfürsorge“ folgt noch dem Prinzip der individuellen Bedürftigkeit ohne gesetzlichen Anspruch der Armen auf Unterstützung. Ein frühes liberales Modell ist das *Elberfelder System* aus 1853 in Deutschland: Es sieht die Dezentralisierung der Armenverwaltung, Ehrenamtlichkeit der Armenpfleger aus der städtisch-bürgerlichen Mittelschicht, „Hilfe zur Selbsthilfe“ sowie das Quartierprinzip, d.h. die Zuständigkeit des Armenpflegers für sein eigenes Wohnquartier, vor. Maßgebliche Ideen-Geberin dieser frühen Fürsorge (oder Proto-Fürsorge) ist noch nicht der Staat und noch keine Stadtverwaltung, sondern die erste, *bürgerliche Frauenbewegung*. Sie will Frauen und Mädchen zu besseren Bildungs-, Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten verhelfen und entwirft den „sozialen Frauenberuf“. Materielle und soziale Not soll durch soziales Engagement (klein)bürgerlicher Frauen und durch deren „*friendly visiting*“ gelindert werden. Es geht der Einrichtung des Fürsorgeberufs und der Ausbildung von Fürsorgerinnen in öffentlichen Schulen und Akademien (Professionalisierung) voraus. Weiterhin gilt das bürgerliche Geschlechter-Modell, doch wird die Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter durch die Professionalisierung der Fürsorgerin auf den ländlichen Bezirk und das städtische Wohnquartier ausgedehnt.

---

<sup>16</sup> Vgl. Reinhard Sieder/Ernst Langthaler, Die neoliberal-kapitalistische Produktions- und Entwicklungsweise, in: dies. (Hg.), Globalgeschichte 1800-2010, Wien/Köln/Weimar 2010, 30 ff.

Den ersten Schritt zu einer *öffentlichen* (städtischen) Jugendfürsorge in Wien bildet 1910 die Einführung der *Berufsvormundschaft*: 1912 beschließt der Wiener Gemeinderat alle unehelich geborenen Kinder im Arbeiterbezirk Ottakring unter Berufsvormundschaft zu stellen.<sup>17</sup> Die Lebensbedingungen aller „unehelich“ und damit außerhalb einer patriarchal verfassten Familie (mit einem Mann als *Familienoberhaupt* und weitreichenden Erziehungsrechten und -pflichten) geborenen Kinder werden fortan von Berufsvormündern kontrolliert; diese Kinder werden als Mündel bezeichnet. 1913 werden in Ottakring und 1914 in Rudolfsheim die ersten Jugendämter errichtet. Beide Bezirke haben einen sehr hohen Arbeiteranteil. An den ersten Jugendämtern arbeiten jeweils ein Arzt, ein Jurist (der sog. Jugendanwalt), ein rechtskundiger Berufsvormund und mehrere Pflegerinnen.<sup>18</sup> Die *Berufsvormundschaft* sorgt überall dort, wo dies der leibliche Vater aus amtlicher Sicht unterlässt oder nicht zufriedenstellend leisten kann, für die Gesundheit, den Unterhalt und die Erziehung des „ledigen“ Kindes. Nur die gesundheitliche Fürsorge erfasst auch alle ehelich geborenen Kinder. Damit sind die Hauptaspekte fürsorgerischer Arbeit für lange Zeit festgelegt. Aus freiwilliger und bürgerlicher, oft weiblicher Armenpflege und Caritas ist eine neue bio-politische Funktion der öffentlichen Verwaltung geworden. Das 1916 gegründete *Ministerium für Soziale Fürsorge*<sup>19</sup> übernimmt die oberste Aufsicht. 1917 wird die Berufsvormundschaft in *allen* Wiener Gemeindebezirken eingeführt.<sup>20</sup> Daher gilt dieses Jahr im kommunalpolitischen Diskurs als das Gründungsjahr der städtischen Jugend- bzw. Familienfürsorge. Im selben Jahr erfolgt auch der erste Schritt zur Professionalisierung: Die Stadtverwaltung richtet zweijährige *Fachkurse für Jugendfürsorge* ein. Die Absolventinnen erhalten den Berufstitel „Fürsorgerin“. Mit Gemeinderatsbeschluss vom 27. April 1917 wird *Ehe- und Kinderlosigkeit* zu einer Bedingung für den Berufseintritt der Frauen, doch hebt man diese Beschränkung aufgrund von Personalmangel schon 1919 wieder auf.<sup>21</sup> 1918 werden die Fachkurse zu einer *Akademie für soziale Verwaltung* ausgebaut; ab 1919 ist hier die Matura Voraussetzung

---

<sup>17</sup> Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring. Von der Berufsvormundschaft zur MAG ELF, hg. v. Amt für Jugend und Familie der Stadt Wien, Wien 2002, 10.

<sup>18</sup> Viktor Suchanek, Jugendfürsorge in Österreich, Wien 1924, 235.

<sup>19</sup> Ebd., 236

<sup>20</sup> Gudrun Wolfgruber, Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle. Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel der Kindesabnahme, Wien 1997; dies., Zwischen Auftrag und „Eigensinn“ – Berufsbiografische Erzählungen von Fürsorgerinnen und SozialarbeiterInnen der Wiener Jugendwohlfahrt im 20. Jahrhundert, phil. Dissertation an der Universität Wien, 2011, Typoskript; Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring, 2002, 12.

<sup>21</sup> Blätter für das Wohlfahrtswesen, 18. Jg., 1919, Nr. 215, 200.

für die Aufnahme. Daneben entstehen Schulen der katholischen Erzdiözese Wien und der Evangelischen Kirche. Weiterhin wählen nur Frauen den Beruf der Fürsorgerin, was gewiss auf deren Vorgeschichte in der bürgerlichen Frauenbewegung und die christlich-soziale Ideologie, verdichtet in der Metapher der „erweiterten Mütterlichkeit“, zurückzuführen ist. 1921 wird die Stadtverwaltung Wiens im Zuge einer großen Verwaltungsreform von der Verwaltung Niederösterreichs abgetrennt. Noch im selben Jahr gründet der Gemeinderat das *Wiener Wohlfahrtsamt*.<sup>22</sup> Schon im Jahr darauf wird die *Generalvormundschaft* der Gemeinde Wien über alle unehelichen Kinder gesetzlich erlassen, d. h. die an den Bezirksjugendämtern tätigen Berufsvormünder übernehmen die Berufsvormundschaft über alle unehelich geborene Kinder. Professionelle Fürsorge beginnt also mit der flächendeckenden Überwachung der „ledigen“ (d. h. außerehelich geborenen) Kinder.

Überwachung impliziert Normalität. Nach dem real-historischen Vorbild bürgerlicher Familien sieht das (insofern „bürgerliche“) Familien-Modell der Fürsorge vor, dass sich die Eltern für die Grundbedürfnisse (ausreichende Ernährung, Wohnen und Schlafen) wie auch für die umfassende Erziehung ihrer Kinder, genauer: für ihre Erziehung zu anpassungs- und leistungsfähigen BürgerInnen engagieren. Den Eltern werden – dem bürgerlichen Vorbild entsprechend – geschlechtsspezifische Rollen, Kompetenzen und Eigenschaften zugeordnet: Der Vater gilt als das „Familienoberhaupt“ und als der „Verdiener“, der während seiner erwerbsarbeitsbedingten Abwesenheiten die Erziehung der Kinder an die Mutter delegiert, aber nach seiner täglichen Heimkehr von der Erwerbsarbeit die patriarchalen Aufgaben der Belehrung und Disziplinierung sowie der Bestrafung übernimmt.<sup>23</sup> Die Mutter wird verantwortlich für die (sparsame, hygienische etc.) Führung des Haushalts und die Ernährung und Pflege der Kinder, auch für die „liebvolle“ Bedienung des Mannes. Diese „Arbeitsteilung“ ist der funktionale Kern des bürgerlich-patriarchalen, christlich imprägnierten Familienmodells. Obwohl es nur bedingt mit den Zielen der ersten, auch von Sozialdemokratinnen getragenen

---

<sup>22</sup> Das Wohlfahrtsamt der Stadt Wien und seine Einrichtungen. 1921-1931, hg. v. Wohlfahrtsamt, Wiener Magistrat, Wien 1931.

<sup>23</sup> Das dazu in Wiener Facharbeiterfamilien ausgebildete Ritual wird rekonstruiert und analysiert in: Reinhard Sieder, „Vata, derf i aufstehen?“ Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900, in: Hubert Ch. Ehalt/Gernot Heiß/Hannes Stekl (Hg.), *Glücklich ist, wer vergisst...? Das andere Wien um 1900*, Graz/Wien 1986, 39-89; zur Arbeiterfamilie und der Kommunalpolitik im Roten Wien vgl. Gottfried Pirhofer/Reinhard Sieder, *Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik*, in: Michael Mitterauer/Reinhard Sieder (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt am Main 1982, 326-368.

Frauenbewegung und noch weniger mit den Zielen der zweiten Frauenbewegung (ab ca. 1970) zu vereinbaren ist, legt es die städtische Fürsorge in Wien fortan und bis in die 1980er Jahre an alle Arbeiter- und Angestellten-Familien an. „Uneheliche“ Mutterschaft, erwerbsbedingte Abwesenheit der Mutter und Arbeitslosigkeit des Mannes werden zu den ersten und vorrangigen Indikatoren für Erziehungsmangel bzw. für mangelnde Qualität der Erziehung in der Familie. Die materiellen, sozialen und kulturellen Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter und kleinen Angestellten sind freilich andere als jene des städtischen Bürgertums oder auch der patriarchalen Bauernfamilie zentraleuropäischen Typs.<sup>24</sup> Dennoch sollen sich auch Arbeiter und Angestellte am Modell der christlich-bürgerlich-patriarchalen Familie orientieren und ihm wenigstens möglichst nahe kommen. Die Macht und Kompetenz des Vaters, die ihm zugeordnete Rolle des Familienoberhauptes, des ersten Erziehers und Kontrollors des Haushalts zu übernehmen, beruht hier naturgemäß nicht auf Besitz, Beruf, Amt und Eigentum, sondern einzig auf seiner zuverlässigen, möglichst stetigen Erwerbsarbeit, seinem Lohneinkommen und seiner Arbeitsdisziplin. Wo Elemente des bürgerlichen Modells im Hinblick auf die „Erziehung“ der Kinder fehlen, spricht der Fürsorge-Diskurs in den folgenden Jahrzehnten von drohender oder bereits eingetretener oder von „fortgeschrittener Verwahrlosung“ resp. „Gefährdung“.

„Verwahrlosung“ bezeichnet demnach zu allererst eine wahrgenommene Klassendifferenz: die relative Abweichung einer Familie und ihres Haushalts vom bürgerlichen Modell. Doch macht der Begriff in den folgenden Jahrzehnten eine bemerkenswerte Karriere. Die ersten Autoren, die darüber schreiben, sind evangelische und katholische Priester, ihnen folgen PädagogInnen, Heilpädagogen und einige Psychoanalytiker, sowie bald auch die neuen ExpertInnen der städtischen Fürsorge. An ältere Diskurse anknüpfend, werden schon im 19. Jahrhundert „Gassenkinder“<sup>25</sup> und die „Verwahrlosung der Großstadtjugend“<sup>26</sup> eher beschworen als analysiert und zu einer

---

<sup>24</sup> Zur Vielfalt europäischer Familienformen im Weltvergleich siehe Reinhard Sieder, *Haus und Familie: Regime der Reproduktion in Lateinamerika, China und Europa*, in: Reinhard Sieder/Ernst Langthaler (Hg.), *Globalgeschichte 1800 – 2010*, Wien/Köln/Weimar 2010, 285-341.

<sup>25</sup> Kinder der ungelerten Arbeiter und Gelegenheitsarbeiter, aber auch der kleinen Händler, die sich tagsüber in den Gassen, auf Plätzen, in Parks, an den Flussufern und an den Stadträndern in autonomen Gruppen bewegten; vgl. Reinhard Sieder, „Gassenkinder“, in: ders., *Das Volk und seine Meister. Alltag und Politik im Roten Wien*, Druck in Vorbereitung.

<sup>26</sup> August Aichhorn, *Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung*, Wien 1925; Siegfried Bernfeld, *Über den Begriff der Jugend* (1915), in: ders., *Theorie des*

Wachstumspathologie der Großstadt stilisiert. Schon sehr früh zeigen die beteiligten AutorInnen die Neigung, Kinder der Arbeiter nicht nur für *gefährdet* zu halten, sondern ihnen auch *gefährliche* Eigenschaften zuzuschreiben. ‚Verwahrlosung‘, zunächst etwas durch fehlende Erziehung oder einen materiellen Mangel im Haushalt Erlittenes, erhält somit ein aktives Konnotat. Um 1912 beschreiben evangelische Pastoren in deutschen Städten erstmals eine sie irritierende Kultur der „Halbstarke“. Arbeiterjugendliche (Lehrlinge, Gesellen, angelernte Industriearbeiter, Hilfsarbeiter) stehen an den Straßenecken der Städte, mit einer „frechen Locke“ in der Stirn, einer Zigarette im Mund und aufreizend lässigem Gehaben. Städtische Bürgerinnen und Bürger, zuvorderst Priester, Pastoren, LehrerInnen und PädagogInnen deuten und fühlen dies als einen Angriff auf ihre Werte. Derselbe Begriff taucht in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre erneut auf.<sup>27</sup> Nun wird er auf eine neue Generation von vorwiegend aus der Arbeiterschaft kommenden Jugendlichen angewandt, die Lederjacken tragen, Mopeds fahren und Rock ´n´ Roll hören, neuerlich mit für die Beobachter zu langen Haaren. Die Generation der „Halbstarke“ wird unmittelbar nach der Jugendkultur der eleganten und auf Swing orientierten „Schlurfs“ die Wiener Fürsorge unter der Chiffre „Verdorbene Jugend“ beschäftigen.<sup>28</sup>

Auch die universitäre Heilpädagogik und die Entwicklungspsychologie reflektieren die christlich-bürgerliche Sorge um die „Stadtjugend“ und tragen einige langlebige Begriffe und Theorien dazu bei. WissenschaftlerInnen dieser Fächer sind sich aber kaum jemals dessen bewusst, dass sie einem Regierungs-Projekt der Bio-Politik zuarbeiten; ihr Bemühen, sich zu einer exakten Wissenschaft (nach dem Vorbild der erfolgreichen Naturwissenschaften) zu entwickeln, aber auch ihre Indienstnahme durch staatliche und kommunale Regierungsstellen erzeugen ihre auffällige Blindheit für gesellschaftliche Ursachen und Zusammenhänge.<sup>29</sup>

Spätestens in den 1920er Jahren wird ‚Verwahrlosung‘ ein Schlüsselbegriff in der Heilpädagogik. Vor allem religiös geprägten AutorInnen gilt ‚Verwahrlosung‘ als Verschulden von Eltern und Kindern, als Ausdruck ihrer Haltlosigkeit und

---

Jugendalters. Schriften 1914-1938, hg. v. Ulrich Herrmann (S. B., Sämtliche Werke in 16 Bänden, Band 1).

<sup>27</sup> Vgl. Thomas Grotum, Die Halbstarke. Die Kultur einer Jugendbewegung in den 1950er Jahren, Frankfurt am Main 1997.

<sup>28</sup> Siehe beispielsweise Alois Jalkotzky, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität, in: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17-48.

<sup>29</sup> Dazu grundlegend Theodor W. Adorno, Gesellschaftstheorie und Kulturkritik, bes. das Kapitel „Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie“, Frankfurt am Main 1975.

Willensschwäche, als Verstoß gegen soziale Regeln und Sitten und als Vorstufe von Kriminalität.<sup>30</sup> Früh schon taucht in heilpädagogischen Schriften auch eine (tiefen)psychologische Erklärung der ‚Verwahrlosung‘ auf, wenn davon die Rede ist, dass eine „triebhafter Unordentlichkeit, etwas Chaotisches“ für sie verantwortlich wäre<sup>31</sup> und der „sittliche Verfall“ der deutlichste Ausdruck von ‚Verwahrlosung‘ sei.<sup>32</sup> Der sozialdemokratische und dann auch der nationalsozialistische Diskurs verbinden das Negativum ‚Verwahrlosung‘ auffallend stark mit dem positiven Begriff der ‚Gemeinschaft‘. Der Hort beispielsweise habe eine „familienmäßig zusammengefaßte Gemeinschaft“ zu sein, in der die Instanzen der Fürsorge, der Schule, der Jugendfürsorge und der Horterziehung „zielbewußt“ ineinander greifen.<sup>33</sup> Die Kooperation dieser Institutionen wird als das „Wiener System“ der Jugendfürsorge europaweit bekannt. Im detaillierten Bericht einer Wiener Hortleiterin erscheint die Re-Sozialisierung der „Gassenkinder“ durch die kompensatorische Erziehung im Hort nachgerade eine Voraussetzung für die Herstellung von „Gemeinschaftsfähigkeit“. Jenen Kindern, die sich der Horterziehung entziehen und sich die Freizügigkeit ihres Gassenlebens bewahren wollen, sei ihr „dissoziales Streben“ bewusst zu machen.<sup>34</sup>

Weitere starke Aussagen im pädagogischen Diskurs sind, dass nur jene Kinder auf der Straße leben, deren Eltern keine pädagogische Kontrolle ausüben können oder wollen und sich auf der Straße keinerlei „pädagogisch wertvolle Gemeinschaft“ der Kinder bilde, sondern eine gefährliche und gewaltbereite Konkurrenz kleiner Wilder. Demgegenüber wird – nicht minder ideologisch – die Gemeinschaft der „Hortkinder“ überhöht und als Sozialisations-Agentur einer künftigen *sozialen Gemeinschaft* moralisch-ethisch privilegiert. Auf diese Weise erklären professionelle Erzieherinnen und Erzieher – viele verstehen sich im Roten Wien als „sozialistische Erzieher“ – ihre Erziehungs-Arbeit zu einer Schlüsselarbeit im sozialdemokratischen Zukunftsprojekt, die aus den kleinen Wilden *gemeinschaftsfähige* Menschen macht und somit die Grundvoraussetzung für eine demokratische Gesellschaft schafft.

---

<sup>30</sup> Vgl. exemplarisch Adalbert Gregor/Else Voigtländer, Charakterstruktur verwahrloster Kinder und Jugendlicher, Leipzig 1922; H. Haarmann, Der Kampf um die Gefährdung und Verwahrlosung Jugendlicher, in: Hermann Küster, Erziehungsprobleme der Reifezeit, Leipzig 1925.

<sup>31</sup> Linus Bopp, Allgemeine Heilpädagogik, Freiburg im Breisgau 1930.

<sup>32</sup> Eduard Montalta, Jugendverwahrlosung, Zug 1939.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Hilde Krampflichek, Ein Jahr Erziehungsberatungsstelle, in: Sozialistische Erziehung 4/8 (1924), 307 ff.

Die eben durch Kursivierung hervorgehobenen Begriffe werden in den 1950er Jahren – trotz der Kompromittierung der Gemeinschaftsrhetorik im Nationalsozialismus – weiter benützt; so lesen wir 1952: Verwahrlost sei ein Jugendlicher, der „Gemeinschaft nicht nur ablehnt, sondern *gemeinschaftswidrig gesinnt* ist“.<sup>35</sup> Noch prägender für die Fürsorge wird nun die schon vor dem Ersten Weltkrieg formulierte Idee, ‚Verwahrlosung‘ sei eine nachhaltige Schädigung des Kindes, die ihm durch Eltern und die Umstände der Familie und des Haushalts angetan worden sei. Die heilpädagogische Argumentation, das „verwahrloste Kind“ sei *das Symptom* einer „verwahrlosten Familie“, finden wir schon in den 1920er Jahren,<sup>36</sup> wird aber erst in den 1950er Jahren für die praktische Fürsorge in der Weise handlungsleitend, dass der „Symptomträger“ (das mehr oder minder geschädigte oder auffällige Kind) aus der Familie „herausgenommen“ wird (s. das Experteninterview 1 im Kapitel IV). Für die Erziehungsberatung im Rahmen des Wiener Jugendamtes wird vor allem eine Schrift des Lehrers, Psychoanalytikers und langjährigen Erziehungsberaters August Aichhorn wegweisend; er umschreibt Verwahrlosung als „Verbleiben in ursprünglicher primitiver Realitätsfähigkeit ohne zur Kulturfähigkeit zu kommen – infolge unzureichender Erziehung“.<sup>37</sup> In den folgenden Jahrzehnten und bis heute bleibt ‚Verwahrlosung‘ der Schlüsselbegriff zur Begründung von Maßnahmen der Fürsorgeerziehung.

Schon um 1918 finden wir aber auch erste Kritik an diesem Begriff: „Der Ausdruck Verwahrlosung bildet einen unscharfen Begriff, da er sowohl seelische wie körperliche Zustände, Lebensverhältnisse, wie Handlungsweisen des Individuums bezeichnet.“<sup>38</sup> – Diese Unschärfe des Begriffs bleibt in den folgenden Jahrzehnten in allen Berichten und Diagnosen von Fürsorgerinnen, Heilpädagogen, PsychologInnen und Ärzten, die uns hier beschäftigen werden, erhalten. Innerhalb des Fürsorgesystems nimmt die Unschärfe jeweils zu, je weniger akademisch der Gebrauch des Begriffs und je praxisnäher diejenigen sind, die ‚Verwahrlosung‘ mit den Mitteln der Fürsorge-Erziehung bekämpfen

---

<sup>35</sup> Otto Tumlirz, *Die Jugendverwahrlosung*, Graz/Wien 1952, 17.

<sup>36</sup> Theodor Heller, *Grundriß der Heilpädagogik*, Leipzig 1912; Gertrud Moses, *Zum Problem der sozialen Familienverwahrlosung*, Langensalza 1920.

<sup>37</sup> August Aichhorn, *Verwahrloste Jugend*, Leipzig/Wien/Zürich 1925, 16. Aichhorn ist übrigens weder Arzt noch Psychologe, sondern Lehrer. Bereits 1918 erteilt ihm das Wiener Jugendamt den Auftrag, in Oberhollabrunn eine Erziehungsanstalt einzurichten, die experimentellen Charakter hat. Erst 1922 wird Aichhorn Ordentliches Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Siehe Thomas Aichhorn, August Aichhorn, in: Otto Frischenschlager (Hg.), *Wien, wo sonst! Die Entstehung der Psychoanalyse und ihrer Schulen*, Wien u. a. 1994, 65-71.

<sup>38</sup> Gregor/Voigtländer, *Verwahrlosung*, Berlin 1918, 3.

sollen. Die Unschärfe des Begriffs ist im Fürsorgesystem – rein administrativ gesehen – funktional und nützlich: Sie erlaubt es, von so verschiedenen Indikatoren wie materieller Armut, mangelnder Körperpflege, Symptomen der Gewalt in der elterlichen Erziehung, Lernschwierigkeiten des Kindes, auffälligem Verhalten in der Schule oder dem „Herumstreuen in Praternähe“ etc. die Notwendigkeit einer fürsorgerischen Intervention abzuleiten. Diese Praktikabilität des unscharfen Begriffs begünstigt aber auch eine Unschärfe des Denkens: Höchst verschiedene Indikatoren werden zu einem einzigen Phänomen gebündelt, dem der Begriff den Namen gibt.

Wer die Verwahrlosung von Kindern bekämpfen will, beklagt im patriarchalen Referenzrahmen der Sozialpolitik die mangelnde oder fehlende Präsenz vieler Väter und die „Erziehungsschwäche“, die „Überforderung“ oder die „Nachgiebigkeit“ vieler Mütter. In Wien sind es, wie in anderen Städten, vor allem Mütter unehelich geborener Kinder und „alleinerziehende Mütter“, die von den Sprengelfürsorgerinnen kontrolliert, beraten und unterstützt werden. Ihnen wird häufig Hilfe und Beratung gewährt. Gelten Eltern aber als erziehungs“unfähig“, werden sie temporär, oft bis zum Erreichen der Großjährigkeit des Kindes, durch den Anspruch nach „professionelle“ ErzieherInnen ersetzt. Die gesetzliche Erziehungsmacht geht in solchen Fällen teilweise auf Berufsvormünder über.<sup>39</sup> Dies folgt der alteuropäischen Rechtsidee des „Mündels“, d. i. ein Kind, das aufgrund seiner außerehelichen Geburt dem Kontrollrecht und der Obsorge der Gemeinde unterworfen wird; dieser Rechtsidee wird in Wien erstmals der Rechtsanspruch der Mutter und des Kindes auf die Hilfe der „Mutter Gemeinde“ gegenübergestellt. Demgegenüber ist das Recht des leiblichen Vaters auf Kontakt mit seinem Kind bis ans Ende des 20. Jahrhunderts – so weit wir sehen – kein Thema. Der Vater des „ledigen“ Kindes tritt – wie auch der geschiedene Vater – meist nur als säumiger Zahler von Unterhalt bzw. als oft säumiger, mühsam aufgespürter, oft gepfändeter Schuldner von Pflegekosten in den Blick des Jugendamtes.

Mit der Ausdehnung der Generalvormundschaft auf alle Bezirke der Stadt (1922) und mit der Einführung des „Wäschepakets“ (1925) erfolgt die flächendeckende Einführung der *Hausbesuche* der Fürsorgerinnen in allen Haushalten, in denen eben ein Kind geboren worden ist. Die dafür zuständige Sprengelfürsorgerin stellt nach ihrem subjektiven Eindruck das eventuelle Ungenügen der Haushaltsführung und / oder der „Pflege und Erziehung“ des Kindes fest und setzt einen Prozess der sich intensivierenden und

---

<sup>39</sup> Vgl. Wolfgang Müller, *Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit*, Weinheim/Basel 1982, 32.

zunehmend mehr ExpertInnen involvierenden Kontrolle und Begutachtung in Gang. Im Namen des Bezirksjugendamtes holt sie Schulberichte über schulpflichtige Kinder ein und fordert Gutachten des Erziehungsberatung und des Psychologischen Dienstes (ab 1961 in der MAG 11 etabliert) und / oder des Schulpsychologischen Dienstes beim Stadtschulrat für Wien oder der Heilpädagogischen Station an der Universitäts-Kinderklinik an. Erwägt das Bezirksjugendamt, das Kind in „Gemeindepflege“, d. h. in eines der Kinderheime oder zu Pflegeeltern zu überstellen, wird es zunächst in der *Kinderübernahmsstelle* in Wien 5, Siebenbrunnengasse 58, ab Juli 1925 in der neu errichteten, zentralen Kinderübernahmsstelle (KÜSt) in Wien 9, Lustkandlgasse 50 aufgenommen. Ist die alte Kinderübernahmsstelle in der Siebenbrunnengasse noch ein oft überfülltes Durchzugsheim, von dem die Kinder innerhalb von Stunden oder wenigen Tagen auf Kinderheime verteilt werden, setzt mit der im Juli 1925 eröffneten Kinderübernahmsstelle (KÜSt) in der Lustkandlgasse ein neues ‚wissenschaftliches Zeitalter‘ der Fürsorge ein. Hier werden die „überstellten“ Kinder in der Regel über drei Wochen einer Beobachtung durch PsychologInnen, Ärzte und Fürsorgerinnen unterzogen. Danach treffen die ExpertInnen die Entscheidung, wie mit dem Kind weiter verfahren werden soll. Sie haben drei Möglichkeiten: erstens, Überstellung des Kindes in eines der Kinderheime der Stadt bzw. in das Kinderheim eines privaten Heimträgers, mit dem das Jugendamt zu diesem Zweck einen Vertrag geschlossen hat; zweitens, Übergabe des Kindes an dazu ausgewählte Pflegeeltern eventuell mit der Möglichkeit zur Adoption, und, drittens, Rückstellung des Kindes an die Herkunftsfamilie. Eine Rückstellung an die Eltern erfolgt – aus den von uns eingesehenen Akten der Kinderübernahmsstelle zu schließen – nur selten und nur dann, wenn die Eltern dies ausdrücklich wünschen, die Familie in hinreichenden Wohnverhältnissen lebt (insbesondere eine eigene Schlafstelle für das Kind hat) und zumindest aus Mutter und Kind besteht. Eine Rückstellung erfolgt hingegen in der Regel nicht, wenn die Familie ‚nur‘ aus Vater und Kind besteht resp. nach Rückstellung des Kindes bestehen würde. Großeltern kommen in der Praxis des Jugendamtes als Ersatz der Eltern in Frage; regelmäßig wird erhoben, ob ein Großeltern-Paar zur Verfügung stünde. Hingegen kommen allein lebende Großväter für das Jugendamt nicht in Frage. Es scheint, als stünden alleinstehende Männer (Väter wie Großväter) erstens im Ruf, ein Kind nicht versorgen zu können, zweitens aber auch unter Generalverdacht, eventuell sexuelle Missbraucher von Kindern zu sein. 1985 wird die KÜSt bzw. das ihr angeschlossene Heim in „Julius-Tandler-Familienzentrum“

umbenannt; 1998 wird sie im Zuge der *Heimreform 2000* der MAG 11 (Amt für Jugend und Familie in Wien) aufgelöst.<sup>40</sup>

## Ideologien, Begriffe und Konzepte der Wiener „Familienfürsorge“

Im Rahmen einer „positiven“ Eugenik und einer pro-natalistischen qualitativen Bevölkerungspolitik soll die Säuglings-, Kinder- und Jugendfürsorge seit ihrer Institutionalisierung als kommunales Amt die hohe Säuglingssterblichkeit bekämpfen und „in der Arbeiterschaft“ bessere „Aufzuchtbedingungen“ herstellen. Das Modell für hinreichend pflegetüchtige Familien ist, wie gesagt, die bürgerliche Familie (genauer: eine idealtypische Abstraktion realer bürgerlicher Familien). Sozialdemokratische Kommunalpolitik im Roten Wien zielt vornehmlich auf die Felder der Reproduktion: Wohnen, Haushalt und Familienleben, Gesundheit und Krankenanstalten, Kindergarten, Schule und Hort, Ausbau des öffentlichen Verkehrs; dies ist, wie gesagt, nur in der austromarxistischen Rhetorik der erste Schritt zum Sozialismus; de facto und im Rückblick gesehen ist es die Vorbereitung der Arbeiterschaft auf die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise, die ohne Zweifel die Lebensqualität vieler Arbeiter- und Angestelltenfamilien erheblich verbessert.<sup>41</sup> In diesem sozialpolitischen Kontext der *Ertüchtigung der Arbeitskräfte* verpflichteten sich die Stadtregierung und ihre Verwaltung, zunächst oft noch in der alten Rhetorik der Armenfürsorge, allen „Hilfsbedürftigen“ Hilfe zu *gewähren*. Mit dem *generalisierten Rechtsanspruch* auf Hilfe gibt sie sich aber auch das Recht, in das Familienleben und in die Erziehung von Kindern und Jugendlichen Einblick zu nehmen und bei Bedarf zu intervenieren. Prophylaktisch wird der Begriff der Armut und Hilfsbedürftigkeit auf alle Kinder ausgedehnt und schließt somit potenziell alle Kinder in den Wirkungsbereich der städtischen Fürsorge ein: „Jedes Kind ist von Natur aus arm und hilfsbedürftig und bleibt dies so lange, bis es die Erziehung zu einem *brauchbaren* Menschen gemacht hat.“<sup>42</sup>

---

<sup>40</sup> Heim 2000. Projektgruppe. Realisierung und Planung 1.10. 1998; Eveline Eichmann, Wolfgang Seiser, Martina Höglinger, Eva Ramharter, Monika Kolouch, Heim 2000. 2. Zwischenbericht Juni 1997-bis Juni 1999. Mag Elf, Dezernat VI, Wien 1999; Dezernat 6 – Sozialpädagogische Einrichtungen: Leitung: Mag.a Eveline Brehm, Mag.a Martina Höglinger, Mag.a Gabriele Perko, Wolfgang Herzog, Lukas Feuerstein, Eva Ramharter, Monika Kolouch, Gabriele Katzenschlager, Reform „Heim 2000“. Abschlussbericht 1995-2003. MAG ELF – Amt für Jugend und Familie, Rüdengasse 11, 1030 Wien, Wien 2004.

<sup>41</sup> Vgl. Pirhofer/Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien.

<sup>42</sup> Zeitschrift für Kinderschutz, 11. Jg. 1919, Nr. 3, 60.

Erziehung leisten zu allererst Eltern, Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Lehrer und Lehrerinnen. Wo die Eltern nach subjektiver Wahrnehmung der Fürsorgerin und darin durch Gutachten psychologischer, pädagogischer und psychiatrischer ExpertInnen bestätigt, Mängel oder Unsicherheiten zeigen, werden sie zunächst von der Fürsorgerin resp. von einem „Erziehungsberater“ beraten, ermahnt, unterstützt oder – nach Überstellung des Kindes / der Kinder einer Familie in eines der Kinderheime durch – dem Anspruch nach (!) – professionelle ErzieherInnen ersetzt. Auf einer ersten Stufe leistet das Jugendamt *Erziehungsberatung* (EB) und (gerichtliche) *Erziehungshilfe* (EH und GEH), auf einer zweiten, die einen Bescheid des Pflsgerichts benötigt, *Fürsorgeerziehung* (FE).

Bevorzugtes Einsatzgebiet der kommunalen Fürsorge ist – wie auch in der älteren Armenpflege – die Arbeiterschaft, deren Ränder freilich nicht trennscharf definiert werden können. Hier will der sozialdemokratische Stadtrat, Arzt, Anatom und Universitätsprofessor an der Universität Wien, Julius Tandler, „optimale Aufzuchtverhältnisse“<sup>43</sup> sichergestellt wissen. „Zeugung“ und „Aufzucht“ gelten im zeitgenössischen Paradigma der Eugenik bzw. der Rasse(n)hygiene als die wichtigsten Aufgaben der Familie für die Gesellschaft.<sup>44</sup> Die Interessen der Eltern und vor allem der Mutter werden deutlich dem Wohl des *Volksganzen* untergeordnet. Die Maßnahmen sind „eugenisch“ bzw. „rasse(n)hygienisch“ orientiert, d. h. auf eine „menschliche Zuchtwahl“ ausgerichtet. In der sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Variante sollen „Erbkranke“ *freiwillig* auf Nachwuchs verzichten. Im Anschluss an die Degenerationstheorie des französischen Psychiaters Benedict Augustin Morel halten auch sozialistische und sozialdemokratische Rasse(n)hygieniker wie Grotjahn, Schallmayer u.a.<sup>45</sup> an der Vorstellung von der *progressiven Vererbung* von Geisteskrankheiten fest. Von der nationalsozialistischen Rassenhygiene unterscheidet sich der sozialistische Eugenik-Diskurs durch seine Abgrenzung von der „nordischen“ Rassenanthropologie und

---

<sup>43</sup> Julius Tandler, *Ehe und Bevölkerungspolitik*, 15.

<sup>44</sup> Seit Ende des 19. Jahrhunderts kam es in vielen Ländern Europas und auch in den USA zur Ausbildung einer eugenischen bzw. rassehygienischen (im Nationalsozialismus: „rassehygienischen“) Bewegung.

<sup>45</sup> Zum Sozialdemokraten Alfred Grotjahn vgl. ders., *Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung. Versuch einer praktischen Eugenik*, Berlin/Wien 1926. Von dem Sozialdemokraten Wilhelm Schallmayer erscheint 1907 ein den Diskurs mit begründendes Werk: *Auslese als Faktoren zu Tüchtigkeit und Entartung der Völker*, Brackwede 1907; einen Überblick über die Geschichte der Eugenik bzw. Rasse(n)hygiene geben Peter Emil Becker, *Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich IX*, Stuttgart 1988; Michael Schwartz, *Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890-1933*, Bonn 1995.

ihrer These, die „nordische“ Rasse sei anderen Rassen überlegen sowie durch die Beschränkung auf *freiwillige* Verzichtleistungen der als „erbkrank“ eingestuften Personen.

Dieser sozialdemokratische resp. sozialistische Eugenik-Diskurs prägt auch das Denken und Argumentieren des Wiener Stadtrats für das Wohlfahrtswesen und Begründer einer sich professionalisierenden Familien- und Jugendfürsorge, Julius Tandler. Nach dem Programm Tandlers beginnt Fürsorge als „Wohlfahrt der noch Ungeborenen“<sup>46</sup> und zielt auf eine „vernünftige Zuchtwahl“, also eine „vernünftige Auslese der sich paarenden Menschen.“<sup>47</sup> „Bevölkerungspolitisch unproduktive“ Ausgaben, d. h. Fürsorgeleistungen für „Gebrechliche, Alte und Irre“ sollen möglichst gering gehalten werden.<sup>48</sup> Das Ziel ist, „die Familie als Keimzelle aller sozialen Organisationen gesund zu erhalten“.<sup>49</sup>

Ein zweiter Fachdiskurs, der die Familien- und Jugendfürsorge im deutschen Sprachraum und insbesondere in Wien stark orientiert, ist jener der *Heilpädagogik*.<sup>50</sup> Mangelt es an der Präsenz der Eltern und /oder an Erziehungskompetenz, werden sehr verschiedene und sehr unterschiedlich verursachte Schwierigkeiten der Kinder mit auffallend wenigen heilpädagogischen Begriffen wie „Verwahrlosung“, „Asozialität“, „Erziehungsschwierigkeiten“, „Lernschwierigkeiten“ u. ä. *klassifiziert*. Als Ursache gelten vor allem „Erziehungs- oder Pflegefehler“ der Eltern, meist in ungenügend ausgestatteten Haushalten.

---

<sup>46</sup> Ebd., 17.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Julius Tandler, Ehe und Bevölkerungspolitik, 16.

<sup>49</sup> Blätter für das Wohlfahrtswesen, 22. Jg. 1923, Nr. 237, 28.

<sup>50</sup> 1861 erscheint der erste Band des Buches Die Heilpädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Idiotie und der Idiotenanstalten von Jan Daniel Georgens und Heinrich Marianus Deinhardt. Diesem Band liegt eine Vortragsreihe zugrunde, die zuvor in der Akademie der Wissenschaften in Wien stattfand. Damit wird der Begriff Heilpädagogik in den pädagogischen Diskurs eingeführt. In weiterer Folge entwickelt die Heilpädagogik eine Diagnostik und Konzepte zur Förderung der Persönlichkeit, ihrer Eigenständigkeit und Gemeinschaftsfähigkeit. Zu ihren Methoden zählen v.a. musisch-kreative, bewegungs- und körperorientierte Verfahren, Beratungsverfahren und psychotherapeutisch orientierte Verfahren. Im Untersuchungszeitraum (1950er bis 1980er Jahre) finden wir in Wien eine Heilpädagogische Station (Leitung Prof. Asperger) an der Kinderklinik der Universität Wien, ein von einer privaten Organisation gegründetes und geführtes Therapieheim Dornbach mit psychoanalytischer Orientierung und kreativ-musischen Methoden sowie ein „Heilpädagogisches Kinderheim“ eines privaten Trägervereins in Wien Hütteldorf. Sie alle sind am System der Heimerziehung in verschiedener Weise beteiligt. In den Gutachten, die das Wiener Jugendamt zu Heimkindern einholt, fällt vor allem die hohe Präsenz eines Oberarztes an der Heilpädagogischen Station der Kinderklinik auf.

Am Ende der Ersten Republik 1933/1934 und im folgenden „christlichen Ständestaat“ (Austrofaschismus) werden die christlichen Komponenten des in allen politischen Lagern längst etablierten Familienbildes nochmals gestärkt. Entsprechend wird die Frau noch deutlicher in den Dienst der Fortpflanzung und der Kinderpflege genommen. Eugenische Maßnahmen fokussieren die Schwangerenfürsorge. Angesichts der hohen Säuglingssterblichkeit sowie vieler an Tuberkulose und Syphilis erkrankter Personen empfiehlt August Reuß (1879-1954), Professor für Pädiatrie in Graz und Wien sowie Leiter der Reichsanstalt für „Mutterschutz und Säuglingsfürsorge“ in Wien-Glanzing<sup>51</sup> im Oktober 1934, die „gefährdeten Kinder rechtzeitig aus dem *gefährlichen* (sic!) Milieu herauszunehmen.“ Die Überlegungen dazu sollen „schon während der Schwangerschaft der Frau angestellt werden, denn wenn das Kind einmal da ist, kann man nicht von heute auf morgen Rat schaffen. Hier eröffnen sich neue Pflichten für die Schwangerenfürsorge.“<sup>52</sup>

Im Dritten Reich wächst der Einfluss der Eugeniker auf Politik und Verwaltung erheblich. *Rassenhygiene* ist dem anthropologischen Rassismus verpflichtet. Dem eugenischen Gedanken der *Auslese* (den zuvor auch sozialdemokratische Eugeniker wie Grotjahn und Schallmayer teilen) fügen Nationalsozialisten die *Ausmerze* hinzu, die planmäßige Ermordung von als „lebensunwert“ klassifizierten Frauen und Männern, Kindern und Jugendlichen. Im NS-Staat wird „Rassenhygiene“ (Rasse steht nun immer im Plural, um die unterschiedliche Wertigkeit der Rassen zu symbolisieren) zu einem Pflichtfach für alle Mediziner. Nationalsozialistische Rassenhygiene betont – nach dem „moderaten Rassismus“ der Sozialisten und Sozialdemokraten – die qualitativen Unterschiede der „Rassen“ und bereitet der Vernichtung bestimmter Rassen ideologisch den Weg. Die Medizin trägt damit wesentlich zur Popularisierung des anthropologischen Rassismus bei und unterstützt direkt und indirekt das Konzept des *faschistischen* Staates, der nach Zerstörung des demokratischen Pluralismus alle nötigen Mittel aufbietet, um die rassistische Ideen in staatliche Politik umzusetzen. So heißt es bei Fritz Lenz 1932: „Die Staatsidee des Fascismus hat ohnehin eine Wesensverwandtschaft mit der rassenhygienischen Idee.“<sup>53</sup> Die Konsequenz ist, dass der gesamte Apparat der bis zur Machtübergabe an die Nationalsozialisten entwickelten Fürsorge – auch in Wien – zu

---

<sup>51</sup> Mit seinem Buch *Die Krankheiten des Neugeborenen*, Berlin 1914, wird August Reuss zum Pionier der Wiener Neonatologie.

<sup>52</sup> August Reuß, Kinderfürsorge im Dienste der Bevölkerungspolitik, in: Neue Freie Presse, 14.10.1934, 2.

<sup>53</sup> Fritz Lenz, *Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik)*, 4. Aufl., München 1932, 415.

einem Werkzeug *rassistischer* Bio-Politik wird, die Auslese *und* Ausmerze (Tötung) betreibt.

Den Anfang der sog. *Erziehungsberatung* für Eltern und Vormünder im Rahmen des Wiener Jugendamtes setzt schon im Jahr 1919 der Heilpädagoge Franz Winkelmayr.<sup>54</sup> Er befürwortet früh eine Differenzierung der Erziehungsheime und fordert, die Kinder zu „sichten“, ehe sie in eines der Kinderheime gebracht werden. Winkelmayr wird nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich leitender Erziehungsberater des Gaujugendamtes und übernimmt 1943 die kommissarische Leitung des „Wiener städtischen Erziehungsheimes Am Spiegelgrund.“ Der Lehrer und Psychoanalytiker August Aichhorn übernimmt 1922 die *Erziehungsberatungsstelle* des Wiener Jugendamtes. Er hält in Fällen von „Betteln, Schulschwänzen, Diebstahl, Misshandlung, sexuellem Missbrauch, Schwererziehbarkeit und Verwahrlosung“ Beratungsstunden in mehreren Wiener Bezirksjugendämtern ab.<sup>55</sup> 1926 werden hier neben Aichhorn zwei Ärzte als Erziehungsberater tätig – was die Tendenz zum eugenisch-medizinischen Paradigma unter Stadtrat Julius Tandler belegt. Unterstützt wird der Erziehungsberater jeweils durch eine Fürsorgerin. Die Sprengelfürsorgerin entscheidet, welches Kind aus ‚ihrem‘ Sprengel einer Erziehungsberatung (EB) im Bezirksjugendamt (BJA) zugeführt werden soll. Mittellosen Eltern und Pflegeeltern soll die Möglichkeit geboten werden, bei erzieherischen Schwierigkeiten Beratung einzuholen.<sup>56</sup> Aichhorn versteht die Aufgabe des Erziehungsberaters als die eines „verständnisvollen Verbündeten“ der „Verwahrlosten“.<sup>57</sup>

---

<sup>54</sup> Psychologischer Dienst, 21.

<sup>55</sup> Zunächst in den Jugendämtern des 3., 8., 10., 12., 6. und 19. Gemeindebezirkes und in der Zentrale des Jugendamtes. Nach Ausweitung der Erziehungsberatung werden 1923/24 insgesamt 1.144 schulpflichtige Wiener Kinder der Erziehungsberatung „vorgeführt“.

Psychologischer Dienst, 7. Zur Frequenz, zur zeitlichen Dauer der Erziehungsberatung, zu ihrem Ausbau und zur erstaunlichen personellen Kontinuität an ihrer Spitze auch nach dem „Anschluss“ an das Dritte Reich im März 1938 siehe Clarissa Rudolph / Gerhard Benetka, Zur Geschichte des Wiener Jugendamtes, in: Ernst Berger (Hg.), Verfolgte Kindheit, 47-88.

<sup>56</sup> 70 Jahre Jugendamt, 1987, 19; Psychologischer Dienst, 7.

<sup>57</sup> „(...) ich bin nicht der Erwachsene, nicht die zu bekämpfende Autorität, sondern der verständnisvolle Verbündete.“ Siehe August Aichhorn, Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgerziehung, Wien 1925, 112. Dieses Buch fand internationale Anerkennung und wurde ein Standardwerk der „Verwahrlosungs-forschung“ sowie zur Grundlage für weitere „Theorien von Verwahrlosung und Dissozialität“. Vgl. Krista Placheta, Verwahrlosung, Pädagogik und Psychoanalyse, in: Wiener Psychoanalytische Vereinigung (Hg.), Psychoanalyse für Pädagogen, Wien 2001, 14-32, hier 15f.

In der Jugendfürsorgeanstalt Oberhollabrunn<sup>58</sup> entwickelt er sein eigenes Konzept von ‚Verwahrlosung‘, das auf psychoanalytischen Kenntnissen und Annahmen basiert. Aus dem Jahresbericht des Therapieheimes Dornbach geht hervor, dass sich die dort tätigen, psychoanalytisch ausgebildeten TherapeutInnen auf Aichhorn berufen.<sup>59</sup> August Aichhorn hält harte Strafen, insbesondere Körperstrafen in der Familien- ebenso wie in der Heimerziehung für kontraproduktiv und setzt auf das Gespräch. Er ist überzeugt, „dass die offizielle Pädagogik ein falsches Bild des Verwahrlosten bietet und keine Hilfe im Umgang mit ihm darstellt.“<sup>60</sup> Aichhorns Einfluss scheint sich jedoch im Bereich des Wiener Jugendamtes dieser Jahre auf die Erziehungsberatung zu beschränken. Seine Auffassung von ‚Verwahrlosung‘ – zentral ist darin die Unterscheidung der verursachenden Faktoren vom ‚verwahrlosten‘ Kind, das nicht ‚schuld‘ ist an den Verhältnissen, in denen es aufwächst – scheint nur im Rahmen der Erziehungsberatung Geltung zu haben. In den Erziehungsheimen hingegen werden die Ursachen der ‚Verwahrlosung‘ auf die Kinder „aufgeschlagen“ und die Kinder werden tendenziell zu „Schuldigen“ (siehe die folgenden biographischen Fallstudien im Kapitel II und die Narrativinterviews im Kapitel III).

Im nationalsozialistischen Dritten Reich heben Mediziner und Pädagogen die so genannte *endogene Asozialität* heraus, die nun in keiner Weise mehr auf das soziale Milieu, sondern ausschließlich auf Vererbung und Rasse zurückgeführt wird. Sie gilt folglich als nicht therapierbar und legitimiert in letzter Konsequenz die Ermordung von Kindern und Jugendlichen in Euthanasieprogrammen. Dies (wie auch die Internierung von noch als „umerziehbar“ eingestuften Kindern und Jugendlichen in „Umerziehungslagern“) erfolgt in enger Zusammenarbeit der Gesundheitsbehörden mit den Fürsorgerinnen des jeweiligen „Gaujugendamts“. In Wien wird vor allem ein Teil der Krankenhausanlagen „Am Spiegelgrund“ in Wien 14, Baumgartner Höhe zu einer Einrichtung für medizinische Experimente und die Tötung von behinderten, als „schwachsinnig“ und als „endogen dissozial“ diagnostizierten Kindern.<sup>61</sup> Da sich diese Anstalt in unmittelbarer Nähe zum

---

<sup>58</sup> Die Fürsorgeerziehungsanstalt Oberhollabrunn steht bis 1921 (Trennung Wiens von Niederösterreich) unter der Leitung des Wiener Jugendamtes; 1922 wird sie geschlossen.

<sup>59</sup> Therapieheim Dornbach Wien XVII, Promenadegasse 11, Jahresbericht 1951/52, Herausgegeben von Internationale Quäkerhilfe, Wien 3. Jaurèsgasse 13.

<sup>60</sup> Vgl. Lore Gratz-Erbler, Psychoanalyse und Erziehung, in: Bulletin der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, 2/1990, 23-42; 23.

<sup>61</sup> Den aktuellen Forschungsstand zum „Spiegelgrund“ verzeichnen Herwig Czech, Erfassung, Selektion und „Ausmerze“. Das Wiener Gesundheitsamt und die Umsetzung der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspolitik“ 1938 bis 1945, Wien 2003; sowie Peter Malina, Zur Geschichte des „Spiegelgrunds“, in: Ernst Berger (Hg.) u. Else Rieger

Kinderheim auf dem Wilhelminenberg befindet, erlangt der „Spiegelgrund“ auch in den Erzählungen ehemaliger Heimkinder, die sich Anfang der 1950er Jahre in städtischen Heimen befinden, Bedeutung. Im Heim Wilhelminenberg und in der KÜST werden Kinder von ErzieherInnen mit dem Spruch „Ihr kommt auf den Spiegelgrund“ konfrontiert (s. die biographischen Fallstudien Erika Thaler und Iris Smith im Kapitel II und die Narrativinterviews mit Anna Theresia Kimmel und Peter Ruzik im Kapitel III).

### Die Praxis der Wiener Kinder- und Jugendfürsorge in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren

Die dem Jugendamt seit seiner Gründung (1917) zugewiesene Aufgabe ist die Registratur und Überwachung aller Haushalte, in denen Kinder geboren werden, insbesondere aber aller außerehelich geborenen Kinder, die nun als Mündel der Generalvormundschaft der Stadt unterstehen; wenigstens dem Konzept nach zählt auch die Überwachung jener Kinder, die sich auf Pflegeplätzen oder in privaten und städtischen Kinder- und Erziehungsheimen befinden, zu den Aufgaben des Jugendamtes. Infolge wiederkehrender personaler Engpässe und aus bestimmten organisatorischen Gründen, auf die noch einzugehen sein wird, ist jedoch die Beobachtung der Kinder und besonders die Kontrolle der ErzieherInnen in den Erziehungsheimen nicht oder nur mit geringer Effizienz möglich. Wie die uns zur Einsichtnahme vorgelegten Akten des Jugendamtes zeigen, treten Heim- und Pflegekinder erst dann wieder in den Blick der Sprengelfürsorgerin, wenn sie bei ihr einlangende Gutachten und Berichte liest, oder wenn die Eltern (oder die Großeltern) einen Antrag auf Rückgabe des Kindes gestellt haben, den die Fürsorgerin zu bearbeiten hat. Dann besucht sie die Familie oder telefoniert, um den aktuellen Zustand in der Familie und im Haushalt festzustellen, und spricht sich für oder gegen die „Rückstellung“ des Kindes in die Familie aus.

Bei den wiederholten und meist unangemeldeten *Hausbesuchen* stellt die Fürsorgerin den Zustand und bei folgenden Besuchen auch die Entwicklung der familiären und häuslichen Verhältnisse fest; sie führt dazu kurze Gespräche mit Mutter und Kind/ern, überblickt die Küche und die Betten nach dem Kriterium der Sauberkeit und der Hygiene; eventuell gibt sie kleine Geldaushilfen oder Güter wie Kleider und Schuhe (Gutscheine), nicht zuletzt

um die Kooperationsbereitschaft der Eltern zu erhalten oder herzustellen. Sie *berät* überfordert wirkende Mütter, manchmal auch Väter oder lädt sie auf das Bezirksjugendamt vor; eventuell verfügt sie eine Erziehungsberatung im Bezirksjugendamt. Sie *ermahnt* Kinder, über die sich die Mutter bei ihr beschwert. *Entdeckt* sie Hinweise auf ungenügende Pflege und Erziehung oder auf sexuelle und physische Gewalt, leitet sie „bei Gefahr in Verzug“ eine sog. *Kindesabnahme* ein. Als Gefährdung des „Kindeswohls“ gelten im Untersuchungszeitraum vor allem:

- die Mutter wirkt (nach subjektiver Einschätzung der Fürsorgerin) zu wenig aktiv im Haushalt und in der Erziehung und Disziplinierung (einschließlich des Schulbesuchs) des Kindes oder der Kinder
- der Vater ist zwar präsent, aber er trinkt oder ist kriminell, gegenüber der Frau und / oder dem Kind gewalttätig
- der Vater oder die Mutter stehen vor Antritt einer Haftstrafe oder befinden sich aktuell im Gefängnis
- das Elternpaar steht vor der Scheidung oder ist bereits geschieden; damit gilt ein Elternteil, meist der Vater, als für die Familie und das Kind ‚verloren‘ und die geschiedene Mutter wird faktisch der unehelichen Mutter gleichgestellt
- häusliche Gewalt – vor allem gegen das Kind – scheint der Fürsorgerin aufgrund von Erzählungen oder sichtbaren Verletzungen sehr wahrscheinlich
- dauernde Absenz des Vaters (die Mutter ist „Alleinerzieherin“ oder geschiedene oder verlassene Mutter)
- unhygienische Zustände in der Wohnung, vor allem dann, wenn sie das Kind selber physisch betreffen (im Untersuchungszeitraum oft unsaubere Schlafstellen, Läuse und Wanzen, das Einkoten und Einnässen des Kindes etc.)
- das Kind ist tagsüber oder über Nacht unbeaufsichtigt
- der Schulbesuch des Kindes ist unregelmäßig und der Lernerfolg auffallend schlecht (LehrerInnen und Fürsorgerinnen kooperieren; das BJA fordert Schulberichte an; LehrerIn und Fürsorgerin kommunizieren über das Verhalten des Kindes in der Schule)

Die Kommunikation der „Partei“ (so der zeitgenössische Term für die besuchte resp. kontrollierte Familie) mit der Fürsorgerin, die in der Regel unangemeldet zu einem Hausbesuch erscheint, ist nicht immer, aber häufig von wechselseitigem Misstrauen geprägt. Die Fürsorgerin rechnet mit der Listigkeit der Parteien, die einige Kenntnisse und Fähigkeiten haben, um die Fürsorgerin für ihre Interessen zu gewinnen oder sie auch

durch gezielte (Fehl-)Informationen ‚hineinzulegen‘. Die Motive dafür sind vielfältig. Einzelne Mütter wollen ein (meist älteres) Kind „loswerden“, weil es die neue Ehe der Mutter stört bzw. weil es mit dem Stiefvater nicht auskommt; eine junge Mutter will ihre Tochter nicht selber aufziehen und erwartet von der Fürsorge, dies zu besorgen. Manche Eltern wollen von der Fürsorgerin materielle Unterstützung („Aushilfe“) erhalten und geben sich deshalb einsichtig und erziehungsbereit, und so fort. Nicht selten trifft die Fürsorgerin auf Mütter und Väter, die sich von ihr mehr oder minder bedroht fühlen. Auch viele Kinder nehmen den Auftritt der Fürsorgerin als bedrohlich oder unangenehm wahr. Die Fürsorgerin bemüht sich um eine professionelle Distanz zur „Partei“, sie wird ihrerseits misstrauisch und entwickelt neben ihrem Engagement, sich für das Wohl der Kinder einzusetzen, auch eine gewisse Lust an ihrer Kontrollmacht: Fürsorgerin O. (geb. 1903), arbeitet von den späten 1930er Jahren bis in die 1950er Jahre als Sprengelfürsorgerin in mehreren Wiener Bezirken und macht regelmäßig Hausbesuche, nimmt über die Jahrzehnte ihrer Berufsarbeit auch Dutzende Kinder ab. Über die Haltung der Klientel ihr gegenüber macht sie sich keine Illusion: „Schaun Sie, diese Leute, die sich so verfehlt fühlen, für die ist man als Fürsorgerin ja wirklich ein Feind.“<sup>62</sup>

Um den wohl schwerwiegendsten Akt fürsorgerischen Handelns, die „Herausnahme“ (auch: „Abnahme“) des Kindes und dessen „Fremdunterbringung“ – vorübergehend in der KÜST und im ihr angeschlossenen Kinderheim, dann die Transferierung in eines der städtischen Kinderheime oder Vertragsheime oder zu Pflege- oder Adoptiveltern – zu legitimieren, arbeitet die zentrale Kinderübernahme­sstelle (KÜST) eng mit der Heilpädagogischen Station an der Universitäts-Kinderklinik, mit dem Psychologischen Dienst im Jugendamt sowie mit dem Pädagogischen Dienst beim Stadtschulrat für Wien zusammen. Diese Vernetzung hat den Zweck, die Entscheidungen der Fürsorgerinnen resp. der Bezirksjugendämter durch Fachgutachten zu stützen. Beobachtung und Testung von Kindern und Jugendlichen haben den Effekt, dass das Jugendamt eine nach zeitgenössischem Verständnis wissenschaftliche (psychologische, pädagogische resp. medizinische) Entscheidungsgrundlage gewinnt.<sup>63</sup>

---

<sup>62</sup> Interview mit Fürsorgerin O. in: Gottfried Pirhofer/Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik, in: Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, (Hg.), Historische Familienforschung, Frankfurt am Main 1982, 326-368, hier 333.

<sup>63</sup> Gerhard Benetka, Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener psychologischen Instituts 1922-1938, Wien 1995; Gudrun Wolfgruber, Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle. Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel

Die neue KÜST wird am 3. Juli 1925 eröffnet und ist fortan und bis 1998 die Drehscheibe aller Fürsorgeerziehung. Sie löst die ältere Übernahmestelle in Wien 5, Siebenbrunnengasse 78 (zuvor eine Strafanstalt für „weibliche Verbrecher“) sowie als Kinderheime eingerichtete ehemalige Spitalsbaracken aus dem Ersten Weltkrieg in Untermeidling und auf dem Tivoli (ehemals Kriegsspital am Tivoli) ab. Sie ist für alle Wiener Bezirke zuständig. 1936 werden hier im Durchschnitt angeblich täglich 21 Kinder aufgenommen.<sup>64</sup> Die Psychologinnen Bühler, Hetzer u. a. finden hier und auch im Zentralkinderheim (das 1921 aus dem Niederösterreichischen Landes-Zentralkinderheim hervorgeht und 1986 in Charlotte Bühler-Heim umbenannt wird, ehe es 1998 im Zuge der Heimreform geschlossen wird)<sup>65</sup> „umfangreiches Kindermaterial“ für kinderpsychologische Studien und die Entwicklung psychologischer Testverfahren.<sup>66</sup> Sie legen auf der Grundlage empirischer Beobachtung die Entwicklung des Kindes nach seinem Alter *normativ* fest und stellen die Abweichungen von der ausgearbeiteten Norm in Skalen bzw. grafisch dar. Diese Normierung der Entwicklung des Kindes durch die Psychologie ist eine der Voraussetzungen für eine „Normalisierungsgesellschaft“, von der Michel Foucault spricht.<sup>67</sup> Erst sie macht es möglich, die „normal“ entwickelten Kinder und Jugendlichen von Nicht-Normalen zu unterscheiden, und dies wieder ist eine Voraussetzung für den Eingriff der Kinder- und Jugendfürsorge in Familien der ‚unteren‘, vielfach benachteiligten Schichten.

In der Kinderübernahmestelle (KÜST) begutachten PsychologInnen des Jugendamtes Kinder, die zuvor von der Sprengelfürsorgerin, manchmal in Begleitung eines Polizisten, mit der Straßenbahn, mit einem Taxi oder mit einem Dienstauto der MA 11 (in einem Interview ist von einem schon etwas verbeulten Rettungsauto die Rede, siehe

---

der Kindesabnahme, Wien 1997. Clarissa Rudolph / Gerhard Benetka, Kontinuität oder Bruch? Zur Geschichte der Intelligenzmessung im Wiener Fürsorgesystem vor und in der NS-Zeit, in: Ernst Berger (Hg.), *Verfolgte Kindheit*, 15-40.

<sup>64</sup> Regina Böhler, Die Entwicklung der Kinderübernahmestelle in Wien zwischen 1910 und 1938, in: Ernst Berger (Hg.), *Verfolgte Kindheit*, 193-195, hier 195.

<sup>65</sup> Vgl. Margarete Bründl, *Niederösterreichisches Landes-Zentralkinderheim (1910-1921), Zentralkinderheim der Stadt Wien (1922-1986), Charlotte Bühler-Heim der Stadt Wien Bastiengasse 36-38 1180 Wien (1986-1998)*. Die Geschichte eines Wiener Kinderheims, (o.O., o.J.) Typoskript, im Bestand der Bibliothek des Wiener Jugendamtes.

<sup>66</sup> Vgl. Hildegard Hetzer/ Wilfried Zeller, *Ambulante Beobachtung psychisch auffälliger Kleinkinder*, in: *Zeitschrift für Kinderforschung* 44. Jg. (1936), 137-180; Charlotte Bühler, *Die Reifezeit des jungen Mädchens. Zur Psychologie und Soziologie der großstädtischen Arbeiterjugend*, Wien 1929.

<sup>67</sup> Siehe Anmerkung 9.

biographische Fallstudie Erika Thaler im Kapitel II) hierher „überstellt“ worden sind. Einige der von uns interviewten ehemaligen Heimkinder berichten von starker psychischer Belastung an dieser kritischen Schwelle in ihrem Kinderleben, an der sie zu allererst einer radikalen ‚Leibesvisitation‘ unterworfen werden; anschließend erleben sie oft wenig gefühlvolle Kinderschwestern und Erzieherinnen und leiden in den folgenden Wochen am Gefühl großer Isoliertheit und Einsamkeit (s. exemplarisch das Narrativinterview mit Anna Theresia Kimmel im Kapitel III). All dies scheint eine Folge der von PsychologInnen entworfenen ‚klinischen Beobachtung‘. Während des Aufenthalts des Kindes auf der KÜST (im Regelfall 21 Tage) wird jeder Kontakt des Kindes zu Eltern und Verwandten unterbunden. Das Kind wird beobachtet und es werden psychologische Tests mit ihm gemacht (s. das Experteninterview mit einer Psychologin des Jugendamtes im Kapitel IV). Danach wird von einer kleinen Gruppe von ExpertInnen entschieden, was mit dem Kind weiter geschehen soll. Einige bauliche Maßnahmen, die der Logik der Beobachtung des Kindes folgen, werden in den 1960er Jahren durch einen Umbau beseitigt; so werden Glaswände, hinter denen sich zuvor die Kinder befunden haben, mit Gipskartonplatten verkleidet. Die benutzten Testverfahren gehen zum Teil auf Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer u.a. zurück. Wir finden die Diagramme und Testergebnisse heute in den archivierten Fall-Akten der KÜST.

## Die rassistische Fürsorge im Dritten Reich und die Folgen in der Zweiten Republik

Die biologistischen Züge der frühen Fürsorge-Politik werden ab 1938 unter der nationalsozialistischen Regierung drastisch verschärft. „Rassisch Minderwertige“ und „erbuntüchtige“ Kinder und Jugendliche werden nicht nur in Fürsorge-Anstalten und Erziehungs-Lagern eingesperrt, sondern nach einem umfassenden Plan teilweise umgebracht, zuvor oft auch mit medizinischen Experimenten gequält.<sup>68</sup> Organisatorisch

---

<sup>68</sup> In Wien trifft dies für den „Spiegelgrund“ zu; Peter Malina, Zur Geschichte des „Spiegelgrunds“ in: Ernst Berger (Hg.), Verfolgte Kindheit, 159-192; Herwig Czech, Selektion und Kontrolle. Der „Spiegelgrund“ als zentrale Institution der Wiener Jugendfürsorge zwischen 1940 und 1945, in: Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer (Hg.), Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien, Teil II, Wien u.a. 2002, 165-187; ders., Selektion und Kontrolle. Der „Spiegelgrund“ als zentrale Institution der Wiener Jugendfürsorge zwischen 1940 und 1945. Unveröffentlichter Text 2002.

werden Jugendfürsorge und Gesundheitsfürsorge unter der NS-Herrschaft wie in anderen deutschen Städten auch in Wien zusammengelegt. Bestimmte, bereits seit längerem eingeführte Begriffe erhalten noch mehr Gewicht, da die Folgemaßnahmen bei bestimmten Diagnosen erheblich ‚verschärft‘ werden: so die seit längerem handlungsleitenden Begriffe „Asozialität“ und „Dissozialität“, „Schwachsinn“, „Arbeitsscheu“. Als *asozial* gilt im Dritten Reich, wer öffentliche Unterstützung erschleicht, bettelt, zu viel Alkohol konsumiert, sich prostituiert oder als Zuhälter fungiert, aber auch Jugendliche, die rauchen und trinken, verbotenen Swing hören, bei der Arbeit „bummeln“ oder die Produktion kriegswichtiger Güter sabotieren. Einer *exogenen* (also einer durch äußere Umstände herbeigeführten bzw. erworbenen) *Asozialität*, die durch Zwangserziehung bekämpft werden soll, wird eine *endogene Dissozialität* gegenüber gestellt, die rassistisch oder erblich bedingt sei. Nur die exogene Asozialität sei eventuell erfolgreich durch Erziehung zu beseitigen, als endogen dissozial eingestufte Personen werden aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen, dauerhaft interniert oder im Rahmen von Euthanasieprogrammen ermordet. Die Diagnose exogener Asozialität führt zur Einweisung in Jugendhaftanstalten und Arbeitserziehungslager,<sup>69</sup> allerdings werden auch als „unerziehbar“ geltende Kinder und Jugendliche in Arbeitserziehungslager gebracht, die zum Teil auch die Gestalt von Straflagern annehmen. Die Diagnose endogener Dissozialität legitimiert die Deportation in psychiatrische Institutionen, in denen medizinischen Experimente und das planvolle Töten als sog. „Euthanasie“ auf der Tagesordnung stehen.

Wiener Kinder werden auf das oberösterreichische Schloss Hartheim gebracht oder auf den Spiegelgrund. Ein baulicher Teil der Psychiatrischen Anstalt Am Steinhof wird 1941 in „Heilpädagogische Klinik Am Spiegelgrund“ umbenannt. Sieben von neun Pavillons werden als eine „Erziehungsanstalt“ geführt und unterstehen der Hauptabteilung „Jugendwohlfahrt und Jugendpflege“, sind also sowohl organisatorisch als auch programmatisch Teil des Fürsorgeapparats.<sup>70</sup> Das Euthanasieprogramm trifft „erbkrank“ Säuglinge und Kinder, epileptische Kinder oder Kinder, an denen Psychiater „Schwachsinn“ diagnostizieren,<sup>71</sup> die meisten in der Säuglingsabteilung, die im internen Jargon als „Reichsausschussabteilung“ bezeichnet wird. Hier wird die Mehrheit der

---

<sup>69</sup> Vgl. Regina Fritz, Die „Jugendschutzlager“ Uckermark und Moringen im System nationalsozialistischer Jugendfürsorge, in: Ernst Berger (Hg.), *Verfolgte Kindheit*, 303 ff.

<sup>70</sup> Peter Malina, Zur Geschichte des „Spiegelgrund“, in: Ernst Berger (Hg.), *Verfolgte Kindheit*, 159 ff.

<sup>71</sup> Vgl. Mathias Dahl, *Endstation Spiegelgrund. Die Tötung behinderter Kinder während des Nationalsozialismus am Beispiel einer Kinderfachabteilung in Wien*, Wien 1998.

dokumentierten 789 Kinder am Spiegelgrund umgebracht. Belegt ist auch, dass die Erhebung und Auflistung der für das Euthanasieprogramm vorgesehenen Kinder durch Sprengel- und Gesundheits-Fürsorgerinnen vorgenommen wird. Die von den Fürsorgerinnen erstellten Kinder-Listen liegen der Einweisung zu Grunde. Pavillon 17 ist offiziell für Kinder und Jugendliche vorgesehen, die sich „in Fürsorgeerziehung“ befinden. Hier gestellte Diagnosen sind vor allem „Verwahrlosungsgefahr“ oder „Bildungsunfähigkeit“.<sup>72</sup> Viele der hier eingewiesenen Kinder und Jugendlichen werden zuvor in der KÜST von PsychologInnen getestet. Dazu wird der von Hildegard Hetzer und Wilfried Zeller konstruierte „Wiener Kleinkindertest“ eingesetzt. Schon 1935 (also noch zur Zeit des austrofaschistischen Regimes) verfassen Hetzer und Zeller einen Artikel für die *Zeitschrift für Kinderforschung*, in dem sie die Vorzüge des Tests als zeitsparendes Diagnoseinstrument einer effizienten eugenischen Politik preisen:

„Die Aufgaben des Psychologen im Rahmen des von uns vorgeschlagenen Verfahrens zur ambulanten Beobachtung von psychisch auffälligen und schwierigen Kindern werden von denselben Gesichtspunkten bestimmt, wie die des Arztes. Auch er muß bei einem Mindestaufwand an Zeit ein klares Bild der kindlichen Gesamtpersönlichkeit liefern. Dieses muß ein Ursachenbild sein, aufgrund dessen Prognosenstellung und Festsetzung der für die Behandlung in Frage kommenden Maßnahmen möglich ist. (...) *Die Gesamtheit muß von sozial-abnormen Persönlichkeiten möglichst freigehalten werden.* (...) Die Öffentlichkeit ist ebenso daran interessiert, dass von vornherein die Frage beantwortet wird, ob die Maßnahmen sich im gegebenen Falle auch lohnen, damit die öffentlichen Mittel nicht für hoffnungslose Bemühen *vertan* werden.“<sup>73</sup>

Ist nach der dreiwöchigen Beobachtung in der Kinderübernahmestelle noch nicht entschieden, in welchem Heim oder in welcher Anstalt das jeweilige Kind unterzubringen sei, wird es (bis 1940) in das Zentralkinderheim (ZKH) überstellt, wo erneut eine psychologische Beobachtung stattfindet. Ein sog. „Ärztlicher Fragebogen“ wird ausgefüllt und an die Kinderübernahmestelle zurückgesandt. Im ersten Punkt des Gutachtens wird

---

<sup>72</sup> S. Herwig Czech, Erfassung, Selektion und „Ausmerze“. Das Wiener Gesundheitsamt und die Umsetzung der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspolitik“ 1938 bis 1945, Wien 2003, 106.

<sup>73</sup> Hildegard Hetzer/Wilfried Zeller, Ambulante Beobachtung psychisch auffälliger Kleinkinder, in: *Zeitschrift für Kinderforschung* 44 (1935), 137-180, hier 141 f. u. 137 f.

das Ergebnis eines Intelligenztests (nach Binet-Simon-Bobertag) gleich hinter der Frage: „Ist das Kind schwachsinnig?“ eingetragen. Dies deutet darauf hin, dass die gestellte Frage, ob „Schwachsinnigkeit“ vorliege, allein mit diesem Intelligenztest beantwortet wird. Die KÜST verfügt dann die Überstellung des Kindes in eines der Heime. Ab 1940 werden den Eltern abgenommene Kinder von der KÜST nicht mehr in das Zentralkinderheim, sondern in die „Beobachtungsabteilung“ der Fürsorgeanstalt „Am Spiegelgrund“ überstellt.

In der *Wiener städtischen Fürsorgeanstalt „Am Spiegelgrund“*, deren administrativer Leiter der ehemalige, langjährige Erziehungsberater im Roten Wien, Franz Winkelmayr, ist, werden auch Kinder mit „schweren angeborenen Leiden“ interniert. In den Pavillons 15 und 17 wird eine „Anstalt zur Aufnahme und Beobachtung psychisch abwegiger (sic!) Kinder und Jugendlicher“ eingerichtet. Die Kinder mit „erb- und anlagebedingten schweren Leiden“ wie auch „debile, bildungsunfähige Minderjährige“ werden ausgesondert und medizinischen Experimenten unterworfen; hunderte von ihnen schließlich mit Luminal getötet. Die neue Einrichtung erhält den Namen *Wiener städtische Nervenlinik für Kinder*. Im Pavillon XV wird eine sog. „Kinderfachabteilung“ eingerichtet. Sie untersteht direkt dem Mitte 1939 gebildeten „Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erforschung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden“ in Berlin, der zentralen Instanz zur Steuerung der „Kinder-Euthanasie“ (eine euphemistische Bezeichnung für die massenhafte Ermordung von Kindern). In diesem Pavillon XV entscheiden Ärzte darüber, ob ein neurologisch erkranktes Kind als „bildungsfähig“ oder als „bildungsunfähig“ gelten soll. Fällt das Urteil negativ aus, droht dem Kind die „klinische Hinrichtung durch Schlafmittel“.<sup>74</sup> Einer der hier tätigen Ärzte ist Dr. Heinrich Gross.<sup>75</sup> Es sei noch angemerkt, dass der ärztliche Leiter des Pavillon XV, Dr. Ernst Illig,

---

<sup>74</sup> Herwig Czech, Erfassung, Selektion und „Ausmerze“, 175. Kursivierungen v. Verf.

<sup>75</sup> Dr. Heinrich Gross, geb. 1915 in Wien; ab 1940 an der „Kinderfachabteilung“ am Spiegelgrund; 1943 zur Deutschen Wehrmacht einberufen, aber zeitweise weiter „Am Spiegelgrund“ tätig; nach zweijähriger Kriegsgefangenschaft untergetaucht; 1950 verhaftet und wegen Totschlags zu zwei Jahren Kerker verurteilt. Vgl. Wolfgang Neugebauer, Zum Umgang mit der NS-Euthanasie in Wien nach 1945, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Noch im selben Jahr (1950) setzt er seine medizinische Laufbahn an der Wiener Nervenheilanstalt auf dem Rosenhügel fort. 1953 tritt er der SPÖ und dem Bund Sozialistischer Akademiker (BSA) bei, wo er viele ehemalige Gesinnungsfreunde trifft. Er kehrt als Anstaltsarzt (bzw. Oberarzt) an die Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ zurück, wo sich von 1940 bis 1945 die „Kinderfachabteilung“ befunden hat. 1957 avanciert er zum Primarius der Männer-Heilanstalt. 1968 übernimmt er die Leitung des für ihn geschaffenen „Ludwig Boltzmann-Instituts zur Erforschung der

sich in der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht Wien im Jahr 1946 folgendermaßen verantwortet: Er habe hier „*charakterlich schwierige, verwahrloste Kinder*“ beobachtet, um ihre „*Erziehbarkeit*“ festzustellen. Dies erfolgt mit demselben Test der Intelligenzmessung (nach Binet und Simon), der auch in der Beobachtungsstation im Zentralkinderheim zum Einsatz kommt (s.o). Der Historiker Herwig Czech zitiert aus einem Gutachten von Dr. Illig, dem Leiter der „Kinderfachabteilung“. Auch wenn die in diesem Gutachten abschließend vorgeschlagene und wohl auch durchgeführte Unterbringung in einem „Jugendschutzlager“ in der Zweiten Republik keine Option mehr sein wird, zeigt das Gutachten eine frappierende Ähnlichkeit mit ärztlichen und heilpädagogischen Gutachten in den ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik.

„Der (...) 1926 in Wien geborene H. Raimund befindet sich seit dem 26. 9. 1942 in der hiesigen Klinik. Auf Grund der Kenntnisse der Akten sowie der hiesigen Untersuchung und Beobachtungen handelt es sich um einen unehelich geborenen, seit frühester Kindheit auf einem Pflegeplatz, anscheinend in nicht ungünstigen Verhältnissen aufgewachsenen Jugendlichen. Er ist durch den Vater, der *arbeitsscheuer* Trinker gewesen sein soll, *erblich belastet*. Auch seine Stiefgeschwister sollen *Erziehungsschwierigkeiten* bereitet haben. (...) Bei der Intelligenzprüfung nach Binet-Simon erreichte er bei einem Lebensalter von 16 ½ Jahren ein Intelligenzalter von nicht einmal 10 Jahren. (...) Er ist grob gemütsarm, zeigt keine Bindung an Personen und Sachen, ist sachlich uninteressiert, *arbeitsscheu, schlampig, faul, unkameradschaftlich*, rücksichtslos. Besonders auffallend ist er durch sein geltungssüchtiges Wesen. (...) Durch seine gesteigerte Erregbarkeit wird er bei Ermahnungen durch Vorgesetzte ausfallend und frech. (...) Sein Antrieb und seine Phantasie waren bis jetzt unauffällig. Er leidet an *angeborenem Schwachsinn (Debilität)* mit groben charakterlichen Abartigkeiten. Da infolge seiner erheblichen geistigen und seelischen Regelwidrigkeiten von einer Fürsorgeerziehung kein Erfolg zu erwarten ist, wird er im Sinne des § 62 der

---

Missbildung und des Nervensystems“. Überdies wird er in den folgenden Jahren zum meist beschäftigten Gerichtsgutachter Österreichs. Quelle: Lebensunwert. Eine Ausstellung der Laube sozialpsychiatrische Aktivitäten GmbH Davidstraße 7, A-5400 Hallein; vgl. [www.Lebensunwert.at/ns-euthanasie/menuepunkt/dr-heinrich-gross.html](http://www.Lebensunwert.at/ns-euthanasie/menuepunkt/dr-heinrich-gross.html) (gesehen am 23.4.2012)

Verordnung über Jugendwohlfahrt in der Ostmark vom 20. März 1940 als *nicht erziehbar* angesehen. Er eignet sich zur Abgabe in ein Jugendschutzlager.<sup>76</sup>

Alle Formen der häufig diagnostizierten „Asozialität“ und „Dissozialität“ werden bis ins Frühjahr 1945 als „Verbrechen gegen die Volksgemeinschaft“ – also in politisch-ideologischer Weise interpretiert. Viele der in der NS-Periode tätigen und ausgebildeten Fürsorgerinnen sind nach einer kurzen Außerdienststellung infolge des drückenden Personalmangels bald wieder im Dienst. Viele haben im Rahmen ihrer Aus- und Fortbildung die Fürsorgeanstalt „Am Spiegelgrund“ besucht; manche bewundern den ärztlichen Leiter Jekelius noch heute.<sup>77</sup> Für eine gewisse mentale Kontinuität des (nun nicht mehr erfüllbaren) Wunsches zu töten sprechen auch Aussagen und Praktiken einzelner Erzieherinnen im Kinderheim am Wilhelminenberg, ganz nahe zum Spiegelgrund in den frühen 1950er Jahren (s. die biographischen Fallstudie Thaler im Kapitel II).

Das gesamte Personal der Wiener Fürsorge wird ab dem Frühjahr 1938 auf „den Führer“ Adolf Hitler vereidigt und aufgefordert, sich bei Amtsantritt offiziell als Führer-treu zu erklären. Fürsorgerinnen jüdischer Herkunft werden entlassen. Alle sozialdemokratischen, katholischen, evangelischen und privaten Fürsorgesschulen werden geschlossen. Eine neue Ausbildungsstätte erhält den Namen „Soziale Frauenschule der Stadt Wien“; sie ist dem Gesundheitsamt unterstellt.<sup>78</sup> Dies scheint bezeichnend für die nun verstärkt „rassische“ (anthropologisch-rassistische) und erbbiologische („rassenhygienische“) Ausrichtung der Fürsorge und der Fürsorgerziehung. An der „Sozialen Frauenschule“ werden die Fürsorgerinnen (nun „Volkspflegerinnen“ genannt) unter der Leitung von Camilla Heidenreich ausgebildet. LehrerInnen in dieser Ausbildung sind Juristen, ältere Fürsorgerinnen und SS-Ärzte. An die Spitze der Bezirksjugendämter treten politisch „zuverlässige“ Beamte. Politisch und rassistisch begründete Entlassungen werden durch die Aufnahme von politisch zuverlässigen Personen kompensiert; ihnen fehlt oft ein Teil

---

<sup>76</sup> Krankengeschichtenarchiv des Sozialmedizinischen Zentrums Baumgartner Höhe – Otto-Wagner-Spital, Bestand von Krankenakten überlebender Patienten der „Nervenklinik für Kinder“, zit. n. Herwig Czech, Selektion und Kontrolle. Der „Spiegelgrund“ als zentrale Institution der Wiener Jugendfürsorge zwischen 1940 und 1945. Unveröffentlichter Text 2002.

<sup>77</sup> S. Gudrun Wolfgruber, Zwischen Auftrag und „Eigensinn“, Dissertation (Typoskript) Wien 2011, 78.

<sup>78</sup> S. Herwig Czech, Erfassung, Selektion und „Ausmerze“. Das Wiener Gesundheitsamt und die Umsetzung der nationalsozialistischen „Erbgesundheitspolitik“ 1938 bis 1945; Wien 2003, 19.

der Ausbildung; sie holen ihn neben der Praxis in den Jugendämtern nach. Die „Fachfürsorgerin für Erziehungsberatung“ wird geschaffen; sie arbeitet der Erziehungsberatung zu. Die Fürsorgeerziehung kooperiert verstärkt mit Polizei und Gestapo; das Polizeijugendheim Juchgasse wird vom Jugendamt übernommen.<sup>79</sup>

## Der psychologische Dienst des Jugendamtes in den 1960er und 1970er Jahren

1963 wird das Referat Erziehungsberatung zum „Dezernat VII-Psychologischer Dienst des Wiener Jugendamtes“ ausgebaut. 1968 werden zwei Kinder- und Jugendpsychologische Beratungsstellen gegründet; sie ergänzen die in den Bezirksjugendämtern eingerichteten Erziehungsberatungsstellen. Hier suchen Eltern Rat, die nicht von der Sprengelfürsorgerin dazu angewiesen werden, sondern freiwillig und anonym kommen. Die PsychologInnen arbeiten in der Beobachtungsstation der KÜST, teils auch in Beobachtungsstationen, die in größeren Kinderheimen (Zentralkinderheim, Wilhelminenberg) untergebracht sind.<sup>80</sup> Ihre psychologischen Gutachten, die in den Akten des Jugendamtes resp. der KÜST für jeden von uns untersuchten Fall erhalten sind, verzeichnen jeweils zuletzt einen Vorschlag, welches Heim für das Kind geeignet wäre. Ihrem Vorschlag folgt das zuständige Referat in der KÜST, sofern ein freier Platz im vorgeschlagenen Heim zur Verfügung steht. Die Liste der verfügbaren Heime ist lang und enthält neben den städtischen Heimen auch sog. Vertragsheime, d. h. Heime, die von der Kirche, einer Klostersgemeinschaft, einem privaten Trägerverein oder einer Familie teilfinanziert und betrieben werden.

Nach welchen Kriterien die Psychologinnen zwei Heime, manchmal auch nur eines aus dieser Liste auswählen und vorschlagen, ist aus den Akten nicht zu erkennen. Wie im „Heimverzeichnis“ aus dem Jahr 1967 aus dem Psychologischen Dienst am Jugendamt angegeben, sind die PsychologInnen jeweils für zwei Heime „zuständig“, doch empfehlen sie nicht immer diese Heime. Aus einem Experteninterview mit einer Psychologin des Jugendamtes (s. Kapitel IV) geht hervor, dass diese sog. Zuständigkeit zu gewissen regelmäßigen Kontakten mit der jeweiligen Heimleitung führt; ab den 1980er Jahren kommt es auch zur Teilnahme der PsychologInnen an Fallkonferenzen in den Heimen, für

---

<sup>79</sup> 70 Jahre Wiener Jugendamt, 1987, 33

<sup>80</sup> Vgl. dazu Von der Erziehungsberatung zum Psychologischen Dienst, Jugendamt der Stadt Wien o. J.; siehe auch unser Experteninterview 2 mit einer Psychologin des Jugendamtes; Kapitel IV dieses Berichts.

die sie zuständig sind. In der Regel soll – von besonderen Anlässen abgesehen – ab dieser Zeit für jedes Heimkind pro Jahr eine solche Fallkonferenz abgehalten worden sein (siehe dazu auch das Experteninterview mit einem ehemaligen Heimleiter im Kapitel IV).

Auffällig sind im Hinblick auf unsere Fragestellung nach Fällen und Formen exzessiver Gewalt Empfehlungen für Heim-Alternativen, die von höchst unterschiedlicher Qualität sind. So wird in einem Gutachten aus für uns nachvollziehbaren Gründen ein Internatsplatz im Europahaus des Kindes empfohlen, „bei nicht Durchführbarkeit“ soll aber das ganz anders organisierte Heim auf der Hohen Warte gewählt werden. Offenbar befassen sich die Psychologinnen des Psychologischen Dienstes nicht näher mit der Qualität der Erziehung in den von ihnen empfohlenen Heimen; dass sie die internen Verhältnisse in den Heimen nur peripher kennen, bestätigt eine Psychologin im Experteninterview noch für die frühen 1980er Jahre (s. das Experteninterview mit einer Psychologin des Jugendamtes im Kapitel IV). Erkennbar ist zunächst nur das Kriterium der im jeweiligen Heim untergebrachten Altersgruppe, das Geschlecht der Zöglinge und die im Heim gegebenenfalls mögliche altersspezifische „Beschulung“.

Bei heiminternen Hauptschulklassen steht meist nur ein 2. Klassenzug zur Verfügung, was die weiteren Bildungswege der Heimkinder stark einschränkt. Selten wird ein bestimmtes Heim empfohlen und gewählt, um dem Kind den Besuch eines Gymnasiums oder einer Handelsschule zu ermöglichen. Häufig erfolgt die Wahl des Heimes nach dem Kriterium, dass eine Handwerkslehre im Heim angeboten wird (z.B. am Lindenhof in Eggenburg); für schon ausgebildete Handwerksgesellen steht in Wien ein Gesellenheim (Wien 10, Zohmannngasse) zur Verfügung. Mit anderen Worten: Dem Angebot an Heimen unterliegt eine Matrix von begrenzten schulischen und beruflichen Möglichkeiten.

Begabtere und intelligendere Kinder werden zwangsläufig unter ihren Möglichkeiten „beschult“ bzw. beruflich ausgebildet – eine Form der strukturellen Gewalt.<sup>81</sup> Erst auf Empfehlung der sog. Heimkommission, die Heime *qualitativ zu differenzieren*, werden ab Anfang der 1970er Jahre des öfteren Kriterien wie „indifferentes Heim“, „indifferentes Lehrlingsheim“ oder „heilpädagogisches Heim“ etc. am Ende des psychologischen Gutachtens angegeben.

## Städtische Erziehungsheime und Vertragsheime der Stadt

---

<sup>81</sup> Siehe unsere Definition von „struktureller Gewalt“ nach Johan Galtung in Anmerkung 6.

Die ältesten der Interviewpartner betreten ein Erziehungsheim als kleine Kinder zum ersten Mal Anfang des Jahres 1950. Für die Jahre davor können wir daher keine Aussagen treffen, die auf Aussagen in Narrativinterviews basieren; wir vermuten, dass sich die Verhältnisse zwischen 1945 und 1950 nicht grundsätzlich von jenen in den 1950er Jahren unterscheiden, doch herrschen in den ersten Nachkriegsjahren gewiss noch weitaus mehr Chaos und Improvisation. Für die 1950er, 1960er und 1970er Jahre liegen uns zwanzig ausführliche, detaillierte und mehrstündige Erzählungen von ehemaligen Heimkindern sowie drei ExpertInneninterviews vor, in denen von regelmäßig praktizierter Gewalt in Erziehungsheimen der Stadt und in einigen privaten Erziehungsheimen die Rede ist. Die Dimension der Gewaltausübung ist in einem größeren Teil aller Heime *exzessiv*, d.h. sie überschreitet deutlich die damals übliche Gewalt an Kindern in Familien; sie überschreitet auch das den ErzieherInnen nach dem Muster „elterlicher Erziehungsgewalt“ zugestandene Ausmaß. Begünstigt wird dieser *Exzess* unter anderem dadurch, dass die Zahl der in Erziehungsheime eingewiesenen Kinder und Jugendlichen ab den späten 1940er und in den 1950er Jahren ansteigt und zugleich großer Personalmangel im Bereich der Fürsorge und besonders auch der Fürsorgeerziehung herrscht; es fehlt an *ausgebildeten* Erzieherinnen und Erziehern. Einige Heime nehmen Personen ohne jede Ausbildung in Sozialberufen auf, offenbar weil ausgebildete ErzieherInnen selten sind und um Personalkosten zu sparen (s. das Experteninterview mit einem ehemaligen Heimleiter im Kapitel IV). Unter dieser Bedingung ziehen vorwiegend „populäre“ Vorstellungen von Erziehung und von geeigneten Erziehungsmitteln in die Heime ein. Dazu zählt die Einsperrung, die Briefzensur und die Kontaktsperre, die physische und psychische Disziplinierung, die Zufügung von körperlichen Schmerzen, Verächtlichmachung und Verängstigung, in einigen Fällen bis hin zur Auslösung von Todesängsten; wir nennen dies das Repertoire der *totalen Erziehung*.<sup>82</sup>

---

<sup>82</sup> Die gängige Bezeichnung dieses Repertoires als „schwarze Pädagogik“ trifft nur zu, sofern an die seriöse und tiefer blickende Literatur angeschlossen wird, beispielsweise an Alice Miller, *Am Anfang war Erziehung*, Frankfurt am Main; dies., *Du sollst nicht merken*, Frankfurt am Main 1981; Katharina Rutschky, Hg., *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Neuausgabe, Berlin 1997; Andreas Gruschka, *Negative Pädagogik. Einführung in die Pädagogik mit Kritischer Theorie*, Wetzlar 1988. Hingegen ist das populäre Alltags-Verständnis des Begriffs ‚schwarze Pädagogik‘, das damit v. a. die „gsunde Watschen“ verbindet, verharmlosend; es verkennt die Dimensionen der Gewalt und ihre zerstörerischen Folgen.

Die Maximen der *totalen Erziehung* gelten nicht nur in Erziehungsheimen und auch nicht nur in kirchlichen und öffentlichen Schulinternaten. Sie gelten auch in weiten Teilen der Bevölkerung. Sie werden qua selbst erlittener Erziehung und qua Alltagsdiskurs verinnerlicht und verbünden sich gern mit rassistischen Vorurteilen gegen „Juden“ und „Zigeuner“, später auch gegen Zuwanderer aus schwarzafrikanischen Ländern („Neger“), aber auch mit klassenkämpferischen Vorurteilen gegen die unterste Schicht der eigenen „Rasse“: die Wiener „Proleten“; mit den ersten Wellen von sog. „Gastarbeitern“ (auch „Fremdarbeiter“) in den 1960er Jahren findet die autoritäre Disposition in den Kindern phänotypisch identifizierter „südlicher“ Zuwanderer-Gruppen neue Objekte. Eltern aus allen sozialen Milieus sperren Kinder in improvisierte häusliche Arreste (oft die sog. Besenkammer), prügeln sie teils spontan, teils planmäßig, oft auch mit Instrumenten wie Lederriemen; sie entziehen ihren Kindern Rechte der Kommunikation und des Kontakts nach außen („Hausarrest“ u.ä.) und fügen ihnen mit dieser Gewalterziehung physische und psychische Verletzungen zu. Einige unserer InterviewpartnerInnen berichten auch von sexuellen Übergriffen durch Eltern und andere Verwandte. Viele von ihnen dürften erhebliche Schädigungen durch Eltern, Zieheltern oder Adoptiveltern erlitten haben, ehe sie der Heimerziehung ausgesetzt werden. Die Fürsorgerinnen wissen um das Ausmaß der Gewalt gegen Kinder und legen daher auch bei ihren Hausbesuchen besonderes Augenmerk auf *sichtbare* Verletzungen oder auf indirekte Hinweise. Sie wissen aber offenbar nicht oder sie sehen darüber hinweg, dass sie die von ihnen aus Gründen der häuslichen Gewalt abgenommenen Kinder einer zum Teil ähnlich gewaltsamen Erziehung in vielen Kinderheimen zuführen. Aus der Perspektive und Wahrnehmung vieler betroffener Kinder stellt sich zwischen gewalttätigen Eltern und Großeltern, den Fürsorgerinnen und den Heim-ErzieherInnen eine für die Kinder nicht näher differenzierbare *Komplizenschaft* her. Kinder und Jugendliche, die in ihrem Wunsch, das Heim möglichst bald wieder verlassen zu können, oft enttäuscht werden, beginnen ihren Eltern und Großeltern ebenso zu misstrauen wie den ErzieherInnen. Sie fühlen sich oft alleingelassen, abgewertet und wertlos. Wie zu zeigen sein wird, fühlen sie sich durch gewaltsame Maßnahmen der Erziehung in vielen Heimen bedroht. Nervöse Leiden, Depressionen und Selbstmordgedanken sind nicht selten die anhaltende Folge.

Selbst als bereits einiges von der öffentlichen Hand in die Einrichtung und den Betrieb von zwei öffentlichen ErzieherInnen-Schulen investiert wird und zunehmend besser ausgebildete ErzieherInnen zur Verfügung stehen, machen diese um 1970 noch immer nur

etwa die Hälfte des Erzieherpersonals in den Heimen aus. Wie wir später noch an einer sozialwissenschaftlichen Studie zeigen werden, soll noch um 1973 in den größten Heimen der Stadt Wien (im Kinderheim Hohe Warte, im Erziehungsheim Biedermannsdorf und auf dem Lindenhof in Eggenburg) beinahe *die Hälfte der ErzieherInnen ohne fachliche Ausbildung* gewesen sein. Es wäre zwar gewiss zu einfach, zwischen dem Grad der Ausbildung, dem formalen Abschluss der Ausbildung („Erzieherdiplom“) und einer tendenziell gewaltfreien Erziehung einen kausalen Zusammenhang zu behaupten. Vereinzelt wird von nicht ausgebildeten älteren Erziehern erzählt, die ein großes „Naturtalent“ haben, mit den Kindern wohlwollend und förderlich umzugehen (s. das Experteninterview mit einem ehemaligen Heimleiter im Kapitel IV). Doch andere Aussagen in den Interviews weisen darauf hin, dass viele der besonders gewalttätigen Heim-ErzieherInnen keine fachliche Ausbildung haben. Die Qualität der Ausbildung ist auch bei einem Teil der LehrerInnen, die in *heiminternen Schulen* unterrichten, in Frage zu stellen. Auch sie wenden regelmäßig exzessive Gewaltmittel an und fügen Kindern erhebliche physische und psychische Verletzungen oder Schwächungen zu.

## Strukturelle Ursachen der Erzieher- und Lehrgewalt in Heimen

Die Gewalttätigkeit von Heim-ErzieherInnen und von LehrerInnen in heiminternen Schulen wird durch die Organisationsstruktur und den Tagesablauf der Heime zumindest begünstigt, wenn nicht gefördert. Die meisten Erziehungsheime entsprechen dem soziologischen Modell der *totalen Institution*.<sup>83</sup> Erving Goffman, ein US-Soziologe und Vertreter der sozialwissenschaftlichen Theorie des Symbolischen Interaktionismus, der auch wir uns verpflichtet fühlen, hat dieses Modell um 1970 an zwei psychiatrischen Krankenhäusern in den USA entwickelt. Wie sich in unserer Studie (und auch schon um 1976 in einer ersten sozialwissenschaftlichen Studie von Leirer, Fischer und Halletz<sup>84</sup>) zeigt, weisen Erziehungsheime im Untersuchungszeitraum einige strukturelle Ähnlichkeiten mit psychiatrischen Krankenhäusern (vor der Psychiatrie-Reform) auf. Als allgemeine Merkmale der *totalen Institution* hebt Goffman hervor:

---

<sup>83</sup> Im Sinne von Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main 1973.

<sup>84</sup> Irmtraud Leirer/Rosemarie Fischer/Claudia Halletz, *Verwaltete Kinder. Eine soziologische Analyse von Kinder- und Jugendlichenheimen im Bereich der Stadt Wien*. Wien 1976.

1. Alle Angelegenheiten des Lebens finden in derselben Anstalt und unter ein und derselben Autorität statt.
2. Eine relativ kleine Gruppe von Führenden steht einer relativ großen Gruppe von Geführten gegenüber. Daraus resultiert ein rigides System der Kontrolle.
3. Die Mitglieder der Institution (im Erziehungsheim die Heimkinder einerseits und die ErzieherInnen bzw. die Heimleitung andererseits) führen fast alle täglichen Aktivitäten in relativ großen Gruppen aus. In den städtischen und privaten Erziehungsheimen erfolgt die Organisation des Alltagslebens sogar wörtlich in „Gruppen“. Die Größe der Gruppen schwankt zwischen ca. 10 und 25 Kindern bzw. Jugendlichen. Die Gruppe erzeugt eine Tendenz zur Gleichbehandlung jedes Einzelnen, d. h. Druck auf das Kind, sich der Gruppe einzuordnen und Druck auf den Erzieher, die Gruppe als solche zu behandeln – etwa in den sog. Kollektivstrafen oder im „Kaposystem“ (s.u. exemplarisch die Erzählung von Franz Unter).
4. Alle Abschnitte des Alltags sind in ihrem zeitlichen Ablauf exakt geplant und vorgegeben. Die Zeitsouveränität des einzelnen Heimkindes geht gegen Null. Der Zeitplan der Hausordnung umfasst, wie die Narrativinterviews zeigen werden, sogar intime körperliche Verrichtungen wie den Gang zum WC, das Waschen der Körper in der Gruppe im Duschaum, die Abschaltung der Beleuchtung im Schlafsaal, das morgendliche Wecken und Bettenmachen u.v.a.m.
5. Alle Maßnahmen und Routinen und alle Zeiteinteilungen werden durch einen *Generalplan* – im Erziehungsheim die sog. Hausordnung – und eine *Meta-Idee* – im Erziehungsheim die *Erziehung zu Ordnung und Arbeit* – bestimmt.
6. Um die totale Institution in Gang zu halten, benötigt sie geeignetes Personal. Im Erziehungsheim sind das vor allem der Heimleiter (Heimdirektor) resp. die Heimleiterin und deren Stellvertreter, der sog. Erziehungsleiter, die sog. Heimmutter (!) und für jede Gruppe mehrere ErzieherInnen, die abwechselnd nach Dienstplänen Dienst tun, mit der Gruppe den Aufenthaltsraum teilen und im Nachtdienst möglichst nahe an der Gruppe sind. Das ErzieherInnen-Zimmer befindet sich in einigen Heimen direkt neben dem Schlafsaal der Gruppe. In kleinen privaten Heimen wie jenem der Familie Pauly-Gottwald in Stiefern am Kamp<sup>85</sup> und in jenem der Familie Stellbogen in Wimmersdorf<sup>86</sup> fallen

---

<sup>85</sup> Kinderheim Pauly-Gottwald, 3563 Stiefern am Kamp, Niederösterreich. Dieses Heim hat nur 42 Plätze für männliche und weibliche Kinder im Alter zwischen 3 und 10 Jahren. Frau Lina Pauly-Gottwald ist die Direktorin und zugleich „Heimmutter“ und „Heimleiterin“.

<sup>86</sup> Kinderheim Wimmersdorf, 3040 Wimmersdorf 27, in der Nähe von Neulengbach, Niederösterreich. Dieses Heim hat 90 Plätze für männliche Kinder zwischen 8 und 5 Jahren. Es

mehrere Funktionen auf ein und dieselbe Person. In den größeren Heimen der Stadt ist auch weiteres Personal wie Krankenschwestern, Gärtner, Heitzer, Lagerverwalter, Köchin, Wäscherin beschäftigt.

Jede totale Institution hat einen ausgewiesenen offiziellen Zweck, der zu ihrer Legitimierung hochgehalten und sich oft im offiziellen Namen bezeichnet findet. Der offizielle Zweck des Erziehungsheimes ist die Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Doch gehen die Wirkungen der Heime weit über den Zweck der Erziehung im engeren Sinn hinaus. Es bestätigt sich, was Niklas Luhmann über die offiziellen Zwecke von bürokratischen Institutionen sagt: Ihre Wirksamkeit kann nicht aus ihren offiziell angegebenen Zwecken abgeleitet werden.

Das Repertoire der sog. Erziehungsmaßnahmen im Erziehungsheim nennen wir das Repertoire der *totalen Erziehung*. Es umfasst Aufsicht über und Zugriff auf alle Tätigkeiten, die im alltäglichen Zusammenleben der „Gruppe“ anfallen: Körperpflege, Mahlzeit, Notdurft, Schlafen, Bettenbauen, Spaziergang, Lernen, Spielen, Schulunterricht, Freizeit. Wie in anderen totalen Institutionen führt die systemimmanente Notwendigkeit, nahezu alle Lebenstätigkeiten der dominierten Gruppe zu kontrollieren, zu einer Serie von Anordnungen und Geboten, die gar nicht vollständig eingehalten werden können. Gebote und Verbote erzeugen unvermeidlich eine notorische Reihe von Übertretungen. So führt beispielsweise die strikte Regel, das WC nur in der „großen Pause“ aufzusuchen, bei Kindern, die ihre Körperfunktionen noch nicht vollständig kontrollieren können, zum Regelverstoß des Hosennässens. Das Verbot, ab Mittags Wasser zu trinken, um das nächtliche Bettnässen zu unterbinden, zwingt Durst leidende Kinder dazu, heimlich Wasser zu trinken, und sei es aus der Klomuschel. Das Verbot, bei der gemeinsamen Gruppen-Mahlzeit oder abends im Schlafsaal zu kommunizieren, erzeugt zwangsläufig heimliches Tuscheln; das Gebot, das zugeteilte Essen aufzuessen, führt zum verbotenen Erbrechen, das ein neuerliches Gebot, das Erbrochene aufzuessen, nach sich zieht, und so fort.

Jeder dieser Regelverstöße wird, sofern er von einem Erzieher bzw. einer Erzieherin beobachtet wird, und genau das ist der Anspruch der totalen Erziehung, umgehend bestraft. Die Strafe richtet sich auf die Gruppe oder auf den Einzelnen, der vor den Augen

---

gibt eine heiminterne Volksschule und eine interne Hauptschule 2. Zug. Direktorin ist Margarete Stellbogen, sie firmiert zugleich als Erziehungsleiterin, Heimleiterin und Heimmutter. Eine Tochter und ein Schwiegersohn sind als ErzieherIn tätig. Siehe auch das Betroffeneninterview mit Peter Ruzik mit detaillierten Angaben zu diesem Heim.

der Gruppe bestraft wird. Der demonstrative und zugleich demütigende Charakter der allermeisten Strafen ist evident. In jedem Fall enthält die Strafe Momente der *physischen* und *psychischen* Gewalt. In einigen Fällen verbindet sich das Strafen überdies auch mit *sexualisierter* Gewalt. Hingegen ist *sexuelle* Gewalt keine Strafe, sondern die Ausnutzung der besonderen Macht von ErzieherInnen und anderem Personal, aber auch von Zöglingen über Zöglinge.

In den Strafen der HeimerzieherInnen dominieren (im Untersuchungszeitraum) die Aspekte der Demütigung, der Zurschaustellung und der Zufügung von körperlichen und seelischen Schmerzen. Die jeweils anwesenden und zuschauenden Kinder werden insofern in den Bestrafungsakt einbezogen, als ihnen die Strafen ganz intentional vor Augen geführt und angedroht werden; dies zerstört nicht nur den Respekt vor den ErzieherInnen, sondern auch den Respekt der Kinder füreinander; sie werden nicht zu Solidarität oder Mitleid, sondern zur egoistischen Suche nach dem eigenen Vorteil erzogen. Auch dies hat, wie die Fallstudien zeigen werden, Nachteile für das weitere private und berufliche Leben ehemaliger Heimkinder.

Der Einsatz von Strafe und Gewalt ist also *programmiert*, er ist kein Unfall oder Zwischenfall, sondern Teil des Masterplans der totalen Institution, Teil der totalen Erziehung. Die analytisch unterscheidbaren Haupt-Dimensionen von Gewalt – strukturelle, materielle, physische, psychische, soziale, sexualisierte und sexuelle Gewalt – treten in der Praxis in verschiedenen Kombinationen auf.

Die ErzieherInnen-Gewalt findet einen *Reflex* in der gewaltsam erzogenen *Gruppe*: Kinder und Jugendliche werden zur Anwendung von Gewalt erzogen, um ihre gruppeninternen Verhältnisse zu regulieren. In den Heimen entsteht eine Art von Gruppen-Selbstjustiz mit gewaltsamen Bestrafungsmethoden („Gruppenwatsche“, „Gruppendeckel“, „die Decke“ u.a.; siehe Kapitel II und Kapitel III) sowie ein so genanntes Kapo-System – die Übernahme von Aufsichts-Macht und disziplinierender Gewalt durch bestimmte Kinder und Jugendliche, ähnlich wie in Internaten und Gefängnissen (s. dazu die Erzählungen von Anton Berger im Kapitel II und von Franz Unter im Kapitel III).

Das praktische Wissen darüber, wie man als ErzieherIn die genannten, funktional und praktisch verbundenen Formen von Gewalt ausüben kann, ohne selber in berufliche oder auch in soziale oder psychische Schwierigkeiten zu geraten, wird über mehrere Generationen von ErzieherInnen mündlich tradiert. Zu diesem spezifischen Wissen zählen

bestimmte Vorsichtsmaßnahmen, aber auch die situativ passende, für die ErzieherInnen relativ gefahrlose Wahl der jeweiligen Art von Gewalt. So wird teilweise Bedacht genommen, möglichst keine länger sichtbaren körperlichen Schäden hervorzurufen. Um ihre eigene Brutalität auszuhalten, entwickeln viele ErzieherInnen eine Strategie der zynischen Selbst-Abgrenzung, der sarkastischen Redeweise und der wiederholten Erniedrigung und Abwertung der Kinder und Jugendlichen.

Die Tradierung des praktischen Wissens gewalttätiger ErzieherInnen erfolgt gleichsam *parallel* zur Vermittlung von (größtenteils verschriftlichtem) Fachwissen an den ErzieherSchulen der Stadt Wien (Institut für Heimerziehung) und des Bundes (in Baden), wo – wie wir annehmen – in den 1960er und 1970er Jahren eine zumindest annähernd gewaltfreie Pädagogik *gelehrt* wird. Dies wäre allerdings eigens zu untersuchen. Die Schwierigkeit einer solchen Untersuchung wäre, neben der Analyse von offiziellen Programmen und Unterrichts-Texten Zugang zum inoffiziellen Code zu erlangen, den die hier Lehrenden vermitteln und der zwischen den SchülerInnen ausgetauscht wird.

In einigen Heimen kommt es – so werden die Narrativinterviews mit ehemaligen Heimkindern und auch Experteninterviews zeigen – zu einer *latenten oder manifesten Konkurrenz* zwischen ausgebildeten und nicht ausgebildeten ErzieherInnen. Im Alltag der Heimerziehung führt dies aber nicht, wie man hoffen könnte, zu einer erfolgreichen Weiter- und Fortbildung der nicht gelernten ErzieherInnen, sondern zu wechselseitigem Misstrauen. Angebote zur Weiterbildung (wie Gruppensupervision, Vorträge) werden zwar teilweise angenommen, führen aber nicht dazu, dass der oft schon weitgehend verfestigte, habitualisierte ErzieherInnen-Stil geändert wird. Ob die nur zum Teil an einer ErzieherInnen-Schule ausgebildeten ErzieherInnen („SozialpädagogInnen“) hinreichend auf den schwierigen Beruf vorbereitet sind, entzieht sich derzeit unserem Einblick. Es gibt Hinweise, dass einige der jüngeren ErzieherInnen idealistisch eingestellt sind, aber nicht immer das Rüstzeug haben, um der beschriebenen Gewaltstruktur in vielen Heimen standzuhalten (s. das Experteninterview mit einem ehemaligen Heimleiter, Kapitel IV). Die Konkurrenz unterschiedlicher Leitvorstellungen fördert den Zusammenschluss der gewaltbereiten ErzieherInnen einerseits und der aufgeklärten und gegen übermäßige Gewalt eingestellten ErzieherInnen andererseits.<sup>87</sup>

---

<sup>87</sup> Zur spezifischen Orientierung der HeimerzieherInnen auf eine möglichst risikolose Berufslaufbahn vgl. Irmtraud Gössler-Leirer/Claudia Halletz, Abschlußbericht zur Studie „Spezielle Berufsproblematik bei Sozialberufen, dargestellt am Beispiel der Heimerzieher.“, Wien 1974, Typoskript.

## Die Organisation des Jugendamtes der Stadt Wien und der Bezirksjugendämter von 1945 bis Ende der 1970er Jahre

Im Frühsommer 1945 wird aus dem „Gaujugendamt“ wieder eine Magistratsabteilung (zuerst MAG X/2, dann MAG ELF,). Weiterhin gilt aber die Jugendwohlfahrtsverordnung vom 20. März 1940; nur offenkundige ideologische Bezüge auf den Nationalsozialismus werden gestrichen; die Prioritäten des Jugendamtes gelten weiter: Kontrolle und Überwachung der „Mündel“ (der unehelich Geborenen, s.o.) und Maßnahmenvollzug zum „Schutz des Kindes“. Aufgrund des sog. Verbotsgesetzes (Verbot der NSDAP und all ihrer Organisationen) werden politisch „belastete“ Bedienstete der Stadt Wien außer Dienst gestellt, darunter auch Fürsorgerinnen. Vom Frühjahr 1945 bis Ende 1945 wächst der Personalstand des Jugendamtes aber wieder sehr rasch von ca. 300 auf 1.235 an, teilweise durch Neueinstellung von Fürsorgeschülerinnen; auch ältere Frauen werden jetzt in die Fürsorgeschulen aufgenommen; politisch „minder belastete“ Fürsorgerinnen (wie ehemaligen BDM-Mädchen) kehren in den Dienst des Jugendamtes zurück. Ende 1945 erfolgt die Wiedereröffnung der „Soziale Frauenschule des Caritasverbandes“ (9. Bezirk, Seegasse 30); wieder eröffnet wird auch die „Fürsorgeschule der Stadt Wien“ – viele Schülerinnen sind gleichzeitig berufstätig. Die Lehranstalt in der Seegasse ist v. a. aus diesem Grund eine Abendschule. Der Lehrplan folgt immer noch dem Lehrplan der NS-Zeit, nur das Fach Erb- und Rassenkunde entfällt. Ab 1948 wird die Fürsorge für männliche Bewerber zugänglich. Im Jahr 1949 befinden sich in der Fürsorgeschule der Stadt Wien 76 Frauen und nur 6 Männer in Ausbildung.<sup>88</sup>

Die Bezirksjugendämter sind bis in die späten 1950er Jahre vorwiegend mit materiellen Unterstützungen (Nähr- und Pflegemitteln, Wäsche, Bekleidung), mit der Mutterberatung (der Fokus liegt auf der kriegsbedingt stark angestiegenen, im Jahr 1945 bei 20 Prozent liegenden Säuglingssterblichkeit), mit der zusätzlichen Ernährung der oft schlecht ernährten Schulkinder in Schulausspeisungen, mittels Erholungsversickungen und Aufenthalten in Erholungsheimen ausgelastet. Nur sehr schwach besetzt ist zunächst die Erziehungsberatung; sie wird erst ab den späten 1950er Jahren ausgebaut.

*Säuglingswäschepaket, Sprengeldienst und Hausbesuch nach 1945*

---

<sup>88</sup> Fürsorgeschule der Stadt Wien 1956, 2.

Wie schon im Roten Wien und im Dritten Reich wird in den Geburtskliniken der Stadt von einer Fürsorgerin das Säuglingswäschepaket übergeben – zunächst aus Kostengründen nur an „bedürftige“ Mütter, ab 1948 wieder an alle Mütter. Dahinter steht eine logistische Überlegung: Voraussetzung für die Zuteilung des Wäschepakets ist die Meldung beim Jugendamt schon vor der Geburt. Diese Meldung ist zugleich die administrative Voraussetzung für Kontrolle: Das Jugendamt verlangt und überprüft die Durchführung der „Wassermann-Blutprobe“ zur Lues-Prophylaxe. Aber auch der Zuwachs an „Mündeln“ (an unehelich geborenen Kindern) wird auf diese Weise fortlaufend dokumentiert. Die Fürsorgerinnen entscheiden auch über die Zuteilung von Lebensmitteln und von Care-Paketen.

Die Sprengelfürsorgerin besucht regelmäßig alle Haushalte, in denen unehelich geborene Kinder leben, oder für die irgendeine Auffälligkeit (von LehrerInnen, NachbarInnen, der Polizei etc.) gemeldet ist. Diese Hausbesuche richten sich unverändert auf das Wohlergehen der Kinder in den Familien. Es obliegt dem Empfinden und der Erfahrung der Fürsorgerin, leichte Schwierigkeiten von solchen zu unterscheiden, die ein Eingreifen erfordern. Die vollständige Kleinfamilie nach dem bürgerlichen Modell bleibt der Maßstab der Normalität, um die Haushalts- und Familienverhältnisse im Hinblick auf das „Kindeswohl“ einzuschätzen. Dass Diktatur und Krieg, NS-Terror, Vernichtung und Vertreibungen etc. zur „Unvollständigkeit“ vieler Familien beigetragen haben, ändert nichts daran, dass „ledige“ Mütter und „unvollständige“ Familien weiterhin die besondere Aufmerksamkeit der Bezirksjugendämter und der Sprengelfürsorgerinnen auf sich ziehen. Die Überwachung der „Mündel“ ist nach Aussage einer ehemaligen Fürsorgerin weiterhin die „Lieblingaufgabe der Fürsorgerinnen“.<sup>89</sup> Die Hausbesuche bei den Müttern der Mündel schaffen eine weit bessere Gelegenheit zur Kontrolle als die Amtsstunden im Bezirksjugendamt; der Augenschein in der Wohnung und kurze Gespräche mit Eltern und Kindern sollen es der Fürsorgerin bzw. der „Sozialarbeiterin“ / dem „Sozialarbeiter“ erlauben, die Familie im Hinblick auf ihre Erziehungsleistung einzuschätzen und die gefährdeten Kinder herauszufinden. Allerdings leidet die Praxis der Fürsorge unter der großen Fallzahl. In den 1950er Jahren muss eine Sprengelfürsorgerin „60, 80, 100 Hausbesuche im Monat absolvieren“<sup>90</sup> – also drei bis fünf Hausbesuche am Tag. Die Hausbesuche erfolgen unangemeldet und dauern meist nur wenige Minuten.

---

<sup>89</sup> Interview mit Frau N, in Gudrun Wolfgruber, *Zwischen Auftrag und Eigensinn*, 105.

<sup>90</sup> Interview mit Frau D, in ebd., 106.

Die „Kindesabnahme“ erfolgt weiterhin über die Kinderübernahmestelle in der Lustkandlgasse 50. Die KÜST umfasst eine *Beobachtungsstation* und ein *Durchzugsheim*, beides zusammen wird ab 1965 als Julius Tandler-Heim bezeichnet. Die *Beobachtungsstation* hat (um 1967) Platz für 15 Knaben (eine Gruppe) und für 15 Mädchen (eine Gruppe) sowie eine koedukativ geführte Gruppe von 6 Mädchen und 6 Knaben. Das *Durchzugsheim* hat (um 1967) folgende acht Kindergruppen:

1 Gruppe: 16 Säuglinge zwischen 6 Monaten und 1 ½ Jahren

1 Gruppe: 16 Kleinstkinder von 1 ½ bis 3 Jahren

2 Gruppen 16 Kleinkinder von 3 bis 6 Jahren

2 Gruppen 18 männliche Schulkinder

2 Gruppen 18 weibliche Schulkinder

Nimmt man den wohl nicht immer erreichten Zustand der Vollbesetzung an, leben um 1967 insgesamt ca. 180 Kinder in der Beobachtungsstation und im Durchzugsheim.<sup>91</sup> Die Beobachtung der Kinder in der Beobachtungsstation erfolgt weiterhin nach jenen Testreihen, die die Psychologinnen Bühler und Hetzer in den 1930er Jahren entwickelt haben. Die Entscheidung zur vorläufigen Abnahme und Überstellung des Kindes in die KÜST bzw. in das Julius Tandler-Heim erfolgt „bei Gefahr in Verzug“ umgehend; danach holt das jeweilige Bezirksjugendamt psychologische, „heilpädagogische“ und „erziehungspsychologische“ Gutachten ein; nur wenn die Eltern keine Zustimmung zur Überstellung des Kindes erteilen, bringt das Bezirksjugendamt (meist erst nach der bereits vollzogenen Abnahme) einen Antrag auf „Fürsorgeerziehung“ beim PflEGschaftsrichter ein, der dann auf der Grundlage des Antrags und der vorgelegten Gutachten und Berichte die Rechtmäßigkeit des Vorgangs nachträglich bestätigt.

Die „Abnahme“ des Kindes findet – folgen wir den Erzählungen in den Narrativinterviews – auch in den 1950er und 1960er Jahren typischerweise durch eine Fürsorgerin zeitlich am Morgen statt. Offenbar setzt man weiterhin auf das Überraschungsmoment, rechnet also mit möglicher Gegenwehr von Eltern und Kindern. Die Neigung einiger Fürsorgerinnen, gefährdet erscheinende Kinder relativ „zügig“ in Erziehungsheime zu überstellen, soll vor allem bei den noch im so genannten christlichen Ständestaat und / oder im NS-Staat sozialisierten und ausgebildeten Fürsorgerinnen ausgeprägter gewesen sein als bei Fürsorgerinnen, die erst in den 1950er und 1960er

---

<sup>91</sup> Die Daten entnehmen wir dem Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch) MA 11-Psychol. Dienst 1967 (Typoskript).

Jahren ausgebildet wurden. Eine jüngere Fürsorgerin zitiert und imitiert im ersten Satz des folgenden Zitats die Wortwahl und den Sprachduktus einer älteren, noch im Dritten Reich ausgebildeten Kollegin. Das dabei benutzte Wort „ausgeputzt“ assoziieren wir mit der Vorstellung, im „eigenen“ Sprengel die rassische und soziale Reinheit herzustellen, „Ungeziefer“, „Abartiges“ und „Minderwertiges“ auszumerzen, usw., kurz: den in den 1950er Jahren noch immer lebendigen anthropologischen Rassismus des Nationalsozialismus:

„I hob mein Sprengel *ausputzt*. I hob alle überstellt (nachmend), alle ins Heim gegeben die irgendwo Schwierigkeiten hatten. (...) (Diese Haltung kritisch kommentierend, setzt die Erzählerin fort:) Die haben sich nicht auseinandergesetzt, die haben einfach überstellt. Die hat das sicher nicht nur *gesagt*: In meinem Sprengel is a Ruh, da hab i alle überstellt. Na ich tu doch net mit denen umananda, dann passiert womöglich noch was.“<sup>92</sup>

Die Zahl der Kinder, die aufgrund konstaterter „Erziehungsschwierigkeiten“ bzw. bei behaupteter „Verwahrlosung“ in die „Pflege der Stadt Wien“ übernommen werden, steigt von 3.289 Kindern im Jahr 1946 auf 3.526 Kinder im Jahr 1951.<sup>93</sup> In den 1960er Jahren scheint sich der Kriterienkatalog allmählich hin zur Vorstellung einer *psychischen* Verwahrlosung zu verschieben. Dies dürfte unter anderem auf die ab ca. 1953 einsetzende wirtschaftliche Konjunktur und auf die wachsende Kaufkraft der Familienhaushalte zurückzuführen sein. So steigen die Netto-Löhne und der private Konsum etwa um ein Drittel. Die Anzahl der von den Jugendämtern gewährten Dauerunterstützungen fällt im Zeitraum von 1945 bis 1964 von 51.000 Fällen auf ca. 8.000 Fälle. Wenn das Jugendamt seit den 1920er Jahren auf Kindesabnahmen eingestellt ist, die vor allem durch *materielle* Not in der Unterschicht der städtischen Bevölkerung begründet erscheinen, verändert sich die Begründung nach Einsetzen des Wirtschaftswachstums und der allmählichen Verbesserung der materiellen Lage ab ca. 1953 hin zu psychologischen Argumenten. Freilich sind auch die mittelbaren Folgen des Krieges auch noch in den 1950er Jahren nicht zu unterschätzen. Das von der Fürsorge seit jeher mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete Problem der (unfreiwillig) vaterlosen Familien ist noch immer aktuell. 1951 beträgt die Zahl der Kriegswaisen in Österreich ca. 93.000; ca. 47.000 Kinder warten auf

---

<sup>92</sup> Interview mit Fürsorgerin D, Wolfgruber, Zwischen Auftrag und Eigensinn, 106 f.

<sup>93</sup> 70 Jahre Wiener Jugendamt, Wien 1987, 47.

die Heimkehr des vermissten oder in einem Kriegsgefangenen-Lager internierten Vaters. Eine unbekannte Zahl von Kindern lernt ihren Vater nie kennen, da es kriegsbedingt zu keiner Eheschließung und zu keinem Zusammenleben der Eltern kommt.

Die Diskurse der Fürsorge und der Familienpolitik thematisieren mittelbare und unmittelbare Kriegseinwirkungen auf die Familien – wie schon nach dem Ersten Weltkrieg – vor allem als *Mangel an väterlicher Erziehung*: Der fehlende Vater resp. die ledige und zur Erziehung oft nicht hinreichend kompetente Mutter lassen die Erziehung der Kinder gefährdet erscheinen. Dies umso mehr als ‚Erziehung‘ nach zeitgenössischer Auffassung und in der Nachwirkung der autoritären politischen Systeme des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus vor allem als Kontrolle und Bestrafung der Kinder durch den Vater gedacht wird. Fehlt der Vater und mit ihm die „väterliche Hand“, scheint nicht gewährleistet, dass das Kind resp. der Jugendliche erfolgreich in die Berufs- und Arbeitswelt integriert werden kann. Die sozialdemokratische Funktionärin Elisabeth Schilder schreibt dazu in der Arbeiter Zeitung vom 20. September 1951:

„(...) Auch wer sich mit der modernen Psychologie, die uns auf das Zusammenspiel in der Erziehung von Vater und Mutter besonders aufmerksam gemacht hat, nicht näher beschäftigt hat, weiß, dass die Erziehung von Kindern, insbesondere von Buben in der Pubertät ohne männliche Person in der Familie große Schwierigkeiten bereiten. Die Schwierigkeiten beginnen damit, dass das Kind seiner Mutter nicht folgt und freche Antworten gibt. Kann die Mutter das Kind nicht dazu bringen, seine Schule oder Lehre zu vollenden, dann wird das Eingreifen einer anderen Autorität notwendig sein, um das Abgleiten der Jugend in die Verwahrlosung zu verhüten.“<sup>94</sup>

Die „andere Autorität“ ist niemand anderer als die Fürsorgeerziehung, insbesondere die Erziehung im Erziehungs- oder Kinderheim. Auch in den 1950er Jahren gilt weiterhin und ganz ungebrochen das traditionelle, allein durch seine dauernde Geltung außer Diskussion gestellte Konzept der „Verwahrlosung“ – eine Worthülse, die über sehr verschiedene Schwierigkeiten gestülpt wird. Der Leiter des Heimes der Stadt Wien für Kinder und Jugendliche Lindenhof im niederösterreichischen Eggenburg,<sup>95</sup> Alois Jalkotzky,

---

<sup>94</sup> Elisabeth Schilder, Der Bub darf nicht herumsitzen. Grundsätzliches zu einer Erziehungsfrage, in: Wiener Arbeiterzeitung vom 20. September 1951, 4.

<sup>95</sup> Lindenhof, Eggenburg, Niederösterreich, eine der großen Erziehungsanstalten der Gemeinde Wien mit ca. 120 Plätzen für männliche Kinder im Alter von 9 bis 15 Jahren und ca. 270 Plätzen für Burschen zwischen 15 und 19 Jahren und einer internen Berufsschule,

begründet die Heimerziehung 1953 unverändert mit dem Konzept der „Verwahrlosung“, doch lädt er den Begriff psychologisch auf. Im folgenden Zitat wird ein speziell *entwicklungspsychologisches* Denken erkennbar, das den ersten Kinderjahren in der Familie entscheidende Wirkungen beimisst. Zugleich bleibt das pro-natalistische Denken aus dem eugenischen Gründungsdiskurs und dem rassenhygienischen Diskurs des Nationalsozialismus zwischen den Worten präsent, wobei Schlüsselvokabel aus dem eugenischen und aus dem rassenhygienischen Diskurs wie „Fortpflanzung“ mittels einer gewagten Metaphorik auf Erziehungsaufgaben *übertragen* werden:

„Fast alle *Verwahrlosung* findet ihren Ursprung im Mangel einer *echten* Familienführung in den ersten Lebensjahren des Menschen. (...) Oft sind es nur ganz zarte Sprünge und Risse im Familienleben“, die das Kind „*schwer*“ *erziehbar* machen. (...) Da Erziehung „*Fortpflanzung* der moralischen Grundlagen unseres gesellschaftlichen Daseins ist, ergibt jede Störung dieser moralischen Erziehung eine geringere oder schwere Form der *Verwahrlosung*. Nur eine wohlgeordnete, in allen Liebensbeziehungen alle Teile einer Familie in der rechten Weise befriedigende *Gemeinschaft* bietet Gewähr für eine erfolgreiche *Fortpflanzung der Gesellschaft*.“<sup>96</sup>

Das Familienmodell, an dem sich die Notwendigkeit des Eingriffs der Fürsorge bemisst, ist weiterhin bürgerlich-patriarchal, d. h. die männliche Autorität des Ehemannes und Vaters wird als notwendig vorausgesetzt. Die sozialdemokratische Frauenbewegung kämpft auch in der Zweiten Republik bis Mitte der 1970er Jahre nicht dagegen an. Der Mutter wird beispielsweise kaum zugetraut, mit einem pubertierenden Kind „fertig zu werden“. Während die Zahl der aus *materieller* Not „abgenommenen“ und in ein Erziehungsheim transferierten Kinder abnimmt, steigt unserem Eindruck nach die Zahl der Kindes-Abnahmen, die explizit mit „Erziehungsschwierigkeiten“ der Mütter begründet werden. Als Ursachen werden explizit oder implizit Abwesenheiten der Mütter infolge ihrer Erwerbstätigkeit behauptet. (Wie jedoch eine 1972 durchgeführte statistisch

---

Lehrwerkstätten und Lehrplätzen für die Berufe Bäcker, Elektriker, Fleischer, Gärtner, Installateur, Maler, Maurer, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Landwirt, KFZ-Mechaniker, FKZ-Lenker.

<sup>96</sup> Alois Jalkotzky, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität, in: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17-48.1953, 23; zit. n. Wolfgruber; die von uns vorgenommenen Kursivierungen heben Schlüsselvokabel des Fachdiskurses hervor.

repräsentative Untersuchung zeigt, sind die Mütter der Heimkinder weniger oft erwerbstätig als alle Mütter im österreichischen Durchschnitt.<sup>97)</sup>

### *Ausdifferenzierung und Professionalisierung der Sozialarbeit ab den 1960er Jahren*

Die sukzessive Psychologisierung der Berufsauffassung und -praxis von Fürsorgerinnen und HeimleiterInnen korrespondiert mit der Ausdifferenzierung und Professionalisierung der Sozialarbeit und mit der Einrichtung von speziellen „Diensten“ wie dem „Psychologischen Dienst“ ab Anfang der 1960er Jahre im Jugendamt (Mag 11), dem Schulpädagogischen Dienst des Stadtschulrates für Wien oder mehreren Heilpädagogischen Stationen, an der Universitäts-Kinderklinik und in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Zwischen diesen Instanzen entsteht ein *Verweisungszusammenhang* oder, systemisch gesprochen, ein *Problemsystem*, das die (wahrgenommenen) Probleme schafft und erhält, indem es sie konstatiert und taxiert, ihre Fortdauer bestätigt oder den Fall zu Ende „administriert“. Dies geschieht einerseits durch die *informelle* Kommunikation der beteiligten Experten aus diversen medizinischen, heilpädagogischen und psychologischen Professionen, andererseits durch ein relativ stark *formalisiertes* Gutachten-System. Wir werden versuchen, den informellen wie den formal-bürokratischen Verweisungszusammenhang, in dem die pädagogischen, psychologischen, heilpädagogischen und psychiatrischen Gutachten stehen, im Lauf der biographischen Fallstudien (Kapitel II) transparent werden zu lassen.

### Psychologisierung und Kontrolle der Erziehungsheime?

So wie das Jugendamt in den 1960er Jahren eine Tendenz zur Psychologisierung seiner Entscheidungen an den Tag legt, wird auch in den Kinderheimen wenigstens dem Anspruch nach eine „psychologische Betreuung“ eingeführt. 1963 werden zu diesem Zweck einige ErziehungsberaterInnen eingestellt, die nur für die Heime der Stadt Wien zuständig sind. Nach einem Bericht des Psychologischen Dienstes werden im Jahr 1964 von den ErziehungsberaterInnen 307 Besuche bei 1.899 Kindern in Erziehungsheimen

---

<sup>97</sup> Irmtraud Gössler-Leirer/Claudia Halletz, Abschlußbericht zur Studie: „Spezielle Berufsproblematik bei Sozialberufen, dargestellt am Beispiel der Heimerzieher“, Wien 1974. Typoskript.

unternommen.<sup>98</sup> Es leben aber zu dieser Zeit etwa 3.000 bis 4.000 Kinder in Erziehungsheimen. Wie diese Besuche vor sich gehen, wissen wir nur aufgrund von wenigen Schilderungen damaliger Fürsorgerinnen und Psychologinnen. Eine Psychologin, die nach einem ersten Berufsjahr in der KÜST Ende der 1970er Jahre auch einige Zeit im Kinderheim der Stadt Wien in Klosterneuburg tätig ist, berichtet:

„Dazu muss ich sagen, dass es *die Aufgabe des Psychologen war, ein Heim vorzuschlagen*. Wir mussten daher die Heime alle einmal kennenlernen und konnten das auch. Aber wir haben nur die Einrichtung gekannt und wie groß das Zimmer ist. Aber wie es dort gerade ist, wie die Gruppensituation ist oder so, da haben wir keine Ahnung gehabt. Und ob schlagen oder nicht schlagen oder ob repressiv oder gewährend, das war Daumen mal pi, welchen Eindruck man da gehabt hat. Man war als Gesamtgruppe dort eingeladen, um das Heim einmal kennenzulernen. Das war mehr als komisch. Das ist später besser gelaufen, weil da gabs dann Verbindungssozialarbeiter, die haben ständig Kontakt gehabt und es war dann mehr deren Aufgabe, über die Heime zu entscheiden, und nicht mehr die Aufgabe der Psychologen.“ (aus dem ExpertInneninterview 2 im Kapitel IV)

Es stellt sich freilich die Frage nach der Qualität der fachlichen Kontrolle der Erziehungsheime, auch wenn wir dies nicht im Detail untersucht haben. Die hier untersuchten Fälle von Fürsorgeerziehung finden, wie gesagt, in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren statt. Aus dem obigen Zitat geht hervor, dass PsychologInnen, die jeweils am Ende ihres Gutachtens zwei oder auch nur ein Heim empfehlen, keine präzise Kenntnis davon haben, in welchen Heimen den Kindern in besonderem Maße Gewalt droht. Die PsychologInnen des Jugendamtes scheiden daher unseres Erachtens als Instanzen der Kontrolle der Heime bzw. als Akteure der Eindämmung von Gewalterziehung (sollte dies eine Instanz des Jugendamtes intendiert haben) weitgehend aus. Verbindungsfürsorgerinnen haben die Aufgabe, „Mündel“ der Stadt Wien aus ihrem Fürsorgesprengel in dem jeweiligen Erziehungsheim zu besuchen und mit Kleidern oder sonstigen Mitteln auszustatten.<sup>99</sup> Aber auch sie gewinnen offenbar nur sporadisch und zufällig Einblick in das Innenleben der Heime. Eine Fürsorgerin, deren Aufgabe es um 1970 ist, private Vertragsheime der Stadt zu besuchen, erzählt zunächst über das

---

<sup>98</sup> Psychologischer Dienst, 36.

<sup>99</sup> Interview mit Frau N, in Wolfgruber, Auftrag und Eigensinn, 118; siehe auch unser Experteninterview 1, Kapitel IV in diesem Bericht.

Misstrauen der ErzieherInnen in den Heimen gegenüber den Besuchen von Fürsorgerinnen:

„Als ich noch im BJA im Sprengel gearbeitet habe, (...) hat etwas stattgefunden. Und zwar waren die Kolleginnen, denen das eine oder andere Heim gehört hat zur Beschickung und Betreuung, mit einer nicht bei der Gemeinde Wien angestellten Kinderärztin in diesen Heimen und wir haben die Kinder dort untersucht, ob sie was brauchen. Ob sie Zahnregulierung brauchen, medizinisch oder anderes auch. Und das wurde dann plötzlich abgeschafft. Die Erzieher oder die Zentralstelle (das zentrale Jugendamt, RS) haben gefunden, die Sozialarbeiter und die Ärztin werden dort nicht benötigt, weil wir sind Pädagogen und wissen was zu tun ist und wir haben einen Heimarzt, der kann das übernehmen. (...) Möglicherweise gab es wirklich Angst, dass man da auf was draufkommen könnte. Der Gedanke ist nicht so absurd. Ich spreche von den städtischen Heimen. Ab dann wurden die städtischen Heime von der Sozialarbeiterin und von der Kinderärztin nicht mehr kontrolliert. *Es wurde nicht mehr hineingeschaut.*“ (zitiert aus dem Experteninterview 2 im Kapitel IV)

Wie dringend eine Kontrolle von außen gewesen wäre, verdeutlicht dieselbe, seit längerem pensionierte Fürsorgerin mit der folgenden Erzählung. Um 1970 wechselt sie aus der Sprengelfürsorge in die zentrale Kinderübernahmestelle (KÜST). Hier wird sie beauftragt, die *privaten* Vertragsheime der Stadt zu besuchen. Bei einem Besuch im Kinderheim Retz (Caritas Bubenheim „Turmhof“, ein Heim der Erzdiözese Wien)<sup>100</sup> entdeckt sie nur durch puren Zufall ein schwer misshandeltes Kind, das im Keller des Heimes vor den Besuchern versteckt gehalten wird:

„Ich persönlich hab dann noch ein paar andere private Vertragsheime der Stadt Wien besucht. Und dort ist das nicht abgeschafft worden, dass ein Sozialarbeiter der KÜST, dem dieses Heim zugeordnet war, mit einer Kinderärztin (beschäftigt in einem Werkvertrag, RS) in ein solches Heim geht und schaut, ob den Kindern etwas fehlt. Und wir haben schon des Öfteren Dinge gefunden, die nicht in Ordnung waren.

---

<sup>100</sup> Caritas Bubenheim „Turmhof“ der Erzdiözese Wien, 2070 Retz, Fladnitzerstraße 46, Heim für hundert Kinder im Pflichtschulalter im „Schülerheim“ und 30 Lehrlinge zwischen 15 und 19 Jahren im „Lehrlingsheim“; 5 weibliche und 2 männliche „weltliche“ ErzieherInnen waren für das Schülerheim zuständig, 4 männliche und 1 weibliche Erzieherin für das Lehrlingsheim. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch) MA 11 – Psychol. Dienst 1967, Typoskript.

Wir waren in Retz, das ist ein Heim für Buben gewesen, und die Ärztin hat einem Buben irgendwas - Einlagen oder Augengläser oder irgendwas - verschrieben und sie wollte das überprüfen. Da hat man ihr gesagt, der Bub ist in der Stadt, der ist nicht da. Nach ein paar Stunden hat sie gefragt, ist der schon da? Nein, die sind noch nicht zurück. Dann ist ein ganz junger Erzieher vorbeigegangen und hat ihr zugeflüstert: Der sitzt im Keller eingesperrt. Und daraufhin sind wir natürlich beide wild geworden und haben dort den Direktor konfrontiert und gesagt, wir wollen jetzt das Kind sehen! Der Bub war so blau geschlagen, das können sie sich nicht vorstellen. Das hab ich selber erlebt. Alle anderen Dinge traue ich mich nicht zu wiederholen, weil es auch Gerüchte gewesen sein könnten.“ (aus dem Experteninterview 1, Kapitel IV in diesem Bericht)

Es wird deutlich, dass diese Entdeckung *zufällig* geschieht und nicht etwa deshalb, weil die Fürsorgerin und die sie begleitende Ärztin auf der Suche nach Gewaltopfern gewesen wären. Doch auch solche Zufallsfunde erzeugen ein Wissen. Diese und andere Aussagen deuten darauf hin, *dass es im Jugendamt und in der KÜST ein allgemeines, doch in das Inoffizielle, nicht offen Besprechbare gedrängtes Wissen um „Missstände“ in einigen, wenn nicht in vielen Kinderheimen gegeben haben muss.* Das alte fürsorgerische Paradigma des *friendly visiting*, der Kontrolle, Hilfe und Beratung im Zuge des Hausbesuchs, erweist sich als völlig unzulänglich, um Missstände in den Kinderheimen aufzudecken oder gar ErzieherInnen, die exzessive Gewalt ausüben, zur Rede zu stellen. Offenbar führen gewalttätige ErzieherInnen die das Heim besuchenden Fürsorgerinnen des öfteren erfolgreich hinter das Licht. Insbesondere was sich in den Nächten in den Schlafsälen und auf den Gängen der Heime abspielt, bleibt den Besucherinnen vollends verborgen. Wie es in einem Interview heißt, putzen ErzieherInnen die Kinder bei solchen Anlässen und auch bei Feiern, zu denen „prominente“ Besuche etwa von Politikern erwartet werden, heraus. Im Alltag unterdrücken sie Meldungen und Berichte der Kinder über Misshandlungen systematisch. Auch weitere Maßnahmen der Heimleitungen und der ErzieherInnen haben das Ziel, möglichst wenig Wissen über die internen Vorgänge nach außen dringen zu lassen. Wollen Angehörige von Heimkindern Anzeigen auf dem nächsten Polizeiwachzimmer erstatten, treffen sie dort durchwegs auf Unverständnis. Glauben wir den kolportierten Dialogen mit Polizisten, wissen auch sie im Grunde über die Erziehergewalt in den Heimen, decken sie aber und halten sie für vollends berechtigt.

Eine Anzeige weisen Polizisten oft entrüstet von sich (s. die biographischen Fallstudien Erika Thaler und Paul Valicek im Kapitel II).

## Von der „Jugendfürsorge“ zur „Jugendwohlfahrtspflege“ – Demokratisierung der Sozialarbeit?

Am 9. Mai 1954 beschließt der Nationalrat ein „Jugendwohlfahrtsgesetz“. Danach können nun Mütter und andere Familienangehörige Vormünder ihrer eigenen (ledigen) Kinder werden. Dies erfordert aber die Einschätzung einer Fürsorgerin, dass dies dem „Wohl des Kindes“ besser diene als die Generalvormundschaft (Berufsvormundschaft) des Jugendamtes. Es dauert noch bis 1989 (!), dass die Mutter ohne diese Begutachtung die Vormundschaft über ihr lediges Kind zugesprochen erhält. Wie schon daran zu erkennen ist, *wechselt die Fürsorge in Wien in den späten 1960er und in den 1970er Jahren langsam auf den Kurs der subsidiären Stärkung der jungen Mütter und der jungen Elternpaare*. Dies drängt das Konzept der Kindesabnahme und der Heimerziehung allmählich in den Hintergrund. Freilich bleibt die Kindesabnahme die *ultima ratio* in Fällen akuter Gefährdung des „Kindeswohls“, und damit bleibt auch die Problematik der Gewalterziehung in vielen Heimen bis zu deren Schließung weiter gegeben.

Ab Anfang der 1970er Jahre beginnt sich die teils öffentlich geführte Diskussion (s. u. zur Enquete des Wiener Jugendamtes 1971) um die Erziehungsleistung der Kinderheime auch auf die Gutachten des Psychologischen Dienstes auszuwirken. Sie werden nach unserem Eindruck etwas vorsichtiger und disziplinierter. Doch die innere Entwicklung der meisten Erziehungs- und Kinderheime hält mit dieser Entwicklung – die wie andere Reformen in der Regierungsära von Bruno Kreisky als Versuche der sukzessiven Demokratisierung bezeichnet werden können – nicht Schritt. Nur wenige Kinderheime wie das Heim Döbling (Hartäckerstraße 26)<sup>101</sup> erhalten demgegenüber überwiegend positive Beurteilungen durch ehemalige Heimkinder. Die *Grundschwierigkeit der Trennung der Innenwelt der Heime vom übrigen Apparat der Fürsorge* bleibt weiterhin bestehen, ja sie

---

<sup>101</sup> Erziehungsheim der Stadt Wien Döbling, Wien 19, Hartäckerstraße 26. Dieses Heim hat 80 Plätze für männliche Jugendliche zwischen 6 und 20 Jahren. Die ErzieherInnen sind Männer und Frauen. Die schulpflichtigen Kinder besuchen externe Schulen; einige besuchen auch Handelsschulen und Gymnasien. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch), MA 11 – Psychol. Dienst 1967, II/4 (Typoskript). Eine relativ genaue Erzählung zur kommunikativen Kultur in diesem Heim – und die scharfe Kontrastierung zum Heim Hohe Warte – findet sich in der biographischen Fallstudie Anton Berger im Kapitel II unseres Berichts.

verschärft sich eher noch durch die differenten Entwicklungsgeschwindigkeiten der beiden Sub-Systeme. So wächst in einem Großteil der Heime das Problem einer immer „unzeitgemäßer“ werdenden Erziehergewalt, während abseits der Heime im Umfeld des Jugendamtes über die Reform der Heimerziehung diskutiert wird (s.u.).

Die hier behauptete Spaltung des Fürsorge-Systems in zwei Subsysteme kann empirisch nachvollzogen werden. Ein großer Teil der erfolgenden Kindesabnahmen wird sorgfältig geprüft und ist im Lichte der Akten des Jugendamtes unseres Erachtens gut nachzuvollziehen. Aber jene ExpertInnen, die diese Prüfung vornehmen und die Entscheidung treffen, scheinen weiterhin nur sehr unzureichend über die Erziehungspraktiken in den Heimen informiert. So kommt es, dass einige Heime immer mehr zu „reaktionären Inseln“ der Erziehergewalt in einer sich mühsam demokratisierenden Gesellschaft bleiben. ErzieherInnen-Gruppen, die am Repertoire der *totalen Erziehung* festhalten (s.o.), können sich in einigen Heimen regelrecht festsetzen – entgegen den Fortschritten in anderen Teilen des Fürsorgesystems.

### Adoptiveltern und Pflegeeltern als Alternativen zur Heimerziehung?

Nur ein sehr kleiner Teil der Kinder, die sich „in Gemeindepflege“ befinden, wird zur Adoption freigegeben. Seit 1951 kontrolliert und koordiniert im zentralen Wiener Jugendamt eine sog. Adoptionsstelle die Adoptionen. Sie holt psychologische Gutachten über zur Adoption vorgesehene Kinder ein und überprüft jene Eltern, die sich zur Adoption eines Kindes angemeldet haben.<sup>102</sup> In den 1950er Jahren werden von adoptionswilligen Paaren vornehmlich vollwaise Mädchen im Alter von zwei bis fünf Jahren gesucht, doch werden mehr Buben als Mädchen vermittelt. Wie Erzählungen in den biographisch-narrativen Interviews zeigen, erfolgt die Auswahl und Prüfung der Adoptiveltern nicht immer hinreichend sorgfältig. Sie ist – zumal wenn bereits Folgeschäden aus unzulänglicher Familien- und Heimerziehung vorliegen – keine Garantie dafür, dass ein adoptiertes Kind eine bessere Entwicklung nimmt als ein Kind in einem Kinderheim.

Eine zweite Alternative zur Fürsorgeerziehung in Kinderheimen und leichter realisierbar als die Adoption scheint die Suche nach Pflegeeltern. Hierbei bleibt das Kind weiterhin in der Kontrolle des Jugendamtes. Aufgabe von Fürsorgerinnen der KÜST ist es, die

---

<sup>102</sup> Vgl. 70 Jahre Wiener Jugendamt, 1987, 50.

„Pflegestellen“ erstens vorab zu besichtigen und zu genehmigen und sie zweitens in der Folge mehrmals zu überprüfen. Die Pflegestellen sind billiger als ein Heimplatz. Nur ein kleiner Teil der Pflegeeltern findet sich in Wien. So weit wir dies aus den Akten erkennen können, gehören die Wiener Pflegeeltern überwiegend dem unteren Mittelstand an. (Dass dabei der Bildung der Pflegeeltern – und also ihrer Möglichkeit, bei Schul- und Lernschwierigkeiten zu helfen – wenig Bedeutung zugemessen wird, zeigt unter anderem die biographische Fallstudie Paul Valicek im Kapitel II.) Der größere Teil der Pflegefamilien für Wiener Kinder findet sich jedoch in den 1960er und 1970er Jahren in ländlichen Regionen (s. die biographische Fallstudie Amelie Laube im Kapitel II) und insbesondere in zwei von der Stadt weit entfernten ländlichen Regionen: im burgenländischen Bezirk Jennersdorf und im südsteirischen Bezirk Radkersburg. Hier baut das Wiener Jugendamt über die Jahre eine lokale Kultur von Pflegeeltern auf („Pflegeelternkolonien“, s. ExpertInneninterview 1, Kapitel IV). Es sind vor allem bäuerliche Familien, die gern Pflegekinder „nehmen“, manchmal bis zu zehn! Im Amtsjargon des Jugendamtes werden solche Familien euphemistisch „Großpflegefamilien“ genannt. Wir vermuten, dass das vom Wiener Jugendamt gewährte Pflegegeld wie auch die Arbeitsleistung der älteren Pflegekinder maßgebliche Motive der meist an notorischem Geld- und Arbeitskräftemangel leidenden Bauern-Familien sind. Es liegt auf der Hand, dass die Haltung von Pflegekindern im Untersuchungszeitraum vor allem ökonomisch motiviert ist (von der Gemeinde Wien wie auch von den Pflegeeltern). Inwieweit hier aber auch eine ökonomische Ausbeutung der Kinder als Arbeitskräfte erfolgte, wäre näher zu untersuchen.

Mehrfach ist in den von uns geführten Narrativinterviews von Missständen auf den sog. „Pflegeplätzen“ die Rede, etwa davon, dass Kinder von der Fürsorgerin völlig verlaust und verwanzt, bettnässend und einkotend vorgefunden und nach einer kurzen Rückkehr in die Kinderübernahmestelle entweder zu anderen Pflegeeltern oder in ein Kinderheim gebracht werden (s. biographische Fallstudien Amelie Laube, Erika Thaler im Kapitel II). Die Erinnerungen der ehemaligen Pflegekinder an die Pflegeplätze sind, auch bedingt durch das junge Alter der Pflegekinder, eher unscharf. Über die Praxis der gruppenweisen Verschickung von Wiener Kindern zu ihren Pflegeeltern auf dem Land gibt die folgende Erzählung einer in den 1970er Jahren in der KÜST dafür zuständigen Fürsorgerin Aufschluss. Auf die Frage, ob sie als die für alle „Großpflegeltern“, die bis zu zehn Pflegekinder in den Haushalt aufnehmen durften, zuständige Beamtin der KÜST auf die

Auswahl der Pflegeeltern Einfluss genommen habe, antwortet sie im  
ExpertInneninterview:

„Nein, überhaupt nicht. Das war eine reine Heimentscheidung und hat sich zum großen Teil, weil es eben Kleinkinder waren, im Zentralkinderheim abgespielt. Und die Leiterin war eine ganz tolle Frau (Dr. Margarete Bründl, RS), die geschaut hat, dass es den Kindern gut geht. Sie hat aber die Notwendigkeit gehabt, dass sie mit dem Schulalter (mit sechs Jahren, RS) oder schon etwas vorher die Kinder abgeben hat müssen. Weil die haben die Plätze (im Zentralkinderheim, RS) gebraucht. Und der hat vor allem auch die Psychologin dort geschaut, welche Kinder an eine Pflegestelle vermittelt werden könnten. Und dann ist *dieser große Abgang* nach Radkersburg und nach Jennersdorf gewesen, weil dort viele Plätze vorhanden waren. Dort hat eine Bäuerin neben der anderen gesagt, ich nehm auch ein Kind. Und die haben am Jugendamt angesucht um eine Pflegebewilligung, *die sie auch meistens bekommen haben. Und dann haben sie ein Wiener Kind bekommen.*

Das Kind wurde in schrecklicher Situation überstellt. Es gab immer mehrere Kinder in einem Bus, einem Kleinbus, begleitet von einer Amtsgehilfin. Weder von einem Erzieher, noch von einem Sozialarbeiter. Und die waren nur vorher ausgewählt im Zentralkinderheim. Jedes Kind hatte am Zielort eine Pflegemutter wartend, die dieses Kind nehmen hätte sollen. Die haben sie auch zum großen Teil genommen. Aber dann hat sich dort oft Folgendes abgespielt: Diese Frauen haben sich gut gekannt und die Kinder ausgetauscht. Die waren im Stande dazu, weil diese Amtsgehilfin war dem ausgeliefert, was die Leute dort machen. Die musste die Kinder anbringen. ‚Ich hab immer a Mäderl wollen und Du hast ein Mäderl kriegt.‘ Und die andere sagt, ‚Na ich nehm einen Buben auch.‘ Und schon waren sie vertauscht. Ich weiß nicht, ob das Schicksal, das diese Kinder dann gehabt hätten, ein anderes gewesen wäre. Diese Pflegeplätze waren relativ gleichwertig. Die menschlichen Beziehungen waren natürlich unterschiedlich. Die Tragik war nur: Die sind groß geworden. Und wenn die Kinder mit der Schule fertig waren, haben Jennersdorf und Radkersburg (die Bezirksjugendämter der beiden Bezirke, RS) gesagt, jetzt müsst ihr (das Wiener Jugendamt, RS) sie wieder nehmen, weil wir haben keine Lehrplätze oder Arbeitsplätze. Die Mädchen haben meistens in ungelernten Arbeitsstellen bleiben können, *weil die haben sie brauchen können in Landwirtschaft oder Gastwirtschaft.* Und es gab auch ein paar Lehrstellen, aber

wenige. Die Grazer hatten selbst genug Kinder und konnten die Wiener Kinder nicht in ihren Lehrstellen unterbringen. Dann sind die Buben mit steirischem Dialekt in die Wiener Lehrlingsheime gekommen, wo unsere Strizzis von der Straße waren. Und die wurden gemobbt Tag und Nacht, gepflanzt über ihre Unwissenheit, wie sie mit der Großstadt fertig werden sollen und was sie für einen komischen Dialekt reden. Das war ganz furchtbar! Auch eine Folge von dem, dass man nach dem Krieg wenig Heimplätze hatte, wenig Erzieher, wenig zu essen in der Stadt. Und am Land war das alles vorhanden und die Kinder mussten ja versorgt werden.

Interviewer: Aber die Kinder haben wahrscheinlich in diesen ländlichen Familien auch ordentlich mitarbeiten müssen, oder?

Frau R: Jein. Nicht anders als die eigenen. Wobei das nicht das Störende war. Das Störende war, dass die Wohnverhältnisse nicht entsprochen haben. Diese Bauernhäuser waren nicht eingerichtet auf Kinder. Ich war einmal bei einer Großpflegefamilie, die ich übernommen habe und komme in ein Kinderzimmer hinein und es sperrt sich so die Türe beim Öffnen. Da waren die Fußbodenblätter, die waren von dem Türblatt, das schief drinnen gehangen ist, abgeschliffen und darunter war der Lehm Boden. Das war kalt und feucht. Die Steirerinnen haben, um die Matratzen zu schonen, Kukuruzstroh hineingestreut. Die Popos der Kinder waren zerkratzt. Ich kann da Geschichten erzählen. Aber gemütsmäßig waren die Kinder meistens eingebunden in diese Familien. Die Unterschiede zu den eigenen sind erst dann schlagend geworden, wie sie dort nicht mehr behalten werden konnten. Die Leute hätten sie weiter behalten, wenn sie eine Lehre gekriegt hätten. Die war aber nicht vorhanden in diesen Gegenden.

Interviewer: Was wir oft erzählt bekommen ist, dass man Kinder von Pflegeplätzen wieder abziehen musste seitens der Fürsorge, weil sie zum Beispiel immer unsauber angetroffen wurden. Eine Frau erzählt, sie lag als kleines Kind im eigenen Kot, sie war Bettnässerin und ihr Bettzeug wurde nie gewechselt. Die Fürsorgerin hat sich zwar angemeldet, aber trotzdem hat man nichts dagegen gemacht. Die Fürsorgerin hat sie drei Mal so gefunden und dann wurde sie den Pflegeeltern abgenommen.

Frau R: Die Fürsorgerin war nicht angemeldet. Ich bin ja mit einem Dienstwagen hinuntergefahren und hab natürlich die Kollegin von draußen (vom für den Bezirk zuständigen Jugendamt, RS) mitgenommen. Wenn wir nur auf der Landstraße in Richtung der Dörfer gefahren sind, haben die schon gewusst, dass wir kommen. Sicher gab es diese Ausnahmefälle auch und dass man dann dieses Kind dort weggenommen hat war klar. Aber komischerweise waren manches Mal die persönlichen Beziehungen trotzdem da und das schmutzige Kind war aber der Anlass, dass man das nicht da lassen konnte. Das heißt, die (Kinder) haben dann einen neuerlichen Pflegewechsel gehabt. Und das ist nicht lustig für Kinder.“ (zitiert aus dem Experteninterview 1 im Kapitel IV dieses Berichts)

Deutlich ausgesprochen wird hier der akute Mangel an Pflegeplätzen in Wien. Viele der auf dem Land von der Fürsorge genehmigten Pflegeplätze erreichen in hygienischer und kulturell-kommunikativer Hinsicht kaum das Niveau einer durchschnittlichen Wiener Arbeiterfamilie. Dass solche Familien dennoch auch mehrere und bis zu zehn Pflegekinder übernehmen (sog. Großpflegefamilien), ist wohl dem drängenden Mengenproblem der Wiener KÜST, aber auch der Unterfinanzierung dieses Sektors der Kommunalpolitik zuzuschreiben. Der amtliche Term „Großpflegefamilie“ erscheint in diesem Zusammenhang euphemistisch.

Nur wenige der in den beiden Landbezirken verbliebenen Pflegekinder können einen Beruf erlernen. Sie werden – wie die Kinder der Bauern – von klein auf in landwirtschaftliche und hauswirtschaftliche Arbeitsvorgänge einbezogen, jedoch ohne Aussicht, selber Bauern zu werden. Für die Bevölkerung der Verwaltungsbezirke Jennersdorf und Radkersburg sind die Pflegekinder aus Wien offenbar willkommener Nachwuchs an billigen Arbeitskräften auf dem Ausbildungs- und Lohnniveau von Dienstboten und Tagelöhnern. Besser ergeht es nur wenigen Burschen, die eine Lehrstelle im Landbezirk finden. Ein Effekt des Pflegekinder-Systems an den Rändern der Republik ist, dass diese Kinder aus dem Wiener Gesichtsfeld – oft für immer – verschwinden. Kehren Pflegekinder auf Betreiben des Jugendamtes (resp. der KÜST) in ein Wiener Lehrlingsheim zurück, zählen sie hier aufgrund ihrer jahrelangen Vernachlässigung zu den Underdogs; sie werden Opfer der latenten Aggression physisch und sozial überlegener Jugendlicher, die wie in den meisten Heimen auch in Lehrlingsheimen besteht (s. die biographischen Fallstudien Anton Berger und Gustav Pernigg im Kapitel II).

Die strukturelle Ursache für die – auch für die berichtende Fürsorgerin gar nicht übersehbare – Misere ist die stark steigende Zahl der Kinder in den Erziehungsheimen bzw. in den Vertragsheimen der Stadt. Beträgt sie im Jahr 1947 2.500, steigt sie bis 1966 auf über 4.000 an.<sup>103</sup> In der KÜST, im angeschlossenen Durchzugsheim (Julius Tandler-Heim), aber auch im Zentralkinderheim der Stadt Wien<sup>104</sup> entsteht bald ein Rückstau, weil nicht genügend freie Heimplätze und auch nicht genügend Pflegeplätze in Wien oder in der näheren Umgebung von Wien zur Verfügung stehen. Deshalb versucht die KÜST Kinder in Heimen und in Pflegefamilien in anderen Bundesländern unterzubringen.<sup>105</sup> Die „Großpflegefamilie“ ist gewissermaßen die rationellste Lösung, ob sie aber auch menschengerecht war, soll hier dahingestellt bleiben. Auch unter unseren InterviewpartnerInnen finden sich einige, die im Lauf ihrer Kindheit und Jugend in andere Bundesländer – in dortige Heime diverser konfessioneller Kongregationen oder zu Pflegeeltern – überstellt werden. Sie bestätigen und detaillieren den Eindruck, den die eben ausführlich zitierte Fürsorgerin der KÜST im ExpertInneninterview vermittelt.

## Der theoretische Diskurs um Fürsorgeerziehung bis ca. 1980

In den diversen Schriftstücken, insbesondere in den stark formalisierten Berichten und Gutachten der ExpertInnen im System der Fürsorge (diese Texte sind nach der hier zugrunde gelegten Theorie Fragmente des Fürsorge-Diskurses) hält sich zumindest bis in die 1980er Jahre eine merkwürdige Mischung aus älteren, ideologisch belasteten und nur wenigen neuen Leit-Begriffen. So wird der Begriff Verwahrlosung weiterhin benützt; auch die Begriffe Asozialität und Dissozialität bleiben (oft synonym) in Gebrauch. Ja

---

<sup>103</sup> Vgl. 70 Jahre Wiener Jugendamt, 1987, 54.

<sup>104</sup> Zentralkinderheim der Stadt Wien; Heim für Säuglinge, Kleinkinder und eine beschränkte Anzahl von Müttern während der Schutzfrist. Wien 18, Bastiengasse 36-38. Das ZKH (alias Charlotte Bühler-Heim) verfügt um 1967 über 520 Plätze für weibliche und männliche Kinder im Alter von 7 Tagen bis zum 6. Lebensjahr; Geschwisterreihen (der Anspruch ist, Geschwister nach Möglichkeit nicht zu trennen) gehen bis zum 10. Lebensjahr. Es bestehen auch eine Säuglings- und Krabbelgruppe für 10 Säuglinge, eine Kleinkindergruppe für 12 Kinder und eine Geschwistergruppe für 12 Kinder, sowie ein Heimkindergarten. Volksschulkinder besuchen eine externe Volksschule. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch) MA 11 – Psychol. Dienst 1967. Zum ZKH und seinen organisatorischen Veränderungen vgl. auch den historischen Überblick bei Margarethe Bründl, Zentralkinderheim der Stadt Wien (1922-1986); Charlotte Bühler-Heim der Stadt Wien Bastiengasse 36-38, 1180 Wien (1986-1998); Die Geschichte eines Wiener Kinderheimes, 1997.

<sup>105</sup> Interview mit Frau N, in: Gudrun Wolfgruber, Auftrag und Eigensinn, 119.

selbst von einer „krankhaften Veränderung“ des „Volkskörpers“ ist in einer Schrift aus dem Jahr 1953 die Rede.<sup>106</sup>

Einer der wenigen neuen Begriffe ist jener der Sozialanpassung. Ist er aber auch inhaltlich neu? Der Grad der Sozialanpassung von Kindern und Jugendlichen soll von den Fürsorgerinnen resp. SozialarbeiterInnen gemessen werden. Mangelnde Sozialanpassung sei zwar noch „nicht wirklich kriminell“, aber „Ausdruck einer auf Lustgewinn (sic!) zielenden Tendenz“, – so formuliert der Heimleiter von Eggenburg, Alois Jalkotzky. Er geht ausdrücklich auf den Konsumismus der Jugendlichen in den frühen 1950er Jahren ein, auf modische Elemente in der Kleidung, in der Musik, in der Haartracht. Dies ist die Jugendkultur der in Wien und in anderen Städten sog. „Schlurfs“, die den Übergang der Gesellschaft in die „fordistische Produktionsweise“ markiert, in eine Produktionsweise, die vor allem durch steigenden Massenkonsum und eine entsprechende Konsumentenmoral charakterisiert ist. Die jugendlichen Angehörigen der „Subkultur“ der „Schlurfs“ (in anderen Städten auch „Stenzen“, „Swing-Heinis“ etc. genannt) sind gewissermaßen eine Avantgarde des neuen Massenkonsums. Sie treten erstmals schon in den späten 1930er und 1940er Jahren auf den Plan und geraten mit dem asketisch-militärischen Erziehungsideal der Nationalsozialisten in Konflikt.<sup>107</sup> In den späten 1940er und frühen 1950er Jahren finden sich noch Ausläufer dieser Jugendkultur, die dann in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre von einer ästhetisch anderen und neuen Jugendkultur, jener der sog. „Halbstarken“, abgelöst wird. Auf diese jugendkulturellen Phänomene einigermaßen konsterniert reagierend, vollzieht der Diskurs der Fürsorge eine *langsame Verschiebung vom alten Konzept der Armut-Verwahrlosung hin zur Verwahrlosung im Wohlstand*. Es sei ein Irrtum, schreibt beispielsweise der Heimleiter Alois Jalkotzky, Verwahrlosung noch an äußerlichen Merkmalen (wie den alten Zeichen der Armut: Krätze, Rachitis etc.) ablesen zu wollen. Fehlende Sozialanpassung lasse sich auch diagnostizieren, wenn das äußere Erscheinungsbild des Jugendlichen „elegant“ sei. Freilich, der verwahrloste Jugendliche sei „gewöhnlich nur recht oberflächlich elegant“;

---

<sup>106</sup> „...der Volkskörper erweist sich recht deutlich als krankhaft verändert.“ Alois Jalkotzky, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität, in: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17-48, hier 17.

<sup>107</sup> Vgl. Alexander Mejstrik Christian Gerbel, Reinhard Sieder, Die „Schlurfs“. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im Dritten Reich, in: Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer/Reinhard Sieder (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2002, 523-548. Vgl. auch den Überblick bei Reinhard Sieder, Haus, Ehe, Familie und Verwandtschaft, in: Markus Cerman u.a. (Hg.), Wirtschaft und Gesellschaft. Europa 1000-2000, Innsbruck/Wien/Bozen 2011, 322-345, hier 339.

charakteristisch sei der „*Schlurf* für den Jungen, als *Prostituierte* das Mädchen, schlampig und *unrein* und nachlässig.“ „Die jungen Männer lieben lange Haare, nicht selten künstlich gewellt“ als „Ausdruck einer Verweiblichung“. Die Mädchen hingegen würden mit „männlichen Zügen übertreiben, aber mit Schminke und Lippenstift“. Aufgrund der schädlichen Einflüsse von Film und Literatur sei der *verwahrloste Jugendliche* „durch eine kaum zu überwindende *Arbeitsscheu* ausgezeichnet.“<sup>108</sup> Das ist zwar ein Zitat aus dem Text eines Heimleiters der Stadt Wien aus dem Jahr 1953 und doch eine haargenaue Kopie von Argumenten der nationalsozialistischen Fürsorge gegen die Wiener „Schlurfs“ und ihre „Bräute“ im Dritten Reich – eine beunruhigende Kontinuität.

Die umstandslose Gleichsetzung der sich in diesen Jugendgruppen bewegendenden Mädchen mit „Prostituierten“ trifft nach unserer genauen Kenntnis der Gruppen und ihrer inneren sozialen Ordnung in keiner Weise zu und lässt uns ahnen, wie leicht ein Mädchen in den Augen des Heimleiters eine solche Punzierung erhält. Nur ein Jahrzehnt früher wäre ein so verdächtigtes Mädchen unter Umständen im Jugendkonzentrationslager der Nazis gelandet – mit genau denselben Argumenten. Auch dass alle diese Jugendlichen, die die Utensilien ihrer Jugendkultur (Schallplatten, Grammophone, elegante Sakkos, Hemden, Krawatten, Hüte und Mäntel) größtenteils mittels ihrer Löhne als Arbeiter und Angestellte erwerben, „arbeitsscheu“ gewesen sein sollen, ist ein Vorurteil. Man könnte meinen, diese Geisteshaltung würde sich in den 1960er und 1970er Jahren, die oft als kulturelle Transversale bezeichnet werden, rasch ändern. Das Jugendamt scheint davon ausgenommen. Die 1987 herausgegebene Festschrift *70 Jahre Jugendamt* setzt die unselige Begriffs- und Denktradition weiter fort. Hier ist unter anderem zu lesen, eine fehlende Sozialanpassung sei zwar noch „nicht wirklich kriminell“, jedoch „rechtsfeindlich“ und „Ausdruck einer auf *Lustgewinn* zielenden Tendenz“.<sup>109</sup>

Zusammenfassend halten wir fest: Schon seit den 1920er Jahren und auch in unserem Untersuchungszeitraum (1950er bis 1970er Jahre) wird die „Verwahrlosung“ von Kindern und Jugendlichen aus der Arbeiterschaft wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung gedacht: Bei Burschen führe Verwahrlosung vor allem zu Eigentumskriminalität und Gewaltdelikten, bei Mädchen vor allem zu Prostitution und Geschlechtskrankungen. „Verwahrloste“ Kinder und Jugendliche gelten in dieser Sichtweise als „schwer

---

<sup>108</sup> Jalkotzky 1953, 16; wir heben die Schlüsselvokabel durch Kursivierung hervor.

<sup>109</sup> 70 Jahre Wiener Jugendamt, 48 f.; Kursivierung v. Verf.

erziehbar“.<sup>110</sup> Der Begriff ‚Verwahrlosung‘ und die von ihm abgeleitete Diagnose der „Schwererziehbarkeit“ werden in den folgenden Jahrzehnten und mindestens bis in die 1970er Jahre nicht differenziert oder gar revidiert, sondern immer weiter ausgedehnt: auf Kinder, die unbeaufsichtigt in den Gassen spielen, auf alle „ledigen“ (außerehelich geborenen) Kinder, die ohne einen präsenten Vater aufwachsen, auf alle Waisen und Halbwaisen, die der Erste und der Zweite Weltkrieg massenhaft hinterlassen, auf Kinder und Jugendliche, die Nikotin und Alkohol konsumieren, im Dritten Reich auch auf Kinder und Jugendliche, die sich elegant kleiden, verbotene Musik hören und lässig rauchen („Stenzen“ und Wiener „Schlurfs“) und auf deren „Bräute“, Mädchen, die sich schminken und mit den Burschen ziehen. In den späten 1950er Jahren fokussiert die Wiener Jugendfürsorge bereits eine andere und neue Jugendkultur mit einem alten Namen: die „Halbstarken“: Sie tragen Blue Jeans, Fischerhosen und karierte Holzfällerhemden, Lederjacken, fahren Mopeds und tanzen auf öffentlichen Plätzen und in Cafés Rock´n´Roll. In den 1960er Jahren erregen Mädchen, die sich an Jugendmagazinen (wie „Bravo“) orientieren, kurze Röcke tragen, häufig ins Kino gehen und öfters die Schule schwänzen, die Aufmerksamkeit der Fürsorge, insbesondere dann, wenn sie sich mit älteren Burschen in städtischen Parks oder im Prater „herumtreiben“. Weitere Jugendkulturen wechseln einander in den folgenden Jahren immer rascher ab. Es scheint, dass die Fürsorge zumindest bis in die 1980er Jahre braucht, sie nicht mehr umgehend zu kriminalisieren. Möglicherweise ist dazu erforderlich, dass die jungen Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen selber in jungen Jahren der einen oder anderen Jugendkultur angehört haben. Sie emanzipieren sich erst aus dieser Denk-Tradition, als der Massenkonsum in allen Altersgruppen bereits als neue Normalität durchgesetzt ist.

Der Schlüsselbegriff der Fürsorge schlechthin – „Verwahrlosung“ – bleibt aber weiterhin in Gebrauch: unscharf und elastisch, wie er ist, lässt er sich dem jeweiligen Zeitgeist einpassen. Soziale und ökonomische Schwierigkeiten in den Haushalten und Familien, Lern- und Schulprobleme von Kindern wie auch psychische und psychiatrische Störungen von Eltern und / oder Kindern werden darunter subsumiert. Der Begriff passt in die Bio-Politik ideologisch sehr verschieden ausgerichteter politischer Regime. Wie gezeigt, macht er seine Karriere ungebrochen über die Regimegrenzen von 1934, 1938 und 1945 hinweg. Gerade infolge dieser Unschärfe bewährt sich der Begriff zur Legitimierung der Ausschließung aus der ‚offenen‘ Gesellschaft (Exklusion) und der Internierung von

---

<sup>110</sup> Vgl. Josef Zeithammel, Rückblick über die Tätigkeit der Kinderübernahmestelle im Jahr 1925, in: Blätter für das Wohlfahrtswesen der Stadt Wien, 25. Jg. 1926, Heft 253, 9.

Kindern und Jugendlichen im Erziehungsheim, immer mit der Meta-Idee ihrer verschärften Erziehung zu disziplinierter Arbeit.

### Kritik an der Heimerziehung ab den 1970er Jahren: Beginn der „Heimreform“

Anfang der 1970er Jahre wird erstmals *öffentlich* Kritik an den städtischen Erziehungsheimen geäußert. Am 20. und 21. Jänner 1971 veranstaltet das Jugendamt der Stadt Wien die „Enquete für aktuelle Fragen der Heimerziehung“, an der Kommunalpolitiker, Wissenschaftler und Fachleute der Heimerziehung teilnehmen. Ein danach veröffentlichter erster Ergebnisbericht bemerkt eingangs ein „äußerst lebhaftes“ Interesse der „Öffentlichkeit“.<sup>111</sup> Dies deutet auf die verstärkte Wahrnehmung von Defiziten der Heimerziehung in den frühen 1970er Jahren hin. Anlässlich der Enquete wird eine „Kommission für Fragen der Heimerziehung“ eingerichtet, der Univ.-Prof. Dr. Walter Spiel vorsteht. Spiel ist Leiter der Neuropsychiatrischen Abteilung für Kinder und Jugendliche der Universität Wien. Ihn zum Vorsitzenden der Kommission zu ernennen zeigt einmal mehr das hohe Vertrauen der Kommunalpolitik in Psychiatrie und Pädagogik an der Universität Wien. Beide Disziplinen genießen das Image, gleichsam außerhalb der nun zunehmend in Kritik geratenden Heimerziehung zu stehen, was nur bedingt zutrifft, wie unsere biographischen Fallanalysen im nächsten Abschnitt zeigen werden. Im ohne Jahresangabe und nicht eben prominent verlegten Bericht der Kommission<sup>112</sup> sucht man jedoch vergeblich präzise Aussagen über Formen, Ursachen und Folgen der Gewalt in den „Erziehungsheimen“ (so der Term in der Einleitung von Prof. Spiel). Die Anfänge der städtischen Fürsorge in der Ersten Republik werden von Spiel gänzlich unkritisch dargestellt und mit den heroisierten Pionieren Julius Tandler und August Aichhorn verbunden. Doch nun, Anfang der 1970er Jahre, sei die Aufgabe der Fürsorgeerziehung neu gestellt:

„Es ist nicht mehr so sehr die Not – obzwar es sie noch gibt – die unsere Hilfe erheischt, es ist aber auch nicht mehr so sehr die Methode der *Verwahrung Kranker*,

---

<sup>111</sup> Spiel, zusammen mit Fischer, Grestenberger, Heitger, Strzelewicz, Wilfert, Aktuelle Probleme der Heimerziehung mit Ergebnissen der Wiener Heimkommission, hg. v. Institut für Stadtforschung, 1090 Wien, Währinger Straße 6-8, Kommissionsverlag: Jugend und Volk Verlagsges. mbH, Wien/München o. J.

<sup>112</sup> Ebd.

*Abnormer und Auffälliger*, die angewendet wird. Es war einerseits die Erkenntnis dass die psychischen Momente – oft mehr als andere Umstände – bei Fällen von in Not geratenen viel Schuld tragen, andererseits war es die Erkenntnis dass *Resozialisierung*, welche die Arbeitsweise der modernen Sozialarbeit kennzeichnet, mehr Erfolg verspricht als Verwahrung. (...) Auch in der Zukunft wird es aller Wahrscheinlichkeit nach notwendig sein, Kinder und Jugendliche kurzfristig (sic!) in Heimen oder heimähnlichen Institutionen unterzubringen. Alle anderen Vorschläge, die auf die Auflösung all dieser Einrichtungen abzielen, sind *romantischer Utopismus* und scheitern an den realen Gegebenheiten. Trotzdem müssen wir bekennen, dass sich, unserer Meinung nach, vieles an den Heimstrukturen als nicht genügend flexibel gegenüber den Wandlungen der Gesellschaft einerseits und den (...) neuen Erkenntnissen und Verfahrensweisen andererseits erwiesen hat. Der Prozeß der Individualisierung in den Erziehungsmaßnahmen wurde nicht genügend in den Vordergrund gerückt, ja sogar da und dort behindert. (...) dass Managementgewohnheiten oft über die Notwendigkeiten und Bedürfnisse des Individuums gestellt werden, das alles sind Tatsachen, denen zu wenig Rechnung getragen wurde.“<sup>113</sup>

Professor Spiel weist auf einige Jahre der Reformarbeit in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt hin und hebt einen fertiggestellten „Plan zur Heimdifferenzierung“ hervor. Er erläutert drei leitende Fragestellungen für die laufende Reform:

„Welche therapeutischen Methoden sind für welche Fälle anzuwenden? Können die verschiedensten therapeutischen Methoden in einer Institution gleichzeitig zum Tragen kommen? (...) Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß *permissive* und *repressive* Methoden ihre speziellen Anwendungsbereiche haben (...) Wir würden gerne Ihre Meinung über die Notwendigkeit geschlossener Gruppen oder gar Anstalten, über Sondereinrichtungen für spezielle Fälle, aber auch über die Bedeutung disziplinierender und strafender Maßnahmen hören. (...) Wie weit mangelt es an der Ausbildung unserer Heimerzieher? (...) wie weit ist eine *Öffnung*

---

<sup>113</sup> Walter Spiel, Problemstellung und Aufgabe der Enquete, in: Spiel, zusammen mit Fischer, Grestenberger, Heitger, Strzelewicz, Wilfert, Aktuelle Probleme der Heimerziehung mit Ergebnissen der Wiener Heimkommission, Kommissionsverlag: Jugend und Volk Verlagsges. mbH, Wien-München (ohne Jahr); 3-5., zahlreiche grammatische Fehler und falsche Zeichensetzungen im Original.

der Einrichtungen bzw. eine *Abkapselung* gegenüber den Einflüssen der Umwelt wünschenswert? Und schließlich, da die Gesellschaft diese Einrichtungen erhält und ein legitimes Interesse an den Erfolgen hat, stellt sich doch die Frage: Inwieweit ist es möglich, ein dauerndes *Kontrollsystem der Effektivität*, der Erziehungsarbeit und damit seiner (sic!) Methodik zu etablieren?<sup>114</sup>

Zunächst fällt an der hier skizzierten Programmatik der Enquete auf, dass Praktiken erzieherischer Gewalt in den Erziehungsheimen nicht geleugnet werden; es wird nach ihrer Zweckmäßigkeit gefragt und das Fehlen eines *Kontrollsystems der Effektivität* festgestellt. Spiel bezeichnet also dringenden Reformbedarf, folgt aber dennoch weiterhin der in diesem Diskurs geltenden Regel, *die konkret ausgeübte Gewalt nicht zu besprechen*. Er unterstellt, in den Kinderheimen gehe es seit jeher durchwegs um den Einsatz *therapeutischer* Methoden; die Frage sei nur, ob es die richtigen und effektiven wären. Wie unsere detaillierte Untersuchung der Diagnosen und Behandlungsmethoden in den folgenden biographischen Fallanalysen zeigen wird, werden bis in die Mitte der 1980er Jahre *medizinisch-therapeutische* Maßnahmen (im Heim Döbling Medikamente gegen Bettnässen, im „heilpädagogischen Heim Hütteldorf“ diverse Medikamente wie Erethil zur Beruhigung hyperaktiver Kinder) eingesetzt. Was wir allerdings hier nicht untersuchen und worüber die uns zur Verfügung gestellten Akten des Jugendamtes keinen Aufschluss geben, ist der Einsatz von medizinischen (psychiatrischen) Therapien in Wiener Kliniken und Krankenstationen, etwa der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Dies wäre ein unseres Erachtens wichtiges eigenes Forschungsprojekt. In unserem Quellenmaterial fällt für die 1950er Jahre nur das privat geführte, mit dem Jugendamt kooperierende Therapieheim Dornbach positiv auf, wo Anfang der 1950er Jahre verschiedene Formen der Psychotherapie eingesetzt werden (s. die biographische Fallstudie Erika Thaler im Kapitel II); es ist dies übrigens das einzige Heim im Untersuchungszeitraum, das sich ausdrücklich auf psychoanalytische Überlegungen von Anna Freud, August Aichhorn u.a. bezieht. Das Heilpädagogische Kinderheim Hütteldorf nennt sich zwar Mitte der 1990er Jahre in August-Aichhorn-Haus um, doch berichtet der 1984 eingesetzte und 1994 ausgeschiedene Heimleiter von großen Schwierigkeiten,

---

<sup>114</sup> Ebd.

psychotherapeutische Vorstellungen gegen eine Gruppe von ErzieherInnen durchzusetzen (s. das ExpertInneninterview 3, im Kapitel IV dieses Berichts).<sup>115</sup>

Die Antworten auf die von Professor Spiel gestellten Fragen sollen in der Enquete 1971 „vier wirkliche Experten“ (so Spiel) geben. Es sind dies Spiel selbst sowie – in der Reihenfolge ihrer Präsentation im Bericht – Univ. Prof. Dr. Marian Heitger, Institut für Pädagogik der Universität Wien, Univ. Prof. Dr. Willy Strzelewicz, Ordinarius für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Hannover, sowie Oberrat Dr. Otto Wilfert von der Wiener Jugendgerichtshilfe. Heitger beklagt in seinem ersten von drei Referaten auf der Enquete, die Heimerziehung habe sich einseitig auf die „soziale Integration“ der „Schwererziehbaren“ (!) festgelegt und die Aufgabe der „Individualisierung“ vernachlässigt. „Individualisierung“ sei in pädagogischer Sicht „die Stärkung der Ichkräfte“, sie fördere die „Entfaltung der Urteilskraft“ und der „verantwortlichen Bereitschaft zum Handeln“, „Mündigkeit“ im Kantschen Sinn. Implizit kritisiert Heitger die Gleichsetzung von Nichtangepasstheit, Außenseitertum, Asozialität und Verwahrlosung. Was darüber in den Erziehungsheimen übersehen werde, sei „die Not des einzelnen Kindes und Jugendlichen“; aber auch *die Gesellschaft sei nur am „klaglosen Funktionieren“ des einzelnen Kindes, an seiner „reibungslosen Eingliederung“ interessiert. Genau dieser bloßen Eingliederung entsprächen die „Maßnahmen der Heimerziehung“ am ehesten.*

Dies aber leiste nur eine „Scheinintegration“, denn das derart erzogene Heimkind „übernimmt gesellschaftliche Rollen aus Angst vor Repressalien und Sanktionen bzw. in der Erwartung von Privilegien“. (S. 11) Die „mangelnde Effektivität“ dieser Erziehung werde „verdeutlicht durch die Häufigkeit der Fälle, in denen der Zögling, wieder in Selbständigkeit, *der Gesellschaft mit ihren Zwängen und Nötigungen, ihren Reizen und Verführungen sogleich erliegt.*“ (S. 12)

Über die Art der Strafen in der Heimerziehung weiß der Professor offenbar aus einem kritischen Aufsatz von H. Wenzel aus dem Jahr 1970. Er zitiert daraus folgende Sätze:

„Die Strafpraxis der Heime zeigt auch heute (um 1970, RS) noch Züge einer bloßen Erziehung zum Gehorsam, wie sie aus Zeiten der Zwangserziehung überkommen

---

<sup>115</sup> Siehe Therapieheim Dornbach, Wien XVII, Promenadegasse 11, Jahresbericht 1951/52, herausgegeben von Internationale Quäkerhilfe, Wien 3, Jaurèsgasse 13. Der Jahresbericht enthält einen Überblick des Leiters Dr. Heinz Eppel sowie einige kurze Fallgeschichten therapeutischer Arbeit mit Heimkindern von Anna Rosenfeld, Dr. Herbert Palme, Dr. Grete Kössler, Maria J. van Everdingen und Franz Hübl.

sind.“ (...) „Ausschluß von Veranstaltungen, Arrest als schärfste Strafmaßnahme, Verlegung in eine andere Gruppe oder in ein anderes Heim, Ausgangsverbote, Urlaubssperre, Einsperrung in den Karzer“. (...) Die in diesen Heimen üblichen Strafen sind allenfalls geeignet, eine gewisse Ordnung zu schaffen und Gehorsam zu erzwingen, aber sie leisten nicht mehr als das. Führen sie bei den einen zu bloßer Scheinangepaßtheit, so werden sie von den anderen als ungerechtfertigter Druck empfunden, der zwangsläufig zu innerem und äußerem Widerstand gegen das Heim und alle seine Erziehungsanstrengungen führt und den Jugendlichen oft in eine ausweglose Situation treibt.“<sup>116</sup>

Unsere eigene empirische Untersuchung wird im Folgenden zeigen, dass die hier genannten und kritisierten Mittel der Heimerziehung von ehemaligen Heimkindern in den Narrativinterviews detailgenau erinnert und somit bestätigt werden. Wir finden Heitgers akademisch-pädagogische Kritik an der Scheinanpassung im Kinderheim plausibel und verdienstvoll. Da Strafen, insbesondere solche, die Schmerzen zufügen, der Entwicklung eines moralischen Bewusstseins nicht förderlich sind, gelangt der Pädagogik-Professor zu der dezidierten Feststellung, „Strafe ist kein brauchbares Mittel der Heimerziehung“ (S. 14). Dass gewaltsame Erziehung notwendig Widerstand auslöst, der die Misere der Zöglinge in der Folge eskalieren lässt und in einigen Fällen zu ihrer Kriminalisierung führt, wird in den biographischen Fallstudien und in den dann folgenden Auszügen aus unseren Narrativinterviews plastisch vor Augen geführt. Was jedoch von Professor Heitger auf der Enquete des Jugendamtes im Jahr 1971 *nicht* besprochen wird, sind *Art und Ausmaß exzessiver Gewalt* in der Heimerziehung: insbesondere die Zufügung von physischen und psychischen Schmerzen, die jede in der westlichen Moderne noch als „pädagogisch“ vorstellbare Strafe deutlich übersteigen, darunter das mehrmalige Eintauchen des Kopfes in die Klomuschel, das Zerschlagen des Gesichts, das Hinunterstoßen über Treppen, oft mit Körperverletzungen. Was pädagogische Strafen ebenfalls übersteigt und an Straf- und Konzentrationslager erinnert, sind die Abkoppelung der verfügbaren „Strafen“ von einem persönlichen Vergehen des einzelnen Zöglings in den sog. Kollektivstrafen, die Duldung oder Provozierung von „Selbst-justiziellen Bestrafungen“ in den Kinder- und Jugendgruppen und des sog. „Kapo-Systems“. Völlig jenseits jeder denkbaren westlichen Pädagogik sind freilich die in den folgenden Kapiteln II und III berichteten Fälle von sexualisierter und sexueller Gewalt durch einzelne

---

<sup>116</sup> H. Wenzel, Fürsorgeheime in pädagogischer Kritik, Stuttgart 1970.

ErzieherInnen und anderes Heimpersonal. Viele der berichteten Formen physischer, psychischer, sexualisierter und sexueller Gewalt sind schon im Untersuchungszeitraum Straftaten.

Die Vorannahme Heitgers, in den Kinderheimen der Stadt und in den Vertragsheimen befänden sich durchwegs „Schwererziehbare“, „Nichtangepasste“, „Außenseiter“ (so formuliert er auf S. 12) entspricht zwar einem in der Bevölkerung damals wie heute weit verbreiteten Vorurteil, wird jedoch durch unsere empirische Untersuchung *nicht bestätigt*. Neben Kindern und Jugendlichen, auf die diese gängigen Kategorien in der zeitgenössischen Perspektive der Pädagogik und der Fürsorge zutreffen mögen, finden wir in unserem Sample<sup>117</sup> mindestens zu zwei Dritteln Männer und Frauen, die als Kinder, oft schon als zwei und dreijährige Kinder, einfach das Pech hatten, dass in ihrer Herkunftsfamilie aus Sicht eines Elternteils oder beider Eltern „kein Platz“ für sie war, oder dass sich niemals eine Herkunftsfamilie gebildet hatte. Sie werden in Erziehungsheimen gewaltsamen Methoden der Heimerziehung unterworfen, so als wären sie „schwererziehbare“ Kinder.

#### *Ein Forschungsbericht über die HeimerzieherInnen aus dem Jahr 1973/1974*

---

<sup>117</sup> Unser Sample ist kein statistisch repräsentatives Sample, sondern auf eine besondere Weise der qualitativen Auswahl durch Empfehlungen der Kinder- und Jugendanwaltschaft der Stadt Wien zustande gekommen. MitarbeiterInnen der KJA Wien haben Gespräche mit jenen ehemaligen Heimkindern geführt, die sich als Betroffene der ehemaligen Heimerziehung gemeldet haben. MitarbeiterInnen der KJA bzw. zuletzt auch des Weißen Rings haben für uns daraus zwanzig ehemalige Heimkinder ausgewählt, denen sie zutrauten, das ausführliche, emotional belastende Gespräch mit uns zu führen. Dieses qualitative Vorgehen, das der Methodik der qualitativen Sozialforschung entspricht, wurde mit dem geschäftsführenden Stadtrat und mit der Leitung des Jugendamtes vereinbart.

Ein statistisch repräsentatives Sampling wäre schon deshalb unmöglich, weil die Grundgesamtheit der Betroffenen nicht bekannt ist, und wäre sie bekannt, würden sich viele der dann anzusprechenden Betroffenen wohl weigern, ausführlich zu erzählen. Wir halten es für wahrscheinlich, dass sich in unserem *qualitativen Sample* eine Mehrheit der Nicht-Schwererziehbaren (im Sinn der zeitgenössischen Pädagogik und Fürsorge) gebildet hat, da sie sich in besonderer Weise über ihre Behandlung in den Erziehungsheimen empören und Anerkennung als Opfer der Heimerziehung verlangen. Daher bestätigt auch unser qualitatives Sample, dass die pauschale Annahme, in den Heimen hätten sich ausschließlich „schwererziehbare“ Kinder und Jugendliche befunden, *unzutreffend* ist.

Drei bzw. fünf Jahre nach der Enquete des Wiener Jugendamtes erscheinen erstmals in Wien von *sozialwissenschaftlicher* Seite eine kritische Analyse der Kinderheime<sup>118</sup> und eine Studie über HeimerzieherInnen.<sup>119</sup> Hier verschiebt sich schon aus fachlichen Gründen der Fokus von geisteswissenschaftlichen Erörterungen der Pädagogik hin zur Frage, welche *soziale Wirklichkeit* die Erziehungsheime bilden und welchen Anteil die HeimerzieherInnen daran haben. Gössler-Leirer und Halletz befragen 287 HeimerzieherInnen, die Mitte 1973 in 14 städtischen Heimen und in 9 Heimen privater Heimträger beschäftigt sind. Alle diese Heime erhalten Kinder und Jugendliche durch die KÜST überstellt. Die quantifizierende Studie untersucht einige Parameter jener Berufsgruppe, über die wir in unserer qualitativen Studie aus der gleichsam entgegengesetzten Perspektive von zwanzig ehemaligen Heimkindern und drei ExpertInnen einiges erfahren. Leirer und Halletz legen ihre Studie als repräsentative Fragebogenerhebung an. Wie eine Aufstellung zeigt, sind 94 von 287 (32 %) interviewten Erziehern „unausgebildet“, 103 (35 %) sind „diplomiert“, 39 sind „Säuglingsschwestern“, 11 sind „Kindergärtnerinnen“, 6 sind „geistliche Schwestern“, 11 sind „Heimleiter“, 5 sind „Heimmütter“ und 17 haben „sonstige Funktionen“. Folglich hat 1973 rund *ein Drittel* der befragten Heim-ErzieherInnen *keinerlei* Ausbildung im Bereich der Sozial- und Pflegeberufe. Vergleicht man den Anteil der unausgebildeten ErzieherInnen mit der Gesamtzahl des Heimpersonals, stechen die Heime Biedermannsdorf, Lindenhof (Eggenburg) und Hohe Warte mit jeweils fast 50 % unausgebildeten ErzieherInnen heraus.

Knapp 40 % der Väter der befragten HeimerzieherInnen sind „kleine bis mittlere Angestellte“, immerhin 27 % kommen aus „Arbeiterfamilien“, 14 % aus Familien „kleiner und mittlerer Gewerbetreibender“ (S. 3). Hingegen sind etwa 66 % *der Väter* von in den Heimen untergebrachten Kindern und Jugendlichen Arbeiter! Etwas genauer differenziert, sind 33 % Kinder von Hilfsarbeitern, 11 % von angelernten Arbeitern, 15 % von Facharbeitern und 7,6 % sind Kinder von Beschäftigungslosen (einschließlich einer wohl geringen Zahl von Pensionisten und Rentnern). Nur 6 % der Väter von Heimkindern sind Angestellte und kleine Beamte, nur 2,4 % der Väter sind Selbständige. Ein Drittel der

---

<sup>118</sup> Irmtraud Leirer/Rosemarie Fischer/Claudia Halletz, *Verwaltete Kinder. Eine soziologische Analyse von Kinder- und Jugendlichenheimen im Bereich der Stadt Wien*, Wien 1976.

<sup>119</sup> Irmtraud Gössler-Leirer/Claudia Halletz, *Abschlußbericht zur Studie: „Spezielle Berufsproblematik bei Sozialberufen, dargestellt am Beispiel der Heimerzieher“*. Wien 1974, Typoskript.

Mütter der Heimkinder ist erwerbstätig (hingegen sind im Jahr 1972 37,4 % der Frauen in ganz Österreich erwerbstätig).

Nur 19 % der Befragten HeimerzieherInnen haben eine Ausbildung zum Erzieher / zur Erzieherin am Institut für Heimerziehung der Stadt Wien oder am Bundesinstitut Baden absolviert. Dieser niedrige Wert zeigt, dass das Bestehen von Institutionen zur fachlichen Ausbildung noch wenig über den Ausbildungsstand der Erzieherschaft in den Heimen aussagt. 20 % der beschäftigten ErzieherInnen haben eine berufsbegleitende Externistenausbildung und 25 % den bis zum Jahr 1962 gültigen „Erzieherfachkurs“ von wenigen Wochen absolviert. Weitere 21 % haben einen der „sonstigen Ausbildungswege“ (u.a. Kindergärtnerinnen, Säuglingsschwestern, Vorschule für soziale Frauenberufe u.a.) hinter sich. Der Begriff „diplomierter Erzieher“ umfasst *alle* diese möglichen Ausbildungswege (S. 12), indiziert also keineswegs, wie man meinen könnte, die erfolgreiche Absolvierung einer der beiden Schulen für HeimerzieherInnen.

Hinsichtlich der Motive, den Beruf des Heimerziehers / der Heimerzieherin zu wählen, gelangen Gössler-Leirer und Halletz zu folgendem Ergebnis: Es bestätige sich die ältere hypothetische Annahme, dass der Erzieher-Beruf gewählt wird, um einen sozialen Aufstieg einzuleiten (eindeutige faktische Aufstiegstendenzen seien jedoch nicht zu belegen) oder aber einen bereits begonnenen sozialen Abstieg abzufangen. Vor allem die „Berufswechsler“ (die von einem anderen Beruf in den Erzieherberuf umsteigen) zeigen das Motiv, nach den vorherigen Berufserfahrungen „eine längerfristige und auch risikolosere Tätigkeit zu finden“. Eher als von dem Wunsch nach Aufstieg sei daher von dem Wunsch, „berufliche Unsicherheit abzubauen“ zu sprechen (S. 48). Die HeimerzieherInnen zeigen ein „geringes Interesse, aus der sozialen Tradition der Eltern auszubrechen“. Es überwiege der Wunsch nach sozialer Sicherheit. „Die Heimerzieher sind sich dessen bewusst, dass sie keine Aufstiegschancen in diesem Beruf haben“ (S. 51). Bemerkenswert scheint im Kontext unserer Untersuchung schließlich die Beobachtung, dass sich die ErzieherInnen nicht vor einem beruflichen Versagen fürchten müssen, „wodurch der Heimerzieherberuf somit (...) als ein Beruf einzustufen ist, der, wenn er einmal erreicht wurde, einen begonnenen sozialen Abstieg erfolgreich und endgültig gebremst hat.“ (S. 51).

Im Hinblick auf die in unserer ganz anders angelegten, nämlich qualitativen Studie zentrale Frage nach den strukturellen und individuellen Ursachen exzessiver Gewalt in der Heimerziehung scheinen uns die folgenden vorsichtigen Schlussfolgerungen aus den Daten von Gössler-Leirer und Halletz plausibel:

Um 1970 tätige HeimerzieherInnen kommen – wie wohl auch schon vorher – überwiegend aus der unteren Mittelschicht und sind der großen Mehrzahl der Heimkinder, die aus Arbeiterfamilien kommen, von ihrer sozialen Herkunft her (nur) leicht überlegen. Die ErzieherInnen haben Berufs- und Bildungskarrieren häufig abgebrochen oder umgestellt und suchen eher soziale Sicherheit als sozialen Aufstieg. (Für ihre eigenen Kinder wünschen sie – wie derselben Studie zu entnehmen ist – eine höhere, überwiegend eine höhere *berufsbildende* Schule, an ein Studium denken sie auch für ihre eigenen Kinder nicht. Dies ist insofern interessant, als sie sich, wie die Fallstudien zeigen werden, offenbar kaum vorstellen können, dass ein durchschnittlich oder überdurchschnittlich begabtes Heimkind eine höhere Schule besuchen soll.)

Der Beruf der HeimerzieherInnen ist gewiss fordernd und die Konflikte im Berufsfeld sind zahlreich. Dennoch ist, wie Gössler-Leirer und Halletz feststellen, die Arbeit so organisiert, dass ein berufliches Scheitern nahezu ausgeschlossen erscheint. – Unsere Erklärung dafür lautet: Es gibt keine Instanz im Berufsfeld, die das Scheitern eines Erziehers / einer Erzieherin feststellen und entsprechende Schritte der Kündigung erfolgreich einleiten würde; dies bestätigt indirekt auch unser ExpertInneninterview mit einem ehemaligen Heimleiter (im Kapitel IV des Berichts). Die primäre Motivation der sozialen Sicherheit lässt uns annehmen, dass die überwiegende Zahl der HeimerzieherInnen ihren Beruf auf eine Weise ausübt, die *Risiken möglichst vermeidet*. Dies lässt uns verstehen, warum in unseren Betroffenen-Interviews wie auch in den Experteninterviews nur sehr selten erzählt wird, dass sich ErzieherInnen dem Risiko aussetzen, einen gewalttätigen Kollegen oder eine Gruppe von exzessive Gewalt anwendenden ErzieherInnen zur Rede zu stellen, sie dem Jugendamt zu melden, oder ähnliches; daraus kann weiters geschlossen werden, dass sich auch jene ErzieherInnen, die regelmäßig exzessive Gewalt anwenden, keinem hohen Risiko aussetzen. Es lässt sich daraus schließlich auch erklären, warum gewaltbereite ErzieherInnen darin erfolgreich sind, interne Kritiker gewaltsamer Erziehungs-Praktiken „ruhigzustellen“. Die in der zitierten Studie festgestellte intergenerationelle Wertkonservativität (d. h. die hohe Übereinstimmung der HeimerzieherInnen mit Normen und Werten ihrer Eltern und Großeltern) lässt es unwahrscheinlich erscheinen, dass typische HeimerzieherInnen in den drei hier untersuchten Jahrzehnten „traditionelle“, oft gewaltsame Praktiken der Heimerziehung, die sie – meist ohne Ausbildung, oder nur kurz eingeschult – *on the job* bei berufserfahrenen KollegInnen kennenlernen, aktiv verändern, bekämpfen oder reformieren wollen.



## Kapitel II

### Biographische Fallstudien

In diesem Kapitel stellen wir sechs *biographische Fallstudien* vor, in denen wir einen erheblichen rekonstruktiven Aufwand betreiben, um aus den Akten des Jugendamtes, den diversen Gutachten der psychologischen, heilpädagogischen und schulpädagogischen Dienste und aus den Erzählungen ehemaliger Heimkinder in von uns geführten biographisch-narrativen Interviews herauszufinden, welche Instanzen an der ‚Konstruktion‘ und an der ‚Administration‘ des jeweiligen Falles beteiligt sind und wie *exzessive Gewalt* von den Kindern und Jugendlichen erlebt, spontan beantwortet und im Verlauf des weiteren Lebens ‚verarbeitet‘ wird. Alle Eigennamen und Geburtsdaten von ehemaligen Heimkindern sowie Ortsangaben sind verändert. Die Eigennamen des Personals im Jugendamt, im Psychologischen Dienst, in diversen Kliniken und Kinderheimen etc. werden abgekürzt oder durch Pseudonyme ersetzt. In den Transkripten der mündlichen Erzählungen werden unsere Kürzungen mit (...) gekennzeichnet. Sprechpausen werden mit (--), Abbrüche der Gedanken mit (/) und (//) markiert. Wir geben die von den ehemaligen Heimkindern gesprochene Sprache so genau wie möglich wieder, und nähern sie der Schriftsprache nur so weit an, als es für die Verstehbarkeit der Erzählungen erforderlich erscheint.

## Paul Valicek: „So hat sich mein Leben eigentlich jahrzehntelang ins Negative geschlagen.“

Pauls Mutter wurde 1944 in Stuttgart geboren. Bei der Geburt ihres Sohnes im Jahr 1963 in einer Wiener Entbindungsstation ist sie 19 Jahre alt, der Vater ist 22; beide Eltern sind Hilfsarbeiter und nicht verheiratet. Paul ist das mittlere von drei Kindern. Er hat einen um ein Jahr älteren und einen um ein Jahr jüngeren Bruder. Die Eltern trennen sich, als Paul noch kein Jahr alt ist. Nach Einschaltung der Fürsorge wird er auf die Kinderübernahmestelle in Wien 9, Lustkandlgasse 50 gebracht. Hier entscheiden die ExpertInnen, Paul zu Pflegeeltern zu geben. Doch scheint die Auswahl der Pflegeeltern nicht glücklich. Zweimal wechseln die Pflegeeltern. Die Mutter zieht nach Deutschland, möglicherweise zu ihren Eltern, zurück. Eines der Pflegeeltern-Paare aus einem niederösterreichischen Dorf schreibt einen Brief an das Zentralkinderheim der Stadt Wien, Bastiengasse 36-38:

„Als Pflege-Eltern Johann u. Rosa E(cker) erlauben wir uns mitzuteilen das wir mit unserem Jungen (Valicek Pauli) mehr als zufrieden sind. Nebenbei beginnt Pauli alles zu reden, und ist ein kleiner Stritzi. (...) Wir sagen wie oft, Pauli ist nur unser Mittelpunkt, vor allem wenn Paul sagt Mama u. Papa. Sie können nicht glauben wie kräftig u. gescheit unser Burli ist. Nachdem Burli auch eine gute Omi hat, woran Pauli sehr sehr (unterstrichen) hängt ist unser Burli mehr, als manche Eltern ihr eigenes Kind lieben. Unseren Burli könnten wir uns nicht mehr weckdanken. Wir erfreuen uns von Kinderheim das Sie so ein braves Kind gegeben haben. Die Pflegeschwestern verdienen vollen Lob, denn wenn alle Kinder so brav wie Pauli sind, kann man wirklich nicht anders sagen. Nebenbei bitten wir um erlaubnis das wir Toni dürfen Taufen lasen, was wir sehr gerne hätten. (...) Ergebenst Johann u. Rosa E(cker)“ Maissau am 28. 5. 1964

Auf Ersuchen der Adoptionsstelle des Jugendamtes wird Paul am Ende März 1965 vom Psychologischen Dienst einer „Entwicklungsprüfung nach Bühler-Hetzer“ unterzogen. Im „Befund und Gutachten“ heißt es über den Zweijährigen:

„Pauli ist ein sehr liebes Kind, in Aussehen und Verhalten ein richtiger „Spitzbub“. Er ist im Kontakt leicht zugänglich, aufgeschlossen, ohne distanzlos zu werden (sic!) und plaudert schon sehr nett. Am Spielmaterial ist er sehr interessiert, im Erfassen der

einzelnen Situationen und im Umgang mit dem Material vif. Er beschäftigt sich mit den einzelnen Dingen recht intensiv und ausdauernd und ist in seinen Bewegungen dabei achtsam und vorsichtig (sic!). Pauli erreicht bei einer ziemlich harmonischen Verteilung in allen untersuchten Bereichen die Altersnorm und kann der *zur Adoption empfohlen* werden. Dr. B.<sup>120</sup>

Nichts deutet also nach dieser ersten Entwicklungsprüfung bei dem zweijährigen Kind auf die späteren Schwierigkeiten hin. Doch erfolgt dann ein in der Akte des Jugendamtes nur schlecht dokumentierter Wechsel: Paul wird nicht bei jenen Pflegeeltern belassen, die den eben zitierten Brief geschrieben haben, sondern von einem Wiener Ehepaar in Pflege genommen und nach einigen Monaten mit Zustimmung des Jugendamtes adoptiert. Die Adoptivmutter ist Marktfahrerin, der Adoptivvater ist Polizist. Wir wissen nicht, warum diese Pflegeeltern den vorherigen vorgezogen wurden und die Adoption durchführen konnten. Die Akte des Jugendamtes enthält dazu keinen Hinweis.

Ab seinem dritten Lebensjahr besucht Paul einen Kindergarten im 22. Bezirk. In seinem siebenten Lebensjahr (1970) tritt er in die erste Klasse einer Volksschule für Knaben und Mädchen ein. Bald nach Schulbeginn beginnen Klagen der LehrerInnen über sein „disziplinäres“ Verhalten, jedoch habe er „keine Lernschwierigkeiten“. Eine von einem Neurologen verordnete medikamentöse Behandlung Pauls bringt „keine Besserung seines Verhaltens.“ Die Adoptiveltern denken aufgrund der Schwierigkeiten „an Rückgabe“ des Kindes an das Jugendamt. Ein „Führungsversuch“ durch die Erziehungsberatung bringt keinen Erfolg. Im März 1970 wird Paul neuerlich einer „Entwicklungsprüfung“, diesmal durch den pädagogisch-psychologischen Dienst des Stadtschulrates für Wien unterzogen. Mitte Mai 1970 wird er in das Kinderheim Hütteldorf „transferiert“. Dieses Heim wird von einem Verein („Kuratorium für Erziehungshilfe“) getragen, der von seinem privaten Initiator, einem Herrn Richard Häusler (ohne Ausbildung, aus wohlthätigen Motiven) dominiert wird; er wohnt auch im Heim und ist bis Ende der 1980er Jahre die „graue Eminenz“. Im Heim hat auch das Kuratorium (der Trägerverein) seine Anschrift: Seuttergasse 29, 1130 Wien. Das Kinderheim

---

<sup>120</sup> Magistrat der Stadt Wien M. Abt. 11 – Jugendamt. Psychologischer Dienst. Zuweisung von Adoptionsstelle. U-Tag 30.3.1965, Vorschlag: Adoption, Wien 11. 5. 1965, in der Akte des Jugendamtes. Unterzeichnerin ist Dr. Margarete Bründl, die spätere, langjährige Leiterin des Zentralkinderheims; eine allseits hoch geschätzte und engagierte Psychologin im Bereich des Jugendamtes. Vgl. dies., Die Kinderpflegeschule der Stadt Wien 1965-1987, in: Information, Heft 2, 1988; dies., Niederösterreichisches Landes-Zentralkinderheim (1910-1921); Zentralkinderheim der Stadt Wien (1922-1986); Charlotte Bühler-Heim der Stadt Wien Bastiengasse 36-38, 1180 Wien (1986-1998); Die Geschichte eines Wiener Kinderheimes, 1997.

ist „heilpädagogisch“ ausgerichtet und wird auch im offiziellen Briefverkehr als „Heilpädagogisches Kinderheim Hütteldorf“ bezeichnet. Sein Direktor steht mit den Oberärzten der Heilpädagogischen Station an der Universitäts-Kinderklinik, vor allem mit Dr. K. in engem Kontakt. Die Besonderheit des Heimes ist der Anspruch, den Kindern diverse therapeutische Behandlungen zu Teil werden zu lassen. Dr. K. und der Direktor sind befreundet. All dies kann das starke Engagement von Dr. K. für dieses Heim erklären. Er geht hier auch nach seiner Pensionierung ein und aus.

Nach den ersten drei Wochen im Kinderheim Hütteldorf wird Paul auf die Heilpädagogische Station der Universitäts-Kinderklinik zur Beobachtung „überstellt“. Hier verfassen die Oberärzte Dr. K. und Dr. G. am 6. Juni 1970 die im Folgenden zitierte Beschreibung des Buben. Sie greifen dabei – wie auch in anderen Gutachten – auf die „Entwicklungsprüfung“ des pädagogisch-psychologischen Dienstes und den Schulbericht der öffentlichen Volksschule zurück. Sie schließen sich vollinhaltlich dem Tenor dieser Berichte über Pauls Verhalten („unruhig“, „sehr leicht ablenkbar“, „neigt zur Ausgelassenheit“, „ohne viel Respekt“, „zeitweise sehr unverträglich“, „nervöse Getriebenheit“, „durch seine Ungehemmtheit stört Pauli dauernd den Unterricht“), aber auch den Aussagen über gute Lernleistungen („gute Auffassungsgabe“, „gutes Gedächtnis“, „erzählt sehr gerne“) an. Der sinngemäßen Wiedergabe dieser beiden Berichte fügen die beiden Oberärzte nur drei ‚starke‘ (pathologisierende) Adjektive hinzu: „erethisch“<sup>121</sup>, „paradox“ und „submanisch“. Es fällt auf, dass die Oberärzte Phänomene, die in den vorherigen Gutachten alltagssprachlich bzw. pädagogisch beschrieben werden, in psychiatrische Begriffe ‚übersetzen‘. Damit erst erhalten die beschriebenen Phänomene „Krankheitswertigkeit“. Diese Strategie von psychiatrischen und psychologischen Gutachtern ist den ErzieherInnen im Heim Hütteldorf und in anderen Heimen offenbar bestens bekannt. Die kritischen unter ihnen beklagen dies auch. So heißt es

---

<sup>121</sup> Als Erethismus (Erethie, erethisch) bezeichnet die Psychiatrie eine krankhaft gesteigerte Erregbarkeit und einen ruhelosen Bewegungsdrang. Die Bezeichnung kommt aus dem Griechischen und steht für reizbar, erregbar. In der älteren Psychiatrie wird damit jede Form stärkerer und dauerhafter Erregung bezeichnet. Heute bezeichnet man damit dranghafte Hyperkinesie bei Kindern. (s. ICD-10 unter F90.8 die sonstigen hyperkinetischen Störungen). Hyperkinesie ist ein Sammelbegriff für eine Vielzahl unwillkürlicher, in Form und Entstehung unterschiedlicher Extrabewegungen. Diese entstehen, wenn hemmende Mechanismen der Bewegungssteuerung im Zentralnervensystem reduziert sind oder ausfallen, weshalb Bewegungsimpulse nur unzureichend gesteuert werden können. Die ungewollten Bewegungen werden auch als Tics interpretiert. Hyperkinesie kommt bei affektiven Psychosen vor. Sie kann aber auch durch Neuroleptika und andere Psychopharmaka verursacht werden. In diesem Zusammenhang scheint interessant, dass Paul von einem Neurologen mit nicht genannten Psychopharmaka (erfolglos) behandelt wird.

1972 in einem nicht namentlich gezeichneten Artikel (wir vermuten, der Verfasser ist der Schriftleiter der Zeitschrift, Josef Grestenberger, ein Funktionär der „Landesgruppe Wien der Vereinigung Österreichischer Erzieher“ und Mitarbeiter des Wiener Jugendamtes), auf einen „Klubabend“ der genannten Landesgruppe Bezug nehmend:

„Der letzte Klubabend beschäftigte sich mit dem Thema: Zusammenarbeit zwischen Psychiater und Erzieher. Es referierte Hr. Dr. Zapotoczky. Das Referat begann mit der wenig ermutigenden Feststellung, dass diese Zusammenarbeit bisher noch nicht einmal begonnen hat. Die Schuld zu suchen ist nicht leicht. Einerseits ist es die mangelnde Information, die viele unserer Kollegen abschreckt, die Lösung ihrer Probleme dem Spezialisten anzuvertrauen, andererseits ist es die mangelnde Kommunikation, der Gedankenaustausch, der es erst möglich macht, die wissenschaftliche Diagnose in eine praxisgerechte Therapie umzuwandeln. *Wie oft aber erhalten wir nach Einschaltung eines Psychiaters oder Psychologen nichts anderes als eine wissenschaftliche Reflexion unserer eigenen Beobachtungen – ohne den geringsten Therapiehinweis.*“<sup>122</sup>

Die Funktion des heilpädagogischen oder psychiatrischen Gutachtens liegt auch im hier rekonstruierten Fall darin, die Angemessenheit der bereits gesetzten Maßnahme, das Kind gegen den offenbar nur leichten Widerstand der Adoptiveltern in das „Heilpädagogische Kinderheim Hütteldorf“ zu überstellen, durch die Beschreibung ‚krankheitswertiger‘ Störungen in ärztlicher Instanz zu bestätigen. Wie es offenbar eine (ungeschriebene) Regel für derartige Gutachten vorsieht, beginnt die Beschreibung mit wenigen Bemerkungen zum Phänotypus, der in diesem Fall keine besonderen Auffälligkeiten zeigt, sondern den Ärzten gewissermaßen durch seine Unauffälligkeit auffällt, um aber dann rasch in eine auch für Laien plausible Mangelbeschreibung des „Verhaltens“ des Kindes überzugehen. Die alltagssprachliche Beschreibung des „Verhaltens“ des Kindes schließt semantisch und syntaktisch an die Beschreibungen der Lehrer und Erzieher an, was die wissenschaftliche Qualität des Gutachtens nicht hebt. Doch offenbar geht es um anderes. Was das Gutachten im Prozess der Administrierung des Falles mehrfach funktional macht ist, dass es die bereits erfolgte „Überstellung“ des Kindes in das „Heilpädagogische Heim“ *ohne nähere Prüfung* legitimiert. Im professionellen System der heilpädagogischen Gutachter, ErzieherInnen und LehrerInnen hat das Gutachten auch eine die Heimerziehung stützende Funktion: Die

---

<sup>122</sup> Kurzinformationen, in: Informationen 1/72 Für Erzieher zur Bildung und Fortbildung. Herausgegeben vom Jugendamt der Stadt Wien, 2-24, hier: 22 f. (Wien 1972).

Oberärzte bestätigen den LehrerInnen und ErzieherInnen, dass das Kind in Schule und Heim im beschriebenen Sinn „besonders schwierig“ sei. Es legitimiert damit auch die angeblich besondere, so genannte *heilpädagogische* Erziehung im Heim, von der wir allerdings nur erkennen können, dass sie auf den Einsatz von Medikamenten (die hier übrigens nicht von einem Arzt oder einer Krankenschwester, sondern von einem medizinischen Laien, dem Leiter des Heimes verabreicht werden, der mit dem Oberarzt K. befreundet ist, s. Experteninterview 3), auf besondere Strenge sowie auf die möglichst lückenlose Kontrolle der Zöglinge setzt.

„Altersentsprechend großer Bub, mit schmaler, blasser, wenig geprägter Physiognomie, der außer einer starken motorischen Unruhe keine besonderen körperlichen Auffälligkeiten zeigt. Sein Verhalten ist durch einen fast völligen Mangel an Steuerung gekennzeichnet. Er fragt und redet unaufgefordert darauf los, führt „Sprüche“, wirft mit altklugen Phrasen um sich, hat den Erwachsenen gegenüber keine Distanz und keinen Respekt, ist sich selbst und der Situation gegenüber ganz unkritisch. In der Gruppe ist er sehr *erethisch*, jedem Reiz von außen ausgeliefert. (...) Er schließt sich blindlings jeder Balgerei zwischen anderen Kindern an, er will raufen und zeigen, was er sich traut, ja er fordert geradezu seine Umgebung heraus, ihn zu beachten (sic!) und produziert sich erst recht in seiner Schlimmheit (...). Auf Ermahnungen reagiert er *paradox*, wird dadurch nur noch mehr aufgeputscht bis zu einem *submanischen* Verhalten. Am besten geht es noch, wenn er Aufgaben zu erfüllen hat, und man ihn sich ganz neben sich setzt, seine Beschäftigung genau überwacht und ihm auch etwas Vorschußlorbeeren gewährt. (...) Dem steht die schulische Beurteilung gegenüber, tatsächlich ist der Bub durchaus fähig, den seiner Schulstufe entsprechenden Stoff zu bewältigen. Die Schwierigkeiten liegen in der Schulgruppe ganz im Bereich des Disziplinären. (...) Tatsächlich ist der Bub für eine Normalschule *nicht tragbar*, daher wurde den Adoptiveltern zur Unterbringung im Heim Hütteldorf geraten, eine Maßnahme, die nach anfänglichem Widerstand von ihrer Seite doch durchgeführt wurde. O.A. Dr. K., O.A. Dr. G.“<sup>123</sup>

Der entscheidende Satzteil für die Bestätigung der ohnehin bereits gesetzten Fürsorgemaßnahme lautet: „*Tatsächlich* ist der Bub für eine Normalschule nicht tragbar.“ Die beiden Oberärzte unterstellen, im „heilpädagogischen Kinderheim Hütteldorf“ werde das Verhalten durch geeignete Erziehungsmaßnahmen gebessert werden. Was aber begründet diese Hoffnung in ihren Augen? Wie wir aus einer schriftlichen Beschreibung des Heimes

---

<sup>123</sup> Heilpädagogische Abteilung der Universitäts-Kinderklinik Wien. Wien 9, Spitalgasse 23, Vorstand: Prof. Dr. H. Asperger, Wien, den 6.6.70, Hervorhebung pathologisierender Begriffe durch Kursivierung vom Verfasser.

durch einen späteren Heimleiter wissen, zählt der bei Paul diagnostizierte „Erethismus“ zu jenen medizinischen Diagnosen, die die Auswahl genau dieses Heimes begründen. Als „Ursachen der Verhaltensschwierigkeiten“ gibt dieser mit 1. September 1983 eingesetzte Heimleiter in zwei uns überlassenen Typoskripten zwei „Faktorengruppen“ an: a) medizinische und b) pädagogisch-soziale Faktoren.<sup>124</sup> Zu den medizinischen Faktoren zählen nach offizieller Lesart des Trägervereins, offenbar akkordiert mit der Heilpädagogischen Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik: „Minimale cerebrale Dysfunktion, Erethismus, Hormonstörungen, Stoffwechselstörungen, medikamentös eingestellte Epilepsie, neurotische Verhaltensweisen (sic!), Folgeerscheinungen von Enzephalitis, Störungen neuropathischer und psychosomatischer Natur, psychische Folgeerscheinungen des Krankseins.“ Als „Pädagogische und soziale Faktoren“ gelten: „a) Wechselnde Bezugspersonen b) Unterschiedliche Erziehungshaltungen der Eltern c) Erziehungsunfähigkeit der Eltern d) Verlust eines Elternteils (Scheidung, Tod) e) Psychische und physische Vernachlässigung f) Misshandlung g) Überforderung / Unterforderung“.

Der historische Charakter der Beschreibung und Bezeichnung der „medizinischen“ wie auch der „sozialen“ Ursachen ist offensichtlich. Beispielsweise: Scheiden oder trennen sich die Eltern, wird dies als „sozialer Faktor“ für Verhaltensschwierigkeiten des Kindes begriffen. Jeder Verlust eines Elternteils, aus welchen Gründen immer, gilt zu dieser Zeit als verursachender Faktor von Verhaltensschwierigkeiten. Es ist aber heute völlig klar, dass die Auswirkungen davon abhängen, wie eine Gesellschaft auf solche Phänomene eingestellt ist und ob etwa die Trennung oder Scheidung der Eltern auch tatsächlich den „Verlust“ eines Elternteils bedeutet. Die Fürsorge hat daran insofern einen speziell gestaltenden Anteil, als sie nicht nur – wie alle öffentlichen familienpolitischen Diskurse – Erwartungen und Befürchtungen prägt, sondern in die Scheidungsfamilien in bestimmter Weise eingreift. Wie unsere Fallstudien zeigen, ist es oft das Jugendamt, das in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren den Verlust eines Elternteils nach einer Scheidung durch seine Entscheidungen und Obsorgeregelungen gleichsam erzwingt. Neben dem Jugendamt beteiligen sich auch Wissenschaften an der Erzeugung des Phänomens, indem sie es naturwissenschaftlich präzise und vermeintlich ‚zeitlos‘ kategorisieren und die Historizität ihrer vermeintlichen Wahrheit

---

<sup>124</sup> Mehrseitiges, unveröffentlichtes „Konzept“ ohne Seitenangaben, Typoskript; sowie gleichlautend in: „Antrag des Kuratoriums für Erziehungshilfe 1130 Wien, Seuttergasse 29 als Träger des Kinderheim Hütteldorf, Wien XIII, Seutterg. 29 (...) an die Gemeinde Wien (o. J. und ohne Paginierung), Punkt 2. Die Ursachen der Verhaltensschwierigkeiten. Kopien im Besitz des Berichterstatters.

(vor allem deren Gebundenheit an öffentliche Diskurse) eher verwischen als aufklären. Auf Paul Valicek bezogen, begründet sich das Vorgehen des Jugendamtes und der beiden heilpädagogischen Gutachter der Universitäts-Kinderklinik erstens mit der Abwesenheit eines Elternteils (des gar nicht in Erscheinung tretenden Kindesvater), zweitens auch mit dem „unterschiedlichen Erziehungsverhalten“ (s.o.) der beiden Adoptiveltern; dem Adoptivvater wird „Labilität“ und mangelnde Konsequenz („Nachgiebigkeit“) in der Erziehung des Kindes vorgeworfen. Von den im Konzept der Heilpädagogik taxativ aufgezählten „medizinischen Faktoren“ wird Paul ohne näheren Nachweis eine „erethische Störung“ zugeschrieben.

Aus zwei von uns geführten Experten-Gesprächen mit dem späteren Leiter des „heilpädagogischen Kinderheims Hütteldorf“ wissen wir, dass über Jahrzehnte eine sehr enge Beziehung des Oberarztes Dr. K. zu dem Vorsitzenden des Trägervereins und Heimleiters, Herrn Direktor Häusler, bestand. Schon aus der offiziellen Bezeichnung „*Heilpädagogisches Kinderheim*“ geht hervor, dass Dr. K. dieses Heim als das seinem eigenen akademischen Fach entsprechend ausgerichtete Heim interpretiert haben wird. Er hält engen Kontakt zu diesem Heim und ist mit dem Direktor des Heimes befreundet. Auch nach seiner Pensionierung und noch nach 1984 erscheint er hier regelmäßig, um alle Zöglinge einer quasi schulärztlichen Minimal-Untersuchung zu unterziehen. Dies wird vom Nachfolger des Direktor Häusler als völlig unnützlich und den Arbeitsablauf im Heim eher behindernd empfunden, jedoch erst nach dem Tod Häuslers abgestellt (s. Experteninterview 3 im Kapitel IV). Daraus ist zu schließen, dass die von uns allgemein vermutete Distanz der ärztlichen und psychologischen GutachterInnen zu den Kinderheimen in diesem speziellen Fall nicht gegeben ist. Dass aber eine so enge Beziehung zwischen Dr. K. (der weitaus am häufigsten in den Akten des Jugendamtes in den hier untersuchten Jahrzehnten als Gutachter der Heilpädagogischen Station der Universitäts-Kinderklinik auftritt) und dem Heimdirektor eine *kritische Nähe* des Gutachters zu den Erziehungspraktiken im Heim schaffen würde, können wir nicht erkennen. Mehrere Berichte über Paul Valicek aus dem Kinderheim Hütteldorf, die großteils vom Direktor, Herrn Häusler, stammen, zeigen vielmehr eine weitgehende, ja beinahe totale Übereinstimmung mit dem zitierten ärztlichen Gutachten.

Der 1984 von Direktor Häusler als sein Nachfolger eingesetzte Heimleiter ist ein junger Erzieher mit einem abgeschlossenen Studium der Pädagogik und der Soziologie. Er bemüht sich, so erzählt er uns im Experteninterview, das in den späten 1980er Jahren längst fest etablierte heiminterne Regime einiger älterer ErzieherInnen durch Aufklärung und Fortbildung zu verändern. Er führt Gruppensupervision für die ErzieherInnen ein und es gelingt ihm,

Musikinstrumente und Kinder- und Jugendliteratur durch private Sponsoren ins Heim zu bringen. Er öffnet erstmals das Heimgebäude gegenüber dem parkähnlichen Garten. In einem mehrjährigen Prozess baut er das Haus in kleinere Wohneinheiten um und gibt den Gruppenräumen einen wohnlichen Charakter.<sup>125</sup> Als sich jüngere aus dem Heim ausgeschiedene ErzieherInnen in einem Zeitschriften-Artikel über die repressiven Strategien der älteren Erzieher, insbesondere einer Frau S. beschwerten und damit der Eindruck entsteht, im Heim Hütteldorf seien alle Bemühungen zur Verbesserung der Atmosphäre und der Erziehungsarbeit erfolglos geblieben, quittiert der junge Direktor 1994 den Dienst. Wir beginnen zu ahnen, welche „Hütteldorfer Praxis“ einer „resoluten“ Erzieherin im folgenden Bericht des alten Heimdirektors Häusler über Paul Valicek wohl gemeint ist:

„Besuchte im 2. Halbjahr 1969/70 die 1. Kl. Volksschule und schloß diese mit relativ guten Noten ab. Die Betragens-Note „3“ war ein halbes Geschenk. (...) Wir wollten eigentlich die Lidanil-Medikation absetzen; im Hinblick auf die stöhnende Lehrkraft und Ersuchen der Schulleitung<sup>126</sup> (sic!) musste die Frühdosis um 1 Drag. erhöht werden. Der liebe kleine Pauli (Dr. Groh von der Kinderklinik hat ihn treffend beschrieben) ist auch für unsere Verhältnisse ein Problem. Wir drückten ihn vom ersten Tag an *einer Erzieherin mit 11-jähriger Hütteldorfer Praxis ans Herz*. Die resolute Frau, mit viel Humor ausgestattet, hat dem guten Pauli einen Ehrenplatz an ihrem Tisch zugewiesen, denn nur so schreibt er seine Aufgabe, und sorgt ansonst dafür dass die restlichen Tagesstunden in einigermaßen zivilen Bahnen ablaufen. Mehr kann man im Augenblick nicht verlangen. Wien, am 13. 1. 1971, Kinderheim Hütteldorf, gez. Häusler.“<sup>127</sup>

---

<sup>125</sup> Der sukzessive Umbau, der auch dem Konzept der Heimreform 2000 entspricht – ist mit Konzept und Plänen dokumentiert. Kopien im Besitz des Berichterstatters.

<sup>126</sup> Die Kinder des Heimes besuchen eine nahe gelegene „Sondererziehungsanstalt“. Die Kinder werden von ErzieherInnen zur Schule gebracht und dort nach dem Ende des Unterrichts auch wieder abgeholt. An der Schwelle der Schule bzw. im Zimmer des Schuldirektors finden zahlreiche Gespräche zwischen ErzieherInnen und LehrerInnen statt, Informationen über das Verhalten der Kinder werden ausgetauscht. Der am 1. 9. 1983 eingesetzte Heimleiter (er war zuvor seit August 1983 hauptverantwortlicher Erzieher einer Gruppe von 9 oder 10 Buben) im „Heilpädagogischen Kinderheim Hütteldorf“ erinnert das von ihm vorgefundene Klima an dieser Schule als repressiv und zumindest einige Lehrer und den Schulleiter als latent schülerfeindlich. Wir nehmen an, dass die Kinder die weitgehende mentale Übereinstimmung der älteren ErzieherInnen und der LehrerInnen an dieser Schule bemerken und keine Möglichkeit sehen, in schulischen oder heiminternen Konflikten Unterstützung durch die jeweils andere Seite zu finden. Es sind zwei zueinander passende Sub-Systeme eines Erziehungssystems.

<sup>127</sup> Bericht Kinderheim Hütteldorf an die Ma 11- Kinderübernahmestelle, in der Akte des Jugendamtes vom 13.1.1971.

Die im Heim-Bericht genannte „stöhnende Lehrkraft“ und „die Schulleitung“ gehören einer „Sondererziehungsschule“ an, die sich in Fußnähe zum Kinderheim befindet. Wie der Heim-Bericht implizit mitteilt und der spätere Heimleiter (Häuslers Nachfolger) bestätigt (s. Experteninterview 3 im Kapitel IV), kooperieren Heim- und Schulleitung bzw. Lehrer und ErzieherInnen sehr eng. Ein Lehrer der Schule ist mit der Chefköchin im Heim verheiratet. Einige Lehrer machen im Heim gut bezahlte Nachtdienste als Erzieher. Die Schüler werden von ErzieherInnen zur Schule gebracht und nach Unterrichtsende wieder abgeholt. So erklärt sich, dass dem Wunsch einer „stöhnenden Lehrkraft“ und des Schuldirektors umgehend entsprochen wird, Pauls Frühdosis an Lidanil zu erhöhen. Dies bewerkstelligt der alte Heimdirektor Häusler persönlich. All dies belegt, dass es sich um einen engen funktionellen, auch personellen Verbund des Heimes und der Schule handelt. Im Verzeichnis der Heime, das dem amtsinternen Gebrauch des Psychologischen Dienstes dient, ist die Schule denn auch, obwohl einige Gehminuten vom Heim entfernt, als eine „heiminterne Schule“ ausgewiesen.

In einem Terminbericht vom 5. Mai 1971 an die KÜST-Heimfürsorgerin bestätigt der Amtsleiter des für Paul zuständigen Bezirksjugendamtes für den 22. Bezirk, dass sich in den „persönlichen Verhältnissen der Adoptiveltern „nichts verändert“ habe. „Pauli“ verbringe regelmäßig seine „Urlaube und Ausgänge bei den Adoptiveltern“, die dem „erziehungsschwierigen Buben positiv gegenüber stehen und so gut sie es verstehen, die Erziehungsmethoden des Kinderheimes weiterführen. Auch der eher labile und nachgiebige Adoptivvater ist laut Schilderungen der Adoptivmutter dem Buben gegenüber konsequenter geworden. (...) Die Belassung des Mj. in Gemeindepflege ist weiterhin erforderlich, zumal sie auch von den Adoptiveltern gewünscht wird.“<sup>128</sup>

Die Adoptiveltern sind – nach anfänglichen Bedenken gegen die Heimerziehung – offenkundig so weit in die heiminterne und die gleichlautende heilpädagogische Einschätzung des Kindes einbezogen, dass sie es nicht mehr „zurücknehmen“ wollen. Es fällt auf, dass der Adoptivvater, ein Polizist, in Akten des Jugendamtes als „labil“ und „nachgiebig“ beschrieben wird. Bei seinen Besuchen an Wochenenden und in Ferien können die Eltern dem Kind nicht plausibel erklären, warum es im Heim bleiben muss. Sie erscheinen dem Kind bald als willfähriger, verlängerter Arm des Kinderheimes, was nicht dazu beiträgt, sein Vertrauen in die Eltern zu stärken. (Siehe die unten auszugsweise wiedergegebene Erzählung des Paul

---

<sup>128</sup> BJA 22 Terminbericht An die KÜSt-Heimfürsorgerin, Wien, am 5.5.1971, in der Akte des Jugendamtes.

Valicek.)

Mit 14 Jahren wird Paul in das Lehrlingsheim der Stadt Wien Leopoldstadt<sup>129</sup> transferiert, wo er gegen seinen Willen und auf Wunsch seines Adoptivvaters eine Lehre als Fleischhauer beginnt. Nachdem er in diesem Lehrlingsheim unter der Gewalt einiger älterer Heimzöglinge leidet, nehmen ihn seine Adoptiv-Eltern aus dem Heim und schicken ihn in Absprache mit dem Jugendamt auf den Lindenhof<sup>130</sup> nach Eggenburg. Aus der Akte des Jugendamtes geht implizit hervor, dass der Lindenhof für das Jugendamt wie für die Adoptiveltern im Vergleich zum Lehrlingsheim Leopoldstadt als die weit „strengere“ Anstalt gilt. Auf dem Lindenhof, einem der größten Heime der Stadt Wien im niederösterreichischen Eggenburg, dessen Besonderheit die hier angebotenen Lehrberufe sind, setzt Paul die Berufslehre zum Fleischhauer fort, schließt sie aber nicht mit der Gesellenprüfung ab. Der Beruf des Fleischhauers ist nicht seine eigene Wahl, sondern die Wahl seines Adoptivvaters und der „Heimkommission“. Auffallend häufig verletzt sich Paul mit dem Fleischhauermesser an den Händen. Durch mehrere Fluchten aus dem Heim und die auf der Flucht begangenen kleinen Diebstähle kommt er vor Gericht und erhält zunächst mehrere Vorstrafen, ehe er schließlich zweimal zu unbedingten Gefängnisstrafen verurteilt wird. Dies führt zu Pauls völligem Zerwürfnis mit den Adoptiveltern. Seit längerem schon fühlt er sich von ihnen im Stich gelassen und betrachtet sie nicht mehr als seine Eltern, sondern als Teil der ihm feindlich gesinnten Welt. Nach seiner Entlassung aus dem Heim bricht er auf der Suche nach Schutz vor der winterlichen Kälte und aus Hunger bei seinen Adoptiveltern ein. Diese verzichten auf die Anzeige unter der Bedingung, dass der Junge ihren Namen ablegt, also das Verwandtschaftsverhältnis aufkündigt. Während eines weiteren Gefängnisaufenthalts stirbt der Adoptivvater. Danach hat Paul nur noch sporadischen und oberflächlichen Kontakt zu seiner ehemaligen Adoptivmutter.

---

<sup>129</sup> Lehrlingsheim der Stadt Wien Wien Leopoldstadt, Obere Augartenstr. 26-28. Heim für 120 männliche Lehrlinge im Alter von 14 bis 19 Jahren. Die Erzieher sind weltlich und männlich. Polytechnischer Lehrgang und allgemeine Sonderschule intern; Hauptschule – polytechnischer Jahrgang auch extern; die Lehrlinge sind jeden Sonntag Nachmittag, bei begründeten Ansuchen der Eltern auch ganztägig zu Hause. Weihnachten und Sommerurlaub werden individuell vereinbart. Heimverzeichnis Mag 11 – Psych. Dienst 1976, IV/5.

<sup>130</sup> Heim der Stadt Wien für Kinder und Jugendliche in Eggenburg, Grafenbergerstraße 4. 300 Plätze für männliche Jugendliche zwischen 15 und 19 (fallweise 20) Jahren; die Erzieher sind weltlich und männlich. Lehrplätze für Bäcker, Elektriker, Fleischer, Gärtner, Installateur, Maler, Maurer, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Landwirt, KFZ-Mechaniker, KFZ-Lenker Ausbildung. Anlehre in den Lehrwerkstätten und Mitarbeit bei der Hausarbeit. Die Lehrlinge haben 28 Tage Urlaub, wovon eine Woche „meist im Heim verbracht“ wird. Heimverzeichnis Mag 11 – Psych. Dienst. 1976, IV/6.

Immer wieder steht der junge Mann nun – ohne abgeschlossene Berufsausbildung und ohne regelmäßiges Einkommen – auf der Straße und sieht sich gezwungen, seinen Unterhalt aus Diebstählen zu bestreiten. Weitere Verurteilungen wegen Körperverletzung und einer banalen Urkundenfälschung folgen. Mit 40 Jahren findet Paul über eigene Recherchen (die Ämter verweigern ihm jede Auskunft) seine leibliche Mutter, die in Deutschland lebt. Im Rückblick deutet Herr Valicek sein Leben als schwer, unglücklich und voller Benachteiligungen, aber auch voller eigener Fehler. Erst die letzten sieben Jahr beginnt es für ihn tendenziell aufwärts zu gehen. Das hängt vor allem mit seiner neuen Chefin, einer älteren Dame, zusammen, die ihn finanziell unterstützt. Er arbeitet bei ihr als Heimhelfer. Auch in dieser Beziehung kommt es zu Streitigkeiten, die vor Gericht enden, doch findet eine Aussöhnung statt. Seit zwölf Jahren ist Paul mit einer gebürtigen Kroatianerin verheiratet. Diese Beziehung gibt ihm – wie die nun wieder hergestellte Beziehung zu seiner leiblichen Mutter – sehr viel Halt. Er empfindet große Angst davor, dass er diese beiden Menschen eines Tages verlieren wird. Wiederholt denkt er an Selbstmord, zu dem er aber, wie er sagt, aus Feigheit nicht im Stande ist. Es folgen Ausschnitte aus dem Narrativinterview.<sup>131</sup>

\*\*\*

Na ja, wo fang ich an? Also (-- ) ich kenne meine richtigen Eltern nicht. Jetzt schon, aber früher nicht. Meine Mutter. Also meine Mutter hat sehr viele Schwierigkeiten gehabt in Wien. Sie wurde von ihrer Mutter nicht so akzeptiert mit dem Kind, weil sie selbst erst 18 Jahre und Friseurlehrling war. Und damals gab es noch nicht diese Mutter-Kind-Hilfe. Es gab schon die Heime, wo man mit dem Kind aufgenommen wurde, aber eher selten. Sie wurde in eines aufgenommen, aber ein paar Tage später wieder entlassen (...) Und dann wars eben so, dass meine Mutter mit mir auf der Straße war und da hat der Staat dann eingegriffen und hat gesagt: Okay, Sie geben das Kind ab, also zur Adoption frei. Und sie ist dann weggegangen von Österreich. Dadurch hat sie auch das Recht verloren, weiter auf mich zugreifen zu können. Und sie ist nach Deutschland gezogen. Dort lebt sie auch jetzt. (...)

Ich hatte dann mit - was ich erst hier erfahren hab, ja? - mit zwei Jahren schon drei Pflegefamilien. Warum auch immer, ich hab keine Ahnung. (...) Es ist nicht mehr eruierbar, wer die waren und worauf sich diese These stützt, dass die mich immer wieder nach ein paar Monaten weggegeben haben. (...) Also es konnte nichts mit mir zu tun haben, weil als zweijähriges Kind kannst du nicht wirklich lästig sein in einer Familie. Aber wie gesagt, das

---

<sup>131</sup> Durchgeführt von Mag. Andrea Smioski am 11. Mai 2011, 14:30-16:45 Uhr.

wissen wir nicht. Wir haben keine Ahnung, was da wirklich passiert ist.

Dann kam ich in die Lustkandlgasse ins Waisenhaus (richtig: Kinderübernahmestelle, Beobachtungsstelle und angeschlossenes Durchzugs-Heim, RS). Ja und von dort wurde ich adoptiert von der Familie König. Meine Stiefmutter, meine Adoptivmutter war selbstständige Marktfahrerin und mein Adoptivvater war bei der Polizei. Die Adoptivmutter war im 21. Bezirk, am Schlingermarkt hat die ihre Stände gehabt. (...) Und der Vater war bei der Polizei. Der war dann glaub ich schon Revierinspektor oder schon a bissl höher. Man hat mich diesen Eltern gegeben unter der Bedingung, dass (...) der Kontakt zu meinen leiblichen Eltern nicht hergestellt wird. Unter dieser Voraussetzung würden sie mich adoptieren. (...) Es ist nicht dokumentiert, ja? Also daher kann ich das auch nicht hundertprozentig beweisen. Nur es ergibt sich aus der Tatsache, dass ich nie ((betont)) im Laufe meiner Kindheit - egal wann auch immer - Kontakt zu meinen leiblichen Eltern aufnehmen durfte und aufnehmen konnte. Währenddessen ich jetzt weiß, dass meine Mutter, meine leibliche Mutter, sich über zwanzig Jahre bemüht hat, herauszufinden, wo ich in Wien untergekommen bin, bei welchen Pflegeeltern und so. Hauptsächlich wars immer so, dass meine Mutter immer zu Weihnachten und an Geburtstagen sehr traurig war, weil sie gesagt hat: Ich habe noch ein Kind in Österreich und ich finde es nicht. Ich weiß jetzt nicht, wie weit da der Staat beteiligt war, wie weit meine Adoptiveltern involviert waren in das Ganze. Aber ich glaube, dass das eine plausible Begründung ist, dass sie den Kontakt zu meinen Eltern eigentlich eingestellt haben und nicht haben wollten.

Das Hauptproblem stellte sich erst nachher heraus. Als ich adoptiert wurde, begann ich im 22. Bezirk meine erste Klasse Volksschule. Ich ging in die erste Klasse und im Halbjahr haben wir – so ist mir das erzählt worden, ich weiß aber nicht, ob das stimmt – eine Episode ghabt: Ich hab einen Schulfreund ghabt. Und wir haben in der Pause mit Spickern geworfen, ja? (...) Wir hatten dann - als die Tür aufging - eine Lehrerin getroffen. Ihr (//) Die hat keine Verletzungen gar nichts gehabt. Die hat das dann dem Schuldirektor gemeldet, der ließ uns vorführen und es war alles erledigt. Und plötzlich kam ein Schulpsychologe. Ich glaub, es war ein Psychologe und kein Psychiater. Ich weiß (//) Das liegt ja eh in den Akten, ja? Und der untersuchte mich und sagte dann halt einfach: Okay, dieses Kind ist schwer erziehbar. Der kann bei den Eltern nicht getragen werden, der muss in ein Heim. Diese These vertritt glaub ich ansonsten auch heutzutage niemand. Vor allem aufgrund des Alters. Wenn einer sechs Jahre alt ist, kann man sagen, das Kind ist a bissl kompliziert, ist a bissl lebhaft, ist vielleicht hyperaktiv, aber mit absoluter Sicherheit nicht schwer erziehbar, weil man das nicht nachvollziehen kann in diesem Alter. Und ja, meine Eltern waren halt – so wie es auch in den Akten steht – sehr labil. Die

Adoptiveltern. Bewundernswerte Weise auch der Vater, der ja bei der Polizei war. Ich meine, als labiler Mensch bei der Polizei? Es ist halt irgendwie sehr desaströs, was da wirklich vorgefallen ist. Und ob der wirklich so war, weiß kein Mensch. Sie konnten (//) Sie ham ja selber geschrieben, sie konnten mit mir nicht klar kommen. Und das mit sechs Jahren. Darum weiß ich auch nicht, warum die Adoption wirklich stattfand. Es ist unerklärlich, (...) die haben gesagt, okay, der Arzt hat recht. Okay, wir geben ihn ins Heim. Das ist das einfachste und das beste. Aber nicht in ein Heim, wie heute die Internate sind, (...) sondern in ein Heim für schwer erziehbare Kinder. Das war das Kinderheim Hütteldorf in der Seuttergasse, im 14. Bezirk drüben.

Warum ich dorthin kam? Ich werds nie rausfinden, weil meine Eltern verstorben sind und ich hab keine Ahnung. Ich weiß nur, ich habe – ich glaube in einer (--) in einer Gefängniszeit, wo ich war – hab ich mit einem Psychologen der Anstalt gesprochen und der hat gesagt, also eines ist sicher: Schwer erziehbar wurden Sie gemacht. Schwer erziehbar wurden Sie nicht geboren. Und er glaubt, dass sich mein Leben komplett geändert hätte, wenn die Eltern da ein bissl anders gewesen wären, also die Adoptiveltern jetzt. Denn für mich sind die am meisten verantwortlich für das, was ich im Leben erlebt habe. Wobei wohlgemerkt nur bis zu einem gewissen Alter. Also man muss ab einem gewissen Alter auch seine Eigenverantwortung übernehmen, ja? Das hab ich auch verabsäumt.

Also bei einer Verhandlung, der Doktor Haussmann, das war ein Richter, der kurz vor der Pensionierung stand. Der hat mir auf sehr starke Delikte ganz ganz wenig Strafe gegeben. Und der hat mit mir dort gesprochen vor Gericht wie ein Vater. Das ist unglaublich gewesen. Der hat gesagt: Ich sag Ihnen was. Ich sehe Ihre Vergangenheit. Ihre leibliche Mutter kann wahrscheinlich noch wenig dafür. Das ist halt damals so gewesen. Der ist genauso ein Schicksal passiert wie Ihnen. Sagt er, wirklich zum Verurteilen sind Ihre Stiefeltern (später Adoptiveltern, RS). Und noch dazu der Vater, der bei der Polizei war. Sagt er, das ist unglaublich. Sagt er, aber jetzt ist irgendwann einmal die Zeit, wo Sie Eigenverantwortung übernehmen. Und das muss ich. Und ab dem Zeitpunkt war alles anders. Ich hab dann wirklich keine Gefängnisstrafe mehr gehabt, nichts. (...)

Aber um zurückzukommen auf das Heim (Hütteldorf): Am Anfang war das gor net amoi so schlimm. Ich hab dann als Kind schon relativ schnell mitbekommen, dass die Erzieherinnen oder Erzieher sich natürlich bei einer Anzahl von fünfzehn Kindern (in der Gruppe, RS) nicht immer für jedes einzelne Kind Zeit nehmen können. Das versteh ich auch. Man kann sich nicht stundenlang hinsetzen und sagen, mit dem Kind diskutiert man wie das eine Mutter macht. Weil es stehen vierzehn andere Kinder da und das geht nicht.

(...) Aber schlimm ist halt dann die Art und Weise, wie sie mit den Kindern umgehen. Da ist eine gewisse Brutalität drinnen, die (//) Ich sag einmal so: Ich weiß nicht, ob die damalige psychologische Schulung der Erzieherinnen oder Erzieher so gut war, aber da ist schon dieses Herrscherische drinnen. Da gilt nur das, was die sagen. Die Kinder haben nicht wirklich die Freiheit, Kind zu sein und ihre eigene Meinung zu haben, die meistens eh falsch ist, weil man eben noch ein Kind ist. Aber das haben die gar nicht ernst genommen und bewusst irgendwie sofort im Keim erstickt.

(...) Also die Brutalität ist (//) Man hat sehr sehr viel Schläge bekommen. Für Kinder prinzipiell viel zu viel, wenn man davon ausgeht, dass es Gründe gibt, wo ein Kind wirklich geschlagen wird, ja? Ich weiß nicht, ob es solche Gründe gibt, aber ich sag halt einmal, zwischen Schläge und Schläge ist ein Riesen Unterschied. Wennst einmal a Dachtel kriegst, dass du dich erinnerst oder einmal eine auf den Hintern kriegst, sagt man, okay, das ist halt so zur Aufmerksamkeit. Aber wenn Du dann wirklich zehn fünfzehn Ohrfeigen ins Gesicht kriegst, bis alles rot und blau ist, dann ist das schon nimmer lustig.

Und ich bin dann dort relativ schnell zu einem Außenseiter geworden. Ich hab mich abgekapselt und hab immer nur meine Flucht geplant. Ich wollte einfach weg. Noch dazu durfte ich am Wochenende hin und wieder nach Hause zu meinen Stiefeltern. Aber die haben mir auch nie erklärt, warum ich dort bin in dem Heim.

Ich hab mich damit abgefunden. Hin und wieder bin ich nach Haus gefahren. Das durfte ich dann. Da hams mich abgeholt. Manchmal, wie ich größer war, bin ich selbst heimgefahren. Aber es hat sich im Heim einfach nie geändert. Es ist dort aufgrund dessen, weil ich immer fliehen wollte (//) Ich hab genau gewusst: Mir gefällt das einfach nicht. Es hat zwar Sachen gegeben, die kriegst Du zu Hause nicht. Wenn man jetzt davon ausgeht, als Kind: Die Geschenke zu Weihnachten. Da hast im Heim viel mehr bekommen als zu Hause. Also ich kann mich erinnern, ich hab kriegt einen Fußball, einen Trainingsanzug, ein Tipkick, das war so ein Fußballspiel und ein DKT, dieses kaufmännische Talentspiel. Ja und was weiß ich (...) weil das Budget da war und weil viele Kinder die Weihnachten ja zu Hause verbracht haben. Dadurch: Desto weniger Kinder im Heim bleiben, desto mehr bleibt für die andern natürlich über. Und das war eigentlich für ein Kind relativ gut, ja? Aber es wiegt nicht die Schmerzen auf, die man so erlitten hat. Und nach einer Zeit wurde man abgestumpft. Auch als Kind.

(...) Und so hast halt fast standardmäßig schon deine Schläge kriegt. (...) Meistens ist es so gewesen, dass etliche Erzieher im Heim gleichzeitig Lehrer in der Schule warn. Also wir ham keine eigenen Lehrer gehabt, sondern die Frau Heuberger oder der Herr Borislav, die waren Erzieher im Heim, die sind aber in der Schule Mathematiklehrer gewesen. (...) Und da war ich

eigentlich bis zu meinem 14. Lebensjahr. Die ganze Kindheit im Heim.

Und als ich dann dachte, jetzt gehts nach Hause, kam das böse Erwachen: Ich kam gleich wieder ins Heim. Und zwar in den zweiten Bezirk, in die Leopoldstadt. Das Heim heißt Leopoldstadt. Visavis ist der Augarten. Ich kam in die Leopoldstadt und daneben war die Firma Weiser, ein Fleischhacker, da hat mir mein Vater eine Lehrstelle besorgt. Ich wollte das nicht lernen. Ich wollte Polizist werden auch am Anfang, oder Anwalt oder irgendwas machen. Ja? Und der hat gesagt, das geht einfach nicht. Sagt er, Kinder, die schwererziehbaren, lernen einen Beruf und können keine Matura und nix machen. Gut, ja, hab i mich damit abfinden müssen. Es ist halt einfach so. Kannst nix ändern dran.

Und dort im Heim wars wieder ganz anders: Die Erzieher ham sich dort um gar nix gekümmert. Und dort bin ich dann nur gedroschen worden, weil da war ich mit vierzehn und dann waren Leute mit achtzehn, neunzehn Jahren schon. Also dort ist es mir dann überhaupt schlecht ggangen. Das ham meine Eltern gesehn und ham mich dann rausgenommen. Aber nicht zu sich, sondern sie steckten mich nach Eggenburg, ins Heim für Schwererziehbare wieder. (--)

Ja und dort war detto das Gleiche, nicht? Hab natürlich Fleischhacker weiter lernen müssen und bin in der Zwischenzeit aber schon das erste Mal im Gefängnis gessen, weil ich ja schon vier, fünf Vorstrafen ghabt hab im Kinderheim, dadurch dass ich geflohen bin, ja? Ich bin ja im Winter genauso weggangen wie im Sommer. Mir war des egal. Mir war auch des Leben egal. Ja? Und man hat dann ein Fahrrad gestohlen oder irgendwas: Man hat sofort a Anzeige gekriegt und das gilt als Vorstrafe natürlich. Ja und so wars in Eggenburg halt dann wieder. Dort hab ich dann halt eine Vorstrafe nach der andern gekriegt, war schon zwei Mal im Gefängnis insgesamt. Dadurch ist die Lehre auch a bissl gescheitert. Ich habs zwar fertig gemacht, aber den Abschluss dann einfach nicht mehr machen wollen. Weil die ham dort die Angewohnheit: Wenn du fertig bist, okay, du kriegst zwar Deinen Lohn. Wöchentliches Geld, ja? Taschengeld. Und den Rest legen sie dir auf ein Sparbuch. Ist ja völlig in Ordnung. Aber nur am Tag deiner Entlassung gebens dir das in die Hand, das Geld. Du unterschreibst das. Du hast, was du anhast. Die geben dir eine Fahrkarte nach Wien und auf Wiedersehn. Egal ob Du jetzt eine Wohnung oder sonst was in Wien hast, das ist denen völlig egal, denn das kümmert die nicht. Das müssen die in Wien regeln oder deine Eltern vorher regeln, wenn du entlassen wirst, dass du zu einer Wohnmöglichkeit kommst. Nur bis dahin wars schon so, dass ich mit meinen Stiefeltern total auseinander war. Die wollten von mir gar nichts mehr wissen. Und dann hab ich halt einen schweren Fehler begangen: Ich hab bei Ihnen eingebrochen im Haus,

weil mir so kalt war und ich so hungrig war. Mit zwei anderen, ja? Und hab gsagt, ich kann dort rein und hab dort geschlafen. Und die ham mich dann erwischt mit der Polizei und dann hat meine Mutter eben gsagt, wenn Du unseren Namen zurückgibst, verzichten wir auf eine Anzeige. Die Anzeige hams trotzdem gmacht, aber ich hab bei Gericht für dieses Delikt keine Strafe erhalten, weil ich den Namen bei Gericht dann abgegeben hab wieder, also meinen Adoptivnamen. Und hab dann wieder meinen ursprünglichen Namen bekommen.

Also ich kann nur sagen, dort war ich dann bis achtzehn. Ja. Und danach sind einfach nur die Gefängnisstrafen kommen. Du kommst aus dem Teufelskreis nicht raus. Ich sag amal so: Das Wissen von heute hätte gereicht, dass ich damals wahrscheinlich net amal eine einzige Vorstrafe ghabt hätt mehr. Aber das Wissen hast du einfach nicht. Du bist in dem Kreis drinnen und es war auch die Zeit anders. Wenn du mit einem Lehrabschluss von einem Lehrlingsheim gekommen bist, hat dich in Wien kaum wer genommen. Die ham zwar gsagt, okay, sie bestreiten gor net, dass ich das Gleiche gelernt hab wie die in der Lehre. Vielleicht sogar noch genauer, weil ma dort einfach immer nur am gleichen Ort ist und immer nur den gleichen Arbeitsplatz hat. Aber sie ham gsagt, Lehrlingsheim für Schwererziehbare ist schon einmal so, dass der rebellisch ist. Den muss ich nicht unbedingt haben. Da hams immer halt wen Anderen genommen. Und natürlich Vorstrafen, Gefängnis und so, da wars überhaupt aus. Ja und so hat sich mein Leben eigentlich Jahrzehnte lang ins Negative geschlagen.

Und was mich am Leben gehalten hat, das war mein Humor. Ich hab immer als relativ lustig gegolten, ja? Das ist genauso heute: Ich kann so viel lachen und Witze machen und so, mir gfoit des. Also den Humor hab ich nie verloren. Und ein guter Psychologe - der ist auch ein Bridgefreund gewesen, ja? Ich hab da Bridge gspüt - der hat gsagt, das ist wahrscheinlich die Lebensrettung gewesen. Sogt er, des ist ein Elixier, des hot net a jeder. Sogt er, des kostet nix, des is nix, sagt er, aber das ist eine der wichtigste Sachen, sagt er, wenn Du im Leben nie lachen kannst, wah, sagt er, das ist viel schlimmer als alles andere. Man kann sich das gar nicht vorstellen. So Kleinigkeiten. Man lacht, man ist lustig, auch wenn einem nicht immer danach ist. Es ist schon so, dass ich nach wie vor - ich hab oft lebensbedrohliche Ängste, wo ich sag, i mechat mi eigentlich (/) i möcht eigentlich nimmer leben, weils mich nicht freut, aber es kommt dann immer irgendwas. Erstens einmal bin ich zu feig für einen Selbstmord, das muass i gleich dazua sagen ((lacht)). Und zweitens amoi kommt dann immer irgendetwas, wo ich mir sag, des is guat. Super. Dann gehts a (/) dann erlebst du innerlich so ein Gefühl: Jetzt gehts aufwärts. Ja, das verschwindet nach einer Zeit natürlich fürchterlich schnell, wenn

man merkt, was wirklich is, ja? Und so gehts mir eigentlich mein ganzes Leben.

Also wenn ich mich heute entscheiden dürfte - ja? - würd ich mich sofort fürs Sterben entscheiden. Weil des Leben keinen Sinn hat. Ich meine, nicht in der jetzigen Situation. Jetzt würd ich sagen, na, jetzt möcht ich leben. Weil jetzt hab ich einen Job nebenbei noch, ja? Ich mach den Englischkurs. Es ist finanziell net ganz so schlecht wie es war. Und jetzt ist es so, dass halt a bissl ein Hoch ist. Aber das kann sich (//) Wenn meine Chefin stirbt, ist es das gleiche wieder. Dann kann man wieder die Wohnung nicht zahlen, dann steht man wieder da, weil man einfach immer älter wird und die Vorstrafen ändern sich net und dann wirds immer schwieriger. Also so wie in der jetzigen Situation, nein, da möcht ich auf gar keinen Fall sterben. (...) Aber a paar Tag vorher oder was, wanns dir wieder so schlecht geht und Du kommst in ein depressives Loch, dann würd ich - wenn ich mich entscheiden könnte - sofort sterben. Weil ich vor allem das ganze Leben vergessen möchte, was ich erlebt hab. Und ich hatte in meinem Leben bis auf sechs Jahre wirklich keinerlei Glück. Überhaupt kein Glück. Wo man sagt, okay, es ändert sich irgendwie einmal was, dass es positiv wird. Ich werde jetzt 48 am Samstag und hab 42 Jahre wirklich fast nur Scheiße gehabt. Oder sagen wir 40 Jahr zumindestens. (...) Aber sechs, sieben Jahr hab ich durch meine Chefin wirklich gute Jahre erlebt, wo ich gesehn habe, wie das Leben sein kann. Die hat mich genommen, die hat mir Geld gegeben, hat alle Schulden bezahlt. Ich bin in Urlaub gefahrn. Ich war auf amoi in sieben, acht verschiedenen Ländern innerhalb von einem Jahr. Ich bin geflogen, gereist, hab mir gedacht, super, so kann das Leben sein. Es hat sich dann aufgrund ihrer Krankheit auch verändert, aber ich durfte wenigstens diese Jahre erleben. Und ich hab gsagt, sag ich, natürlich will man solche Jahre länger haben. Und viele Menschen ham diese Jahre ja auch wirklich länger. Und ich hab gsagt, wenn ich das jetzt sechs Jahr erleben durfte und dann san die nächsten 40 wieder so (-- ) beschämend wie sie waren, dann interessiert mich das Leben überhaupt nicht. Und derzeit ist es halt wieder so, dass ma halt net wissen (//) Wir tanzen halt immer auf einer Rasierklinge. Es kann (//) Solang sie lebt, gehts gut. Aber wenn sie amoi gestorben is - und die ist 76 und krank - dann ist das Leben von einer Minute auf die andere wieder komplett schlecht. Weil Du einfach in einem Land lebst, wo Du nur mit Geld existieren kannst. Es geht in Österreich net anders. (...)

Wobei jetzt dieses Jahr eigentlich relativ gut is, muss ich ehrlich sagen. Das Jahr hat begonnen, das ist eines der besseren bis jetzt. Wenn das so bleibt, ist das tadellos. Da freut einen das Leben überhaupt. Ja, noch dazu hab ich jetzt einen Chiwawa und mit dem spiel ich dauernd herum. Also der hat mir in meiner depressiven Phase auch sehr viel geholfen.

Komisch, so Viecher spüren das. Die ham ein Gespür für irgendwas, des ist unglaublich.

(...)

Ich hab dann aber meine richtige Mutter kennengelernt. Da war ich vierzig Jahre alt. Ich habs zuerst bei der Barbara Karlich in der Show versucht. Ja, ja, da war ich drei Mal. Die hat meine Mutter nie gefunden und einen Mann gefunden, der angeblich mein toter Vater war. Des war aber net mein Vater. Des ist nur jemand gewesen, der die Vormundschaft übernommen hat. Welche Rolle der dabei gespielt hat, weiß kein Mensch. Der hat die Vormundschaft übernommen und ich war trotzdem im Heim. (...) Und ja, die (Mutter) wohnt halt in Deutschland. Das ist halt immer eine Weltreise dorthin. Ja, mim Auto, 960 Kilometer. Aber nachdem ich gern fahre, ist mir des wurscht. Fliegen wär gscheiter, bist in einer dreiviertel Stund drüben. Ich fahr halt lang.

Interviewerin: Wie haben Sie die Mutter dann gefunden?

Paul Valicek: Übers Internet Über die Auskunft. Also übers Internet. Übers Meldeamt in Bonn. Die ham gsagt, wir dürften des normal nicht preisgeben, sagt sie, aber ich bin eine Frau, die selber zwei Kinder hat, sagt sie. Und ich versteh, wenn Kinder ihre Eltern suchen wollen und ich versteh absolut nicht, dass der Staat sagt, nein das wird mit Gesetzen geregelt. (...) Sagt sie, da übergeht sie sehr oft das Gesetz, weil sie sagt, das Kind hat absolut das Recht, das herauszufinden, wer sie sind. Ob die dann mit dem reden oder das Kind mit denen redet, ist völlig egal. Sie ham das Recht, dass sie den Elternteil finden.

(...)

Ja und so die Heime waren halt ein absolutes Desaster. Du wurdest für alles bestraft. Und des Schlimme war: Wenn du zu den Erziehern gegangen bist - ja, vor allem im Lehrlingsheim dann - und gesagt hast, passens auf, der will mich dazu zwingen, dass ich da jetzt mit ihm einen Diebstahl begeh, hat dir der Erzieher noch eine Ohrfeige runterghaut, weilst den anderen verraten hast. Der hat gsagt, Du sollst des zwar net machen, des is scho klor. Aber Du musst net immer petzen kommen zu mir.

(...) Die erziehen Dich nicht - das muss ich wirklich in aller Deutlichkeit sagen - sie erziehn Dich nicht zur Kriminalität. Aber die Methoden sind halt sehr fragwürdig. Das hat sich heute alles geändert. Aber früher, da hats Strafgruppen gegeben und da bist du geschlagen worden mim Ochsenziemer und mit allem möglichen. (Der Ochsenziemer), das ist der Penis vom

Stier,<sup>132</sup> der wird getrocknet in der Fleischhackerei und den nehmen dann. Das is wie eine Rute. Der wird irrsinnig hart und des is unglaublich, wanns den trifftst. (...) Das is so wie eine Peitsche auf die Art oder wie so a Gummiknüppel hoit, na? Extrem schlimm sowas. (---) Ja und die Erzieher ham sich in den Kinderheimen halt nie anders zu helfen gewusst, als dass sie eben diese Prügelstrafe (/). Natürlich die Methode damals war ja immer (/) eine leichte Watschen oder was ist ja völlig egal. Die tut dir net schaden. Das find ich ist eine komplett komische Einstellung. Ist auch Ansichtssache. I sag immer so, a leichte Dachtel oder ob an aner an Klapps gibt, könnte ihm wirklich helfen, dass er sagt, he, was ist jetzt los. Aber ich hab gsagt, die Brutalität der Schläge bereitet ja nur Angst bei den Kindern, aber sie heilt das Problem nicht. Weil irgendwann, wann des vorbei is, mocht der des Gleiche wieder. Nämlich aus Protest. Wie Kinder halt san. Wannst eanas mit Gewalt abgewöhnen willst, protestieren sie dagegen.

Ja, Du musst denen Kindern irgendwie beibringen, dass das jetzt nicht gut is, aber auf a normale Art, sodass es ein Kind versteht. Aber hingehn und sagen, da setz Di her, das is net richtig, platsch und den dauernd schlagen, des kann net guat sein. Schon: Man muss ihm beibringen: Das is jetzt net richtig, das sollst a net mochen. Aber nicht mit Schlägen. Ich glaube nicht, dass das die geeignete Erziehungsmethode is.

Interviewerin: Können Sie sich erinnern, wie das war, als Sie von den Pflegeeltern ins Heim kommen sind?

Paul Valicek: Ja, also ich bin dort rauf gekommen. Da war die Schwester S., das war eine ältere Dame. Die hat mich in die Gruppe 8 gebracht. Und da waren schon viele Kinder. Des war eigentlich ganz nett am Anfang. Ich hab dann gsehn, man spielt dort, man geht auch Fußballspielen. Man hat Hobbies. Also man kann dort wirklich viel machen nach der Schule. Is nicht so weit weg die Schule und ist herrlich. Und da hab ich mich noch gefreut, dass die Erzieher oder Erzieherinnen auch gleichzeitig Lehrer sind. Hast einen viel besseren Kontakt. Ein völliger Fehlglaube. Das ist genau das Schlechte, weil die müssen von der einen Arbeit in die nächste kommen und ham immer die gleichen Leut um sich herum. Wann der in der Schul schon blöd war, wird ers daham auch sein. Und des ist natürlich für die Lehrer fürchterlich. Aber da wars eigentlich ganz gut. Ich bin in einen Schlafsaal gekommen mit drei anderen. Das war auch ganz nett. Und man hat sich immer gekümmert um die Kinder. Also es hat uns dort

---

<sup>132</sup> Ochsenziemer: eine peitschenartige Schlagwaffe, die aus einem getrockneten Bullenpenis hergestellt wird.

nicht wirklich was gefehlt. Sagen wir, die Räumlichkeiten warn okay, die Duschen warn okay. Das war wirklich (//) Das Essen war auch okay, also das war wirklich gut. Ja, ich muss sagen, da hat am Anfang (/) das hat eigentlich so ausgeschaut, dass i ma dacht hab: Na ja, wird schon irgendwie klappen. Aber das hat sich natürlich alles rapide geändert, je nachdem wie man halt selber is. Und vor allem, in welche Gruppe man dann kommt. Ist halt immer abhängig von der Gruppe. Bist Du in eine Gruppe gekommen, wo die Erzieherin Lehrerin war und streng war, dort hast (/) dort hast überhaupt nix ghabt. Bist in eine andere Gruppe, wo der Erzieher a bissl lockerer war, ist es dir dort viel besser gegangen. Also es war schon von den Menschen individuell selbst abhängig. (...) Das war immer nur ein Scheingebilde, na? Ma hats gut ghabt. Sag ma, wenn ma gmacht hat, was die gsagt ham und man ist nie aufgefallen, hast es wirklich gut ghabt. (...) Aber ansonsten, wannst halt irgendwie (//) I sag halt amoi, Kinder sind in dem Alter halt eher lebhaft und wann der mal sieben, acht, neun wird oder zehn, dann fangen sie auch a bissl an, a eigene Persönlichkeit zu entwickeln und wollen sich schon a bissl durchsetzen gegen die Älteren und Größeren, weil sie jetzt sagen, ich will jetzt auch was. Net wahr? Und ab da hat die Erziehung bei denen aufgehört. Da ist alles nur mehr mit Gewalt gegangen. Des haßt jetzt net, dass wir jeden Tag nur prügelt worden sind, aber es war halt sehr oft und weit über das hinaus, wo man sagt - wenn man überhaupt sagt - das normale Maß sich befindet. Aber es war sehr weit drüber. (---) Und die Methoden waren halt hochgradig kriminell. Also i sag ja, wenn das ein Richter gsehn hätt, da hätt ein jeder (dieser Erzieher) eine Anzeige und eine Vorstrafe wegen Körperverletzung gehabt. Aber das gibts anscheinend dort nicht. Auch wenn man sich beschwert hat. Da hat mas überhaupt schlecht ghabt dann. Aber es hat dort auch nie irgendwelche Einwände geben seitens von der Polizei oder Staatsanwaltschaft oder von den Eltern.

Interviewerin: Ist das den Eltern aufgefallen?

Paul Valicek: Ja, ja, die ham das gewusst. Die ham gsagt, das ist Erziehung. Gott sei Dank, dass aus Dir was wird dann einmal. Also die Eltern haben das ja alles toleriert. (--) Ich weiß nicht wie die Gepflogenheiten waren zwischen Eltern und Heim. Was da ausgemacht wurde. Ob da Erziehungsmaßnahmen a la carte waren oder ob die halt einfach wirklich gesetzlich gedeckt warn. Wo ma gsagt hat, bis daher derf ma und net weiter. Meistens wars so: Der Direktor war schon uralt. Der war schon 70, 75, als der das übernommen hat. Ja was kümmert den das noch wirklich, net wahr? Der leitet die Anstalt, dem ist ja das wurscht. Der ist froh, wann er in die Pension kommt. Es hat sich auch nie irgendein Gesetzgeber oder irgendwas

eingeschalten, weil ja doch alles hinter den Mauern passiert ist. Und du kannst das als Kind ja nicht beweisen. Wann du dich beschwert hast, dass du geschlagen wirst, ham die gsagt, du erfindest die Gschichten. Wahrscheinlich bist so frech und blöd und schlimm, dan kriegst amal a Watschn. Und jetzt beschwerst dich, dass du geschlagen wirst, weil jetzt willst du der Lehrerin eins auswischen. Was aber nicht gestimmt hat. Man ist wirklich geschlagen worden und hat wirklich net das getan, wofür man bestraft wurde. (...)

Die ham uns ja geprügelt. Und das ham die Erwachsenen nie eingesehn. Weder draußen noch die Eltern. Die ham gsagt, geh, ihr seids Kinder, ihr erfindets des. Ihr wollts denen Lehrern jetzt schaden, weil die euch endlich erziehen können, was wir nicht können. Und dann stehst als Kind da und denkst dir, a, der glaubt dir das sowieso net. Was bringt dir das, wannst es irgendwem erzählst? Es hat keinen Sinn. Dulde es stillschweigend und warte, bis die Jahre vorbei gehn. Und hoff, dass du das halt irgendwie halbwegs vernünftig überlebst, na?

Interviewerin: Ham Sie mal versucht, das jemandem zu kommunizieren?

Paul Valicek: Ja natürlich. Ich bin zu meinem Vater ggangen. Der war Polizist. Na von dem hab i die Watschn kriegt gleich. Der hat gsagt, sagt er, geh red net so an Blödsinn. Die Erzieher schlagen dich net, sondern die schaun nur, dass Du erzogen wirst. Sagt er, tua net die Erzieher anschwärzen jetzt, damit denen was Schlechtes passiert. Das is a Blödsinn. Schau, dasst weiter kommst. Lern was gscheits. Mei Vater oder mein Stiefvater hat ja ganz wenig Kontakt zu mir ghabt. Der hat selten mit mir geredet. Hauptsächlich nur die Mama. (--) Na jo, und so duldest es einfach. Du hast keine Chance, dem zu entrinnen. Außer du versuchst halt immer abzuhaun. Nur wo gehst denn hin, ja? Als Kind. Ich bin vier oder fünf Mal abgehaut aus dem Heim. Entweder zu meinem Cousin. Da hat mich meine Mutter gefunden. Die ham ja untereinander gestritten. Oder die Polizei hat mich sowieso gleich gfunden irgendwann wieder einmal. Weil es war so kalt, dass ich mich in einer Truhe niederglegt hab über Nacht. Weil mir so gefroren hat. Und am nächsten Tag ist einer kommen, der was immer im Heim halt die Rundgänge macht und so aufgepasst hat. Der hat dann irgendwann die Truhe aufmacht und hat mich halt gefunden, na? (...) Dann hast es kriegt. Aber auch mit den Holzpantoffeln. Die ham dich am Kopf ghaut, des war denen wurscht. Also Sie können sich vorstellen, ich hab wirklich Schmerzen erlitten dort. Und man hat sehr sehr viel abbekommen, und überhaupt wennst abghaut bist. Wah. (--) Das ist schon unglaublich. (--) Aber wir haben alles überlebt.

Interviewerin: Haben Sie die Fluchten geplant, oder war das so spontan?

Paul Valicek: Es waren sehr oft spontane Fluchten, ja? Man muss auch sagen, zwei glaub ich, warn dabei aus Abenteuerlust. Weil ich mir dacht hab (/) Ich bin mit einem zweiten zamglehnt. Wir ham gsagt, okay, pass auf, wir hauen da ab. (...) Aber wir ham uns immer versteckt hinter dem Eck, ham gsagt, schau ma. Und dann ist dann die Erzieherin weggangen, die Heide dann auch. Zack raus. Und auf amoi sam ma hoit glaufen beim Heim runter. Und da unten war das Tor zu, das Haupttor. Sam ma drüber übern Zaun kraxelt halt. Und dann sam ma halt so herum. Und irgendwo in Hütteldorf hams uns dann halt amoi gfunden bei der Stadtbahn. Damals wars noch die Stadtbahn. Die Stadtbahnstationen oder was. Da samma gessen. Wir ham ja nix zum Essen ghabt. Und da ham ma dann halt gstoihn. Irgendwo was hergenommen. Und da hams uns dann schon gfunden. Und dann wars nimmer lustig. Aber zerst war schon manchmal Abenteuerlust. Wo ma dacht ham, oh, is herrlich. Tom Sawyer. Super. Es ist uns dann das Lachen allerdings vergangen. Ja und manchmal wars halt geplant, weils einfach nimmer auszuhalten war. I hab gsagt, ich muss irgendwo hin, wo ich keine Schmerzen hab, aber das is nicht gegangen. Es hat gheißen, nein, Du bleibst im Heim bis zum letzten Tag. Aus.

Interviewerin: Sie haben sich aber nicht abschrecken lassen durch die Schläge? Weil Sie vorher auch gesagt haben, Sie hätten das dann quasi provoziert?

Paul Valicek: Ja. Man lasst sich net abschrecken, wenn man älter wird, weil man will dann herausfinden, warum das is, ja? Und man rebelliert gegen das Ganze. Man rebelliert gegen die Schläge und vor allem gegen das, was sie einem verbieten. Weil ja das als Kind verstehst ja das nicht. Wenn die jetzt sagt, Du sollst das net machen. Man muss schon sagen, es gibt schon Sachen, wo man selber dran schuld is auch. Ja? Weil wann die drei Mal sagt, lass den Bleistift jetzt liegen und schmeiß den net immer runter. Und ich war halt ein Bosnigl dann, hab ihn dann trotzdem runter gschmissen. Irgendwann fangst amal ane. Ist völlig verständlich. (...) Aber es geht darum, wie oft und wie lange sie mich dann geprügelt hat für so etwas. Du bist bestraft worden, i man, i sag amal so: Unterm zweiten Weltkrieg wärst eh lebenslänglich eingesperrt worden. Also ich meine, man hat ja die Strafe verdient auf eine gewisse Art auch hin und wieder. Aber nicht in der Höhe und in der Form. Ja, ich kann ihm Klapser auf die Finger geben, des tut ja eh weh. Aber die hat das Lineal genommen, du hast dich hinknien müssen und die Hände ausstrecken und die hat dich gedroschen, dass die Finger alle aufgeschwollen sind und geblutet haben. Dann hat sie dir die Atlasse draufgelegt und wann da

eine Hand nur runtergegangen ist, haben sie dich gehaut nur wegen sowas. Dann haben sie dich verkehrt mit dem Kopf voran in den Mistkübel reingesteckt (//) Du warst der Abfall für die. Dann haben sie dich gedroschen und die Stiegen hinunter gehaut. Also die Art und Weise und vor allem wie man mit dieser Strafe umgegangen ist, die lässt wirklich zu wünschen über. Die war extrem. Die war afoch net richtig. (...) Das tut wirklich weh und man weint dann als Kind - ja? (...) Aber i kann dich nicht eine halbe Stund dreschen, prügeln, nur wegen sowas. Und das hams halt immer gemacht. Ich weiß nicht warum.

Interviewerin: Können Sie sich noch erinnern, wie es Ihnen in der Situation gegangen ist?

Paul Valicek: In der Situation war nur Traurigkeit. Man hat ja geweint und alles. Man hat teilweise um sein Leben gefürchtet. Weil man nicht gewusst hat, wann hört der auf und was vermagst du als Kind. Und vor allem wenn sie gekommen sind mit die Holzpantoffeln und haben dich am Kopf ghaut. Da hat ja alles gedröhnt. Ich bin ja im Heim mehrmals umkippt. Ich bin ja schwindlig geworden und bin umkippt. War bewusstlos. Daher rührt wahrscheinlich auch heute mein Schwindelanfall. I hab ja einen chronischen Schwindel, der Gott sei Dank - muss i sagen - jetzt seit über einem Jahr nicht mehr aufgetreten is. Weil ich medikamentös sehr gut eingestellt bin, ja? Mit diese Vitamin B Tabletten. Aber meine Ärztin meint, dass die Mittelohrentzündung und der Schwindel - der hängt ja zusammen, das Mittelohr ist ja das Gleichgewichtsorgan - dass es damit zu tun hat, dass ich früher so viel Schläge kriegt hab und dann irgendwann einmal ist das eine Langzeitschädigung, die halt zwanzig Jahre nichts getan hat und irgendwann machst du dann einmal eine schlechte Bewegung, die nichts bedeutet, wenn Du normal des hättest. Und auf einmal bricht das aus. Und sagt sie, ab dem Zeitpunkt musst (/) weil ein Schwindel ist unheilbar. Den kriegst du nie weg. (...) Aber das ist Gott sei Dank sehr selten geworden. Aber die haben ja keine Ahnung gehabt, was sie einem wirklich antun.

(...)

Ich habs irgendwie verdrängt. (-- ) Ja und mir hat das dann einfach nix mehr ausgemacht. Du wirst nach einer Zeit abgestumpft. Du wirst so stupid gegen solche Sachen, das ist unglaublich. Du sitzt dann dort, denkst dir nix. Des ist dir alles egal. Weil Du weißt, Du bist irgendwie in einem lethargischen Zustand. Du weißt, Du kannst es nicht ändern. Und jetzt als Kind ist es ja so, dass man das halt a bissl mit irgendwelchen Sachen kompensiert. (...) Du kriegst irgendwann amoi Zuckerstangeln. Da freust Dich wieder. Es kommt wieder in die Höhe. Aber ich sag einmal, mit dem Wissen von heute würd ich nicht mehr leben, hätt ich

mich als Kind umgebracht. Weil ich wollte einfach entfliehen dem Ganzen. Und vor allem, wo ich gewusst habe, dass mir meine – wie ich damals geglaubt hab, leiblichen Eltern nicht helfen. Ich hab ja erst zum 14. Geburtstag erfahren, dass die gar keine leiblichen Eltern sind, sondern dass es Adoptiveltern sind. Und darum sag ich, (/) ich will jetzt gar net sagen, dass ich sie hasse, ja? Aber ich hab sehr oft einen Hass auf die Eltern gehabt.

(...) Also denen werd ich das nie - solange ich lebe - verzeihen, dass sie mich ins Heim gesteckt haben. Weil ich die Begründung nicht kapiert. Auch bis heute nicht. Ich meine (//) Aber was heißt (/) was bedeutet der Satz: Der ist schwer erziehbar. Primär weiß jeder, was das bedeutet. Bist schwer erziehbar? Da gibts diese und jene Gründe. Aber das ist doch sekundär für ein Kind. I man, was kann der mit zwei Jahren schwer erziehbar sein? Also i glaub, so ein Kind gibts auf der ganzen Welt nicht.

(...) Ich glaube, dass man entweder so gemacht wird oder dass es wirklich halt (/) vielleicht ist es so, dass Du (/) also die Erbsünde einfach, wie die Kirche sagt, vielleicht stimmt das wirklich, dass man das in sich hat. Und dass das dann ausgearbeitet wird oder auch nicht, ja? Oder man wird von der Menschheit so gemacht oder ich weiß nicht, warum es solche Gründe gibt, warum Menschen sowas tun. Aber nur eins weiß ich: Als Kind hat das keiner im Kopf drin.

(...)

Unter der Woche warst in der Schule und im Heim. Am Wochenende durfte ich öfters heim und da ham mich meine Eltern abgeholt. Wenn nicht, hams mir die Fahrkarte geben und i bin mitm Autobus gefahren. Also mit der Stadtbahn und mitm Autobus dann. Das durften wir sogar selbst schon. Ohne erwachsene Begleitung. Ist mir heut auch ein Rätsel, eigentlich. (...) Guat, aber es ist nix passiert. Es war alles normal. Ich bin immer heimkommen, hab mich immer gfreut. I hab jedes Mal am Sonntag mitn (/) mit der Mami und mim Papi immer Jolly gspüt. Dann hab i Kaugummi kriegt und so und dann bin ich wieder ins Heim gefahren. Da hab ich eigentlich geglaubt, dass alles sich irgendwie normal entwickelt. I hab ma halt gedacht, okay, ja, hat halt net sein sollen. Sie ham vielleicht net die Zeit ghabt oder sie (//) I hab (//) Dann hab ich angenommen, dass sie mich ins Heim gegeben haben, weil sie sich einfach nicht kümmern konnten um mich. Und für mich war das ja gut. Weil i hab ma dacht, okay, schau, die ham mi net weggeschmissen, sondern die ham mich behalten und jetzta wirds dann besser. Ober das war nicht so. Die haben mich ins Heim geben aus unerklärlichen Gründen. Eben mit der Begründung: Das Kind ist schwererziehbar. Und des verzeih ich ihnen wirklich nicht. (...)

Interviewerin: Dann haben Sie jetzt überhaupt keinen Kontakt mehr zu ihnen?

Paul Valicek: Die sind tot. Als ich im Gefängnis war, ist der Vater gestorben und die Mutter ist nachher gestorben. Ich hatte ja Bezirksverbot. Ich bin nach dem Gefängnis einmal - ich kann mich erinnern - nach Hause gekommen, also entlassen worden und bin zu meiner Mutter gegangen. Da war der Vater schon tot. Als ich beim Billa gearbeitet hab, ist mich meine Mutter besuchen gekommen, hats gsagt, okay, der hat eine Arbeit, wir können ja wieder ein normales Verhältnis haben, Mutter-Sohn. Obwohl die Adoption da schon lang rückgängig war. Und ich kam zu ihr und hab angeläutet. Hat sie sich versteckt. Sie hat nicht aufgemacht. Dann hat sie die Polizei gerufen. Ich stand da bei ihr, weil ich halt einfach wo wohnen wollte. War ja saukalt. Und da hat sie dann aufmacht, nachdem eine halbe Stund später die Polizei kommen is. Da hat sie mir eine Stange Zigaretten und eine Packung Fredi-Keks mitgeben und hat gsagt: Und jetzt verschwinde. Und ich möchte, dass er nie wieder da her kommt. Also hab ich Bezirksverbot kriegt. Na?

(...)

Ich kann mich noch erinnern, wie ich entlassen wurde, war ich mit dem Lechner und mit dem Domitius, das waren zwei Heimkollegen, die sind abgehaut ausm Heim, weil die ham noch ein Jahr Lehre gehabt und sind aber mit mir mitgegangen. Ich hab damals 3.000 Schilling bekommen, ja? Und i hab gsehn, i hab a Göd, wir sind in den Prater gegangen. Und da hamma natürlich gessen und trunken und ham uns gfreut, hurra, hurra, ohne nachzudenken drüber, wo wir mal wohnen. Da hatte ich auch dann das erste Mal eine wirkliche Frau sexuell halt. Im Heim hat ma ja eh schon Kontakt ghabt mit den Heimmädchen, aber das ist nie so geworden halt immer, wies normal is. Das war halt einfach anders. Und ja und dann wie das Geld ausgegangen is, ham ma in einen Würstelstand eingebrochen, damit ich dort schlafen kann, weils so kalt war. Weils ja immer kälter geworden is. Das Geld hat gereicht glaub i zwa, drei Monat und wir ham immer gschlafen im Park oder auf der Bank. Das war ja wurscht. Das war eh so August, September. Und dann ist es halt kälter worden, na? Und dann sam ma drauf kommen, wir ham nix. Also sie san ins Heim zurück. Aber ich war auf einmal allein. Und ich hab sehr oft auf der Straßen gstanden dann. Auch nach den Gefängnissen. Ich hab oft net gwusst, soll i links oder rechts gehn. Und des in Wintertemperaturen, November, Dezember, mit kurzen (/) mit Halbschuhen und T-Shirt, einer leichten Jacken. I bin draußen gstanden und Du weißt nicht wohin. Und der Staat ist da nicht sehr gut, dass er dir hilft. I man, noch immer besser vielleicht als in manchen anderen Ländern, aber es wird (//) I sag halt immer, diese ganzen Hilfsorganisationen, die so vom Staat abhängig sind, sind Alibiorganisationen. Die ham nix wirklich mit einer Hilfe zu tun, weil unter Helfen versteht man einfach was Anderes.

Entweder hüfst einem Alibi-halber oder du hilfst einem wirklich komplett, dass er wirklich aus der Misere in seinem Leben draußen is. Wenn er diese Misere überstanden hat durch deine Hilfe, dass du sagst, so und jetzt kannst du auf eigenen Beinen, dann ist es eine Hilfe. Nur der Staat macht das so: Na ja, Du kannst kommen auf a Frühstück. Du kriegst a Essen. Du kriegst a bissl a Göd. Man versucht dich irgendwo in einem Zimmer unterzukriegen. Das ist aber nie das, was du willst. Weil du kummst vom Heim ins Gefängnis, vom Gfängnis raus in a Einzelzimmer, wo keine Dusche is, kein Bad is, nix. Du hast das Klo am Gang, des teilst da mit drei andere. Und die Toiletten draußt. Du hast nur einen Raum, wo du ein Bett und einen Kasten und einen Tisch und einen Sessel hast. Also das ist in Wirklichkeit nix anderes als eine Zelle, nur mit dem Unterschied: Du hast Freigang, Du kannst rausgehn wann du willst. So dann kriegst a gewisses Geld zur Verfügung und dann haßts: Na und jetzt kümmerns Ihnen drum, dass a Arbeit kriegen. Das ist keine wirkliche Hilfe. Man weiß immer (/) im Rücken hat man immer: man wohnt in so einem Loch auf die Art und man hat immer die Vorstrafen im Genick und das ist keine wirkliche Unterstützung.

## Iris Smith: „Der Krieg war nicht vorbei...“

Auf Betreiben der zuständigen Fürsorgerin des Bezirksjugendamtes für den 7. Wiener Gemeindebezirk wird das siebenjährige Kind Iris, geboren 1954, dem Psychologischen Dienst des Jugendamtes vorgestellt, der Ende Mai 1961 folgendes Textstück anfertigt:

„Befund und Gutachten: Iris ist nervös, motorisch auffallend unruhig, stimmungslabil, launenhaft, eigenwillig. Mit ihrer Eigenwilligkeit ‚bestimmt‘ sie beispielsweise ihren jeweiligen Schulbesuch, der so mangelhaft ist, dass das Lehrziel trotz entsprechender Begabung wahrscheinlich nicht erreicht wird.“

Auf Antrag des Bezirksjugendamtes testet auch der Schulpsychologische Dienst des Wiener Stadtschulrates das Kind und legt im Jänner 1962 einen Bericht über eine durchgeführte „Entwicklungsprüfung“ vor. Diese ergibt – entgegen der Befürchtung der Fürsorgerin – keine besorgniserregende Lernschwäche. Das Kind zeige

„(...) entsprechend soziale Kontaktfähigkeit, anschauliches Merken, intellektuelle Leistungsfähigkeit und manuelle Geschicklichkeit der Altersnorm des Kindes (entsprechend). Ein, allerdings nicht sehr großer, Rückstand ist im Sprachgedächtnis zu verzeichnen. Iris besitzt durchaus die Fähigkeit zur Bewältigung des Lehrstoffes der 1. Schulstufe.“

Gezeichnet wird dieser Befund von Dr. Lotte Schenk-Danzinger und Dr. Herta Jenn vom Schulpsychologischen Dienst des Stadtschulrates für Wien. Der festgestellte Mangel an Sprachfertigkeit im Deutschen ist wahrscheinlich eine Folge des Gebrauchs der englischen Sprache in der Herkunftsfamilie. Dennoch wird das Kind Ende September 1962 in das Kinderheim Borromäum überstellt.<sup>133</sup> Ausschlaggebend dafür ist offenbar ein Schulbericht der Allgemeinen Öffentlichen Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien

---

<sup>133</sup> Kinderheim Borromäum, 2362 Biedermannsdorf, Perlasgasse 10, Privatheim, getragen von der Kongregation der Schwestern vom hl. Karl Borromäus; zuständiger Psychologe im Jugendamt ist Dr. Steinhauser; zuständig auch Fürsorgerin Geiger. 140 Plätze für weibliche Kinder im Alter von 3-15 Jahren, die Gruppengröße ist 20-25. Das Erziehungspersonal ist weiblich und konfessionell. Im Heim gibt es eine heiminterne Volksschule und eine Hauptschule 2. Zug. Heimverzeichnis (nur für den Dienstgebrauch), MA 11 – Psychol. Dienst 1967. Typoskript.

VII, Stiftgasse 35 vom September 1962. Zentral und in der Folge mehrfach zitiert wird die Bemerkung der Schulleiterin, dass der Schulbesuch „sehr unregelmäßig“ erfolgt sei, und der Zusatz: „Mutter deckte anfangs alles. Rücksprachen ergaben, dass das Kind die Schule besucht, wenn es ihm passt; (Beharrt darauf sich krank zu fühlen! Vom 8. 9. – 12. 9. verbrachte das Kind die Unterrichtszeit (angeblich) im Park. Die Mutter hatte davon keine Ahnung.“ Als Ursache für die Schwierigkeiten führt die Schulleiterin lapidar an: „Großmütterliche Erziehung“. Der Pflegezustand des Kindes sei „gut“.

Ein weiteres Gutachten des Psychologischen Dienstes des Jugendamtes, ebenfalls im September 1962 – kategorisiert auf der Grundlage des vorliegenden Schulberichts das gelegentliche Fernbleiben vom Unterricht als „fortgeschrittenes Stadium einer Verwahrlosungsentwicklung“ und führt dies – auch in diesem Punkt den Schulbericht wiederholend – auf die „völlig uneinheitliche, häufig widersprechende Führung durch Kindesmutter und Großmutter“ zurück. „Einvernehmlich mit KM (Kindesmutter) wurde die Unterbringung im Borromäum empfohlen.“

Um die Einweisung des Kindes in ein Kinderheim auch mit einem wissenschaftlichen Gutachten zu legitimieren, wird Iris drei Wochen später an die Universitäts-Kinderklinik Wien gebracht und auf der Heilpädagogischen Station (Leitung Prof. Dr. H. Asperger) zur Beobachtung aufgenommen. Nach 15 Tagen erstellt Oberarzt Dr. K. ein Schreiben an die Kinderübernahmestelle zu Händen der Fürsorgerin Sch. Darin resümiert er eingangs die schon von der Schulleiterin konstatierten „Erziehungsschwierigkeiten“ in der Herkunftsfamilie sowie das „Schulschwänzen“ und das „Durchgehen“. Sodann formuliert er eine „Anamnese“, die bezeichnenderweise mit der Feststellung der „unehelichen“ Geburt des Kindes beginnt.<sup>134</sup> Die frühkindliche Entwicklung sei „unauffällig“ gewesen. Krankheitshalber musste die erste Volksschulklasse „repetiert“ werden; nun bestehe auch in der zweiten Klasse „Gefahr, dass sie nicht lernen will.“ Zuhause gebe es „hysterische Szenen“, sobald das Kind etwas „nicht durchsetzen“ könne. Die hier ins Treffen geführte familiäre Situation kennt der Oberarzt offenbar nur aus wenigen Sätzen in den Berichten der Sprengel-Fürsorgerin und der Schulleiterin; er schließt sich deren Urteil an und klassifiziert die Lage des Kindes in der Herkunftsfamilie als „sowohl räumlich als auch erzieherisch grotesk insuffizient“. Mit seiner Bezugnahme auf die „räumliche“ Situation drückt er sein Missfallen an der Untervermietung von zwei Zimmern der Wohnung aus. (Eine Folge der Knappheit der materiellen Mittel der Familie.) Dass ihm die Zustände in

---

<sup>134</sup> Zur als zentral erachteten Aufgabe des Jugendamtes, nicht-eheliche Elternschaften zu überwachen, s. Kapitel I; siehe dazu auch das Experteninterview mit einer Psychologin des Psychologischen Dienstes des Wiener Jugendamtes im Kapitel IV.

der Großmutter-Mutter-Kinder-Familie „erzieherisch grotesk insuffizient“ erscheinen, geht auf die Darstellungen der Fürsorgerin und der Schulleiterin zurück, die er gelesen hat und deren Urteil er sich mangels eigener Beobachtungsmöglichkeiten kurzerhand anschließt. Nur das stark wertende Adjektiv „grotesk“ fügt er hinzu. Er führt auch an, dass das etwa sieben Jahre alte Mädchen schon nach wenigen Tagen aus dem Kinderheim Borromäum geflohen und nach Hause gefahren ist. Er benützt das Wort „durchgegangen“, womit er das Handeln des Kindes als unerlaubte Flucht einstuft. Seither halte sich das Mädchen zu Hause auf und weigere sich in das Kinderheim zurückzukehren. Auch dies deutet der gutachtende Oberarzt als Beweis für das mangelnde Durchsetzungsvermögen, nicht etwa als nachvollziehbare Ambivalenz der Mutter gegenüber der fürsorgerischen Maßnahme.

Der durchwegs aus übernommenen Fremd-Urteilen zusammengesetzten „Anamnese“ folgt ein Absatz mit der vielversprechenden Überschrift „Untersuchung und Beobachtung“: Nach Auflistung einiger körperlicher Merkmale, deren Relevanz für das „Erziehungsproblem“ uns nicht einsichtig ist, die aber offensichtlich am ehesten eine *medizinische* Expertise erfordern und demonstrieren („leicht hydrocephaler Schädel“, „beträchtliche Oberkieferprognathie“ und „encephalitisches Zahnfleisch“), aber auch nach der Bemerkung, das Kind sei intern und neurologisch „ohne Befund“, Hand- und Fußflächen seien allerdings feucht (Hyperhydrose), gelangt der Oberarzt zur Feststellung: „Intellektuell ist sie absolut durchschnittlich begabt.“ Dies stimmt mit dem vorhergehenden Gutachten des Schulpsychologischen Dienstes (s. o.) überein. Was aber das gewählte Adjektiv „absolut“ ausdrücken soll, ist unklar. Abschließend wiederholt der Gutachter, was er schon im Abschnitt „Anamnese“ aus den Berichten der Fürsorgerin und der Schulleiterin referiert hat; möglicherweise bestärkt ihn darin sein subjektiver Eindruck von Mutter und Kind an der Heilpädagogischen Station, doch weist er keinerlei empirische Beobachtungen dazu aus. Er beschränkt sich darauf, die ihm vorliegenden Beurteilungen zu bestätigen und punktuell rhetorisch zu verstärken, wie in den folgenden Formulierungen:

„Ganz eklatant (sic!) ist die Erziehungsinsuffizienz, das Gegeneinanderarbeiten der Erziehungsfaktoren, aber auch die Uneinsicht der KM (Kindsmutter) gegenüber den wohl als notwendig halb erkannten, aber doch abgelehnten erzieherischen Hilfsmaßnahmen der Fürsorge. Das Kind ist dadurch in seiner Haltung völlig

unsicher und seinen eigenen Impulsen ausgeliefert, verfärbt natürlich auch die Erlebnisse tendenziös.“

Die so genannte „Untersuchung und Beobachtung“ des Kindes in der Heilpädagogischen Station der Universitäts-Kinderklinik hat den Zweck und die Wirkung, die Entscheidung der Sprengelfürsorgerin, das Kind aus seiner Herkunftsfamilie zu entfernen, nachträglich ‚wissenschaftlich‘ oder ‚ärztlich‘ zu legitimieren. Der begutachtende Oberarzt schließt sich der auf Betreiben der Sprengelfürsorgerin im Jugendamt getroffenen Entscheidung und deren Begründungen an. Eine darüber hinausgehende fachwissenschaftliche Leistung ist in seinem Gutachten nicht erkennbar.

Die Berichte der Sprengelfürsorgerin und der Schulleiterin bleiben auch im weiteren Verlauf die Schlüsseltexte im gesamten Verfahren; sie bilden sozusagen den ‚Zitatenschatz‘ der beteiligten professionellen Akteure. Die PsychologInnen des Jugendamtes, der Oberarzt der Heilpädagogischen Station, das Jugendgericht und zuletzt auch ein Strafrichter greifen auf die markanten, eindeutigen Sätze aus den Berichten zurück.

Nachdem Iris durch mehrmaliges Flüchten erzwungen hat, eine Zeit lang wieder bei der Mutter leben zu dürfen, wird sie im November in die Lehr- und Erziehungsanstalt der Barmherzigen Schwestern in Wien 18, Antonigasse 72, überstellt. In einem „Führungsbericht“ vom September 1964, der auf Anforderung der KÜST angefertigt wird, da die Mutter die Rücknahme des Kindes in häusliche Obsorge begehrt, berichtet die „Anstaltsleitung“ der „Lehr- und Erziehungsanstalt“ Antonigasse nicht nur über Lernschwierigkeiten und Undisziplinertheiten des Kindes, sondern auch über das Ungenügen der mütterlichen Erziehung. Die den Bericht erstattende Schulleiterin verfolgt offenkundig das mit der Sprengel-Fürsorgerin geteilte Ziel, eine Rückführung des Kindes in die „Pflege“ der Mutter als unzweckmäßig darzustellen und somit zu verhindern. Ihr Bericht wird im weiteren Verlauf – wie schon jener der Volksschullehrerin einige Jahre zuvor – handlungsbestimmend. Die Wortwahl ist noch weniger diszipliniert als das Gutachten der Heilpädagogischen Station der Kinderklinik. Die Sprache ist expressiv und soll imponieren; die ideologischen (teilweise an die NS-Psychologie erinnernden) und normativen Komponenten sind der Autorin möglicherweise nicht bewusst. Belege oder Beweise erscheinen ihr auch bei starken Behauptungen nicht erforderlich.

„Iris, geb. 29. 5. 1954, entpuppt sich immer mehr als trauriges Ergebnis ungueter Erbanlagen, zerrissener häuslicher Verhältnisse, verfehlter Früherziehung und zerfahrener Geisteshaltung. Die Mj. ist körperlich zwar dem Alter entsprechend entwickelt, aber von krankhafter nervöser Unruhe und Sprunghaftigkeit. Nach Tagen scheinbarer Ruhe und Einordnung in die Gemeinschaft und Tagesordnung kommen schwerste Rückfälle von Widerspenstigkeit, Trotz und Zorn zum Durchbruch, besonders dann, wenn ein Zusammentreffen mit der Mutter und der Familie vorausgegangen war. Ihre fixe Idee, jedes Mittel anzuwenden, damit sie nach Hause zurückkehren könne, verleitet sie spontan zum Durchbrennen, Telephonieren in SOS Stimmung, ziellosem Herumirren im Hause, wie auch zu Äußerungen, die für die Umwelt (...) untragbar sind und den Ausbrüchen von Irrsinn gleichen. Bei Widerstand brüllt, beißt und kratzt sie. Unter den gegebenen Umständen ist es nicht möglich, das Kind in unserer Anstalt zu behalten, die zwar auch manch schwierige aber doch geistig und seelisch normale Kinder zur Erziehung hat. (...) Eine Ueberstellung auf eine Klinik wäre dringend in Betracht zu ziehen. Die Lernergebnisse sind dem Verhalten entsprechend. Die Anstaltsleitung.“

Trotz der fragwürdigen Qualität dieses suggestiven Berichts folgt ihm die Kinderübernahmestelle und veranlasst am 20. Oktober 1964 ein weiteres Mal „Befund und Gutachten“ durch den Psychologischen Dienst des Jugendamtes. Der Befund fällt – nachdem bereits alles gesagt scheint – erstaunlich kurz aus. Der Autor bemüht sich, die Aussagen der Schuldirektorin in eine wissenschaftlich klingende Sprache zu fassen. Dazu dient die Erwähnung der Möglichkeit einer „Cerebralschädigung“, wofür es nach Durchsicht aller Gutachten nicht die geringsten Hinweise oder gar Belege gibt. Die Möglichkeit eines Hirnschadens neben die Begriffe „nervöse Labilität“ und „Erziehungsinsuffizienz der KM“ (Kindesmutter) zu setzen, aber jeden empirischen Beleg schuldig zu bleiben, soll offenbar die Notwendigkeit einer starken fürsorglichen Intervention noch plausibler erscheinen lassen. Hier das Kurzgutachten des Psychologen im Wortlaut:

„Für die massive disziplinäre Problematik der Mj. ist eine innige Verflechtung endogener und exogener Faktoren verantwortlich (fragliche Cerebralschädigung, nervöse Labilität, Erziehungsinsuffizienz der KM etc.) Das Mädchen nutzt virtuos alle sich daraus bietenden Möglichkeiten (Simulation, Produktion hysterischer

Szenen, Erpressung der Km), so dass im Augenblick schwer abgeschätzt werden kann, welche Betreuungsmaßnahmen wirklich erfolgversprechend sind. Es scheint uns der nötig, vor endgültiger Entscheidung, die Mj. neuerlich an der Kinderklinik beobachten zu lassen und auch Herrn Dr. K. vorzustellen. Dr. S. eh.“

Auch dieser Befund folgt dem schon erkennbar gewordenen Muster: Alle genannten Faktoren werden aus früheren Gutachten und Berichten übernommen; der Gutachter Dr. K. fasst sie nur in rhetorisch verschärfender Weise zusammen und bereitet damit die Entscheidung, das Kind in ein Erziehungsheim einzuweisen, vor. Die von ihm angekündigte neuerliche Begutachtung des Kindes an der Universitäts-Kinderklinik scheidet jedoch aus nicht angegebenen Gründen. Noch am selben Tag schreibt derselbe Psychologe S. vom Psychologischen Dienst des Jugendamtes einen „Zusatz“ zu seinem Gutachten, in dem er einleitend erklärt, die vorgeschlagene Beobachtung des Kindes an der Heilpädagogischen Station habe sich „nicht durchführen“ lassen. An ihrer Stelle sei eine „Fallkonferenz mit Herrn Dr. P. als Leiter des Psychologischen Dienstes, Herrn Oberarzt Dr. K. von der Universitätskinderklinik und Frau Fürsorgerin J.“ einberufen worden. In einer

„neuerlichen Aussprache mit der Km (ebenfalls) am 20. Oktober 1964, an der auch die Sprengelfürsorgerin teilnahm, stellte sich heraus, dass das BJA (Bezirksjugendamt, vertreten durch die Sprengelfürsorgerin, also jene Fürsorgerin, die den genauesten Einblick in die Herkunftsfamilie beansprucht und den entscheidenden ersten Bericht geschrieben hat, RS), auch gegen einen vorübergehenden Rückgabeversuch begründete Einwände erhebt. Übereinstimmend wird zugegeben (!), dass das Mädchen extrem schwierig ist und bisher in der Familie nicht zu führen war. Laut Angaben des BJA sind die häuslichen Verhältnisse weiterhin gleich ungünstig (senile Großmutter, Untermieter, Erziehungsinsuffizienz der Km.) Aus den gegenüberen (sic!) Gründen muß daher, um den Erziehungserfolg im laufenden Schuljahr sicher zu stellen, auf weiteren Heimverbleib bestanden werden, welcher mit Antrag auf GEH (Gerichtliche Erziehungshilfe) zu sichern ist. Unterbringung auf dem Wilhelminenberg.“<sup>135</sup>

---

<sup>135</sup> Befund und Gutachten Magistrat der Stadt Wien M.Ab. 11 – Jugendamt. Psychologischer Dienst, unterfertigt von Dr. S. eh., Wien den 22. Oktober 1964; Akte des Jugendamtes.

Dieses entscheidende Schreiben zeigt neuerlich: Weder der begutachtende Psychologe des Psychologischen Dienstes noch der zur „Fallkonferenz“ beigezogene Oberarzt der Heilpädagogischen Station bringen irgendwelche neuen und eigenen Beobachtungen ein. Sie bestätigen bloß die Einschätzungen der Sprengelfürsorgerin und der Schulleiterin. Das Jugendamt stellt den Antrag auf „Gerichtliche Erziehungshilfe“ und sichert seine Entscheidung durch einen Beschluss des Jugendgerichts ab. Schon vor der Ausfertigung des Gerichtsbeschlusses trifft das Jugendamt, genauer: der Psychologe S., allerdings die Entscheidung über die Folgemaßnahme: „Unterbringung auf dem Wilhelminenberg.“ (Auch diese Abfolge der Schritte weist auf das hier durchgängig waltende Prinzip hin, keine der vorherigen Entscheidungen zu prüfen.)

Der vom Jugendamt verfahrensgemäß angerufene Jugendgerichtshof Wien 3, Rüdengasse 7-9, Abt. 8, folgt in seinem Urteil vom 14. Dezember 1964 der Entscheidung des Jugendamtes und der mit ihm kooperierenden Stellen (Schulleitungen, Heimleitungen, Heilpädagogische Station). Der Richter benützt ausschließlich Formulierungen aus den genannten Gutachten und macht diese Vorgangsweise auch explizit, indem er formuliert: „Das Bezirksjugendamt 6/7 beantragte spruchgemäß zu entscheiden und führte im wesentlichen aus:“ Sodann wiederholt der Richter die bisherigen Einschätzungen und unternimmt keinerlei Versuch, sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Der Spruch des Richters ist also nicht mehr als eine Synthese der ihm vorgelegten Gutachten und Anträge, die ihrerseits, wie gezeigt, aufeinander aufbauen und einander bestätigen. Vor allem aber verzichtet das Gericht darauf, das damals zehnjährige Kind zu hören, um durch eine solche Anhörung zu einer eigenständigen, unabhängigen Einschätzung zu gelangen. Das Jugendgericht bestätigt die Rechtmäßigkeit der vom Jugendamt bereits verfügte Fürsorgeerziehung und erklärt die „Unterbringung der Minderjährigen“ im Erziehungsheim Wilhelminenberg – gegen den Willen der Mutter – für rechtmäßig. Nach dem Tod der Großmutter, die zuvor als die Hauptverursacherin der „Erziehungsinsuffizienz“ (von der Lehrerin, der Fürsorgerin und dann vom gutachtenden Psychologen S. des Psychologischen Dienstes der Mag 13) dargestellt worden ist, stellt die Mutter beim Bezirksjugendamt den Antrag auf „Rückgabe der Minderjährigen in häusliche Pflege und Erziehung“. Daraufhin holt das Jugendamt einen „Führungsbericht“ der Erziehungsanstalt Wilhelminenberg ein. Die Leiterin des Erziehungsheims antwortet am 1. Juni 1966:

„Iris ist ein zartes Mädchen mit Durchschnittsintelligenz. Sie zeigt in schulischen

Dingen Sauberkeit und rasche Aufnahmefähigkeit. (...) In der Gruppengemeinschaft hat sie sich gut eingelebt, hält sich aber immer im Hintergrund, ist wenig aktiv und sehr verträumt. Die Ursache für dieses Verhalten mag in der beginnenden Pubertät zu suchen sein. Erzieherinnen gegenüber ist Iris sehr mitteilksam, hält guten Kontakt und ist stets bemüht angenehm aufzufallen. Sie freut sich über jedes Lob und erzielte Erfolge. Wird sie getadelt, zeigt sie sich einsichtsvoll und ist bemüht, ihre Fehler auszubessern. Iris ist auf ihr Aussehen sehr bedacht, hält Ordnung in ihrem Kasten (...) Ausgänge und Urlaube verbringt das Mädchen bei der KM. Die Heimdirektorin.“

Mitte Juni 1966 erteilt auch die Leitung der Öffentlichen Sondererziehungsschule im Schloss Wilhelminenberg einen durchwegs positiven „Schulbericht“: „Die Schülerin fällt in ihren Leistungen im 2. Zug der 1. Hauptschulklasse positiv auf, sie ist recht guter Durchschnitt. (...)“ Daher teilt das Bezirksjugendamt am 17. August 1966 sein Einverständnis betreffend „die Übergabe der Mj (...) an die Km“ mit. Iris darf also wieder zu ihrer Mutter und ihren beiden Geschwistern nach Hause. Sie verbringt das folgende Jahr bei der Mutter und den beiden Geschwistern. Ausschlaggebend dafür ist der Tod der Großmutter, der „englischen Lady“, die der zuständigen Sprengel-Fürsorgerin von der ersten Begegnung an ein Dorn im Auge gewesen war. Im normativen Verständnis der professionellen Instanzen hat sich die Familie mit dem Tod der Großmutter wenigstens annähernd ‚normalisiert‘.

Doch wie uns Frau Smith im Narrativinterview (s.u.) aus ihrer Erlebnisperspektive durchwegs glaubhaft erzählt, ist das Vertrauen des Kindes zur Mutter zu diesem Zeitpunkt bereits nachhaltig beschädigt. Es schwindet in dem Maße, als dem Kind klar wird, dass sich die Eltern – wenn auch widerstrebend – den Anweisungen des Jugendamtes unterwerfen. Diesen Vertrauensverlust symbolisiert Frau Smith in ihrer Erzählung vom Tod der Großmutter, der Iris von der Heimleiterin offenbar mit einer Art pädagogischen Absicht verspätet mitgeteilt wird.

Alle Kontroll- und Disziplinierungsversuche der Mutter, die sie in dem verzweifelten Versuch unternimmt, die Auflagen der Fürsorge zu erfüllen, stimulieren nur den Widerstand des Kindes. Iris wird trotzig und aufmüpfig, gelegentlich auch wütend und zornig. Diese Verhaltensweisen des Kindes werden in den diversen Gutachten und Berichten in durchwegs umgangssprachlicher Weise pathologisiert: sie seien „hysterisch“, „wie irre“ u. ä. Die GutachterInnen übersehen oder wollen nicht wahrhaben, dass dieses

Verhalten durch die wiederholten Drohungen mit der Rückführung ins Kinderheim und durch die Bereitschaft der Mutter, mit dem Jugendamt zu kooperieren, provoziert wird. In einem vom Jugendamt angeforderten Schulbericht einer öffentlichen Hauptschule im 7. Gemeindebezirk, an der Iris die 2. Klasse Hauptschule B-Zug besucht, wird auf das sich dramatisch verschlechternde Verhältnis zwischen Mutter und Tochter hingewiesen: „Das Verhältnis Mutter : Tochter wird immer schlechter; das Kind stiehlt, unterschlägt Geld, ist äußerst frech und folgt überhaupt nicht; die Mutter schlägt oft – ohne Erfolg! Mutter trägt sich mit dem Gedanken, Iris wieder in ein Heim zu geben.“ Als Ursache behauptet die Klassenlehrerin: „Die Ursachen liegen allein im Haß! Mutter – Tochter.“

Etwa drei Wochen später wird Iris auf Betreiben des Jugendamtes in der Heilpädagogischen Station der Kinderklinik (Spitalgasse 23) aufgenommen und hier von Oberarzt Dr. K. beobachtet, der danach ein weiteres Gutachten erstellt. Wie in den wiederholten Gutachten üblich, zitiert der Gutachter zunächst seine eigenen Formulierungen aus früheren Gutachten. Dann hält er für die Zeit nach dem Tod der Großmutter fest, dass die Mutter ihre kontrollierenden Maßnahmen (unter dem Druck des Jugendamtes) verstärkt habe, was den Widerstand der Tochter habe wachsen lassen:

„Anfangs ging es wohl ganz gut, zunehmend traten aber Klagen der Schule über Frechsein auf, bereitete auch zunehmend Lernschwierigkeiten. Auch zu Hause traten zunehmend Erziehungsschwierigkeiten auf, sie wollte tun, was ihr beliebte, kam nicht nach Hause, wollte ständig ins Kino gehen, begann der Mutter Geld zu nehmen, nachdem die Mutter das Taschengeld eingestellt hat. Sie wollte ein Leben wie eine Achtzehnjährige führen. (...) Als sie einmal eingesperrt wurde in der Wohnung, brach sie einfach die Tür auf. Manchmal ist sie auch zuhause hilfsbereit, möchte alles lesen, aber die Mutter verbietet es. In der letzten Zeit steigerten sich die Schwierigkeiten zwischen Mutter und Tochter zu ständigen Szenen, sodaß ein weiterer Verbleib bei der Mutter unmöglich wurde. Die Mutter wollte sie an der Kinderklinik vorstellen, sie brachte sie aber nur unter Vorspiegelung falscher Angaben mit Hilfe eines Bekannten im Auto hierher. Das Mädchen war in der Ambulanz derart erregt, renitent gegen die Mutter, stieß Suicidrohungen aus, sodaß eine sofortige Aufnahme notwendig wurde.

An der Station bereitete das Mädchen keinerlei Führungsschwierigkeiten, sie ordnete sich sofort willig ein, allerdings wurde bemerkt, dass sie nach jeder Gelegenheit durchzugehen ausschaute. So gelang es ihr in einem etwas unüberwachten Moment

mit einem Werkzeug das verschlossene Fenster zu öffnen und in den ebenerdig gelegenen Garten zu entweichen. Sie lief sofort nach Hause, die Mutter verweigerte aber die Aufnahme des Mädchens, verständigte die Lebensmüdenhilfe, die daraufhin die Funkstreife alarmierte und das Mädchen auf der Straße aufgriff. Da das Mädchen auf der Polizeiwachstube neuerlich Suiciddrohungen ausstieß wurde die Psychiatrie verständigt, aber dann nach Rücksprache mit der Kinderklinik das Mädchen doch wieder an die heilpädagogische Station zurückgebracht. (...)

Die Mitteilung der Überstellung in das Kinderheim am Wilhelminenberg löste keinerlei Gefühlsregung aus, im Gegenteil war sie fast zufrieden, rechnete sich sofort den nächsten Besuch (zu Hause) bzw. den Weihnachtsurlaub aus.

Zusammenfassung: Die Schwierigkeiten die das Mädchen bereitet sind die gleichen wie in der Volksschulzeit, nur durch die Pubertät neuerlich gesteigert, vor allem zeigt die KM weiterhin keinerlei Fähigkeit die schwierige Periode entsprechend durchzustehen, sie bilden zusammen ein richtig hysterisches Duett, sind ihren momentanen Impulsen und Stimmungen völlig ausgeliefert (...).“

Oberarzt K. bringt das Mädchen am 13. November 1967 persönlich von der Kinderklinik auf den Wilhelminenberg. Dieser Vorgang wird im Dezember 1967 vom Jugendgerichtshof Wien III, Rüdengasse 7-9 „pflschaftsbehördlich genehmigt“. Neuerlich übernimmt das Gericht den Wortlaut der ihm vorgelegten Gutachten. Erstmals fügt der Richter die Bemerkung hinzu, Iris zeige ein „starkes Interesse an Männern“. Worauf er diesen Satz gründet, ist aus dem Akt nicht zu erkennen. Von den spezifischen sexuellen Erfahrungen des Mädchens mit dem Lagerverwalter und Heizer des Erziehungsheimes im Schloss Wilhelminenberg (Vorgänge, über die wir nur aus der unten wiedergegebenen Erzählung von Iris Smith wissen) weiß er offenbar nichts, sonst müsste er Anzeige gegen diesen Mann erstatten. Dazu aber findet sich kein Hinweis in der Akte des Jugendamtes.

Um den in der folgenden Erzählung plastisch werdenden Verhältnissen im Heim zu entkommen, fasst Iris den Plan, sich in den bevorstehenden Sommerferien schwängern zu lassen. Ein Polizei-Protokoll hält fest, dass sie während des dreiwöchigen „Sommerurlaubs“ im Juli 1968 im Gänsehäufel (einem Bad an der Alten Donau) einen etwa 30 Jahre alten Mann namens Peter kennengelernt hat. Nach Rückkehr ins Heim entweicht sie schon nach wenigen Tagen, um zu Peter zurückzukehren. Sie wird von der Polizei aufgegriffen und in das Heim zurückgebracht, flieht aber schon am nächsten Tag

mit einem Taxi, nur mit Unterwäsche bekleidet und in ein Leintuch gehüllt. Sie dirigiert das Taxi zu dem Wochenendhaus einer Bekannten, wo sie sich Unterstützung erhofft; sie findet das Haus aber leer und unversperrt. Sie betritt das Haus und entnimmt einem Schrank einige Kleidungsstücke und ein Tonbandgerät, das sie später im Dorotheum im 1. Bezirk für 700 Schilling verkauft. Eine Brosche, die sie auf einem der Kleider findet, versetzt sie in einer Pfandleihanstalt. Aus dem Erlös bezahlt sie die Taxifahrt, kauft in der Judengasse ein Kleid und eine Bluse, in der Mariahilfer Straße Schuhe, Unterwäsche, Nagellack und Lippenstift. Sie geht zum Friseur und besucht die erste Vorstellung im Hermann-Kino. Danach fährt sie in die Untermiet-Wohnung ihres Freundes. Als die Vermieterin nach einigen Tagen entdeckt, dass der Untermieter eine Freundin bei sich wohnen lässt, spricht sie die Kündigung aus. Vergeblich sucht das Paar nach einer anderen Untermiete. Zwei Wochen lang nächtigt es in einem Zelt nahe dem Krapfenwaldbad, bis es hier eines Nachts von der Polizei aufgegriffen wird.<sup>136</sup>

Für das Jugendamt scheint damit die höchste Alarmstufe erreicht. In einem „Befund und Gutachten“ vom 29. Oktober 1968 setzt derselbe Psychologe S. des Psychologischen Dienstes, der auch die früheren Gutachten für den Psychologischen Dienst des Jugendamtes erstellt hat, folgende Schritte: Er verfügt die Aufhebung der Gerichtlichen Erziehungshilfe, da nach den genannten Ereignissen keine „Verwahrlosungsgefahr mehr“, sondern bereits „tiefgreifende Verwahrlosung und Persönlichkeitsstörung“ gegeben sei. Er erstattet Anzeige gegen den Intimpartner des Mädchens „wegen Entführung“. Er erstattet weiters Anzeige gegen das Mädchen „wegen Vagabondage“ und fügt gleichsam als Hinweis für das Gericht hinzu: „Die Verurteilung würde indirekt auch die Voraussetzungen für eine spätere Einweisung in die Bundesanstalt Wiener Neudorf schaffen“. Er verfügt die Dispensierung des Mädchens vom Unterricht, um die Unterbringung im „Schulkinderheim beenden zu können“. Und er ordnet die Unterbringung in einem FE-Heim (= Fürsorgeerziehungs-Heim) für Jugendliche (Graz) an, um zu erproben, ob dort „Resozialisierungsmöglichkeiten“ bestehen. Das Kinderheim am Wilhelminenberg gibt Anfang November 1968 einen „Führungsbericht“, in dem die kritischen Tage nach dem Sommerurlaub rekapituliert werden, freilich in der Perspektive der Heimdirektorin:

„Nach dem Sommerurlaub (1968) war sie völlig verstört, fahrig und es schien, als

---

<sup>136</sup> Zusammenfassend aus einem Akt der Bundespolizeidirektion Wien, Bezirkspolizeikommissariat Döbling, Wien 19, Hohe Warte 32, Zahl D 18311/68 Dr. Dras. Im Bestand der KÜSt-Akten.

suche sie stets eine Lücke in der Beaufsichtigung, um aus dem Heim entweichen zu können. Dies gelang ihr auch am 24. 7. 1968. Zurückgekehrt nach der Entweichung am 1. 10. 1968 erklärt Iris gegenüber der Krankenschwester, dass sie in jedem Fall ein Kind haben wolle, um Peter heiraten zu können. Sie versprach jedoch der Heimdirektorin, wenn man ihr die Verbindung zu Peter nicht untersagen würde, noch im Heim die Schule fertig zu besuchen. (...) Es erscheint fraglich, ob es (...) gelingen wird, Iris weiterhin im ho. Heim zu behalten, da der Einfluß des Peter nachhaltige Wirkung zeigt. Die Heimdirektorin.“

Der Jugendgerichtshof Wien spricht Iris in einer Verhandlung im Februar 1969 schuldig, die oben genannten Gegenstände entwendet zu haben und eine Zeit lang „geschäfts- und arbeitslos umhergezogen“ zu sein („Vagabundage“). Iris wird wegen Diebstahls und Vagabundage zu zwei Monaten strengem Arrest verurteilt; die Vollziehung der Strafe wird für eine dreijährige Probezeit aufgeschoben. Es wird „Fürsorgeerziehung“ (FE) angeordnet und die bestehende Erziehungshilfe (EH) aufgehoben. Die Entscheidungsbegründung enthält alle bereits bekannten Sätze aus den diversen Gutachten. Das „lange Leben“ der Gutachten setzt sich also auch im Strafurteil des Jugendgerichtshofes fort.

Iris stimmt – nach kurzem Aufenthalt im Durchzugsheim Rochusgasse<sup>137</sup> – ihrer Überstellung in ein von geistlichen Schwestern geführtes Heim für ledige Mütter und deren Kinder in Graz zu. Hier bringt sie das Kind in einem Krankenhaus zur Welt und gibt ihm ihren eigenen Namen: Iris. Die Geburt empfindet sie als Triumph gegenüber der Mutter, die ihr in einem Streit prophezeit hat, zu einer Mutterschaft nicht fähig zu sein. Zehn Tage nach der Geburt beginnt sie den Hauptschulabschluss nachzuholen. Das Kind betreuen während des Tages andere Mädchen und eine geistliche Schwester. Die Leitung des Mädchenheims der Schwestern vom guten Hirten berichtet im Juni 1970 an das Wiener Jugendamt:

„Iris ist seit 21. Feber 1969 in unserem Heim. Körperlich groß, schlank gewachsen, etwas blasses Aussehen, sonst gesund. Iris ist durchschnittlich begabt und würde in der gewerblichen Fachschule zu einem guten Lernerfolg kommen, es fehlt ihr jedoch

---

<sup>137</sup> Durchzugsheim Rochusgasse, Wien 3, Rochusgasse 8; Heim der Stadt Wien MA 17; 1967 hat es nur 18 verfügbare Plätze für Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren in einer Gruppe; weibliche weltliche ErzieherInnen, Besuch nur nach erfolgter Begutachtung. Kein Ausgang, kein Urlaub. S. Heimverzeichnis MA 11 – Psychol. Dienst, 1967 V/9 (Typoskript).

leider oft der nötige Fleiß. Sie muß in jeder Hinsicht noch viel lernen, stellt sich das Leben so überaus leicht vor. (...) Die Verbindung mit dem Vater des Kindes ist dzt. fast gelöst. Iris will Abstand gewinnen u. Zeit zum Überlegen haben. Ein weiterer Verbleib im Heim ist notwendig und erfolgversprechend. Iris leidet sehr darunter, dass sich die Mutter kaum um sie kümmert, was ihren Eifer auch beeinflusst. Die Leitung.“

Nach einem Konflikt mit der ihr Kind tagsüber betreuenden geistlichen Schwester wird Iris aus dem Grazer Heim gewiesen. Sie kehrt nach Wien zurück und startet ein schwieriges Leben, in dem sie einige Beziehungen und Ehen ausprobiert. Sexualität in der Ehe ist für sie ein großes Problem. Sie empfindet Angst vor „dem Wesen Mann“. Erst jüngst hat sie mit einer „Jugendliebe“ wieder Kontakt hergestellt. Sie sehnt sich danach, durch diese Liebe wieder „heile zu werden“. Erst jetzt fühlt sie sich manchmal wieder wie ein junges Mädchen und ist neugierig, eine sexuelle Beziehung mit diesem Mann aufzunehmen. Sinngemäß sagt sie, das männliche Glied sei seit den Erlebnissen im Heim auf dem Wilhelminenberg eine Bedrohung für sie gewesen (s. u.); nun sei sie gespannt, wie es sein wird. Es folgen Ausschnitte aus dem Narrativinterview.<sup>138</sup>

\*\*\*

Meine Großmutter war Schottin, hat einen Wiener geheiratet und war nicht sehr glücklich in Österreich. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie von vielen Leuten als Feindin, als Teil der britischen Besatzungsmacht angesehen. Wir wohnten in der Neustiftgasse im siebten Bezirk und pflegten unsere Ausflüge zur British Embassy. Dort ist es mir gut gegangen. Ich bin aufgewachsen wie eine kleine Prinzessin – und ich muss sagen, ich danke meiner Großmutter und meiner Mutter mit all ihrer Problematik, die sie im Hintergrund hatten. Aber natürlich waren wir ausgeschlossen von der Gesellschaft. Wir waren isoliert. Das wollten die beiden Frauen so, und ich hab es dann auch übernommen. Wir waren arm. Die Großmutter war verwitwet, wir lebten von ihrer Witwenpension und meine Mutter fand keine vernünftige Arbeit. Kurz vor meinem ersten Geburtstag verliebte sich meine Mutter wieder in einen Mann, auch er war ein Italiener. Und damit waren die Weichen gestellt: Wir werden keine Österreicher. In der Vorschulzeit habe ich mit meiner

---

<sup>138</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 29. Dezember 2010, 11:00 - ca. 15:30 Uhr.

Mutter und ihrem zweiten italienischen Mann ein halbes oder dreiviertel Jahr in Italien gelebt. Das habe ich sehr genossen, weil ich dort eine andere Kindheit erleben durfte. Italienische Kinder waren freier. Dort durfte ich auch einmal im Hof spielen. Das war in Wien absolut verpönt. Hier war ich ein Volksgarten-Kind: schön brav mit den Lackschuhen in den Volksgarten, meinen Hulla hoop Reifen vor mich her treibend.

Als ich etwa dreieinhalb Jahre war, ist immer wieder eine fremde Frau ins Haus gekommen, die bei uns nicht erwünscht war: die Fürsorgerin. Sie hat auf mich eher bedrohlich gewirkt. Auch meine Mutter ist dann nervös geworden und meine Großmutter hat überhaupt nichts mehr gesagt. Als ich knapp sechs Jahre alt war, kam diese Frau wieder einmal und es hat einen Disput gegeben, weil ich nix rede. Ich hab mit ihr genauso wenig gesprochen wie meine Großmutter das Bedürfnis hatte, mit ihr zu sprechen. (...) Vor allem gegen meine Großmutter gerichtet, sagte die Fürsorgerin: „Ja Sie erziehen ja das Kind nicht! Das Kind lernt nix bei Ihnen! Das Kind muss verdummern!“ Oder so ähnlich. Meine Großmutter, eine sehr beherrschte britische Dame, hat sich nur umgedreht und ist gegangen. Meine Mutter dürfte ein bisserl hilflos dabeigestanden sein. Das ist jetzt meine Erinnerung. Kurz darauf hatte meine Mutter dann eine Totgeburt, und dieser italienische Mann war sehr präsent, war mein Papi. Er war Italiener, in einem Ministerium in Rom beschäftigt und kam ungefähr einmal im Monat für ein Wochenende.

Ein Jahr nach der Totgeburt kamen meine Geschwister zur Welt. Zwillinge. Ich wurde während der Entbindungszeit in ein Kinderheim verfrachtet, weil man schon vorher wusste, dass meine Mutter eine schwierige Geburt haben wird. Meine Mutter hat versucht, mir das zu erklären: Ich würde nach einem Monat wieder heimkommen. Doch ich hab in dem Kinderheim Röteln eingefangen und Masern und bin noch während der Inkubationszeit zurückgekommen. Also wir haben Masern, Röteln und Feuchtblattern gekriegt, in einer Serie ohne Unterbrechung. Ich war in der Familie, aber ich hatte keinen Kontakt, denn meine Mutter hat mich isoliert, um die Säuglinge zu schützen. Und das war für mich schon ein schmerzhaftes Erlebnis. Ich hab sie also immer nur durch die Glastür gesehen. Wir hatten so altdeutsche Glastüren. Und ich konnte da nicht hin. Bis letztendlich meine Geschwister auch Masern gekriegt haben. Da war's dann egal und diese Trennung wurde aufgehoben.

In der Schule hatte ich beinahe vier Monate Schule versäumt und musste die erste Klasse wiederholen. Ich hab mich unheimlich fadisiert zu Beginn meines zweiten Schuljahrs, das

wieder die erste Klasse war, und bin dann einfach nicht zur Schule gegangen. Mich hat's nicht gefreut in der Schule zu sitzen und wieder mal Striche und A zu machen. So ungefähr muss das gelaufen sein. Das ist natürlich sofort amtsbekannt geworden. Daraufhin hat man mich einem Schulpsychologen vorgeführt oder einem Pädagogen. Dann hat man bemängelt, dass ich nicht ausreichend lese. Es hat also nur kurz gedauert und man hat mich dann in ein Heim nach Biedermannsdorf gebracht.<sup>139</sup>

### *Vergebliche Fluchten*

Das Borromäum in Biedermannsdorf war meine erste Station. Das hab ich nicht ausgehalten. Schon vier Tage später war ich weg. Also ich bin als Siebenjährige einfach abgehauen von Biedermannsdorf nach Hause. Das war meine erste Flucht. Witzigerweise war ich unheimlich schlau und wissend, denn wie kommt so ein kleines Kind ohne Geld nach Wien? Hab auf der Straße einen Mann angesprochen, der eigentlich der Hausgärtner war, und ihm erzählt: „Ja, die Mutti hat ganz zeitig in der Früh schon nach Wien fahren müssen, weil bei der Oma was passiert ist. Und ich hab die Wohnungstür zugeschmissen und kann jetzt nicht mehr rein und hab mein Geldtascherl vergessen.“ Und der hat mir das Geld für den Bus gegeben und ich hab nach Hause fahren können. Ich frag mich heut noch, woher ich das alles so genau wusste, wo wann welcher Bus fährt. Ich kann's nicht sagen. Vielleicht hats mir meine Mutter gesagt. Meine Mutter hat natürlich dann um acht Uhr früh sofort wieder das Heim verständigt und hat gesagt, ja, ich bin wohlbehalten bei ihr, und dass ich nicht zurückgehen möchte. Das weiß ich, weil ich bei den Telefonaten dabei war. Daraufhin war ein paar Tage Ruhe. Dann wurde ich wieder in ein anderes Heim verfrachtet, diesmal nicht so weit weg von zu Hause. Das war dann die Antonigasse.<sup>140</sup>

Und das war okay. Also während der Schulzeiten bin ich kaum abgehauen. Aber kaum, wenn einmal ein Samstag war und ich hätte keinen Ausgang gekriegt, war ich schon weg. Mein Stiefvater, der zwischenzeitlich ja auch immer wieder in Wien war, hat mich

---

<sup>139</sup> Kinderheim Borromäum, Biedermannsdorf, Perlasgasse 10, Erziehungsheim für ca. 140 Mädchen zwischen drei und 15 Jahren. Nicht zu verwechseln mit dem Erziehungsheim Biedermannsdorf, zu dieser Zeit ein städtisches Erziehungsheim für Burschen. Das Borromäum wurde von der Kongregation der Schwestern vom hl. Karl Borromäus geführt. Volksschule und Hauptschule (nur II. Zug) waren in das Heim integriert.

<sup>140</sup> Lehr- und Erziehungsanstalt der Barmherzigen Schwestern, Wien 18, Antonigasse 72.

manchmal abends am Sonntag zurückgebracht. Ich war schneller zu Haus als er. Ja? Er hat mich abgesetzt vor der Tür, hat mich übergeben und ist mit der Straßenbahn nach Hause gefahren. Und ich war schneller als er wieder zu Hause.

Es war ganz schlimm, dieses Trennen immer wieder von der Familie. Was ich nicht verstanden hab und da hab ich angefangen zu bocken und trotzig zu werden: Warum meine Mutter da nichts unternommen hat. Sie hat immer gesagt: Nein, Du musst zurückgehen. Das muss so sein. Das ist so. Und es hat eigentlich keine Erklärungen gegeben und ich hab dann fast so etwas wie Hassliebe entwickelt dieser Frau gegenüber. Auch meinem (nicht leiblichen) Vater gegenüber, weil die haben ja alle über mich bestimmt. Und das hat sich fortgesetzt. Es ist dann eskaliert in diesem Heim nach zwei Jahren, nachdem ich wieder einmal abgehauen bin. Man hat wieder einmal etwas über meine Großmutter gesagt: „Nein, es kann ja nix aus Dir werden! Also mit dieser englischen Erziehung! Du glaubst doch nicht, Du bist alleine auf dieser Welt und Prinzpessa!“ Und das war die Heimleiterin, also die Oberschwester. Und ich hab die Frau einfach in die Hand gebissen. Ich hab mich gewehrt irgendwie. Musste ihr wehtun. Sie hat mir so wehgetan. Ja und dann hat's sofort wieder eine Meldung gegeben: Also schwer erziehbar auch noch dazu. Damit bin ich auf die Heilpädagogische Beobachtungsstation gekommen. (...) Von hier bin ich nach cirka vierzehn Tagen, drei Wochen, kanns nicht sagen, auf das Schloss Wilhelminenberg überstellt worden.

### *Auf dem Wilhelminenberg*

Und das war mal ganz was anderes. Die Heime davor, da hat's zwar Schuluniformen gegeben, aber man durfte am Ausgang seine Privatkleidung anziehen oder auch Privatunterwäsche und so weiter. Man durfte seine privaten Bücher haben, das war alles möglich. Das hat's dann dort nicht mehr gegeben. Also dieses Schloss Wilhelminenberg war ein wunderschönes Haus. Es wurde geleitet von einer – ich sag immer – einer Walküre, weil ich mir so die Walküre vorgestellt hab von Wagner. Also ich hab als Kind so viel Zugang zur Klassik gehabt. Auch vom Namen her, von ihrer Statur her, es hat einfach gepasst. Sie war die Frau Hildegard Müller, und das war die Walküre, eine sehr bedrohlich wirkende Frau.

In diesem Heim hats dann natürlich einen ganz anderen Tagesablauf gegeben. Ich durfte nicht mehr entscheiden, wann ich zur Toilette gehe und ob ich mehr als drei Blatt Toilettenpapier benötige, ob ich einen Zentimeter Zahnpasta brauche. Das wurde immer

ausgeteilt morgens in der Stirnreihe oder abends. Das Duschen hat ein ganz spezielles Reglement gehabt. Ich kanns jetzt nur nachempfinden: Ich schätze einmal eine halbe Minute nass machen, zwei Minuten einseifen, Hände heben, zeigen, bücken, beugen, ob alle Geschlechtsteile auch ordentlich gewaschen sind. Also vorführen. Wieder unter die Dusche gehen, abbrausen cirka eine Minute. Wenn die Seife noch nicht herunter war, hast du Pech gehabt, dann bist du halt kalt weitergebraust worden. Selber schuld.

Und was mir dann so stark im Gedächtnis geblieben ist: Diese Duschrunden hat's glaub ich einmal, maximal zwei Mal in der Woche gegeben. Die waren im Keller des Hauses. Und da war eine Halle mit fünfzig Duschköpfen von der Decke runter. Und das war immer an einem bestimmten Tag, hat wohl auch mit der Heizung zu tun gehabt, damit ausreichend Warmwasser da ist. Da war der Heizer da, der noch eine große Rolle spielen wird. Und wir mussten also sämtliche Lieder singen, die meine Mutter nicht hören hat können. Ich hab ihr eigentlich immer was vorsingen wollen, wenn ich alle sechs Wochen nach Hause gekommen bin für einen Tag. Meine Mutter hat die Lieder nicht wollen. Ich hab erst viel später erfahren, dass das die Lieder aus der Hitlerjugend waren. (...) Wir durften nicht reden, es durfte nur gesungen werden. Also wir durften überhaupt nie reden dort in dem Haus. Es hat nur am Abend eine halbe Stunde gegeben, wo wir Redefreiheit hatten. In der Früh war einfach Aufspringen, Decken zurückreißen, Bett bauen nach einer speziellen Ordnung. Der Schrank musste unversperrt sein, der Spind. Und abends das gleiche Spiel noch einmal.

Das Beste am Tag war die Schule, weil da externe Lehrer gekommen sind. Dann hat's Mittagessen gegeben, das für mich nicht genießbar war. Also ich bin immer dünner und dünner geworden. Ich war schon zart, aber dann war ich erst richtig zart. Und das Schlimmste war, man musste essen. Wenn man erbrochen hat, hat man's halt wieder reinlöffeln müssen. Nicht bei allen Erziehern. Aber leider Gottes hab ich die ersten zwei Jahre zwei Erzieher gehabt, die so massiv waren diesbezüglich. Und Du musstest es runterwürgen. Keine Chance gehabt, ja? Und das war so furchtbar, das war so furchtbar. Also das war so eines der schlimmsten Dinge.

Dann hat es Lernstunden gegeben. Die Aufgaben wurden abgezeichnet und wenn man fertig gelernt hatte, durfte man still lesen. Bis halb fünf ist die Lernstunde gegangen. Dann war noch ein Spaziergang. Im Winter wurde das umgedreht; da wurde zuerst spaziert und dann gelernt, damit man nicht in der Finsternis gehen musste. Und nach dem Abendbrot hat's eine halbe Stunde, die so genannte Spielstunde, gegeben. Da haben wir versucht,

einen Brief nach Hause zu schreiben, den wir natürlich nicht so schreiben durften, sondern der musste abgegeben werden, wurde zensuriert und kontrolliert. Und erst nachdem alles so geschrieben war, wie sie es gerne gehabt hätten, wurde dieser Brief dann freigegeben. Das ging auch nur, wenn die Eltern oder die Mütter ausreichend Briefmarkengeld deponiert hatten. Das war im Großen und Ganzen der Ablauf eines normalen Werktages. Sonntag war spannend, da wurde Kirchgang angesagt. Wir gingen zu Fuß nach Starchant hinunter und nach der Kirche noch bis auf die Ecke Thaliastraße-Verbindungsbahn. Gegen Mittag waren wir wieder zurück zum Mittagessen. Und dann hatten wir Freizeit. Da durfte man lesen, auch Spiele spielen, aber nicht laut sein.

Ganz massiv war das Bettnässen dort. Wir haben fast alle bettgenässt. Es gab so Doppeltüren, da durften wir unsere nassen Laken in der Früh ablegen. Und natürlich wurde penibel Buch geführt, wer hat genässt, wer hat nicht genässt. Dafür hat's keine Strafe gegeben. Also da haben wir nicht wirklich Angst gehabt. Naja die Strafe war indirekt. Wir haben dafür kein Kreuzerl gekriegt. Es hat nämlich ein Bewertungssystem gegeben, das wurde täglich auf eine Liste eingetragen. Ein Kreuzerl: Brav. Ein Doppelkreuzerl: Sehr brav. Ein Stricherl: Naja, grad noch. Ein Ringerl: Ein Genügend. Und ein Doppelringerl: Ein Nichtgenügend. Ausgang gab es nur alle sechs Wochen, wenn man ausreichend Kreuzerln gehabt hat. Für ein Ringerl wurden zwei Kreuzerl abgezogen, bei einem Doppelringerl gleich fünf. Also das heißt: Es ist sich oft nicht ausgegangen am Ende eines Monats, dass man nach Hause gehen durfte.

Und ich hab aber sehr gut gelernt, ich hab mich bemüht so zu sein, damit ich diesen Ausgang doch noch erreiche. Man hat die Wahl gehabt, das Kreuzerl wieder aufzuarbeiten oder auch Gedichte oder Balladen zu lernen. Die durften wir stehend lernen nächtens vor dem Dienstzimmer der diensthabenden Erzieherin. Man durfte erst ins Bett gehen, wenn man die Ballade aufsagen konnte. Ich hab sie mir kurzfristig gemerkt und dann war's wieder weg. Ja, das waren so die Sanktionen. (...) Im Verhältnis zu anderen Mit(-- )häftlingen, sag ich jetzt einmal, hab ich relativ wenig an Strafe ausgefasst. Relativ wenig. Einfach weil ich unheimlich vorsichtig war. Mein Bestreben war: Ich muss nach Hause. Ich muss nach Hause. Was ja dann meistens auch gelungen ist.

### *Die Erzieherinnen*

Auf meiner Gruppe waren drei Erzieherinnen, die sich abgewechselt haben. Davon waren zwei Schläger-orientiert; eine ganz besonders, die hab ich als sadistisch erlebt, die zweite einfach als unkontrolliert und die Dritte als wahnsinnig einführend, hat aber nicht so können, wie sie wollte. Sie war sehr menschlich, sie war uns sehr nahe. Wir haben sie auch alle geliebt, vergöttert. Wir wären bei ihr nie schlimm gewesen. Aber es war ja auch nicht schlimm, wenn wir bei ihr geflüstert haben. Dann hat sie einfach gesagt: Wie ist die Ordnung? Und wir waren still. Nur wenn wir dann wiederholt geflüstert haben, weil wir's halt übertrieben haben, hat sie auch eine Strafe verhängt, ich weiß nicht, hundert Mal schreiben, Ich soll beim Bettenmachen nicht flüstern, und Ich soll beim Essen nicht reden. Was bei den anderen Erzieherinnen anders abgelaufen ist: Da hat's auch diese Verwarnung gegeben: Jetzt schreibst Du fünfhundert Mal Ich soll nicht tratschen. Und hat man ein zweites Mal geflüstert, dann ist diese Sanktion gekommen mit Knien und auch Prügel. Die eine Erzieherin hat das ganz gut gemacht mit dem Schlüsselbund und mit ihren Holzschuhen, die hat sie bevorzugt eingesetzt. Die hat sie einfach vom Fuß gestreift und hat damit hingeprügelt auf die Kinder. Und diese unheimlich großen Schlüsselbunde. Ich weiß nicht wie viele Schlüssel da drauf waren. Da hats also manchmal auch wirklich offene Wunden gegeben.

### *Auf dem Dachboden: der Hausverwalter und Heizer*

Hat man einen Bleistift verloren oder mit der Tinte irgendwas gemacht, Löschblätter vollgemacht oder so, war das meistens auch mit einer Strafe behaftet. Wenn man es einfach verbraucht hat, hat es einen Ausfolgeschein gegeben. Da ist man zur Erzieherin gegangen, hat diesen Schein bekommen und durfte damit auf den Dachboden gehen. Dort gab's den Hausverwalter und Heizer. Der hat das Warenlager betreut und durfte dann mittels dieses Scheines das Entsprechende aushändigen. Und da kann ich jetzt nur von mir sprechen: Es ist ganz ganz rasch so weit gekommen, dass er mir gesagt hat: Wenn Du was brauchst, kommst einfach zu mir. Musst nicht immer zur Schwester gehen. Ich weiß eh, dass ihr viel Strafen kriegt. Also er tat sehr verständnisvoll, schien uns sehr liebenswert. Er hat so einen grauen Drillichmantel angehabt, so einen Arbeitsmantel, der vorne offen war. Er war Brillenträger. Also ich seh ihn heute noch vor mir, klein, eher schwächling.

Also er war nicht bedrohlich als Mann. (...) Es war sehr sehr rasch so weit, dass ich dann vorgezogen habe, ihm zu Diensten zu sein, meistens manuell oder oral, weil ich halt etwas verloren hatte oder weil mir jemand etwas gestibitzt (gestohlen) hat, das ist natürlich auch vorgekommen, es wurde geklaut wie nur was, weil keiner wollte eine Strafe haben, wenn er was angebaut hat. Und da hab ich also die erste Form der Prostitution erleben dürfen, nicht wirklich begreifend, was es ist. Aber es war so unheimlich dreckig. Also mir hat furchtbar geekelt. Ich hab dann auch sehr sehr viel erbrochen immer. Das war so meine Reaktion. Und da hat man dann gesagt, naja, die ist hysterisch und die erbricht immer. (...) Und das hat sich so fortgesetzt über die ganzen Jahre. Während dieses ersten Heimaufenthaltes kann ich mich nicht erinnern, dass er mich penetriert hätte. Kann ich mich nicht erinnern, ja? Aber ganz klar kann ich mich erinnern, nachdem ich meine erste Menstruation gehabt hab. Ganz klar. Ich weiß nicht warum, in welchem Zusammenhang, vielleicht weil er mir ins Höschen greifen wollte und ich hab gesagt, Nein, bitte nicht, das ist schmutzig oder so irgendwo in der Richtung, ja? Und da ist er ganz narrisch worden und da hat's kein Halten mehr gegeben für ihn.

#### *Der Tod der „englischen Lady“*

Nachdem meine Großmutter gestorben ist, war die Gefahr der englischen Lady scheinbar gebannt. Kurz vor meinem zehnten Geburtstag und zwei Tage vor einem Ausgang. Ich hab sie nicht mehr vorgefunden, wie ich nach Hause gekommen bin. Und meine Mutter hat mir erklärt, sie liege im Krankenhaus. Ich dürfe ihr einen Brief schreiben, sie aber nicht besuchen, Kinder sind nicht zugelassen. Das hat alles für mich nicht gepasst. Meine Mutter hat mir in Aussicht gestellt, wenn ich brav sei und keine Blödhheiten mache, dann könnte es sein, dass ich im Sommer, also am Ende des Schuljahres, nach Hause darf. Na klar war ich brav. Ich hab auch meiner Oma diesen Brief geschrieben. Und am Dienstag nach diesem Ausgang hat mich die Heimleiterin geholt auf dieser tollen Feststiege, es war ein sehr sonniger Tag, die Anderen waren beim Mittagessen, und sie hat gesagt: Ja, ich möchte Dir mitteilen, Deine Großmutter ist verstorben. (...) Und ich hab gesagt, ich möchte auf das Begräbnis gehen. Wann ist das Begräbnis? Und sie sagt zu mir: Es war heute Vormittag. Da bin ich ausgerastet. Sie hat mir dann gesagt: Na komm, jetzt darfst ein bissl weinen und trink einen Almdudler, den magst Du so gern. (...) Also das war für mich so das ganz Schlimme, und dann war ich erst richtig sauer auf meine Mutter. Also

ich hab mich die ganze Zeit schon so ein bissl verraten gefühlt, aber das war dann das Schlimmste, nicht zu ihr gehen zu können, wie sie verstorben ist.

### *Ein schwieriges Jahr bei der Mutter*

(Nach einem positiven Führungsbericht aus dem Kinderheim am Wilhelminenberg wird Iris vom Jugendamt an die Mutter „zurückgestellt“. Doch ist das Vertrauen des Kindes zur Mutter inzwischen nachhaltig beschädigt. Die Mutter wird vom Jugendamt unter Druck gesetzt und versucht das Kind streng zu kontrollieren. RS) Aber es war so kaputt zwischen meiner Mutter und mir, dass es nicht mehr funktioniert hat. Meine Mutter war misstrauisch mir gegenüber. Sie hatte ja (vom Jugendamt) die Auflage zu schauen, dass ich ordentlich bin. Sie wollte mich mitnehmen zum Arbeiten am Abend,<sup>141</sup> was mich auch nicht gestört hat. Aber sie hat mich keinen Schritt alleine gehen lassen. Ich war fast schlimmer kontrolliert als im Heim. Ich bin dann auch in der Pubertät gewesen. Da hat's dann irgendetwas gegeben, wo ich mir eingebildet habe, meine Mutter möchte meinen Vater betrügen, der ja für mich wie mein Vater war. (...) Und wie dann mein Verdacht so groß wurde, meine Mutter könnte meinen so über alles geliebten Vater, der ja eh nie da war, vielleicht doch betrügen, bin ich also wirklich ausgezuckt, hab sie beschimpft, bin nimmer mehr in die Schule gegangen, hab gar nix gemacht. Und sie hat sich nicht zu helfen gewusst. Sie hat sich dann an die Heilpädagogische Station in der Kinderklinik gewandt, an Doktor K., der sie beauftragt hätte, mich wieder dort hin zu bringen. Das ist nur mit vielen Tricks und Mühen gelungen. (...) Ich hab versucht, mit allen Mitteln zu überleben, bei meiner Mutter zu bleiben. Gleichzeitig hab ich sie gehasst zu der Zeit. Ich hab sie auch wüst beschimpft. Wir haben beide geschrien, wir haben beide geweint. Meine Geschwister sind irgendwo immer dazwischen gestanden und haben so gar nicht gewusst haben, was da passiert (...)

Natürlich hat es dazwischen ganz tolle und feine Sachen gegeben, ja. Es war ja diese Liebe meiner Mutter da, die hab ich ja gespürt. Sie hat sich zerfleddert für uns. Meine Mutter hat sich in den ersten fünfzehn Lebensjahren meiner Geschwister (...) kein einziges Mal ein Kleid gekauft. Alles haben wir gekriegt. Wir haben die modernsten

---

<sup>141</sup> Nach dem Abbruch einer Handelsschule während des Krieges hat die Mutter keine Berufsausbildung. Nach dem Tod der Großmutter, von deren Witwenpension die Familie gelebt hat, sieht sich die Mutter gezwungen, als Reinigungsfrau in Verwaltungsgebäuden zu arbeiten. Ihre Arbeit beginnt abends nach Büroschluss.

Kleidungen gehabt, die schönsten Schuchaln. Meine Mutter hat mir permanent  
Fresspakete organisiert. Die wurden mir dann zwar im Heim wieder abgenommen. (...)  
Auch Süßigkeiten wurden abgenommen.<sup>142</sup> Die Mutter hat wirklich alles getan, damit es  
mir gut geht, leiblich zumindest. (...)

Wir haben wirklich so ganz ganz liebevolle Momente gehabt. Meine Mutter hat, wenn  
Weihnachten war und Gott sei Dank, bis auf ein einziges Weihnachten hab ich den  
Heiligen Abend immer zu Hause verbringen können; nur einmal nicht, da war ich wegen  
Scharlach (im Wilhelminenspital) eingesperrt. Also die mütterliche Seite war so stabil, auf  
der anderen Seite aber so unklar, ja? Weil sie war ja diejenige, die mich immer ins Heim  
gebracht hat. Oder auch manchmal eben der Vater, wenn er da war.

In dem Jahr, in dem ich zu Hause war, hat mir meine Mutter in einem Streit gesagt, Du  
bist genauso deppert wie dein (leiblicher) Vater. Du wirst es auch nicht weit bringen. Eine  
Familie wirst Du nie haben! (...) Das war für mich fast wie ein Fluch, sodass ich gesagt  
hab, na du wirst aber schön schauen! Ja, also da war Widerstand pur bei mir und ich  
konnte die erste Menstruation nicht erwarten.

#### *Eine Schwangerschaft als ‚Fluchtweg‘*

Ich wollte schwanger werden. Ich hab gewartet, bis die Menstruation regelmäßig kommt  
und bis die Schulferien sind. Während der Schulferien – da durfte ich zwei oder drei  
Wochen zu Hause verbringen – hab ich geschaut, ob ich jemanden finde, der ein Kind  
zeugen könnte mit mir. Ich hab keinen Busen gehabt, nix, aber die Menstruation. Also  
wusste ich, dass ich geschlechtsreif bin. Natürlich ist das nicht so einfach gewesen. Hab  
dann jemanden gefunden und hab aber sehr rasch gemerkt, das geht sich nicht aus in  
vierzehn Tagen. Bin nach meinem Heimeintritt am nächsten Tag einfach wieder  
abgehauen und nicht nach Hause, erstmalig nicht nach Hause. Das war das erste Mal,  
dass ich nicht nach Hause bin. Ich hatte dieses Ziel: Ich muss ein Kind haben! Meine  
Mutter wird sehn, ich krieg ein Kind. Und ich hab es geschafft. Ich bin dann im  
September geschwängert worden. Und erst als ich im dritten Monat war, hab ich mich  
wieder (im Heim Wilhelminenberg) gemeldet. Hab dann auch angerufen bei diesem  
ominösen Doktor K., um da noch zu hinterfragen, ob das eh stimmt, dass man mich nicht  
zur Abtreibung zwingen kann. Er hat dann sogar noch gesagt: Ja, wenn Du ein Kind

---

<sup>142</sup> Übereinstimmung mit einer gleichlautenden Erzählung von Erika Thaler in diesem Kapitel.

bekommst, kannst Du nicht mehr im Heim bleiben. Was mich natürlich sehr gefreut hat. Dann kannst Du heim zur Mutter, wenn sie das möchte. Daraufhin hab ich mit meiner Mutter telefoniert. Meine Mutter hat gesagt, Du willst ein Kind? Dann übernimm die Verantwortung. Ohne Kind kannst Du nach Hause. Mit Kind nicht!

Das war für mich gar nicht so schlimm. Ich bin dazu gestanden, ich hab die Verantwortung übernommen. Man hat mich danach in die Rochusgasse gebracht, das war ein Durchzugsheim.<sup>143</sup> Es wurde natürlich mittlerweile ein Verfahren gegen den Kindesvater eingeleitet, weil ich war ja dreizehn Jahre alt, als ich schwanger wurde. Dieses Verfahren wurde mehr oder weniger eingestellt, da ich gesagt hab, okay, ja wir heiraten, sobald wir die Heiratserlaubnis kriegen. Ich möchte aber gerne einen Beruf erlernen. Man hat mich gefragt, Na was stellen Sie sich vor? Ein vierzehnjähriges Mädchen mit Kind? Und dann hat man mir angeboten, ich könnte mit dem Kind nach Graz gehen. Dort könnte ich eine so genannte Hauswirtschaftliche Schule mit kaufmännischer Ausbildung machen, die Matura-Niveau hat. (...) Und das war für mich akzeptabel und mein Kind konnte bei mir sein. Okay, weit weg, aber das ist es und dazu steh ich. Das waren jetzt einmal die Kinderjahre, würde ich sagen.

#### *Zu den Schwestern vom guten Hirten in Graz*

In der Rochusgasse war ein zusammengewürfelter Haufen, auch einige Mädchen, die schon in der Geheimprostitution drinnen waren. Die meisten waren schon sechzehn, siebzehn. Damals hab ich das erste Mal Wörter gehört wie Wiener Neudorf, Schwarzau und andere Strafheime, die weit über das Maß des normalen Heimes hinausgingen, in dem ich gewesen war, die also einfach Gefängnisse waren. Und ich hab mir dann noch gedacht, na wie gut, dass ich jetzt schwanger bin! Und ich hab meine Schwangerschaft voll genossen und ausgekostet.

Im Februar (1969) bin ich nach Graz versandt worden. Da hat es dann Grausamkeit anderer Art gegeben. Wir wurden zum Beispiel nächtens eingesperrt. Wir durften nur auf den Eimer gehen. Anstalts-Kleidung sowieso. Also auch wieder nichts Privates. Die Wanzen waren furchtbar dort. Man war immer so zerbissen jede Nacht. (...) Das war ein geistliches Haus von den Guten Hirten und da hat's eine ganz junge Schwester gegeben, die einerseits Erzieherin war, andererseits auch Lehrkraft, die mir

---

<sup>143</sup> Durchzugsheim, Wien 3, Rochusgasse 8, s. Anmerkung 137.

wahnsinnig viel gegeben hat im Sinne von: Sie hat gesagt, Du bist eine junge Mutter. Du willst jeden Tag dem Vater des Kindes schreiben. Der wollte immer wissen wie es geht und was ist und der hat sich – so pervers diese Beziehung war, weil er war 18 Jahre älter, der Kindesvater – so liebevoll hätte er sich also jetzt um mich oder um das Kind gekümmert, wenn er dürfen hätte. Und wenn ich gesagt hab, „Bitte Schwester Reinhilde, kontrollieren Sie den Brief!“, dann hat sie gesagt, Nein, Du hast dem Papa geschrieben. Mach ihn zu. Und ich durfte ihn dann zur Portierschwester bringen und sie hat ihn nicht gelesen. Also das erste Mal hab ich erlebt, dass meine Intimsphäre gewahrt wird. Das ist gut gegangen bis zur Entbindung, die dann im Juni 1969 war. Ich hab ganz schnell und toll entbunden (...). Meine Mutter hat sich nie gemeldet bei mir, nie. Nichts geschrieben, nicht angerufen, gar nichts. Und da bin ich rauf zu dieser Mutter-Kind-Abteilung und wollte eben melden, dass ich die Wehen hab und vielleicht doch ins Krankenhaus muss. Und die hat grad telefoniert und ich musste warten. Und aus dem Telefonat, das ich mitgehört hab, hab ich gewusst, es ist meine Mutter. Denn es war mein Geburtstermin an dem Tag. Also meine Tochter ist höchst pünktlich zur Welt gekommen. Die Schwester hat am Telefon gesagt, Na ja, wir haben ja erst heute den Termin, wissen's eh, das kann dann länger dauern. Machen Sie sich keine Sorgen. Ja und ich werde die Grüße ausrichten. Und es hat keine Andere gegeben, die in guter Hoffnung war. Ich war die Einzige. Also hab ich gewusst, es ist meine Mutter. Und die macht sich Sorgen. Und dadurch ist es mir unheimlich gut gegangen, ja? Also ich hab das Kind richtig geworfen. Ja, ich hab es natürlich schon unter Schmerzen zur Welt gebracht, aber es war einfach ein freudiges Erlebnis, ja? Es war ein schönes Erlebnis, obwohl die Hebamme im Krankenhaus nicht so toll war: A so a Flitscherl, wos brauchst denn a Kind? Leg di do her und gib a Ruh. Weil ich gemeint hab, ich möcht noch auf die Toilette gehen. Aber irgendwann ist sie gekippt und war auch wieder die fürsorgliche Hebamme. Das hat gut funktioniert.

Bin dann also mit meinem Kind in die Mutter-Kind-Abteilung (des Mädchenheimes der Schwestern vom guten Hirten, Graz) gekommen und da hat man mir gesagt, wenn ich es möchte, kann ich im Sommer die ganze Hauptschule nachholen. Da gibt's eine eigene Prüfung, um damit dann die Fachschule zu besuchen. Und ich hab natürlich ja gesagt. Also mein Kind war keine zehn Tage alt, hab ich schon wieder gelernt und studiert und gemacht und getan, damit ich das alles nachhole. Und ich war mit vierzehn Jahren bereits ein Fachschulkind, sag ich jetzt einmal, oder eine Fachschulfrau. Die Schule hat mich nicht interessiert, aber es ist mir darum gegangen, eine Ausbildung zu haben.

Das Kind konnte ich nächtens, morgens, dann zu Mittag sehen, denn da war Pause, ausgenommen während der Stillzeit. Und dann wieder am Abend. Da durfte ich es wieder zu Bett bringen. Tagsüber wurde es von Mädchen mitversorgt, die keine Ausbildung gemacht haben. Das sollte drei Jahre dauern und ich hab also mehr oder weniger die Tage und Stunden gezählt von einem Event zum anderen, also von den Osterferien zu den Sommerferien, von den Sommerferien zu den Weihnachtsferien. Und im letzten Schuljahr hat meine Mutter auch gesagt, okay, komm nach Hause für die Ferien. Da war ich dann das erste Mal wieder zu Hause und durfte aber nicht sagen, dass ich ein Kind hab. Das durfte niemand wissen. Auch meine Geschwister nicht, die damals schon zehn Jahre alt waren. Die haben nicht gewusst, dass sie schon Onkel und Tante sind. Das Kind musste verheimlicht werden.

Im Heim durfte ich Samstag und Sonntag arbeiten gehen, in ein Wirtshaus Teller abwaschen oder putzen gehen irgendwohin. Da haben wir dann 60 Schilling verdient pro Tag, das war ein Vermögen, ja. Da konnte ich meinem Kind dann oft schon ein Kleid oder irgendwas kaufen. Und ein Teil wurde aber angespart für die Entlassung. Ich hab dann bei meiner Entlassung Tausend Schilling gehabt.

Drei Tage vor meiner Entlassung hat man mich aus dem Heim hinausgeschmissen. Und es war die Gefahr, dass ich diese Prüfung auf Maturaniveau nicht zu Ende führen durfte. Ich hab zwar die ganze Klausur erfolgreich gemacht. Was mir noch gefehlt hätte, wären die mündlichen Prüfungen gewesen. Und ich hab aber beobachtet, wie eine Ordensfrau mein Kind geschlagen hat. Weil das Kind vom Garten gesehen hat, dass ich da am Fenster sitze. Und das Kind hat gerufen, Mami Mami Mami Mami Mami! Und die Schwester zerrt sie weg und sie dreht sich wieder um, die Kleine, und die gibt ihr dann so eine richtige Kopftachtel. Ich hab das angesprochen in meiner Pause und hab dann gesagt, warum sie dem Kind eine knallt, nur weil es nach der Mutter ruft. Ja: Du musst Deine Prüfung machen. Und ich hab gesagt, das ist schon richtig, aber dafür kann die Iris nix. Also meine Tochter heißt so wie ich. Und sie hat gesagt, Na, was glaubst Du? Jetzt hab ich drei Jahre lang Dein Kind erzogen und jetzt mischt Du Dich ein? Und ich hab gesagt: Wenn es für Sie so schwierig ist, Kinder zu verlieren, weil sie nach drei Jahren entlassen werden, dann müssen Sie sich eigene anschaffen. Das sagt man nicht einer Ordensfrau. Da hab ich also einen ganz wunden Punkt getroffen. Das wurde sofort der Direktorin mitgeteilt und die hat mich gerufen und hat gesagt, Sie verlassen unverzüglich das Haus. Das Kind hat bleiben dürfen. Und ich durfte dann die nächsten zwei Tage noch zu den Prüfungen kommen beziehungsweise zum mündlichen Abschluss. Und dann haben sie gesagt: So

und raus. Also die wollten von mir nichts mehr wissen. Die waren froh, dass ich weg war. Und das war eigentlich das Ende der Heimaufenthalte, die ich hatte. Ich bin dann noch ins Mutter-Kind-Heim gegangen nach Wien, weil meine Mutter noch immer nicht bereit war, mein Kind und mich anzunehmen. Und das war für mich auch okay.

Hab mir dann drei Monate später eine kleine Wohnung gesucht, eine erste Wohnung. Das hat nicht funktioniert. Ich habe nicht gewusst, wie ich leben soll. Ich hab nicht gewusst, wie ich die Verantwortung tragen kann. Ich hab zwar einen Kindergartenplatz gefunden für mein Kind. Ich bin dann auch zum Vormund bestellt worden nach meiner Entlassung. Aber das Kind hat keine Mutter gehabt. (...) Ich war so auf der Suche nach Geborgenheit und ich wollte diese Familie haben. Und ich hab mich getrennt gehabt von diesem Kindesvater, hab dann einfach gesagt, Du, es tut mir leid. Ich mag nicht mehr. Auch um mich zu schützen, um dieses Kind zu schützen. Vielleicht war's die falsche Entscheidung, vielleicht war es eine gute Entscheidung. Ich konnte einfach nicht. Also es hat mir fast Angst gemacht. Er hat seinen Sinn erfüllt gehabt. Das ist sehr brutal, wenn ich das jetzt so sage. Und er hat aber immer Verbindung gehalten, also wir haben bis heute noch ein bisschen Kontakt. Er hat sich immer sehr sehr nett und eigentlich fürsorglich seiner Tochter gegenüber gezeigt. Er war nur mir ein bisschen böse, weil ich gesagt hab, Ich will Dich nicht heiraten. Tut mir leid. Aber ich war nicht reif. Ich war nicht reif zu gar nix.

Ich hab dann sehr rasch über unsern Pfarrhof jemanden kennengelernt. Auch ein Heimkind. Na wir haben uns natürlich gefunden. Das war so irgendwo auch die erste Liebe. Wir haben beide nicht überleben können. Er voller Wut, ich voller Angst. Nein, das kann nicht sein, meine Tochter darf nicht in einem kriminellen Ambiente aufwachsen und Drogen schon gar nicht. Damals war Haschisch so populär. Und ich hab wirklich Bedenken gehabt, dass ich da vielleicht in was reinrutsche und hab bei Nacht und Nebel meine Zelte abgebrochen.

Eineinhalb Jahre später hab ich geheiratet, natürlich einen Drogenabhängigen. Eh klar. Hab dann nach einem Jahr die Scheidung eingereicht in beiderseitigem Einverständnis. Der Preis dafür war, dass ich etwas auf mich genommen hab, was mich auch eine Haftstrafe gekostet hat. Ich glaub 16 Monate oder so ähnlich. Das heißt, mein Kind kam in ein Heim. Und damit hab ich genau das erreicht, was ich nicht wollte.

(...) Und dann hab ich einen Mann kennengelernt, der war Chinese. Ein toller Mann, ein lieber Mann, ein netter Mann, ein höflicher Mann. Mit dem bin ich nach Linz gezogen und wir haben dann geheiratet. (...) Er hat dann einen Job angenommen in irgendeinen

Unternehmen, so einen Ersatzteilhandel. Wir sind wieder nach Wien gesiedelt. Ich hab beim ORF gearbeitet. Weil ich da blöde Dienste hatte – einmal von fünf in der Früh bis um zwei Nachmittag und einmal von zwei Uhr Nachmittag bis um zehn - hat das auch nicht gepasst für ihn. „Das ermöglicht kein ordentliches Familienleben!“ Hab ich diesen Job wieder aufgegeben. War aber schon schwanger mit meiner zweiten Tochter.

Die Folge war dann unheimlich große finanzielle Not. Ich habe Heimarbeit übernommen. Meine fast zehnjährige Tochter hat mit mir Heimarbeit gemacht, weil der Herr hat dann nur mehr Zeitung gelesen und sich beworben bei der UNO City, die grad neu gegründet wurde, bei der Atomenergiebehörde und irgendwelchen anderen diplomatischen Geschichtln. Den haben sie nicht genommen. Er hat studiert, war aber trotzdem chancenlos. Und er konnte mit dieser Realität nicht leben. (...)

Ich hab dann eine sehr schwierige Geburt gehabt. Das System hat sich wiederholt. Während ich meine Tochter geboren habe – wissend, dass es eine schwierige Geburt wird – war auch sie (die erste Tochter Iris – so wie die Mutter als Kleinkind während der Geburt ihrer beiden Zwillingsgeschwister) in einem Erholungsheim. Sie ist dann kurz vor Weihnachten wieder nach Hause gekommen, da war die Kleine schon zehn Tage alt. Es ist zwei, drei Tage vor dem Heiligen Abend gewesen, da kam sie (Tochter Iris) nach Hause und sagte: Schau, was ich mitgebracht hab für die Sahar. Da hat sie dort (im Heim) irgendwo mit einer Erzieherin für die Sahar eine Strampelhose gekauft: ‚Und das ist mein Geschenk für meine Schwester!‘ Und das tut mir heute noch weh, (weint) weil im Prinzip hat sie genau des Gleiche gemacht, was ich gemacht hab als Kind. Und damals hab ich noch keine Ahnung gehabt, was systemisch ist, ja? Heute weiß ich’s. Die zwei waren ein Herz und eine Seele. Also ist dann Frieden gewesen. Dieser Mann, der uns als Partner, Vater, Ehemann eigentlich im Stich lassen hat, wurde einfach ausgeklammert.

Ich wünsche mir jetzt, dass ich zehn Jahre wenigstens noch hab, wo ich so leben kann, wie ein normaler Mensch lebt. Nicht kämpfen müssen. Ich hab bis jetzt immer gekämpft. Ich mag nicht mehr. Das hat aber nichts mit einer Depression zu tun. Ich möchte einfach einmal leben. Ich hab tolle Sachen erlebt. Ich hab supergut verdient irgendwann einmal, weil sonst hätten wir kein Haus in Italien, ja? Mhm, das ist es nicht. Ich möchte leben. Ich würde so gern heile werden und ich bin so was von dankbar für diese Therapie. Ich hätte sie mir nicht leisten können. Ich hab eine tolle Therapeutin, die das wirklich aushält. Und einer meiner Wünsche, die ich so nach außen tragen kann, ist: Tut diese depperte Tafel in dem Heim (im Schloss Wilhelminenberg) endlich weg! Diese Tafel, die der Julius

Tandler<sup>144</sup> in bester Absicht seinerzeit anbringen hat lassen: Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder. Die Tafel (flüsternd:), die steht heute noch im Schloss oben in der Halle. Die haben sie nur vom Untergeschoss ins Obergeschoss gebracht. Die ist nach wie vor da und wird bewundert und bestaunt. Ja schön! (wieder laut und bestimmt:) Man hat so ein schönes Schloss gebaut für die Kinder! Erstens ist das historisch völlig unrichtig und zweitens blanker Hohn für das, was in diesen Heimen abgelaufen ist! (...) Und was das System von damals so in den Nachkriegsjahren mit den Familien angerichtet hat, das kann kein Mensch mehr gut machen. Meine Mutter hat gelernt, den Mund zu halten, nicht gesehen zu werden. Die würde heute nicht anfangen zu reden. Die hat Zeit ihres Lebens geschluckt und gelitten. (...) Der Krieg war nicht vorbei, bei Gott nicht. Ja, die Waffen sind gestreckt worden. Aber der Krieg, der dauerte meiner Meinung nach an, vielleicht bis heute.

---

<sup>144</sup> Julius Tandler, Professor für Anatomie an der Universität Wien und von 1919 bis 1934 Stadtrat für das „Wohlfahrtswesen“ einschließlich der städtischen Jugendfürsorge in Wien.

## Gustav Pernigg: „Mir wäre es auch lieber gewesen, daheim aufzuwachsen.“

Gustav Pernigg wird im Mai 1957 als erstes Kind eines aus Kärnten über die Steiermark nach Wien zugewanderten Paares geboren. Der Vater ist gelernter Autolackierer, die Mutter Hausfrau. Laut einer Notiz im Akt der Kinderübernahmsstelle aus dem Jahr 1964 ist die Ehe seit längerem zerrüttet und es soll häufig zu Gewalthandlungen zwischen den Eheleuten kommen. Das Kind beobachtet, so wird vermutet, gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Vater und wirkt irritiert. Die Ehe der Eltern wird im Jänner 1964 geschieden.

Unmittelbar nach der gerichtlichen Scheidung zieht ein intimer, acht Jahre jüngerer Freund der Mutter in der Wohnung ein und schon Mitte Februar 1964 heiratet das Paar. In der neuen Familie lebt Gustav mit der Mutter und deren Lebensgefährten und zwei leiblichen jüngeren Geschwistern (einer vierjährigen Schwester und einem einjährigen Bruder). Am 6. April 1964 wird dem Paar ein gemeinsames Kind, Karl, geboren. Bald darauf übersiedelt es vom 2. Bezirk in ein Siedlungshaus in Simmering, wo es mit den Eltern des zweiten Ehemannes zusammenlebt. Gustavs Vater wohnt seit seinem Hinauswurf aus der ehelichen Wohnung in Untermiete. Die Mutter erhält die Kinderbeihilfe für ihre vier Kinder und wird nach einer Notiz des Bezirksjugendamtes „zur Gänze von ihrem zweiten Ehemann erhalten“.<sup>145</sup>

Unmittelbar vor ihrer zweiten Hochzeit stellt die Mutter am 23. Jänner 1964 ihren siebenjährigen Sohn Gustav ein erstes Mal dem Bezirksjugendamt in Wien II, Karmelitergasse 9 vor. Wie dem hier später angelegten Überstellungs-Akt zu entnehmen ist, beschwert sich die Mutter über Gustav, er störe mit seinen Ungezogenheiten das neue Familienleben. Er sei häufig unfolgsam und begehe zu viel Unfug. In diesem ersten Gespräch im Bezirksjugendamt wird die Mutter von der Fürsorgerin aufgefordert, ihre „erzieherischen Maßnahmen“ zu intensivieren; auf Gustav redet die Fürsorgerin „ermahnend“ ein.

---

<sup>145</sup> Bescheid über die Berechtigung zum Bezuge der Kinderbeihilfe (...) gemäß § 9 des Familienlastenausgleichsgesetzes vom 15. Dezember 1964. Ausgestellt vom Finanzamt für den II., XX., XXI. u. XXII. Bezirk.

Ende Juni 1964, unmittelbar vor Schulschluss, holt das Bezirksjugendamt für den 2. Bezirk einen Schulbericht über Gustav ein. Dieser hat eben die erste Klasse der öffentlichen Volksschule absolviert. Der Schulbericht ist ungewöhnlich positiv. Gustavs Betragen im Unterricht sei „gut“, in der Pause sei das Kind „lebhaft“, den Lehrkräften gegenüber sei er „anhänglich“, gegenüber den Mitschülern übernehme er gern eine führende Rolle, er sei für die Lehrer „gut“ führbar. Das Kind verfüge über eine „normale Intelligenz“ und das Lehrziel sei voraussichtlich zu erreichen. Gustav „spricht, erzählt gerne, ist sehr hilfsbereit“. Allerdings weiß die den Bericht erstellende Lehrkraft offenbar einiges darüber, dass „im Elternhaus“ nicht alles in Ordnung ist, denn sie merkt an: „Kind weiß zu viel u. mußte manches Negative mit anhören und ansehen (Elternhaus)“. Es ist zu vermuten, dass die Wahl der Mitvergangenheit in diesem Satz nicht zufällig ist. Der Lehrer oder die Lehrerin spielt wahrscheinlich auf Auseinandersetzungen der leiblichen Eltern vor der Trennung und Scheidung an. Auf den Zeitpunkt der Berichtslegung im Juni 1964 bezogen ist hingegen die Bemerkung, die Beziehungen des Kindes zur Mutter, zum getrennt lebenden Vater, zum Stiefvater und zu den Geschwistern sei „sehr verworren“. Was könnten die Ursachen für diese Verwirrung des Kindes sein? Der öffentliche Diskurs verhandelt die Schwierigkeiten junger Stieffamilien Anfang der 1960er Jahre noch als nahezu unlösbar, es gibt so gut wie keine positiven Modelle und keine öffentlich berichteten gut gelingenden Fälle von Stieffamilien. Stattdessen werden die Gefahren der Stieffamilie an die Wand gemalt. Auch und besonders im Fach-Diskurs der Fürsorge resp. der Sozialarbeit herrscht noch eine weit verbreitete Skepsis gegenüber allen Varianten von Stieffamilien.<sup>146</sup> So ist es wahrscheinlich auch zu erklären, dass die Mutter und ihr Liebhaber bzw. zweiter Ehemann das älteste Kind an die Fürsorge abgeben wollen, um dem einzigen propagierten Ideal der vermeintlich „natürlichen“ Kernfamilie näherzukommen. Dann wird aber auch verständlich, warum dieses älteste Kind selbst keine Möglichkeit für sich sieht, dem von ihm geliebten leiblichen Vater „treu“ zu bleiben und zugleich den Stiefvater, wie von diesem und von der Mutter gewünscht, als „Papa“ anzusprechen und anzuerkennen.

Die Bemerkung des gutachtenden Lehrers, dass Gustav „zu viel wisse“, könnte mit einer weiteren Bemerkung dieser Lehrkraft zusammenhängen, der zufolge das Kind „sexuell schon ziemlich aufgeklärt zu sein“ scheine. Wahrscheinlich ist die Wohnsituation eher beengt; Kinder und Eltern schlafen oft in denselben Räumen; Gustav kann offenbar

---

<sup>146</sup> Vgl. Reinhard Sieder, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008.

mitunter die sexuellen Aktivitäten der Mutter und des (späteren) Stiefvaters beobachten. Aus der Sehnsucht des nicht eben mit Liebe verwöhnten Kindes nach der Liebe der Mutter resultiert Eifersucht, ja latente Feindschaft des siebenjährigen Buben gegenüber dem Stiefvater. Die Lehrkraft drückt ihre starken Sympathien für Gustav erstaunlich offen aus, als sie die im vorgedruckten Formular geforderte „Schlußfolgerung und eventuelle Empfehlung für die Art der gewünschten Hilfe seitens des Jugendamtes“ formuliert. Hier tippt sie abschließend folgenden Satz in die Schreibmaschine:

„Ich habe mit Gusti keine Schwierigkeiten und möchte nicht, daß er von mir wekommt! Gezeichnet: A. Schiller.“<sup>147</sup>

Die von der Mutter behaupteten und vom Jugendamt dann offiziell als Überstellungsgrund vermerkten „Erziehungsschwierigkeiten“ werden von der Lehrkraft in keiner Weise bestätigt. Auch in der Klasse hat sich das Kind offenbar sehr gut integriert. Die Lehrkraft weiß wohl, dass ihr ein solcher Schulbericht vom Jugendamt nur abverlangt wird, wenn die Unterbringung des Kindes in einem Erziehungsheim erwogen wird. Sie wird sich darüber Gedanken machen oder auch mit dem Kind in ein Gespräch darüber eintreten. Ihre sehr entschiedene Stellungnahme spricht dafür, dass die „Erziehungsschwierigkeiten“ in der Schule in keiner Weise zu Tage treten. Möglicherweise liegen sie aber auch zu Hause gar nicht vor. Wir halten es für wahrscheinlicher, dass das Motiv der Mutter nicht darin zu suchen ist, dass das Kind „schwer erziehbar“ wäre, sondern in der Dynamik der jungen Stieffamilie, die von Seiten des Jugendamtes und der zuständigen Fürsorgerin aufgrund ihrer zeittypischen Familienideologie keine Beratung erhält, wie sie den latenten Konflikt zwischen dem Kind und dem Stiefvater bewältigen könnte. Sechs Monate nach ihrem ersten Versuch „stellt“ die Mutter am 8. Juli 1964 Gustav erneut im Bezirksjugendamt zur Erziehungsberatung „vor“. (Man beachte die übliche Sprache, die deutlich symbolisiert, dass das Kind in diesem Vorgang keinerlei Stimme hat.) Nun argumentiert sie sehr nachdrücklich, ihr zweiter Ehemann dränge darauf, den

---

<sup>147</sup> Schulbericht vom 27. Juni 1964 über Gustav Pernigg, geb. 14. 5. 1957, derzeitige Schulklasse, Zug: 1. A. Wien 2., Vorgartenstr. 191, im Akt des Bezirksjugendamtes f. d. 2. Bezirk, Wien II, Karmelitergasse 9. Es fällt auf, dass Gustav die 1. Klasse, Zug A besucht; hingegen wird er fortan auf der Hohen Warte nur B-Klassen absolvieren können, da A-Klassen gar nicht eingerichtet sind. Die Überstellung in das Heim Hohe Warte seitens des Jugendamtes ist also auch eine Minderung seiner schulischen Chancen, eine soziale und materielle Diskriminierung.

Jungen aus der Familie zu entfernen. Wörtlich geben die unterzeichneten Fürsorgerinnen an:

„Die KM will nun, da der Mj. neuerlich eine Unfughandlung begangen hat (Zerschlagung einer Auslagenscheibe) den Mj. nicht länger behalten, da sie für den Bestand ihrer Ehe fürchtet. Es wird der Antrag auf Übernahme des Minderjährigen in Gemeindepflege gestellt.“

Die Fürsorgerinnen folgt also der Darstellung und dem Interesse der Mutter, die den zweiten Ehemann und dessen schlechtes Verhältnis zu Gustav als „Gefahr für ihre Ehe“ darstellt. Eine Bagatelle (Einschlagen einer Fensterscheibe) soll die „Erziehungsschwierigkeiten“ belegen. Erstaunlich scheint aus unserer heutigen Perspektive, dass die Fürsorgerinnen die Formulierung der Mutter, sie wolle ihr Kind „nicht mehr behalten“, „da sie für den Bestand ihrer Ehe fürchtet“, unkommentiert lassen und sie somit in den Rang der eigentlichen Begründung der Überstellung des Kindes in ein Kinderheim heben.

Etwa einen Monat später wird das Kind dem Psychologischen Dienst der Magistratsabteilung 11 – Jugendamt vorgestellt. Das hier erstellte Gutachten greift die Fall-Darstellung des Bezirksjugendamtes auf und verschärft sie rhetorisch. Die Aussagen des Gutachters werden mit hoher Wahrscheinlichkeit ausschließlich durch die einfache Übernahme von Bemerkungen der Fürsorgerin, die wiederum die Erzählungen und Klagen der Mutter über Gustav und dessen Vater gutgläubig oder willfährig übernommen hatte, zustande gekommen sein. Wir haben also auch in diesem Fall einen „Administrierungs“-Verlauf vor uns, in dem die ursprüngliche Aussage bloß leicht umformuliert wird, und zwar nach der Vorstellung, dass das Gutachten des Psychologischen Dienstes eine wissenschaftliche Bestätigung für die Richtigkeit und Angemessenheit der faktisch bereits getroffenen Entscheidung des Bezirksjugendamtes liefern soll. Der Befund des Psychologischen Dienstes ist nur die letzte Version einer ungeprüften und hoch parteilichen Erzählung, die von der Mutter gegenüber der Fürsorgerin gegeben wurde. Eine kritische Prüfung und Bewertung ihrer Angaben findet auch im psychologischen Gutachten nicht statt. Die einzige nennenswerte Hinzufügung des psychologischen Gutachters (Dr. P.) besteht darin, zwischen der (von der getrennten Mutter erzählten) „Unverträglichkeit“ des Kindesvaters und den „Erziehungsschwierigkeiten“, die das Kind angeblich bereitet, einen „hereditären Faktor“

zu behaupten. Das ist eine völlig unbelegte Hypothese, die in der Tradition der älteren Vererbungstheorien der Humanwissenschaften steht.

„Die Erziehungsschwierigkeiten, die der Minderjährige daheim macht, haben sich nicht gebessert; Gustav zeigt sich ausgesprochen unfugbereit, folgt der Mutter nicht und wirkt für die jüngeren Geschwister als schlechtes Beispiel. Es steht ausser Zweifel, daß der Kindesvater persönlichkeitsmäßig sehr schwierig geartet ist (soll auch trinken, ist sehr unverträglich) sodaß bei den Schwierigkeiten unseres Minderjährigen ein *hereditärer* Faktor anzunehmen ist. Die Kindesmutter ist (...) sicher *wenig erziehungsgeschickt*, kann sich infolge der jüngeren Kinder zu wenig mit Gustav befassen. Der Stiefvater möchte den größten Unruhepol aus der Familie entfernen (stellt seiner Gattin Alternativen) und drängt auf Überstellung des Minderjährigen. In der EB (Erziehungsberatung) wurde erörtert, ob nicht vielleicht doch eine Unterbringung bei den Mütterlichen Großeltern in Kärnten möglich ist. Sollte sich das nicht durchführen lassen: Vorschlag auf Einweisung Typus „Hohe Warte“. (Begutachtender Psychologe Dr. P. e.h.)“

Mit anderen Worten: Die in einer Stieffamilie mit vier Kindern lebende Mutter trifft auf ein Beratungs- und Kontrollsystem der städtischen Fürsorge, das sich in diesem Fall die Klagen der Mutter über den Exehemann und dessen ältestes Kind bereitwillig zu eigen macht; trotz leichter Zweifel, die sich immerhin im Schlusssatz des Gutachters äußern, wenn er „vielleicht doch“ eine Unterbringung bei den mütterlichen (sic!) Großeltern in Kärnten geprüft haben möchte, gilt die Übernahme des ältesten Kindes in ein städtisches Kinderheim für ihn schon als die zweitbeste Lösung. Wäre dies für den Gutachter oder für die Fürsorgerin denkbar, wüssten sie nur annähernd Bescheid über die Belastungen, die im Kinderheim „Typus Hohe Warte“ auf das Kind zukommen werden?

Wie unsere Untersuchungen durchgehend zeigen, sind das Interesse und somit auch das Wissen der PsychologInnen und Fürsorgerinnen über die Innenwelt der städtischen wie der privaten Erziehungsheime verblüffend gering. Doch selbst wenn wir die verhängnisvolle organisatorische Zweiteilung des Fürsorgesystems in das zentrale Jugendamt und die Bezirksjugendämter einerseits und die (von einer anderen Magistratsabteilung verwalteten) Erziehungsheime andererseits als gegeben annehmen, woran der einzelne Akteur im System unmittelbar nichts ändern kann, bleibt zu fragen,

warum die Notwendigkeit der Überstellung in diesem Fall nicht sorgfältiger geprüft worden ist. Warum wurde die Behauptung der Mutter, Gustav betreibe Unfug und sei schwer zu erziehen, in keiner aus den Akten nachvollziehbaren Weise überprüft? Und dies, obgleich diese Behauptung doch dem Schulbericht, den die Fürsorgerinnen gelesen haben müssen, vollends widerspricht? Doch die Sache ist längst entschieden. Die Gutachten der Psychologen sollen daran gar nichts ändern. Gustav Pernigg wird am 14. August 1964 in das Erziehungsheim Hohe Warte überstellt.

Dass die Mutter im Bezirksjugendamt ihren Willen und den Willen des zweiten Ehemannes durchsetzen kann, hat unseres Erachtens mehrere, zusammenhängende Gründe. Erstens hatte die Mutter – nach Herrn Perniggs eigener Erinnerung – ein ausgesprochen „theatralisches Talent“, ihre Erzählungen wirkungsvoll und glaubwürdig vorzutragen und mit „Geschichterln“ auszuschnücken. Sie ist also in der Lage, das empirische Erhebungsverfahren des Jugendamtes, das de facto darin besteht, eine plausible Vorstellung vom jeweiligen Familienleben aus Erzählungen zu gewinnen, zu ihren Gunsten zu manipulieren. Zweitens leben vier Kinder aus zwei Ehen in der Familie. Die Fürsorgerinnen wie auch der gutachtende Psychologe halten dies offenbar – in Übereinstimmung mit der allgemeinen Rede (dem Alltagsdiskurs) zu dieser Zeit – für eine Überlastung der zweiten Ehe der Mutter. Drittens neigen viele Fürsorgerinnen wie weite Teile der Bevölkerung zu der Ansicht, das Kind / die Kinder aus der aktuellen Ehe hätten vor älteren Kindern aus einer vorherigen, geschiedenen Ehe, Vorrang – im Sinn der möglichst bald erfolgenden Herstellung einer „normalen“ Kernfamilie. Das Ausscheiden der älteren Kinder – durch die Gründung eines eigenen Haushalts, die Überstellung eines Kindes zu Großeltern oder Pflegeeltern oder eben in ein Heim für Kinder und Jugendliche – führt zu dieser Normalität. Viertens kennt auch ein zentraler Akteur in dieser Familie, Gustav, der seinen leiblichen Vater sehr mag, kein Modell dafür, seinem leiblichen Vater „treu“ zu bleiben und zugleich den Stiefvater zu akzeptieren, und niemand in seinem Umfeld ist in der Lage, ihm diese Möglichkeit zu verdeutlichen. Es bleibt ihm nur, den Stiefvater mit seinen geringen symbolischen Mitteln zu bekämpfen. Dazu zählt, dass er sich als einziges der drei Kinder aus erster Ehe beharrlich weigert, den Stiefvater als „Papa“ anzusprechen. Reicht das zu dieser Zeit schon, um in ein Kinderheim vom „Typus Hohe Warte“ eingewiesen zu werden?

Weitere „Verwirrungen“ des etwa siebenjährigen Gustav – die auch die oben zitierte Lehrkraft indirekt anspricht – resultieren aus den zum Teil bizarren Szenen der Gewalt, die sich seine Eltern wiederholt liefern. Nach der Übersiedelung von Erdberg (wo das

Elternpaar einen Hausmeisterposten hatte) in die Leopoldstadt sperrt die Mutter eines Tages den Vater aus der Wohnung aus und verbarrikadiert die Wohnungstür mit der Kohlenkiste, um den Hinauswurf des Ehemannes sinnfällig zu machen. Es kommt zur Trennung des Paares, die aber der Vater zunächst nicht akzeptieren will. Die Mutter hat einen neuen (acht Jahre jüngeren) Liebhaber. Der Ehemann steigt auf einen Baum, mit einem alten schweren Ledermantel bekleidet, und bindet sich fest, um das Geschehen in der Wohnung die Nacht über zu beobachten. Gustav und seine Geschwister schauen am Morgen aus dem Fenster und sehen den im Baum hängenden schlafenden Vater. Als eines anderen Tages der Vater neuerlich versucht, die Wohnung zu betreten, ruft die Mutter die Polizei. Der Vater lässt sich die Treppe hinunterfallen, stellt sich tot, um dann rasch davonzulaufen und sich in einem Koloniakübel zu verstecken, bis die Polizei den Gemeindebau wieder verlassen hat. Nach seinem Hinauswurf aus der ehelichen Wohnung sieht sich der Vater gezwungen, ein Zimmer in Untermiete in Meidling zu nehmen.

In den folgenden Jahren, die Gustav im Kinderheim Hohe Warte verbringen muss, kommt er fast jedes Wochenende in das Siedlungshaus in Simmering zu Besuch, wo seine Mutter mit ihrem zweiten Ehemann und den Kindern lebt. Hier verbringt er auch zwei Wochen Urlaub zu Weihnachten und drei Wochen in den Sommerferien. Einige Ferien verbringt Gustav aber auch mit seinem leiblichen Vater bei dessen Eltern in Kärnten.

Als er im Mai 1971 14 Jahre alt ist und die vierte Klasse Hauptschule (2. Zug, es gibt keinen 1. Zug) im Kinderheim Hohe Warte absolviert hat, steht ein Heimwechsel bevor. Im August 1971 verlässt er das Heim Hohe Warte und zieht in das Lehrlingsheim Leopoldstadt<sup>148</sup> um. Er empfindet die Regeln im Lehrlingsheim als wesentlich liberaler. Die hier arbeitenden Erzieher zeigen keine sadistischen Neigungen. Die geforderte Ordnung einzuhalten fällt ihm nach den Jahren des Drills auf der Hohen Warte sehr leicht. Er beginnt – nachdem er von einer „kommissionellen Berufsberatung“ als dafür geeignet befunden worden ist, eine Tapeziererlehre.

---

<sup>148</sup> Lehrlingsheim der Stat Wien Leopoldstadt, Wien II, Obere Augartenstraße 26-28. Heim für 135 männliche Lehrlinge zwischen 15 und 19 Jahren; tägliche Besuche im Heim sind möglich, der Ausgang ist individuell, Urlaube verbringen Lehrlinge im Winter (Schiurlaub) und im Sommer gemeinsam mit dem Heim. „Zu den Angehörigen wird nur ein Weihnachtsurlaub bewilligt“. Heimverzeichnis Mag 11 – Psychol. Dienst, 1967, IV/1.

Während seines siebenjährigen Aufenthalts im Kinderheim Hohe Warte absolvieren die Fürsorgerinnen des nun zuständigen Jugendamtes für den 21. Bezirk pflichtgemäß mehrere Hausbesuche bei Gustavs Mutter, um die Frage zu klären, ob das Kind wieder in die Familie der Mutter zurückkehren könnte und legen darüber mehrere „Terminberichte“. In einem Terminbericht vom August 1970 (Gustav ist seit sechs Jahren im Heim Hohe Warte und inzwischen 13 Jahre alt) notiert die Fürsorgerin, dass in der Familie der Mutter ein weiteres Kind hinzugekommen sei. Die Familie wohnt weiterhin im Siedlungshaus der Eltern des Mannes in der alten Großfeldsiedlung. Die Fürsorgerin schreibt:

„Die Km (Kindsmutter) zeigt an dem mjn. (minderjährigen) Gustav kaum eine Bindung (sic!), nimmt ihn wohl auf Urlaub, doch ist sie nicht bereit, ihn in ihre Pflege zu übernehmen. Ihr Gatte lehnt den Buben ab und da Gustav regen Kontakt zu seinem Vater hat, bemüht er sich auch gar nicht um die Gunst des Stiefvaters. Die Mutter fürchtet für den Bestand ihrer jetzigen Ehe, wenn sie den Mjn. ganz übernehmen würde. Dieses Risiko kann sie wegen der 4 kleineren Kinder (die Geschwister des Mjn. haben zum Stiefvater eine sehr gute Bindung) nicht eingehen. Der Vater Georg Pernigg, whft. 12, Rechte Wienzeile (...) hat eine Lebensgefährtin, die Gustav ablehnt. Er nimmt den Buben, im Einvernehmen mit der Mutter auf Urlaub, besucht ihn im Heim (sic!), hat aber nicht die Möglichkeit ihn zu übernehmen.“<sup>149</sup>

Im Terminbericht vom November 1973 (Gustav ist jetzt 16 Jahre alt) schreibt die Fürsorgerin:

„Anlässlich eines Hausbesuches bei der Mutter und Stiefvater konnte festgestellt werden, daß die Familie (sic!) nicht gewillt ist, den Mj. in den eigenen Haushalt aufzunehmen. Vorgebrachter Grund war, daß der Vater in einem solchem Fall für den Mj. nicht das bezahlen würde, was er wirklich ‚kostet‘ und er fürs Heim anstandslos bezahlt und der Stiefvater nicht gewillt ist, den nicht eigenen Sohn zu ernähren. Dahinter dürfte überhaupt eine Ablehnung des Mj von seiten des Stiefvaters liegen. Sonst besteht reger Kontakt des Mj. sowohl zu seiner Mutter als auch zu seinem Vater. Besucht den Vater fast jede Woche am Samstag und die

---

<sup>149</sup> Bezirksjugendamt für den 21. Bezirk, 1210 Wien, Am Spitz 1, Terminbericht v. 6. August 1970, im Bestand der KÜSt-Akten.

Mutter am Sonntag. Nach dem oben angeführten Grund ist eine Belassung des Mj. in Gemeindepflege notwendig.<sup>150</sup>

Hier finden wir eine etwas differenziertere Darlegung der Meinungen und Haltungen in der Familie der Mutter. Zunächst fällt auf, dass Gustav von der Fürsorgerin schon nicht mehr zur „Familie“ gerechnet wird. Sehr stark gewichtet wird das Argument der Kosten. Wie aus zahlreichen Belegen im Akt des Bezirksjugendamtes hervorgeht, zahlt Gustavs Vater sehr gewissenhaft die von ihm verlangten Kosten für den Heimaufenthalt seines Sohnes. Die Ex-Ehefrau und offenbar auch deren zweiter Ehemann äußern der Fürsorgerin gegenüber Zweifel, ob der Kindesvater denn auch regelmäßig genau jenen Unterhalt zahlen würde, den das Kind wirklich „kostet“, käme es in den mütterlichen Haushalt zurück. Mit dieser Verdächtigung setzt die Mutter ihre Strategie fort, den Kindesvater bei den Fürsorgerinnen anzuschwärzen. Sie führt noch ein zweites Argument an, das ebenfalls schon im Spiel war, als es um die Überstellung des Kindes in ein Kinderheim ging. Der zweite Ehemann sei nicht gewillt, das Kind, das nicht sein „eigenes“ sei, auszuhalten. Beide Argumente haben nun offenkundig gar nichts mehr mit der seinerzeit behaupteten „Schwererziehbarkeit“ des Kindes zu tun. Sie machen vielmehr in aller Deutlichkeit die Interessen der Folgefamilie stark, sich nicht mit dem ältesten Kind der Frau zu belasten. Erstaunlich erscheint uns aus heutiger Sicht, dass diese Interessen ganz ungeschminkt beim Jugendamt durchgesetzt werden können. Im Terminbericht vom Jänner 1975 (Gustav ist nun 18 Jahre alt und hat seine Lehre abgeschlossen) schreibt die Fürsorgerin:

„Die Familiensituation hat sich seit dem letzten Terminbericht nicht geändert. Die Mutter (...) möchte den Minderjährigen, obwohl sie guten Kontakt zu ihm hat (Ausgänge und Urlaube verbringt Gustav bei ihr) nicht übernehmen. Sie ist auch nicht bereit, den Minderjährigen nach Beendigung seiner Lehre (sic!) vorübergehend bei sich aufzunehmen. Frau Pernigg denkt eher daran, dem Minderjährigen bei der Gründung eines eigenen Hausstandes finanziell behilflich zu sein. Belassung des Minderjährigen in Gemeindepflege ist der erforderlich. Bearbeiter Fsg. M. Der Amtsleiter K. Amtsrat. Bezirksjugendamt für den 21. Bezirk, 21 Am Spitz 1, 1210 Wien.“

---

<sup>150</sup> Bezirksjugendamt für den 21. Bezirk, 1210 Wien, Am Spitz 1, Terminbericht v. 29 November 1973, im Bestand der KÜSt-Akten.

Dieser Bericht erreicht die MA 11- Kinderübernahmestelle (KÜST) am 3. Februar 1975. Nun stellt sich die Frage, ob Gustav nach dem Ende der Lehrzeit und im Anschluss an das Lehrlingsheim in ein Gesellenheim einzieht oder ob er eine erste eigene Wohnung finden kann. Gustav hat großes Glück, wie er sagt. Zusammen mit seiner ersten Intimpartnerin findet er eine Stelle als Hauswart und das junge Paar zieht in die daran gebundene Hausbesorger-Wohnung in Wien 20, Wasnergasse ein. (Gustav Pernigg folgt damit – bewusst oder unbewusst – einem beruflichen Muster seiner leiblichen Eltern. Auch sein Vater hat zwar einen handwerklichen Beruf erlernt, aber dann einige Zeit als Hausmeister gearbeitet und mit seiner ersten Ehefrau eine Hausmeisterwohnung bewohnt.) Am 9. Juli 1975 wird Gustav Pernigg aus der Administration der Fürsorge entlassen. Der Fürsorgeakt verzeichnet unter diesem Datum seine „Austrittsbekleidung“, die er im Lehrlingsheim Leopoldstadt ausgefolgt erhält: einen Anzug, zwei Hemden, zwei Garnituren Unterwäsche, eine Weste, zwei Paar Stutzen, ein Paar Schuhe, sowie 2.524 Schilling, die offenbar von seiner Lehrlingsentschädigung einbehalten und auf ein Sparbuch gelegt worden sind, um ihm dieses kleine Startkapital mitgeben zu können.

Später wirft er im Gespräch mit seiner Mutter bei den regelmäßigen sonntäglichen Besuchen mehrfach die Frage auf, warum er gleich nach der Scheidung in das Kinderheim gesteckt wurde und warum er damals nicht zu seinem leiblichen Vater übersiedeln durfte. Die Kindesmutter weist dem leiblichen Vater und dem Kind selbst die Schuld daran zu. Sie schimpft – wie seit vielen Jahren – auf ihren Ex-Ehemann und behauptet, er sei ein Alkoholiker und hätte sie geschlagen. Und vor allem sagt sie: Dein Vater ist schuld, er hat Dich ins Heim gegeben! Gustav ahnte schon als Kind, dass es so nicht gewesen sein kann, denn er erlebt seinen Vater all die Jahre als sorgend und liebevoll. In den Akten des Jugendamtes findet sich übrigens kein einziger Hinweis, dass der Vater nach der Scheidung – wie so viele Väter – ein säumiger Zahler der Alimente gewesen wäre. Im Gegenteil: Immer wieder entstehen auf seinem Konto beim Bezirksjugendamt Guthaben durch Überzahlungen, da die diversen Urlaube, die Gustav nicht im Heim verbringt, von den Fürsorgekosten abgerechnet werden. Spätestens als der heute 54 Jahre alte Gustav Pernigg ‚seinen‘ Fürsorgeakt liest, findet er die Bestätigung, dass nicht sein Vater, sondern die Mutter seine Einweisung in das Kinderheim aktiv betrieben hat. Daher sieht er sich heute von seiner Mutter über Jahre belogen und betrogen und empfindet darüber starke Trauer.

Gustav Perniggs erste Ehe – seine Frau ist ebenfalls in einem Erziehungsheim aufgewachsen – bleibt kinderlos und wird 1983 geschieden. Die Kommunikationsschwierigkeiten, die zwar beide ehemaligen Heimkinder haben, aber vor allem durch Gustavs Neigung verstärkt werden, sich in Auseinandersetzungen einzugeln und seine Partnerin nicht an sich heran zu lassen, scheinen unüberwindlich. Auf eine längere Phase des Alleinlebens folgt eine zweite Beziehung mit einer Lebensgefährtin. Diese Lebenspartnerin ist einer der wenigen Menschen, mit denen Gustav Pernigg auch über seine ersten kindlich-sexuellen Erfahrungen im Kinderheim Hohe Warte spricht. Mit dieser Frau lebt er eine zufriedene Beziehung. Allmählich kann er seine Neigung sich einzugeln abschwächen. In kritischen Phasen kehrt er aber zu dem von ihm im Kinderheim erlernten Muster zurück, sich bei Gefahren von außen und bei Konflikten in seine Innenwelt zurückziehen. Unternimmt die Partnerin dann einen Versuch, ihm näher zu kommen, reagiert er aggressiv.

Sein Anruf beim Weißen Ring löst in Gustav Pernigg – nach ca. drei Jahrzehnten des Verdrängens oder der Latenz seiner Erinnerungen an das Kinderheim Hohe Warte – eine sich rasch intensivierende und eigenaktive Erinnerungsarbeit aus. Die erlebten und nun neu erinnerten Praktiken der Heimerziehung treten in neues Licht. Er unternimmt eine Neu- und Umwertung des Erlebten, vor allem der sexualisierten Gewalt eines seiner Erzieher auf der Hohen Warte in den Jahren 1964 bis 1970. Er erkennt, dass es sich dabei nicht bloß um die kleinen Sadismen des Herrn J., eines ehemaligen Wehrmachtssoldaten, sondern um sexualisierte Gewalt gehandelt hat, die seine Fähigkeit, sich einer Intimpartnerin anzuvertrauen, nachhaltig behindert. Die neue und veränderte Aktualität seiner Heimerfahrungen destabilisiert ihn vorübergehend und lässt ihn psychotherapeutische und medizinische Hilfe in Anspruch nehmen. Er erkennt, dass er seine Autobiographie neu denken und erzählen muss. Dabei kommt ihm die von der Stadt Wien eingesetzte „Historikerkommission“ sehr zu pass: Gustav Pernigg hofft, dass ihm das ausführliche Gespräch mit uns helfen wird, seine Heim-Erlebnisse zutreffender einzuschätzen und die von ihm abgeschiedenen und verdrängten, teilweise auch verharmlosten Episoden in sein autobiographisches Gedächtnis zu integrieren. Dann erst, so glaubt er, wird er wieder ruhiger leben können. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>151</sup>

---

<sup>151</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 20. Jänner 2011, 14:00-18:00 Uhr.

\*\*\*

Also angefangen hat die Sache so, dass meine Eltern in der Ehe Probleme gekriegt haben in der Zeit, wo ich die erste Klasse der Volksschule absolviert hab, da hat es sich dann also wirklich zur Scheidung entwickelt. Die Eltern hatten vorher im dritten Bezirk einen Hausmeisterposten. Dann sind wir in den zweiten Bezirk in eine Gemeindewohnung in der Ybbsstraße übersiedelt. Und da war der Vater, also mein leiblicher Vater noch bei uns auch. Und dann ist schon der Nächste auftaucht.

Und in der Zeit, wo ich noch zuhaus war, ist schon der erste Halbbruder dazugekommen. Ich hab dann auch anhand meiner Akten, die ich gekriegt hab in der Rüdengasse (im Jugendamt der Stadt Wien, RS) einiges entdeckt, was mir nicht so klar war, was ich zwar in Verdacht gehabt hab, aber es hat sich dadurch geklärt: Dass die ganze Gschicht mit dem Heim darauf gefusst hat, dass ich mit meinem Stiefvater nicht auf Vater-Sohn gekommen bin. Für mich war das ein Fremder, der nicht bös zu mir war, aber zu ihm konnte ich nicht Papa sagen. Mein Vater war (nach der Trennung von der Mutter) in Meidling daheim dann und da hat das Problem angefangen: Ich störe in der Familie. Ich hab natürlich meinen Vater wollen und ich weiß es nicht, wie es wirklich war. An das kann ich mich nimmer erinnern: Hat jetzt der Vater wirklich ein bissl gezündelt oder hat die Mutter dazugedichtet.

Mein Vater war gut zu mir. Für mich wars klar, den will ich haben. (...) und dann kamen eben auch schon in der ersten Volksschule die Kommentare von der Jugendfürsorge, die meiner Mutter Erziehungsschwäche quasi diagnostiziert haben. Und sie meinten, sie hat nicht das Durchsetzungsvermögen und sie ist einfach überfordert, obwohl sie Hausfrau war. Also sie ist nie in der Zeit, wo Kinder da waren, arbeiten gewesen. Man hat dann, wie ich aus den Akten dann ersehe, ihr versucht beizubringen, wie es gehen sollte. Und das hat aber auch nix genutzt. (...)

### *Der Stiefvater*

Und dann steht unter anderem drinnen, dass also angeblich speziell der Stiefvater dahinter war, dass ich wegkomm, weil sonst lasst er sich scheiden. Also auf Druck und Drohung.

So steht es geschrieben. Papier ist geduldig. Ja? Passen würde es meiner Meinung nach nicht hundertprozentig zu meinem Stiefvater. Ich glaub eher - es geht aus den Berichten hervor, „Kindesmutter gibt an“, „die Kindesmutter sagt“, „die Kindesmutter gibt zu Protokoll“. Man hört nirgends den Kindesvater und man hört auch nicht den Stiefvater. Und meine Mutter, sie ist schon gestorbn, war wirklich eine große Gschichtenerzählerin. (...) Und ich glaube eher, es waren ihr einfach (/) es waren ihr zu viele Kinder. (...)

Die Mutter ist dann mit mir irgendwann einmal in die Lustkandlgasse (Kinderübernahmestelle, RS) gefahren. Dort haben wir eben eine Erzieherin (Fürsorgerin, RS) getroffen. Da kam Mutters Theatertalent wieder zum Tragen. Also was die dort in Tränen zerfließen ist, passt nicht zu dem, was geschrieben wurde. Also es war dort ein Patzn ein Drama: Mein Kind wird weggegeben, na? (Der Erzähler sagt sinngemäß: Die Mutter gibt sich mit ihrem theatralischen Talent erschüttert über die von ihr selber betriebene Überstellung des Kindes in ein Erziehungsheim. RS)

Und ich bin dann mit der Fürsorge mitgefahren Richtung Hohe Warte. Und der erste Eindruck (/) Ich bin 1964 hinkommen. Da stand über dem Tor in so einem Bogen Erziehungsheim der Stadt Wien. Und das ist ein paar Jahre später auf einmal weggewesen und dann stand Kinderheim der Stadt Wien. ((lacht)) Na? Also sie haben da schon a bissl Kosmetik gemacht, na? Und wir sind dort den Weg hinaufgegangen. Und am Eck is der Eingang und dann ist es bergauf gegangen, ziemlich steil für uns damals, also für die kleinen Haxln (Beine) überhaupt, na? Und da steht dann ein weißer Marmorblock mit einer Frau, die einen Säugling auf dem Arm hat. Das ist von der Gräfin Andrassy, weil die haben das gestiftet damals. Und dann (...) kommt der Haupteingang und da ist dann das wuchtige Gebäude mit der Stiege hinauf und einer Portierloge und wieder einer Stiege, Direktionszimmer, Heimmutterzimmer und dann rauf zu den (Kinder-)Gruppen. Und das hat dann schon sehr bedrohlich gewirkt. (...)

Wir sind glaub ich als erstes zur Heimmutter und da ist dann der Direktor dazu gekommen. Und dann wurde ich einer Gruppe zugeteilt. Da bin ich dann abgeholt worden vom Erzieher und da war grad Nachmittagsruhe, Liegestunde. Und ich hab dort mein Bett zugeteilt gekriegt und da hab ich dann einmal den Polster als Deckung genommen, übern Kopf gezogen und da warn dann meine Tränen da, das weiß ich sehr gut. Und die haben aber nicht lang gehalten, weil dann war der Erzieher da, der mich rausgeholt hat und

gemeint hat: Wand. Ecke. Weinen fangen wir uns gar nicht an! Na? Also es war nicht so, dass das ein liebevoller Empfang war, sondern eigentlich ziemlich beinhart.<sup>152</sup> (...)

Und dann die übliche Geschichte. Da kriegt man dann seinen Schrank zugeteilt und seinen Platz, wo man sitzt und diverses Gewand und so weiter, weil es gab ja kein Privatgewand, sondern es ist alles Heimgewand gewesen. Wir haben da so komische Zipfel(mützen) aufgehabt, so wie die Gartenzwerge. Kindergarteneffekt.

Wir waren eine Gruppe von fünfundzwanzig, dreißig Burschen. Da muss man sich erst einmal seinen Platz suchen, erkämpfen, erarbeiten, egal, wie immer. Die Anlage der einzelnen Gruppen war so: Wenn man bei der Gruppentüre, wie es geheißen hat, reingegangen ist, waren links zuerst Klassenzimmer, dann sind gekommen Garderobe, Waschraum, Toilette. Und auf der rechten Seite waren zuerst Fenster, wo man rausgesehen hat auf die Kreuzung Barawitzkagasse. Und dann ist zuerst der Schlafsaal und dann der Tagraum gekommen. Und wenn man durch den Tagraum durchgegangen ist, war hinten ein abgeteilter Raum, da ist ein Tischtennistisch bei den größeren Gruppen gestanden. Und Schlafraum und Freizeitraum haben stirnseitig an das Erzieherzimmer angeschlossen. Also dahinter hat der Erzieher sein Zimmer gehabt, und der konnte vom Tischtennisraum durch sein Zimmer in den Schlafraum und umgekehrt. Und der hat auch dort geschlafen, der Erzieher. (...) Und wenn wir geschlafen haben, oder wenn wir gelegen sind, haben sie (die Erzieher) dann auf einer Gruppe irgendwo sich getroffen, ist klar.

(...) Aber wenn da jetzt wirklich mehr Harndrang war, weil wir halt irgendwas zu essen gehabt haben, was das unterstützt hat, ist es sehr wohl vorgekommen, dass der Erzieher auf einmal dagestanden ist und gemeint hat: Was ist los? Könnt ihr nicht schlafen? Raus! - - Und dann sind diverse Vergnügungen angegangen, die angefangen haben mit Kniebeugen und Finger zu den Zehenspitzen (...) und dort eben dann die Zeit verbringen. Beziehungsweise den Bärengang, in der Hocke den Gang entlang, Häschenhüpfen und diese ganzen Spielereien, die ihnen da eingefallen sind.

### *Die Schule im Haus*

---

<sup>152</sup> Auch hier bestätigt sich, dass die totale Institution des Heimes das Kind an ihrer Schwelle mit einer symbolischen Todesdrohung empfängt: Mitleid oder Einfühlung scheinen hier fehl am Platz. Die Ordnung ist unerbittlich. Wer sich nicht unterwirft, wird untergehen. Siehe auch die anderen Fallstudien zu diesem kritischen Moment des Eintritts in das Erziehungsheim.

Die Schule war im Haus integriert. Das war eine interne Schule. Die Lehrkräfte kamen von außen. Aber es konnte sein, dass vom Heimdirektor die Frau auch eine Lehrerin ist und dann halt dort ihren Weg hinfindet. Nur es waren sehr viele vom Personal, die irgendwie komisch waren. Die Frau vom Direktor war eine Lehrerin. Ein ehemaliger Boxer aus Kärnten war ein Lehrer. Es mag an der Zeit gelegen sein, nur es war schon interessant, dass die Lehrer dort aus allen möglichen Berufen waren.

Die Kommunikation zwischen Heim und Schule war natürlich ein Traum, weil wenn wir in der Schule einen Wirbel gemacht haben, sind wir bei der Heimtür reingekommen und haben auch noch eine auf den Deckel kriegt. Also da war auch kein Freikommen aus dem Ganzen, sondern diese Haftzeit war durchgehend. ((lacht))

In der zweiten Klasse Volksschule gabs den Herrn Lubicek, der wieder als Feinheit gehabt hat einen Federkiel, wo man vorn die Schreibfeder hinein gibt, der war umwickelt mit Leukoplast, schön fest umwickelt, so dass der Federkiel ein bissl schwerer und dicker war. Und den gabs dann über die ausgestreckten Finger. Also da hat man sich schon sehr zusammenreißen müssen, weil sonst war die Unterhose zum Wechseln. Da hervorn nämlich, grad bei der Nagelwurzel, wenn man es mit dem Ding drauf gekriegt hat, das -- ja.

### *Der Erzieher in Reitstiefeln – ein Freund des Ministers*

Ich bin dann von der ersten Gruppe weggekommen und in dieses so genannte Mädchenhaus hinauf. Weil dort (...) die zwei Gruppen mit den Jüngsten. (...) Und da wars dann erst das ernste Heim, das vorher war eigentlich der Vorfilm. Dann ist es wirklich bunt geworden. Und da gab es natürlich wieder den Schlafraum, den Waschraum, Toiletten, es gab den Tagraum. Alles nur wesentlich älter. Kein Parkett oder Linolium, sondern diese alten Schiffbrettböden. Da hat jeder Schritt geknarrt, na? (...) In dem Garderobenraum waren diese Bänke wie in der Schule, aufgestellt in einer Reihe. Wäschetausch. Wir haben ja frische Wäsche gebraucht, und da war der Spass der, dass man die Wäsche vor sich liegen gehabt hat, wobei man selber schon ausgezogen war. Dann ist die Wäsche abgegeben worden, für die hats dann die frische Wäsche gegeben. Und dazwischen gabs einen Herrn Jäckel, den Erzieher. Der hat sich einen Spass draus gemacht, mit so einem dreißig Zentimeter langen Holzlineal die Geschlechtsteile zu kontrollieren, weil er wusste ja, dass ein Siebenjähriger wahrscheinlich pausenlos onaniert. Nach seinem Geschmack sagte er: Du hast! Ich hab das dann von einer Kollegin

von Ihnen gehört, ein anderer Erzieher hat das betitelt „abschlagen.“ Er hat das Glied mit der Hand in die Höhe geschupft und mit dem Lineal draufgeschlagen.

Anschließend war dann eben der Tagraum, Aufenthaltsraum, wo wir gegessen haben und da gabs auch eine ganz lustige Einstellung. Kinder essen normalerweise nicht unbedingt alles, ja? Oder sie bilden sich ein, es schmeckt ihnen nicht, auch wenn sie noch nicht gekostet haben, das kennen wir alles. Das gabs natürlich damals auch. Aber den Fehler zu machen, „Bitte wenig!“ oder „Bitte nicht!“ zu sagen hat man nur einmal gemacht, denn dann war gleich ein zweiter Schöpfer auf dem Teller. Das Rindfleisch war herrlich. Dieses Fett drauf schneidet jeder normale Mensch weg. Das hat es nicht gespielt. Was auf den Teller kommt, wird gegessen! Aber das zu essen war natürlich der Verdauung nicht sehr förderlich und es ist auch oft retour gekommen.

Und dann gabs Erzieher mit weißem Dienstmantel oder schwarzem. Also die ersten haben schwarze Dienst- (/) oder graue noch gehabt, die weißen waren dann später. Meinen Sitznachbarn, Gott sei Dank nicht mich, hat es erwischt: Und das wird jetzt aufgegessen. Löffel hinein, Hand runter und wann du mich anspeibst, weißt eh, wies weitergeht! - Herrlich, da daneben zu sitzen und dem zuzuschauen, wie er das, was er schon einmal gegessen hat, noch einmal hineinschaufelt. Also da war ich knapp dran, dass ich mich auch beteilige. Mhm. Und jetzt brauch ich einen Schluck Wasser. Grauslich. ((trinkt)) Natürlich wars so, dass bei gewissen Dingen Unmengen da waren, also Kohl, Karfiol, Kraut, Karotten, Erbsen und so weiter. (...) Natürlich, wenn es einmal ein Schnitzel geben hat oder irgendsolche Sachen, das war erstens sehr klein, zweitens sehr genau abgezählt. Wir haben immer zu Weihnachten so eine Art Theaterspiel gehabt und da gab es auch – von Erziehern teilweise geschrieben – Gedichtlein, die dann einer aufgesagt hat oben. Und da gab es die Ansage, dass wir die Küche loben sollen. „Die sind die einzigen, die es zusammenbringen, zwei Mal Panier zu machen, ohne Fleisch dazwischen zu haben!“ Also der Satz ist mir sowas in Erinnerung ((spricht abgehakt und lacht)).

Zwischen dem Mädchenhaus und dem Haupthaus hatten wir einen eigenen Spielplatz. (...) Und da gabs die Möglichkeit, Fußball oder Völkerball zu spielen. Wenn wir Pech gehabt haben, dann haben wir auf Anleitung spielen müssen. Wenn wir Glück gehabt haben und der Erzieher wollte seine Ruhe haben, dann haben wir das frei machen können, dann wars schon interessant.

Der Erzieher Jäckel war unter anderem ein Reiter. Er ist sehr oft mit Reitstiefeln, in Stiefelhose gekommen. Ich glaube, das ist ihm nicht aus der Reiterei geblieben, sondern ich glaub eher, das ist noch aus seiner militärischen Laufbahn gekommen. Weil anders lässt sich das nicht erklären mit dem heutigen Wissen. Der muss da bei irgendeiner speziellen Partei gewesen sein. Und von den Stauden, die links und rechts des Weges wuchsen, hats immer ein paar schöne Gerten gegeben zum abschneiden. Oder er hat seine Reitpeitsche mitgebracht. Und dann haben wir wieder das lustige Ich bin der Jäger, ihr seid das Wild gespielt. Und da ist die wilde Jagd hinauf gegangen und die Letzten – da war das Sprichwort, Die Letzten beißen die Hunde, ja? Das waren nicht die Hunde, das waren die Gerten oder sonst was. Also wir haben schon genau gewusst, wo unsere Wadln (Waden) daheim sind ((lacht)), das hat schön gezogen. (...)

Dieser gute Mann hat auch noch ein Hobby gehabt, das war die Jagd. Und der hat damals – ich weiß nicht, was das für ein Auto war, ein Moskwitsch oder ein Lada, so ein Lada Tiger, ein kleiner, ein quasi Geländewagen. (...) Hinten war eine Plastikwanne in dem Auto, da hat er Rehe drinnen gehabt, die er geschossen hat. Er war übrigens ein guter Freund vom Herrn Minister Lütgendorf. Die waren miteinander jagen und ähnliches. Die haben sich auch gleich gekleidet. Lütgendorf trug ja auch alleweil Stiefel und Stiefelhosen. Und dann gab es die Zeit, wo er eben mit dem Auto vorgefahren ist und Reinigungsdienst, nicht? Die blutige Wanne heraus, alles reinigen, schön sauber machen, Auto schön sauber machen, eventuell das Wildbrett wieder hineintragen, weil das hat sich ein anderer (...). Na klar, wenn einer ein Jäger ist (...) dass auch seine Kollegen auch was mit (//) ist mir schon klar. Und der hat sich das eben dann geholt. Aber das war unsere Arbeit, das hineinzubringen und alles zu reinigen (...)

Dann war natürlich am Abend das Waschen im Waschraum, unter Aufsicht, ist klar, mit diversen Kommentaren, die man heute zumindest sexuelle Belästigung nennen würde. Damals hat das dazu gehört. (...) Wir hatten ein Waschbecken und wir hatten Brausen. (...) Fast keiner von uns hat zu Hause ein Badezimmer gehabt, sondern da hats ja wirklich noch das Schaffel und diese Sitzbadewannen gegeben, nicht? Somit war eine Dusche dort ja sowieso ein Wunder. Und das ist schon ein bissl gebremst worden, dass wir da nicht übermütig werden. Und dann gab es sehr wohl die Größenvergleiche und (der Erzieher fragt das Kind:) Warum ist er (warum ist dein Penis) so rot? Und: Was hast Du wieder gemacht? Mit auch sehr wohl unschönen Worten. Also nicht nur, dass er jetzt gesagt hat: Was ist, warst Du onanieren? oder was, sondern schon richtig wies in Wien rennt, Warst wixn? oder diese Sachen. Also das ist sehr wohl der Standard vom Erzieher gewesen.

Wenn dem Erzieher etwas missfallen hat: Ab in den Schlafrum! Vor dem Bett Aufstellung im Nachthemd. Wie die Geister. Niederlegen! Manchmal hats die Möglichkeit gegeben, ein bissl zu lesen, manchmal ist das Licht gleich abgedreht worden. Es gab Erzieher, die haben gesagt: Okay, wenn ihr im Schlafrum seid, leise. Ihr könnt euch noch unterhalten. Es gab aber auch Erzieher, da war der Schlafrum Sperrgebiet für Unterhaltungen jeglicher Art.

Der Lukas war offiziell Waisenkind. Und der hat einmal Probleme gehabt in der Nacht. Bauchschmerzen. Der hat halt gejammert. Der Kindermund hat gesagt: Das ist mein Freund! Weil der war sympathisch, mit dem hat man gespielt, mit dem hat man sich unterhalten. Gehe ich hin und frag ihn, Was ist los mit Dir? Gehts? Und dann hab ich das Glück, grad als ich an seinem Bett steh, geht das Licht an. Was ist los? – Dem gehts nicht gut. – Raus! Du und Du und Du, ausse!! Zu dritt mussten wir ins Erzieherzimmer. Und der Erzieher Jäckel ist auf einem Sessel gesessen und hat sich in aller Ruhe die schwarzen Lederhandschuhe angezogen. Da wussten wir, es wird eine interessante Nacht. Ihm gehts nicht gut, er hat gejammert, er hat Bauchweh, er ist ganz heiß! - In der Nacht ist Ruhe! Und dann hat er uns erklärt, was er unter Ruhe versteht. Und Lederhandschuhe tun nicht gut im Gesicht, die tun nicht gut. – Prügelstrafe, sagen wir so, hat es sehr oft gegeben, also die war wesentlich öfter als ein Schnitzel am Sonntag.

Ich muss dazu sagen, man hat, allgemein glaub ich, einen gewissen Widerstand dagegen zu bringen versucht. (...) Es hat zwei Sorten (von Zöglingen) gegeben: Die einen sind gleich eingegangen und haben gefleht: Bitte nicht! und Au! Au! Und die anderen hatten das Motto: Leck mich. Die haben sich durchgebissen. Die haben versucht, so lang wie möglich nicht Au! zu schreien oder zu weinen. (...) Für den Erzieher war das herrlich, wenn der Andere der Unterlegene war, je mehr das Kind geweint hat oder Bitte nicht! gerufen hat. Versprich mir (/) und Ja, bitte, Herr Erzieher! Na grad, dass man ihm nicht die Füße hat küssen müssen. Weil das war wirklich mit Niederknien: Knie nieder und versprich mir das! Herrlich, hm? Genau das, was man sich vorstellt unter einem wohlerzogenen Kind.

In der dritten Volksschule (im Schuljahr 1966) sind wir runter gekommen ins Haupthaus. Und wir haben dann erfahren intern durch einen Erzieher oder egal wie immer, es war ein Erzieher unten, der gegen den Herrn Jäckel eine Anzeige gemacht hat eben aufgrund der Vorfälle, die da waren. Und dieser Erzieher hat auch angefangen uns zu befragen. (...) Es

war ein blonder, etwas jüngerer, also nicht diese ganz alte Garde. Und da haben wir dann erfahren, dass eben im Rahmen dieser Befragungen - oder knapp vorher oder so irgendwie - der Herr Jäckel dann Selbstmord gemacht hat.

Im Haupthaus war die Krankenabteilung. Da gab es auch Krankenschwestern und da war eine drunter - ich hab das jetzt erst am Montag der Psychotherapeutin gesagt - die war wirklich (/) die war für uns. Bei der hat man sich – unter Anführungszeichen – anlehnen können, da hat man weinen können, wenn man wollen hat, da ist man getröstet worden. Das war so so so die Ersatzmama. War auch schon eine ältere Frau. Und wenn ein ganz großer Notfall war, dann wurde man von ihr sogar krankgeschrieben und ist in die Krankenstation aufgenommen worden. Also es hat schon ein paar wenige positive Sachen auch gegeben.

Und dort im Haupthaus waren halt dann die Hauptspiele natürlich, diese nächtlichen Wanderungen über den Gang, die Kniebeugenparaden, und dann gab es die Wandhocke, Arlberghocke, das heißt: Unterschenkel senkrecht, Oberschenkel waagrecht - so eine Sitzposition an der Wand - Hände nach vorne und dann wartet man, bis er (der Erzieher) meint, jetzt ist es genug. Es haben früher die Füße oft gesagt, es ist genug, ja?

### *Der Feinschmecker*

Dann gab es einen Herrn J., ein relativ junger Erzieher. (...) Und der war witzigerweise in weiterer Folge Kinderpsychologe oder irgendein Fachmann für Kinder, der bei diversen Fernsehsendungen mitgearbeitet hat. Und ich hab dann immer wieder im Nachspann seinen Namen gesehen. Also, da hätt ich schon gern was dazugeschrieben zum Nachspann. Der hat wieder eine eigene Idee gehabt. Der ist halt immer da gepickt, wenn die Stammerzieherin X bei uns Dienst gehabt hat. Er soll sie später geheiratet haben. Und der hat wieder - wenn Geburtstag war oder was, da haben wir von zu Hause auch was haben können. Beziehungsweise wenn Ausgang war, hat man halt was mitgeschickt von zuhaus, irgend so ein Fresspackl, wie man halt sagt, nicht? Da war er am Kontrollieren und am Schauen und: Und da darf ich schon kosten?! Und: Das krieg ich aber schon! und so. Na wer sagt nein? Es war ein Massl (Glück), dass ich von meiner eigenen Geburtstagstorte noch ein kleines Stück erwischt hab, so auf die Art.

Genauso war es am Wochenende, wenn kaltes Essen war am Abend, oder wenn von zu Mittag Schweinsbraten oder Schnitzl übergeblieben ist - das ist aufgehoben worden; war ja in Ordnung. Aber nur, das haben wir nie wieder gesehen. Das ist eben dann auf den abendlichen Zusammenkünften der Erzieher oder egal wie auch immer dann verarbeitet worden. Und da war der Erzieher J. ein Spezialist dafür.

Wir haben dann Holzschlapfen gehabt, den Holzschlapfen mit einem Gummibelag unten und oben einen Lederriemen drüber zum Verstellen. Das war dann ein beliebtes Mittel auch als verlängerter Arm. Den hat man schon hin und wieder ins Kreuz oder zwischen die Füße gekriegt. Wann man den von hinten überraschend kriegt, liegt man schön auf der Nase, es hilft nix. Es hat natürlich dann auch die direkte Züchtigung in dem Sinn gegeben, klarerweise. Wir haben in der Zeit, also zweite, dritte Volksschulklasse, haben wir eigentlich eine Frauenherrschaft in der Schule gehabt, die dann umgesattelt worden ist. Vor allem ab der vierten Klasse waren dann wesentlich mehr Lehrer, Männer, mit uns befasst. Und von der Kopfnuss, die gezielt da oben in das Grüberl hineingegangen ist, dass man geglaubt hat, man braucht das Krankenrevier, über diverse Faustschläge und ähnliches. Also da hats dann wirklich wilde Vorfälle gegeben.

Wir haben uns natürlich im Heranwachsen aneinander gemessen und irgendwo eine Reihenfolge und eine Rangordnung eingeführt. (...) Und wir sind auch dementsprechend rebellisch geworden, sagen wir einmal so. Wir sind auch gut und stark! na? Und das ist ziemlich radikal unter Griff gehalten (unterdrückt) worden. Da gab es unter anderm in der Schule den Herrn Schanitz, das war ein Kärntner und ein ehemaliger Boxer. Zur Begrüßung hat er gemeint: Wenn diese Knospe aufgeht ((macht eine Faust)), gehts ihr unter! Und wir habn einen Klassensprecher ghabt, der war um einiges größer und massiver als wir im Durchschnitt. Also das war ein Raufer, und der hat sich mit dem wirklich angelegt und da ist es so weit gegangen, dass der Lehrer den Buam in den Schulschrank hineingehaut hat, dass der Kasten kaput war. Also es sind schon solche Vorfälle auch gewesen, die wirklich wirklich brutal gekommen sind, ja. Also das waren wirklich teilweise Raufereien zwischen Lehrkörper und Schülern. (...) sicherlich mit Provokation, sei es von der oder von der anderen Seite. Aber das sollte ich eigentlich als so genannter Pädagoge wissen, und sollte auch richtig reagieren können.

Wir haben einen Lehrer drunter gehabt, der hat das geschafft ohne drakonische Strafen, ohne Drohung. Der hat was dargestellt. Der ist nicht gekommen und hat gesagt, Wenn die

Faust aufgeht, gehts ihr unter. Sondern der war korrekt. Er war als streng bekannt, aber korrekt. Und das hab ich auch in die Beurteilungen dann gelesen in meinem Akt. Der schreibt hin, was Sache is, und (...) schreibt nicht von anderen ab und so weiter. (...) Der hat seinen Beruf getroffen, na? Aber da sind andere herumgeschwirrt, ich glaub, das war eben, dass sie auch halt einen Job haben und auch Geld verdienen. „Was kann ich als Erzieher schon falsch machen? Is ja kein Problem. Du bist brav. Und das werd' ich dir schon beibringen.“ So ist es ja nicht. Das wissen wir in der Zwischenzeit, glaub ich, na?

153

Und (...) es hat sich eigentlich dann ab 1970 sukzessive das Ganze auf der Hohen Warte langsam gedreht, weil doch Ältere in Pension gegangen sind beziehungsweise aufgehört haben. Es sind Junge nachkommen, die geschult waren, die wirklich in Wien die Erzieherschule gemacht ham, und die sich auch mit uns anders befasst haben, die sich hingesetzt ham oder hingestellt habn und mit einem geredet habn und gsagt habn, Was sagst Du dazu? oder Was denkst Du drüber? oder Wie siehst Du das? (...) Da hat man gemerkt, das ist eine neue Generation, die ganz anders agiert. Und da haben auch diese Aktionen immer weniger stattgefunden, die wirklich jetzt auf (/). Ich mein, eine Watschn hats noch recht oft gegeben. Das hat zum guten Ton gehört quasi. Aber diese diese andern Sadisteleien, die sind weniger worden. Die sind teilweise ganz weg gwesen und nur hin und wieder einmal ein bissl aufgeflackert. Also es ist dann (--) für mein weiteres Leben war das der Vorteil, dass ich vom Harten ins Leichtere kommen bin durch den Zeitablauf.

---

<sup>153</sup> Gustav Pernigg bezieht sich hier darauf, dass die von LehrerInnen und ErzieherInnen schriftlich abzuliefernden Beurteilungen der SchülerInnen offensichtlich nicht immer besonders gewissenhaft verfasst wurden. Wie die Erzieher-Berichte in den Akten des Jugendamtes zeigen, variieren viele ErzieherInnen die Beurteilung des Kindes von Mal zu Mal nur ganz geringfügig; dies scheint berichtstechnisch bedingt: der vorherige Bericht wird zur Vorlage genommen. Die Sprache wirkt in den meisten Fällen stereotyp; es wird eine begrenzte Reihe von überwiegend abwertenden Kommentierungen benutzt, die vermuten lässt, dass sich viele LehrerInnen kaum Mühe geben, die Persönlichkeit des Schülers resp. der Schülerin adäquat zu beschreiben; von einem Versuch, Schwierigkeiten des Schülers resp. der Schülerin zu erklären und Lernprogramme zu entwickeln, ist weithin nichts zu bemerken. Stärken werden selten hervorgehoben. Die Technik des Fortschreibens begünstigt die Verfestigung von einmal erfundenen, überwiegend negativen Stereotypen. Die stereotypen Formulierungen lernen die ErzieherInnen offenbar voneinander. Darauf spielt Herr Pernigg an, wenn er sagt, viele Erzieher hätten voneinander „abgeschrieben“. Seine Bemerkung über den oft geringen Ausbildungsgrad und die Berufsmotive von ErzieherInnen stimmt mit den Ergebnissen einer soziologischen Studie aus dem Jahr 1974 überein; vgl. Irmtraud Gössler-Leirer/Claudia Halletz, Abschlußbericht zur Studie: „Spezielle Berufsproblematik bei Sozialberufen, dargestellt am Beispiel der Heimerzieher“. Wien 1974, Typoskript.

Und dann bin ich von der Hohen Warte mit Ende der Hauptschule in die Leopoldstadt gekommen ins Lehrlingsheim. Und das war im Vergleich zu dem, was ich kannte, war das ja kein Heim. Das war ja ein Spass. Wir haben kleinere Schlafräume gehabt. In der Leopoldstadt haben wir ghabt auf der F-Gruppe fünf Stockbetten. Und dann ab dem ersten Lehrjahr auf der anderen Gruppe haben wir ein Stockbett und ein Einzelbett, also drei Personen im Zimmer gehabt. Teilweise nicht einmal immer voll belegt, ja? Also das war eigentlich (-- ja wie daheim. Ich hab halt mein Zimmer mit meinen Brüdern oder waß der Kuckuck na (geteilt). Also es ist angenehmer worden, es ist leichter worden. (...)

Nach dem Beruf (nachdem ich ausgelernt habe und die Gesellenprüfung bestanden habe, ging es darum) eine Wohnung zu kriegen, weil sonst geht es weiter in ein Gesellenheim. Damals war die Zohmannngasse.<sup>154</sup> Aber ich hab einen Hausmeisterposten gekriegt in der Wasnergasse, Gott sei Dank, und bin mit meiner Freundin dann dort hingezogen. Die ist auch aus einem Heim gekommen. Und für uns war das aber kein Problem, wir waren es gewöhnt, in der Früh aufzustehen und eben die und die Sachen zu erledigen. (...)

Mir wäre es auch lieber gewesen, ich wäre daheim aufgewachsen. Dass natürlich die so genannte Geborgenheit, die die Zuneigung, diese Nestsicherheit und das Ganze, dass es das nicht gegeben hat, das tut mir echt leid und ich hab oft drüber nachgedacht und habs dann wieder sein lassen, weil das doch nicht so gut tut. (...) Ich hab keine so super Mutter gehabt, (...) sie hat mir nicht nur Gutes getan, wens drinnen steht (im Akt des Jugendamtes): Auf Betreiben der Kindesmutter, dann wissen Sie ja, wie der Hase rennt, na?<sup>155</sup>

---

<sup>154</sup> Gesellenheim Zohmannngasse, Wien 10, Leitung Ute Bock.

<sup>155</sup> Gustav Pernigg spielt hier auf den Akt des Bezirksjugendamtes an, in dem von Fürsorgerinnen festgehalten wird, dass seine Mutter die Überstellung in ein Kinderheim ausdrücklich beantragt und gewünscht habe.

## Erika Thaler: „Es haben alle bescheid gewusst. Alle!“

*„Man will von der Vergangenheit loskommen: mit Recht, weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben lässt, und weil des Schreckens kein Ende ist, (...) mit Unrecht, weil die Vergangenheit, der man entrinnen möchte, noch höchst lebendig ist. Der Nationalsozialismus lebt nach, und bis heute wissen wir nicht, ob bloß als Gespenst dessen, was so monströs war, (...) oder ob es gar nicht erst zu Tode kam; ob die Bereitschaft zum Unsäglichen fortwest in den Menschen wie in den Verhältnissen, die sie umklammern.“*

*Theodor W. Adorno*<sup>156</sup>

Im Juni 1942 gebiert die 21 Jahre alte Minna C. ihr erstes Kind. Sie ist mit einem beschäftigungslosen Artisten (Tänzer) verheiratet. Bald nach der Geburt trennt sich das Paar. Arbeitslos und ohne Einkommen zieht der Mann in ein Ledigenheim in der Wurlitzergasse im 17. Gemeindebezirk. Drei Jahre nach der Geburt des Kindes stirbt die Mutter nach einem Abortus an einer Blutvergiftung. Der Vater möchte sein Kind regelmäßig sehen, doch die mütterliche Großmutter ist dagegen. Sie hält wenig von ihm, da er angeblich zu übermäßigem Alkoholkonsum neigt und keiner regelmäßigen Arbeit nachgeht. Die Großmutter will das Kind nicht selber betreuen und bringt es bei ihrer ehemaligen, etwa 84 Jahre alten Pflegemutter unter, wo Erika von ihrem dritten bis in ihr achttes Lebensjahr lebt.

1950 stirbt die Pflegemutter im Alter von 89 Jahren. Nun wird das Kind von der Großmutter zu einer anderen Frau in Pflege gegeben; dieser Pflegeplatz wird nach einer Anzeige beim Jugendamt von der zuständigen Fürsorgerin überprüft. Ihr Urteil fällt negativ aus und sie schlägt vor, Erika „in Gemeindepflege“ zu nehmen. In ihrer Begründung schreibt sie:

---

<sup>156</sup> Theodor W. Adorno, *Erziehung zur Mündigkeit; Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969*, Frankfurt am Main 1971, 10.

„Diese (die Pflegemutter) ist eine gutmütige, aber höchst primitive, schwerhörige und unsaubere Frau, die einen armseligen Einzelraum bewohnt. Die m Grm (mütterliche Großmutter), die ursprünglich die Übernahme der Mj. ablehnte, wollte nun, da Überstellung in Aussicht genommen wurde, das Kind unbedingt in Eigenpflege nehmen. Dies ist aber nicht angängig, da die Frau eine eingeschriebene Prostituierte ist. Auch der Kv. (Kindsvater), der mit der Grm in Feindschaft lebt, lehnt diesen Pflegeplatz affektiv ab. Dem Kv wurde seit Jahren der Kontakt mit seinem Kinde verwehrt, worunter er augenscheinlich sehr litt. Der Mann ist Artist (Tänzer) ohne Engagement, im Bezug der Notstandsunterstützung und ohne Wohnung, er wohnt im Ledigenheim. Die Lebensverhältnisse sind undurchsichtig, er ist leichtlebig und trinkt, das Kind ist seine einzige Freude und kann vielleicht noch der Halt in seinem Leben werden. Der von ihm angestrebten möglichst baldigen Übernahme der Mj. müsste aber eine sorgfältige Überprüfung der Verhältnisse vorausgehen. Von Erlassung eines Ausfolgeverbots wird vorläufig abgesehen, um das bestehende Vertrauen des Kv. zum Jugendamt nicht zu erschüttern. Die Mj. wurde durch die Lebensverhältnisse psychisch irritiert ist frühreif und angeblich seit Jahren eine schwere Bettnässerin. Derzeit befindet sich das Kind stationär auf der Universitäts Kinderklinik und es wird beantragt, es anschließend in Gem. Pflege (Gemeindepflege) zu übernehmen.“

Der Vater hat offiziell am 13. Dezember 1950 um die „Überstellung“ seines Kindes in Gemeindepflege angesucht, so steht es in der Akte des Bezirksjugendamtes. Die achtjährige Erika wird von einer Fürsorgerin aus der Wohnung der Großmutter geholt und auf den Wilhelminenberg, genauer auf die im Schloss untergebrachte Heilpädagogische Beobachtungsstation „überstellt“. In der Erinnerung von Frau Thaler hat es sich folgendermaßen zugetragen: Am frühen Morgen des 29. Dezember 1950 erscheint eine Fürsorgerin in der Wohnung der Großmutter, um das Kind abzuholen. Wie unsere Rekonstruktion der Abläufe aus den Akten des Jugendamtes ergibt, ist es sehr wahrscheinlich, dass Erika etwa eine Woche zuvor nach einem Aufenthalt an der Universitäts-Kinderklinik zur Großmutter entlassen worden ist, um hier die Weihnachtszeit zu verbringen.

Die Heilpädagogische Beobachtungsstation, in der das Kind zunächst zur Beobachtung aufgenommen wird, war erst wenige Monate zuvor vom Spiegelgrund auf den Wilhelminenberg übersiedelt worden. Dies mag erklären, warum Frau Thaler (wie Anna

Theresia Kimmel, s.u.) einen Bezug zur Euthanasie auf dem Spiegelgrund<sup>157</sup> im Dritten Reich herstellt, und der Meinung ist, Oberarzt Dr. Heinrich Gross sei im Dezember 1950 oder etwas später der zuständige Arzt am Wilhelminenberg gewesen. Die Decken im Schlafsaal hätten die Aufschrift SPIEGELGRUND getragen. Frau Thaler erinnert sich, dass Erzieherinnen mehrfach damit drohten, „schlimme“ Kinder „auf den Spiegelgrund“ zu bringen, wo es ihnen sehr schlecht ergehen würde. (Auch dies stimmt mit einer Erzählung von Anna Theresia Kimmel überein. S.u.)

Durch die Klagen des Kindes über seine Behandlung am Wilhelminenberg alarmiert, bemüht sich die Großmutter im Jugendamt, ihr Enkelkind übernehmen zu dürfen. Von der Fürsorgerin erfährt sie wohl, was nach Auffassung des Jugendamtes dagegen steht. Jedenfalls meldet sie sich im Jänner 1951 als ehemalige Prostituierte beim Gesundheitsamt aus der Kontrolle ab und gibt „ihr Buch“ zurück. In der amtlichen Niederschrift ihres Antrags vor dem Bezirksjugendamt, angefertigt Ende Jänner 1951, heißt es,

„Frau (...) gibt an: ich möchte mein Enkelkind in meine Pflege nehmen. Meine Wohnung besteht aus Kabinett und Küche. Die Mj. hätte eine eigene Bettstelle (Bett). Ich gebe noch an, dass der Vater des Kindes nie Geld für die Verpflegung des Kindes noch Bekleidung beisteuerte. Für den Unterhalt des Kindes habe fast nur ich allein gesorgt und wurde ich nur von der Kindesmutter bis zu deren Tode (31.3.45) teilweise unterstützt. Ich bin gelernte Schneiderin, helfe meinen Bekannten beim Waschen und mache verschiedene Gelegenheitsarbeiten. Ich möchte bitten, dass ich die Mj. in meine Pflege übernehmen kann und bitte, dass das Bezirksjugendamt meinen Fall nochmals überprüfen möge. Vor mir Kuncik m.p.“

Daraufhin liefert das Bezirksjugendamt am 26. Februar 1951 einen Bericht an die Magistratsabteilung 11 („Jufa“), in dem es feststellt, dass „eine Rückgabe des Kindes an die mütterl. Großmutter“ (...) „aus fürsorgerischen Gründen nicht günstig erscheint.“ Die „fürsorgerischen Gründe“ werden nicht detailliert. Es folgen zahlreiche Ortswechsel des Kindes. Mehrmals wird das Kind vom Wilhelminenberg in Wiener Krankenhäuser zur

---

<sup>157</sup> Im Jahr 1940 wurde *Am Spiegelgrund* die zweitgrößte „Kinderfachabteilung“ des nationalsozialistischen Staates eingerichtet. Wiederholt wurde die Einrichtung umbenannt: „*Wiener städtische Jugendfürsorgeanstalt*“, „*Heilpädagogische Klinik der Stadt Wien - Am Spiegelgrund*“ und „*Wiener städtische Nervenlinik für Kinder*“. Siehe dazu die historische Einführung in Kapitel I.

Behandlung gebracht.<sup>158</sup> Der KÜSt-Akt enthält die Auflistung einiger Krankheiten, die uns diese Krankenhausaufenthalte zwischen 1950 und Juli 1955 teilweise erklären: „Mittelohrentzündung, Nasendiphtherie, Rippenfellentzündung, Basedow'sche Erkrankung“. Von April 1951 bis Juli 1955 lebt Erika Thaler mit kurzen Unterbrechungen im Therapieheim Dornbach. Hier erhält sie auf Vorschlag der Heilpädagogischen Station am Wilhelminenberg und mit Zustimmung und Kostenbeteiligung des Jugendamtes eine psychoanalytisch orientierte Psychotherapie.

Da eine Rückgabe des Kindes an die Großmutter oder an den Vater auch in psychotherapeutischer Sicht nicht günstig erscheint, wird vom Jugendamt Anfang 1952 nach geeigneten Pflegeeltern gesucht. In Niederkreuzstetten, Bezirk Mistelbach, wird ein Ehepaar dafür gefunden. Wie aus dem Bericht des zuständigen Erziehers im Therapieheim Dornbach (s.u.) hervorgeht, freut sich Erika auf die bevorstehende Übersiedlung zu den Pflegeeltern, die sich dann auch sehr um das Kind bemühen. Knappe vier Monate bleibt das Kind bei ihnen, dann wird es Ende Mai neuerlich in der Universitäts-Kinderklinik aufgenommen und kehrt nach einer zweiwöchigen Behandlung oder Beobachtung in das Therapieheim Dornbach zurück. Sie bleibt hier weitere zwei Jahre. Im Juli 1955 scheint sie nach dem Bericht der zuständigen Fürsorgerin so weit von ihren Ängsten befreit, dass sie das Therapieheim verlassen kann. Doch findet das Jugendamt, anders als beim vorherigen Versuch, nun keine geeigneten Pflegeeltern und Erika wird in das Kinderheim Hütten in Eichgraben<sup>159</sup> „abgegeben“, wo sie sich nach dem Bericht der Fürsorgerin jedoch „nicht eingewöhnen“ kann. Ohne dies im Akt näher zu begründen, überstellt das Jugendamt das Kind am 2. Dezember 1955 neuerlich auf den Wilhelminenberg. Nach

---

<sup>158</sup> Am 15. 3. 1951 wird Erika in das Allgemeine Krankenhaus zu einer medizinischen Behandlung gebracht und kehrt nach einigen Tagen wieder auf den Wilhelminenberg zurück. Am 10. 4. 1951 wird sie in das private „Therapieheim Dornbach“ überstellt. Am 25. 4. 1951 wird sie von dort in das Wilhelminen-Spital gebracht, von wo sie nach drei Woche in das „Therapieheim“ zurückkehrt. Am 9. 2. 1952 wird Erika vom „Therapieheim Dornbach“ zu einer Pflegefamilie in Niederkreuzstetten, Bezirk Mistelbach gebracht. Die Pflegeeltern erhalten dafür monatlich 185 Schilling. Das Kind bleibt knappe vier Monate bei ihnen. Am 29. 5. 1952 wird das Kind in die Universitäts-Kinderklinik aufgenommen und kehrt nach zwei Wochen in das „Therapieheim Dornbach“ zurück. Am 2. 12. 1952 wird das Kind für vier Tage zu einer Behandlung in das Mautner Markhof'sche Kinderspital gebracht. In den folgenden zwei Jahren bleibt Erika offenbar durchgehend im Therapieheim Dornbach. Am 7. 1. 1955 wird sie in das St. Anna Kinder Spital überstellt, wo sie vier Wochen bleibt, um dann in das Therapieheim Dornbach zurückzukehren. Etwa ein halbes Jahr später, am 4. 7. 1955, wird das Kind in das Kinderheim Hütten in Eichgraben im Wiener Wald „abgegeben“. Am 2. 12. 1955 wird das Kind in die „E. A. Wilhelm.Berg“ (Erziehungsanstalt Wilhelminenberg) überstellt.

<sup>159</sup> Dieses Kinderheim findet sich nicht in der Liste der MAG 11 aus dem Jahr 1967. Es dürfte irgendwann zwischen 1955 und 1967 geschlossen worden sein.

einer Unterbrechung von genau fünf Jahren, in denen ein erheblicher therapeutischer Einsatz im Therapieheim geleistet wurde, der nach Aussage des zuständigen Erziehers (s.u.) auch deutliche Erfolge brachte, kehrt Erika also in das Kinderheim Wilhelminenberg zurück, wo sie während ihres ersten Aufenthalts Anfang 1951 schlimmste Erfahrungen machen musste. Wie ist das zu erklären?

Wir nehmen an, dass das Jugendamt die Rückkehr Erikas auf den Wilhelminenberg in weitgehender Unkenntnis ihrer Erlebnisse während ihres ersten Aufenthalts und nach pragmatischen Gesichtspunkten (freier Platz) entschieden hat. Hier zeigt sich wie in anderen von uns untersuchten Fällen ein starkes Kommunikations- und Logistikproblem im Fürsorge-System. Ob die Erlebnisse Erikas auf dem Wilhelminenberg im Lauf der mehrjährigen Psychotherapie im Therapieheim Dornbach besprochen wurden, ist uns nicht bekannt; wir halten es für undenkbar, dass die Therapeuten und die therapeutisch sehr gut geschulten Erzieher darüber von Erika nichts erfahren haben. Dennoch gibt der ausführliche, drei eng gesetzte Druckseiten umfassende Erfahrungsbericht von Erikas Erzieher im Therapieheim Dornbach keine spezifischen Hinweise darauf; warum hat der Erzieher für den Jahresbericht 1951/52 aus den etwa 35 im Heim lebenden Kindern ausgerechnet den Fall der Erika Thaler ausgewählt? An wen ist der Jahresbericht gerichtet? Nicht auch an die Gemeinde Wien? Ist das der Grund dafür, dass der Bericht ausschließlich auf die Zeit *vor* Erikas Übernahme in Gemeindepflege, also auf die tristen Familienverhältnisse fokussiert? Unterliegt der Autor, was die Ereignisse mit den Erzieherinnen auf dem Wilhelminenberg betrifft, die wir aus Frau Thalers mündlichen und schriftlichen Erzählungen erfahren werden, einer eventuell selbst auferlegten Schweigepflicht? Oder entscheidet sich das Jugendamt für die neuerliche Transferierung von Erika auf den Wilhelminenberg, weil sich die Verhältnisse dort inzwischen gebessert haben könnten, wofür einige Indizien sprechen? So erzählt Iris Smith, die etwa acht Jahre später, im Oktober 1964, auf den Wilhelminenberg gebracht wird, dass „fast alle Kinder“ Bettnässer gewesen seien, doch es dafür seitens der Erzieherinnen keine Strafe im engeren Sinn gegeben habe, wohl aber ein Punktesystem, das über den nächsten Besuch zu Hause entschieden habe.

Diesmal bleibt Erika etwa vier Monate (bis Ende April 1956) auf dem Wilhelminenberg, dann wechselt sie zu Pflegeeltern. Eine Schwester des Vaters und deren Ehemann, ein leitender Handelsangestellter, haben sich gegenüber dem Jugendamt bereit erklärt, das Kind unentgeltlich in Pflege zu nehmen. Das Jugendamt gibt ihrem Antrag statt. Erst nach zwei Jahren beantragt das Paar beim Jugendamt Pflegegeld. Dies ist Anlass für die

zuständigen Fürsorgerinnen zu prüfen, ob Tante und Onkel Pflegegeld zu gewähren sei. Zur Begründung ihrer Entscheidung, das Pflegegeld zu gewähren, liefern die Fürsorgerinnen einen Bericht, aus dem wir einige weitere Details erfahren:

„Die Mj ist ein eheliches Kind. Die Eltern lebten getrennt (sic!). Die Km führte leichtsinnigen Lebenswandel und starb 1945 nach einem Abortus. Der Kv., Artist, meiste Zeit ohne Engagement, als Trinker bekannt, wohnte in einem Ledigenheim. Die Mj. kam zur ehem. Pflegemutter d. mütterl. Grm., die 1950 im 89. Lebensjahr starb. Die mütterl. Großmutter, ehemalige Prostituierte, gab die Mj. dann zu einer alten schwerhörigen Frau in Pflege, von wo aus sie nach einigen Monaten (sic!) wegen dauernden Bettnässens und gesteigerter Ängstlichkeit in die Kinderklinik zur Beobachtung genommen und hernach in Gemeindepflege überstellt wurde. Sie war anfangs in der Heilpäd. Beobachtungsstation Wilhelminenberg und April 1951 erfolgte die Transferierung in das Therapieheim (Dornbach, s.u.). Laut Führungsbericht war die Mj. nie führungsschwierig, das Einkoten hörte auf, ihre Ängstlichkeit und Unselbständigkeit besserten sich und im Juli 1955 war sie so weit, dass sie in ein Dauerheim (sic!) abgegeben werden konnte, zumal eine Inpflegenahme durch den Kv. nicht möglich war. Die Mj. konnte sich im neuen Heim (Eichgraben) nicht eingewöhnen und wurde im Dezember 1955 in das Erziehungsheim Wilhelminenberg zurückgestellt. Im März 1956 erklärte sich eine Schwester des Kv. bereit, das Mädchen in unentgeltliche Erziehung zu übernehmen. Tante und Onkel der Mj. (...) bemühen sich in aufopfernder Weise um eine positive Persönlichkeitsentwicklung. Das Mädchen hat im Schuljahr 1957/58 im 16. Lebensjahr die 4. Kl. Hauptschule erfolgreich abgeschlossen und besucht dzt. eine Privathandelsschule. Da die Pflegeeltern nicht weiter in der Lage sind, die Mj. kostenlos zu behalten, wird Pflegebeitrag beantragt.“

Wir erfahren aus diesem Bericht: Die Eltern lebten schon vor dem Tod der Mutter (1945) getrennt. Wir lesen auch die amts-offiziellen Gründe, warum das Kind der zweiten Pflegemutter abgenommen wird: Bettnässen und zunehmende Ängstlichkeit. Erika hat die Pflichtschule – wahrscheinlich bedingt durch vorübergehende Leistungseinbrüche und mehrere Krankenhausaufenthalte – erst im 16. Lebensjahr erfolgreich abgeschlossen und befindet sich 1958 in einer privaten Handelsschule, die sie um 1960 erfolgreich abschließt. Es liegt nahe, dass Erika diese Handelsschule absolvieren kann, weil es ihre

Pflegeeltern finanzieren. Nach Konflikten mit den Pflegeeltern, denen Erika vorwirft, sie als billiges Dienstmädchen auszubeuten, verlässt sie deren Wohnung und flüchtet, inzwischen im 18. Lebensjahr, in jene Firma, in deren Büro sie beschäftigt ist. Von ihrem wohlwollenden Firmenchef wird sie in einer kleinen Privatpension untergebracht. Er habe auch im Jugendamt „alles geregelt“. Die Akte schließt im September 1959: Konto gelöscht, Akt zur Registratur.

Zu den ersten Wochen auf dem Wilhelminenberg (Anfang 1951) gibt Erika Thaler im Interview eine Erzählung von erstaunlicher Detailgenauigkeit. Dazu hat sie auch eine im Grunde gleichlautende Erzählung handschriftlich niedergelegt. Auch diese Handschrift, durchgehend in Blockschrift verfasst, liegt uns vor und wir werden einige markante Stellen daraus zitieren. Zwischen der mündlichen und der schriftlichen Erzählung gibt es keine bedeutenden inhaltlichen Differenzen. Doch stimmen (naturgemäß) einige Angaben von Zeit und Dauer nicht mit den in den Fürsorgeakten enthaltenen Angaben überein. In der für Frau Thaler besonders wichtigen Frage, wer die Großmutter beim Jugendamt angezeigt und der Abnahme des Kindes durch die Fürsorge zugestimmt hat, drückt sie sich kryptisch aus: „Man kann sich's aussuchen.“ Die Fürsorgeakte belegt, dass es der mit der Großmutter im Streit liegende Vater war, der den Antrag auf Übernahme des Kindes in Gemeindepflege stellte, offenbar weil er um das Ungenügen jener Pflegemutter, welche die Großmutter nach dem Tod der ersten Pflegemutter ausgewählt hatte, weiß und sich um das Wohl des Kindes Sorgen macht. Dennoch nimmt Frau Thaler sowohl die Großmutter als auch den Vater in Schutz. Scharfe Anklage erhebt sie hingegen gegen einige Erzieherinnen auf dem Wilhelminenberg und gegen die mütterliche Tante und deren Ehemann, die sie ab 1956 in Pflege nehmen.

Zu Beginn ihrer mündlichen Erzählung zeichnet Erika Thaler ein Bild von ihrem Leben mit der mütterlichen Großmutter, das in Armut und Entbehrung verläuft, aber von einer solidarischen Beziehung zwischen Großmutter und Kind getragen scheint. Über weite Strecken ihrer Erzählung blendet Frau Thaler aus, dass sie nach dem Tod der Mutter (1945) sechs Jahre lang nicht bei der Großmutter, sondern bei deren schon sehr betagter Pflegemutter gelebt hat. Es liegt nahe, dies auf ihren Wunsch nach einem Ersatz für die früh zerbrochene Herkunftsfamilie zurückzuführen. Der Vater wird als erster und einziger Mann beschrieben, der sie liebt und wertschätzt. Das völlig ‚ungetrübte‘ Bild von den Eltern kann tiefenpsychologisch erklärt werden. Wie die Psychoanalytikerin Alice Miller feststellt, erinnern sich Menschen später nicht mehr daran, welche seelischen

Entbehrungen ihnen im frühkindlichen Alter von ihren Eltern zugefügt worden sind: „Die Abhängigkeit des Kindes von der Liebe seiner Eltern macht es ihm auch später unmöglich, die Traumatisierungen zu erkennen, die oft das ganze Leben lang hinter den Idealisierungen der Eltern der ersten Jahre verborgen bleiben.“<sup>160</sup> In den Akten des Jugendamtes bemerkt eine Fürsorgerin, das Kind sei die „einzige Freude“ des Vaters gewesen und könnte ihm vielleicht in seinem „Leben Halt geben“. Sie erwägt sogar, das Kind in absehbarer Zeit dem Vater „auszufolgen“, doch muss sie einschränkend vermerken, dass er in einem Wohnheim für Ledige lebt, dem Alkohol zuneigt und arbeitslos ist. Die unterzeichneten Fürsorgerinnen wollen die Vater-Kind-Beziehung unterstützen und das Vertrauen des Vaters in die Fürsorge nicht aufs Spiel setzen, wagen es aber nicht, ihm das Kind anzuvertrauen.

Obwohl die beiden Aufenthalte von Erika Thaler auf dem Wilhelminenberg (ab Anfang 1951 und ab Ende 1955) zusammengerechnet nur acht Monate von insgesamt fünf Jahren „in Gemeindepflege“ ausmachen, widmet sich die Erzählerin zunächst ausführlich ihrem ersten, etwa viermonatigen Aufenthalt in diesem „Erziehungsheim“. Was sie dazu bewegt, sind die physischen und psychischen Verletzungen, die ihr hier von Erzieherinnen zugefügt werden. Mehrere „Schwestern“ (Erzieherinnen) seien gewalttätig und sadistisch gewesen. Was Frau Thaler hingegen nur andeuten kann und vielleicht gar nicht weiß ist, wie unzulänglich die Großmutter und die alte Pflegemutter nach Aussage der Fürsorgerin für sie gesorgt haben dürften. Dennoch denkt die Erzählerin der Großmutter die Rolle einer Ersatz-Mutter zu. Etwas von jener grundlosen Liebe, die das Kind seinen leiblichen Eltern entgegenbringt, fällt offenbar nach dem Tod der Mutter auf die Großmutter. Und einiges, was über sie kritisch zu sagen wäre, kann nicht gesagt werden, denn es würde den einzigen Menschen ihrer Familie, der für sie gesorgt hat, desavouieren. Der Vater bleibt bei all seiner Liebe zum Kind der große Abwesende, der umso mehr als ein liebender und zärtlicher Vater phantasiert werden muss. In der handschriftlichen Autobiographie schreibt Erika Thaler:

„MEINER GROSSMUTTER GING ES GESUNDHEITLICH NICHT SO GUT. SIE LITT AN ASTHMA UND MUSSTE VIELE TABLETTEN SCHLUCKEN. MANCHESMAL WAR AUCH EIN SPITALSAUFENTHALT NÖTIG. SO VERSUCHTE SIE MICH WÄHREND DIESER ZEIT AUF PFLEGE ODER KOSTPLÄTZEN UNTERZUBRINGEN. DAS FUNKTIONIERTE WENIGER GUT. EINMAL WAR ES SCHMUTZIG UND VOLLER UNGEZIEFER, DAS ANDERE MAL ZWAR

---

<sup>160</sup> Alice Miller, Am Anfang war Erziehung, Frankfurt am Main 1980, 18.

PEINLICH SAUBER, ABER DIESE ARME ALTE FRAU (...) STARB BALD UND MEINE ‚ECHTE‘ GROSSMUTTER WAR WIEDER GEZWUNGEN (sic!) MICH ZU SICH ZU NEHMEN.“

Mündlich erzählt Frau Thaler, mit der ‚echten‘ Großmutter auf Küche und Kabinett und unter den harten Bedingungen der Trümmerzeit gelebt zu haben. Wir nehmen an, dass der faktische Hintergrund dieser Darstellung ist, dass sie immer wieder einmal bei der Großmutter zu Besuch ist, denn die Großmutter und die alte Pflegemutter pflegen Kontakt. Die Pflegemutter hat schon die Großmutter aufgezogen. Es ist keine Pflegemutter, welche die Fürsorge ausgesucht hätte. So ist auch zu erklären, warum das Kind öfters für einige Tage im Haushalt der Großmutter ist. Nach dem Tod der ersten Pflegemutter und bis zum Engagement der zweiten Pflegemutter (die dann von der Fürsorge und vom Vater des Kindes abgelehnt wird) wird sie in der kleinen und kaum beheizten Küche-Kabinett-Wohnung der Großmutter gelebt haben, wo sie oft allein zurückbleibt, wenn die Großmutter unterwegs ist, um bei Bauern im Umfeld der Stadt Lebensmittel gegen die letzten Wertgegenstände einzutauschen. Manchmal bleibt Erika sogar für ein oder zwei Tage, nur mit sehr wenig Essbarem allein in der Wohnung. Wir können annehmen, dass ihre besondere Ängstlichkeit wenigstens zum Teil darauf zurückzuführen ist.

Die Zustände und ihre Behandlung im Kinderheim auf dem Wilhelminenberg muss die achtjährige Erika, nach allem, was ihr schon geschehen ist, als extrem bedrohlich und verängstigend erleben. Im Rückblick deutet sich Frau Thaler als Opfer rassistischer Ideologie aus dem nationalsozialistischen Kosmos, der im Frühjahr 1945 keineswegs abrupt zu Ende gegangen ist. Ihre Selbst- und Geschichtsdeutung ist zum einen das Ergebnis einer über Jahrzehnte immer wieder aufs Neue vorgenommenen Interpretationsarbeit am Erlebten, in die sich zeitgeschichtliches Wissen einschreibt. Andererseits zwingt ihr eine Gruppe von Erzieherinnen auf dem Wilhelminenberg diese Selbstdeutung geradezu auf. Schon die Mutter, der Erika sehr stark ähnlich sieht, soll 1942 im Krankenhaus gehört haben, wie sich „Schwestern“ (sic!) fragen, ob jemand, der derart „nicht-arisch“ aussieht, im Krankenhaus entbunden werden darf. Zehn Jahre später wiederholt sich die rassistische Ablehnung durch eine, wenn nicht mehrere Erzieherinnen des städtischen Kinderheims auf dem Wilhelminenberg:

„Also germanisch hab i net ausgeschaut, ja? Meine Haare waren schwarz früher. (...) Na ja, meine Mutter hat ja genauso gelitten. Da haben die im Spital - das hat mir meine Großmutter erzählt - da haben die gesagt, wieso es sein kann, dass da eine

rassisch minderwertige Frau entbinden darf. Meine Mutter hat genauso schwarze Haare gehabt wie ich, nicht? Und sie sehen ja das Gesicht (deutet auf ein Foto). Wir sind uns ziemlich ähnlich.“

Die kleine Erika erlebt die aggressive Ablehnung ihres Aussehens, insbesondere ihrer „dunklen“ Haar- und Augenfarbe schon bei ihrer ‚Begrüßung‘ durch eine ‚Heimmutter‘ unmittelbar nach ihrer Ankunft auf dem Wilhelminenberg. In der handschriftlichen Autobiographie schreibt sie dazu:

BRUTAL WURDE ICH ÜBER DIE SCHWELLE GESTOSSEN. ABGELIEFERT WIE EIN GEGENSTAND (...) EINE GROSSE HALLE TAT SICH VOR MIR AUF UND DAS GRELLE LICHT BLENDETE MICH. EINE FRAU MIT VERBISSENEN GESICHTSZÜGEN NAHM MICH IN EMPFANG. WAS BRINGTS IHR DENN DA AN? WURDEN MEINE BEGLEITER GEFRAGT. SCHAU IN DIE PAPIERE, DANN WEISST ES, KLANG ES VERDROSSEN ZURÜCK (...) DES WIRD DO NET A VERGESSENER JUDENBANKERT SEIN? AUSSCHAUN TUAT SIE DANACH!

Aber nicht nur das hier aus dem Gedächtnis zitierte Heimpersonal, auch viele der im Heim untergebrachten Kinder – ganz Kinder der Zeit und der katholisch und nationalsozialistisch geprägten Gesellschaft – zeigen in der Wahrnehmung und Erinnerung von Frau Thaler rassistische Attitüden:

SO, DA IST DIE NEUE, SAGTE DIE FRAU UND SCHOB MICH VOR SICH HER. PLÖTZLICH RICHTETEN SICH DUTZENDE AUGENPAARE AUF MICH. BLONDE, ROTHAARIGE UND BRAUNE MÄDCHENKÖPFE NEIGTEN SICH MIR ENTGEGEN. VOR LAUTER ANGST BEGANN ICH WIEDER ZU WEINEN... JE, WIA SCHAUT DENN DIE AUS?! IS DIE SCHIACH! AUGEN HAT DIE WIA A FROSC! SCHWOARZE HOAR WIA A ZIGEINERIN! HA, HA, HA!! (...) MEIN GANZER KÖRPER BEGANN ZU ZITTERN. LIEBER GOTT, WARUM HAST DU MICH SO HÄSSLICH GEMACHT? WARUM VERSPOTTET MICH JEDER? WIESO BIN ICH EIN JUDENBANKERT?

Sowohl die Art und Weise, wie die Fürsorgerin das Kind abholt und in das Kinderheim „überstellt“, als auch der ‚Empfang‘ im Kinderheim durch das zuständige Personal und die Heimkinder entsprechen dem, was Alice Miller als den Eintritt in das System der „Schwarzen Pädagogik“ beschrieben hat.<sup>161</sup> An dieser Schwelle erfolgt eine kaum verdeckte Todesdrohung: Du bist es nicht wert zu leben! Wir werden Dir täglich zeigen, wie wertlos Du bist! Für ein achtjähriges Kind, dessen Mutter fünf Jahre vorher an einer

---

<sup>161</sup> Ebd.

Abtreibung verblutet ist, dessen Vater zunächst „in Russland“ vermisst und dann meistens abwesend ist und dessen Großmutter es nicht pflegen will, muss dies zutiefst verängstigend sein, zumal es den Realitätsgehalt der Drohung nicht einzuschätzen vermag. Im Folgenden hebt Frau Thaler einige Episoden aus dem Alltag im Kinderheim hervor, in denen sie wiederholt dieselbe Botschaft zu hören meint. Nicht alles, was Frau Thaler in diesem Zusammenhang erinnert, kann sie zeitlich exakt einordnen oder kausal erklären; das zu erwarten wäre auch völlig unangemessen. Alptraumartige Assoziationen ersetzen Zusammenhänge, über die das achtjährige Kind – an dessen Wahrnehmungen in gewisser Weise auch noch die alte Erzählerin gebunden ist – nichts *wissen* kann, die es aber mit dem besonderen Sensorium des schwer neurotisierten Kindes fühlt und teilweise später im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit der Geschichte des Spiegelgrunds mehrfach re-interpretiert. Erika trägt schon einige tief verängstigende Erlebnisse und Wahrnehmungen aus ihrer frühen Kindheit und vor allem aus dem Erleben des Todes der Mutter und der langjährigen Pflegemutter mit sich, als sie einer rassistischen Erzieherin auf dem Wilhelminenberg begegnet. Den Traumatisierungen mit drei und mit acht Jahren folgen jeweils keine Heilungsphasen, sondern weiterer Traumatisierungen: Es ist eine „sequentielle Traumatisierung“.<sup>162</sup> Später tritt einiges Wissen über den Holocaust hinzu, vor allem über die Tötung von Kindern auf dem nahen Spiegelgrund, nur etwa sieben Jahre vor Erikas Ankunft auf dem Wilhelminenberg. Frau Thaler lernt, dass hier Kinder, die in den Augen der Fürsorgerinnen und Mediziner wie auch großer Teile der Bevölkerung als „unwertes Leben“ galten, oft nach enormen Qualen ermordet wurden. Noch mehrmals stellt Frau Thaler in ihrer Erzählung Bezüge zu Verbrechen der NS-Medizin und der NS-Fürsorge her. Sie wird unter anderem auch von einem Onkel erzählen, der an der Erschießung von Juden beteiligt gewesen sein soll. Sie verschränkt also – wie jeder Mensch – lebens- und zeitgeschichtliches Wissen. So erfährt sie einiges über den Spiegelgrund erst aus der 1999 im österreichischen Fernsehen veröffentlichten Dokumentation über die Ermordung von hunderten Kindern. (Das Datum der Ausstrahlung hat sie akribisch notiert, was belegt, dass sie jeweils höchst aufmerksam ist, wenn sie neue Informationen über den

---

<sup>162</sup> Das Konzept der sequentiellen Traumatisierung wurde im Rahmen von Untersuchungen zu jüdischen Opfern der Shoah erarbeitet, vgl. Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch ‚man-made-disaster‘*, in: Alexander Friedmann, Elvira Glück, David Vyssoki (Hg.), *Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht*, Wien 1999, 109-126. Vgl. Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Unter Mitarbeit von Herman R. Sarphatie, Stuttgart 1979. Unveränderter Nachdruck Gießen 2005.

Spiegelgrund erhält.) Dieses zuwachsende Wissen führt sie zu neuen Interpretationen der eigenen Erlebnisse im Kinderheim resp. auf der Heilpädagogischen Station auf dem Wilhelminenberg. Wie jeder Mensch verbindet sie Erlebtes und Erlittenes, Erlesenes und Ersehene, und angesichts dessen hat sie allen Grund, sich für die Geschichte der Verbrechen des NS-Staates und für den Anteil der städtischen Fürsorge an diesen Verbrechen zu interessieren.

Was die Erzählungen von Erika Thaler über ihren (ersten) Aufenthalt auf dem Wilhelminenberg in der ersten Hälfte des Jahres 1951 durchgängig dominiert, ist der Vorwurf, eine oder mehrere Erzieherinnen hätten sie aufgrund ihrer dunklen Haar- und Augenfarbe als „jüdisch“ wahrgenommen und sie mehrmals heftig geschlagen und eingesperrt. In diesem Zusammenhang erinnert sie Aufenthalte in der heiminternen Krankenstation und in einem fensterlosen Raum, in dem sie sich nach der aggressiven Attacke einer Erzieherin auf einer nackten Matratze wiederfindet und ihr eine „Schwester“ wortlos Tee und trockenes Brot auf den Boden stellt. Die Krankenhäuser, in die sie jeweils für einige Tage oder Wochen gebracht wird, werden im Bericht einer Fürsorgerin namentlich aufgezählt: Universitäts-Kinderklinik, Mautner Markhof'sches Kinderspital, Wilhelminenspital, St. Anna Kinderspital. Die jeweils einige Tage oder wenige Wochen dauernden Krankenhaus-Aufenthalte dürften für Erika – einsam und ohne den Trost von Eltern oder empathischen Pflegepersonen – durchwegs verängstigend gewesen sein. Die von ihr erinnerte Strafe für das Bett- und Hosennässen – sie wird in einen fensterlosen Raum gesperrt – halten wir für möglich, wird ähnliches doch auch von anderen Betroffenen erzählt.

Bestimmte Erzieherinnen („Schwestern“) treten als aggressive Gewalttäterinnen auf. Dies zu erleben löst in der achtjährigen Erika offenbar tiefes Misstrauen gegenüber dem gesamten Personal des Heimes und auch den kooperierenden Krankenanstalten aus. Einzig eine ältere, an der Basedow'schen Augenkrankheit leidende Bedienerin im Heim Wilhelminenberg erscheint ihr als Opfer der Verhältnisse und als ihre Verbündete. Dass diese Bedienerin dieselbe Augenkrankheit hat wie sie, deutet die Erzählerin als Beleg für eine Art Wahlverwandtschaft in einer feindlichen Umwelt. Sie stilisiert „Tante Grete“ als Komplizin der verfolgten Kinder, die deren Angehörigen (wie Erikas Großmutter) trotz des herrschenden „Kontaktverbots“ heimliche Botschaften auf handgeschriebenen Zetteln überbringt. Doch wie in anderen Fällen scheitert der Versuch der alarmierten Großmutter, sich an staatliche und städtische Autoritäten um Hilfe zu wenden. Ein von ihr

kontaktierter Polizist in der Wachstube Maroltingergasse nimmt ganz unverblümt Stellung für die gewaltsame Erziehung im Kinderheim. (Ähnliche Erzählungen über Polizisten finden sich in den Kapiteln zu Anton Berger und Gustav Pernigg.)

Auf das Bett- und Hosennässen des verängstigten Mädchens reagieren Erzieherinnen (zumindest jene, die in Erikas Kindergruppe abwechselnd Dienst machen) mit völligem Unverständnis und unfassbarer Brutalität. Unserer Meinung nach besteht ein Zusammenhang zwischen der pädagogisch-psychologischen Unwissenheit dieser Erzieherinnen und ihrer Gewaltbereitschaft. Sie behandeln das „unsaubere“ Kind wie ein noch unsauberes kleines Tier und verwenden auch wiederholt die Anrede „Sau“. Da der Gang auf die Toilette für alle Kinder im Heim und in der heiminternen Schule streng nach der Uhr (Pausenzeiten) geregelt wird, schafft es Erika manchmal auch während des Tages nicht, das Urinieren zu kontrollieren. In ihrer Handschrift schreibt sie über einen Vormittag in der heiminternen Schule:

„(...) JETZT WAR GROSSE PAUSE UND NUR DA WAR ES UNS GESTATTET UNSERE NOTDURFT ZU VERRICHTEN. ALS ICH ENDLICH AN DER REIHE WAR, VERSCHWAND ICH SO SCHNELL HINTER DER TÜR, DASS ICH VERGASS RICHTIG ABZUSCHLIESSEN. SCHNELL WOLLTE ICH MICH DER NASSEN HOSE ENTLEDIGEN, DA ÖFFNETE SICH DIE TÜR WIE VON SELBST UND ALLE KONNTEN MICH SEHEN. WUTENTBRANNT RANNT EINE SCHNELL HERBEIGEHOLTE SCHWESTER AUF MICH ZU, OHRFEIGTE MICH LINKS UND RECHTS, PACKTE MICH AN DEN HAAREN, ZOG MICH NACH VORNE UND TAUCHTE MEINEN KOPF IN DIE KLOMUSCHEL, IMMER UND IMMER WIEDER.“

Diese Erzieherin übt nicht nur Gewalt, die auf die Zerstörung der Menschenwürde des Kindes abzielt; sie manipuliert andere Kinder in die Haltung eines gehässig gaffenden Publikums. Bis ins Detail dieselben Praktiken berichtet Anton Berger aus dem Heim Hohen Warte. Es scheint sich also um eine unter Erzieherinnen und Erziehern kolportierte und legitimierte ‚Methode‘ gehandelt zu haben. (Wie wir in der biographischen Fallstudie zu Anton Berger zeigen werden, herrscht zu dieser Frage im Heim Döbling eine völlig andere Wissenslage und Vorgangsweise. Die von Thaler und Berger erinnerten ErzieherInnen in den städtischen Heimen Hohen Warte und Wilhelminenberg zählen also offenbar zu den am schlechtesten ausgebildeten und aggressivsten.) Jene Demütigung, die Erika schon bei ihrer ersten Begegnung mit der Heimmutter erfahren muss, setzt sich in der obigen Klo-Szene und vielen anderen Szenen fort. So wie sie, werden auch andere Kinder nach körperlichen Kriterien (wie der Haar- und Augenfarbe) ausgegrenzt und zur Demütigung durch alle Anderen freigegeben.

In ihrer mündlichen wie in ihrer schriftlichen Erzählung bezeichnet sich Erika Thaler als „jüdisch“, „hässlich“ etc. Eine bizarre Bestätigung dieser Selbstdeutung findet sich in der Erzählung, dass Burschen oder Männer nachts in den Schlafsaal des Heimes Wilhelminenberg eindringen und Mädchen vergewaltigen. Einmal lassen sie erst von ihr ab, nachdem sie ihren kleinen „hässlichen“ Körper entkleidet haben. Ein anderes Mal aber wird auch Erika Opfer einer Vergewaltigung. Diese nächtlichen Attacken unbekannter Täter sollen sich mehrfach ereignet haben, wodurch in der Folge jedes Zu-Bett-gehen für Erika mit starken Ängsten verbunden ist.

„DANN GAB ES NOCH DIE SCHRECKENSNÄCHTE, JENE NÄCHTE, IN DENEN DIE GROSSEN TÜREN DES SCHLAFSAALS STÄNDIG KNARRTEN, DUNKLE GESTALTEN HEREINSCHLICHEN UND SICH ÜBER DIE BETTEN DER MÄDCHEN WARFEN. SCHREIE, OHRFEIGEN, STÖHNEN UND WEINEN MISCHTEN SICH MIT RAUHEN SCHIMPFENDEN MÄNNERSTIMMEN. HIER FANDEN BRUTALE VERGEWALTIGUNGEN STATT!!!! (...) MEIN GROSSES GLÜCK WAR MEINE HÄSSLICHKEIT UND MEINE GERINGE GRÖSSE. EINMAL ZERRTE MIR SO EIN „MENSCH“ DAS NACHTHEMD VOM LEIB, LIESS ABER DANN VON MIR AB, ALS SEIN KOLLEGE MEINTE, DEN BLÖDEN JUDENBANKERTEN SEIN ZU LASSEN. DAS WAR DAS ERSTE MAL, WO ICH ÜBER MEIN UNSCHÖNES GESICHT FROH WAR.“

Fortan besetzt Erika alles Sexuelle mit Angst vor Gewalt und Verletzung, was ihr als junge Frau große Schwierigkeiten im Umgang mit Männern machen und auch ihre erste Ehe belasten wird. Die Erzählung von den Vergewaltigungen im Schlafsaal deckt sich in Details mit den Erzählungen von zwei Schwestern, die im Herbst 2011 über die Presse veröffentlicht worden sind und in Österreich und weit darüber hinaus Aufsehen erregten. Wir können nicht beurteilen, ob sich die nächtlichen Vorgänge genau so zugetragen haben, wie sie von Erika Thaler und jenen Frauen heute erinnert und erzählt werden. Es ist unseres Wissens ungeklärt, ob die möglichen männlichen Täter aus dem Heim oder von außen gekommen sein könnten. Völlig verfehlt ist es aber jedenfalls, die diesbezügliche Erzählung der Erika Thaler mit dem Argument entkräften zu wollen, es sei bekannt, dass sich von den Mädchen im Heim einige oder „die meisten“ prostituiert hätten. Erika Thaler war mit Sicherheit keines von diesen Mädchen, wie ihre beiden Erzählungen (die schriftliche wie die mündliche) glaubhaft bezeugen. Ob ältere Mädchen nachts heimlich das Schloss verließen, um Freunde oder Freier im Schlosspark zu treffen (wie es eine in Ottakring bis heute kolportierte Erzählung behauptet), ob Burschen nächtens von sich prostituierenden Mädchen in das Heim eingelassen worden sind, oder

ob die Täter – wie Frau Thaler meint – aus dem Oberstock des Heimes kamen, wo ihrer Erinnerung nach Anfang 1951 auch einige Burschen und Männer (darunter ein Gärtner) untergebracht waren, wissen wir nicht. Doch stellen wir mit Nachdruck fest: Keine dieser Möglichkeiten macht die Erzählung der Erika Thaler über ihre Ängste vor der Wiederkehr der Täter weniger glaubhaft, auch wenn sie möglicherweise nicht mehr exakt unterscheiden kann, was sie leibhaftig erlebt und wovor sie sich auch infolge des Rumors unter den Mädchen jeden Abend gefürchtet hat. Die moralisch-ethische und strafrechtliche Verantwortung dafür, dass sich ein achtjähriges Kind über Monate jeden Abend vor Vergewaltigern fürchten muss, liegt bei den möglichen Tätern, bei der Leiterin des Heimes und bei den ErzieherInnen. Mit der Frage, was davon gegebenenfalls heute noch aufzuklären und rechtlich verfolgbar wäre, werden wir uns hier nicht befassen, denn dies war nicht unser Forschungsauftrag und dazu hätte es anderer Untersuchungsmethoden bedurft. Den Auftrag dazu hat die Kommission Wilhelminenberg übernommen.

## Das Verschwinden von Kindern. Tatverdacht, magisches und historisches Denken

Wiederholt verknüpft Frau Thaler ihre Erlebnisse auf dem Wilhelminenberg mit der Deportation und Ermordung von Kindern am Spiegelgrund, unweit des Schlosses und nur gerade einmal sieben oder acht Jahre vorher. Dies ist zwar aus unserer Sicht gewiss ‚nur‘ ein *assoziierter* Zusammenhang aus der Perspektive des Opfers rassistischen Denkens und Handelns; doch trifft dies zugleich auch einen *historisch-politischen* Zusammenhang. Das von Frau Thaler und anderen Betroffenen erzählte Verschwinden einzelner Heimkinder hatte faktisch nichts mit der planmäßigem Ermordung von Kindern – quasi in heimlicher Fortführung der NS-Euthanasie – zu tun. Wir nehmen vielmehr an, dass einzelne durch gewalttätige Erzieherinnen und eine Lehrerin verletzte Kinder teils in der heiminternen Krankenstation, wahrscheinlich auch in einem fensterlosen Raum festgehalten wurden, bis die ihnen zugefügten Verletzungen abgeheilt waren; dies wird übereinstimmend von einigen Interviewpartnern, auch für andere Heime, und sogar von einer ehemaligen Fürsorgerin aus einem privat geführten Kinderheim berichtet (siehe das ExpertInneninterview 1 im Kapitel IV); körperlich schwerer verletzte Kinder wurden in Krankenhäuser gebracht; es stellt sich die Frage, ob Ärzte ihrer Anzeigepflicht bei

begründetem Verdacht auf Fremdverschulden entsprochen haben. Brachte man ein Kind nach seiner Genesung nicht mehr in dasselbe Heim zurück, konnte bei den Kindern seiner Gruppe oder Klasse die Phantasie entstehen, dieses Kind sei umgebracht worden. Aber wie ist eine solche Phantasie zu erklären?

Wir finden es erschreckend, dass ein „Kinderheim“ derartig bedrängende Phantasien (die im psychoanalytischen Sinn Todesängste sind) in Kindern auslösen kann. Wirksam sind hier auch individuelle Dispositionen wie etwa die Ängste, die Erika nach dem Tod ihrer Mutter und wenige Jahre später nach dem Tod ihrer alten Pflegemutter entwickelt. Wie Frau Thaler ausdrücklich sagt, *weiß* sie nicht, was mit einem Mädchen in ihrer Klasse, das nach einer heftigen Attacke der Lehrerin wie leblos weggetragen wurde, tatsächlich geschehen ist. Im Rückblick assoziiert sie damit ihr später erworbenes Wissen über die Kinder-Euthanasie auf dem Spiegelgrund. Andererseits ist festzuhalten: Genau diese Assoziation wird auch durch rassistische Erzieherinnen hervorgebracht: Sie haben nicht nur Erika Thaler genau diese Assoziation aufgezwungen, weil sie einzelnen Kindern damit Todesangst *machen wollten* – nicht gedankenlos, nicht fahrlässig, sondern in böser Absicht. Sie haben damit die sogenannte Kinder-Euthanasie (Aktion T 4), die erst durch den Sieg der Alliierten beendet wurde, virtuell in die Zweite Republik hinein verlängert, und sie haben dazu Todesängste der Kinder geschürt. Bedauerten sie, dass die NS-Methoden des Quälens und Tötens von Kindern nun nicht mehr möglich waren? Was sonst könnten ihre Motive gewesen sein?

Die ominösen „Schwestern“ (Erzieherinnen) lösen im schon durch den Tod der Mutter und der Pflegemutter stark verängstigten Kind Todesängste aus, die sich in der totalen Institution des Erziehungsheimes wie von selbst potenzieren. Das wird schon an der Schilderung der „ersten Nacht“ im Heim deutlich. Die zehnjährige Erika hat Angst vor der Dunkelheit in dem ihr noch ganz fremd und riesig anmutenden Schlafsaal; sie fühlt sich einsam und verlassen und völlig hilflos den Bedrohungen ausgesetzt – in dieser Situation nässt sie (wieder) ein. Die Reaktion einer Erzieherin am nächsten Morgen ist ein rassistischer Ausbruch: Sie stellt das Kind auf demütigende Weise zur Schau, setzt es dem Spott der anderen Kinder aus und überschüttet es mit neuen Drohungen:

SIE PACKTE MICH, ZOG DIE BETTDECKE WEG UND ALS SIE DIE BESCHERUNG SAH,  
OHRFEIGTE SIE MICH FÜRCHTERLICH, ZERRTE MIR DAS NACHTHEMD VOM LEIB UND  
SCHRIE: DO SCHAU HER, A BETTBRUNZERIN!! SO WAS HABEN MIR GERN, DU ELENDE  
DRECKSAU!! DU SAU!!

Diese „Schwester“ ist weit davon entfernt, die Ängste des Kindes zu lindern; sie tröstet nicht, von einem angemessenen medizinisch-psychologischen Umgang mit dem Problem versteht sie gar nichts. Im Gegenteil: Sie und andere „Schwestern“ tun alles, damit die Ängste des Kindes noch eskalieren. Nicht nur fehlt, was man in der Psychotherapie als Containment (W. R. Bion)<sup>163</sup> bezeichnet, nämlich sich auf die Unlustgefühle resp. Ängste des (in diesem Fall doppelt „mutterlosen“) Kindes einzulassen und ihm damit zu helfen, seine Ängste zu überwinden. Stattdessen lösen eine oder mehrere Erzieherinnen relativ planvoll schwere Ängste des Kindes um sein eigenes Leben aus. Zeigt das Kind etwas von seiner Angst, reagiert die Erzieherin darauf mit noch mehr Angst-Machen; auf den Wunsch des Kindes nach Nähe und Geborgenheit reagiert sie mit Abweisung, Abwertung, Verhöhnung und Isolation. Dies ist fortgesetzte (psychische, physische und soziale) Gewalttätigkeit unter dem Deckmantel von Erziehung.

Nach der Analyse der mündlichen und schriftlichen Erzählungen, nach dem Studium der Fürsorge-Akten und der Lektüre eines von uns entdeckten Berichts eines Erziehers über Erikas Therapieverlauf im privaten Therapieheim Dornbach (s.u.) war im späten Dezember 1950 für das Bezirksjugendamt durchaus Anlass gegeben, das Kind in Gemeindepflege zu nehmen. Umso tragischer ist, dass die Art und Weise seiner Unterbringung auf dem Wilhelminenberg offenbar völlig ungeeignet war, das „Wohl des Kindes“ zu fördern, wie es die Leitidee der ‚modernen‘ professionellen Kinder- und Jugendfürsorge vorgesehen hätte (siehe Kapitel I). Die fortgesetzte Handlungsweise einer oder mehrerer Erzieherinnen auf dem Wilhelminenberg war für das Kind zerstörerisch, ja lebensgefährlich.

## Ein heilender Ort

Dass ein Kinderheim auch ganz anders organisiert und erlebt werden kann, zeigt Erika Thalers Erinnerung an das private Therapieheim Dornbach, das ab 1951 nach Ideen von

---

<sup>163</sup> Wilfred Ruprecht Bion (1897-1979) war ein britischer Psychoanalytiker. Durch ein träumerisches Aufnehmen der Unlustbekundungen des Säuglings kann die Mutter oder Bezugsperson dem Säugling dazu verhelfen, die unerträgliche Erfahrung für sich allmählich in eine erträgliche zu verwandeln. Eine ähnliche Aufgabe stellt sich dem Analytiker in der Behandlungssituation, der durch sein Verständnis für die beim Patienten wirksamen Mechanismen dem Patienten dazu verhilft, seine eigenen Unlust-Gefühle anzunehmen und zu ertragen. Für diese Funktion des Aufnehmens und „Verwandeln“ unerträglicher seelischer Inhalte in erträgliche verwendet Bion den Begriff des *Containing*, der in der Schule Melanie Kleins für das Verständnis der Vorgänge bei der psychotherapeutischen Behandlung zentral wurde.

August Aichhorn von psychoanalytisch ausgebildeten ÄrztInnen und ErzieherInnen geführt wird. Es entsteht in einem vorherigen Quäker-Kinderheim in Wien 17, Promenadegasse 11, das 1946 zur Aufnahme von Flüchtlings- und Waisenkindern eingerichtet, und später Anlaufstelle für „verwahrloste und psychisch gestörte Kinder und Jugendliche“ wird. Im Winter 1950/51 werden die devastierten Räume der alten Villa in einer bemerkenswerten privaten Initiative in ein Therapieheim umgewandelt, um Kindern „einen sonst oft jahrelang notwendigen Heimaufenthalt (zu) ersparen und ihnen die Rückgliederung in ihre Familie oder in Pflegestellen (zu) ermöglichen“.<sup>164</sup> Dies ist ein Zitat aus der Darstellung des Leiters dieses Therapieheims; es ist „das einzige Heim, das auf therapeutische Hilfe und die Vermeidung (sic!) der sonst üblichen Kinderheime ausgerichtet“ ist. Das Heim nimmt „emotional gestörte“, „neurotische und neurotisch verwahrloste Kinder“ mit „mindestens durchschnittlicher Intelligenz“ auf, „von denen anzunehmen ist, dass sie nach Behebung ihrer Schwierigkeiten durch einen verhältnismäßig kurzen Heimaufenthalt wieder in ihre Familien zurückkehren oder in Pflegefamilien eingegliedert werden können.“<sup>165</sup> Zugewiesen werden Kinder über Antrag der Jugendämter durch die Kinderstation der psychiatrischen Klinik, die heilpädagogische Beobachtungsstelle der Gemeinde Wien „Am Wilhelminenberg“ und das Institut für Erziehungshilfe.<sup>166</sup> Erika Thaler wird – nach Aussage ihres Therapeuten im Jahresbericht des Therapieheimes 1951/52 (s.u.) – von der Heilpädagogischen Beobachtungsstation auf dem Wilhelminenberg zugewiesen. Als therapeutische Behandlung kommen Spieltherapie und Aussprachen, Zeichnen, Malen und Modellieren mit einzelnen Kindern und in Gruppen von zwei bis drei Kindern in Frage. Die Therapiestunden finden ein- bis dreimal wöchentlich statt, wobei sich das Kind mit seinem Therapeuten allein im Spielzimmer befindet und sich das gewünschte Spielzeug und Zeichen- oder Modelliermaterial selber auswählen darf. Was das Kind wählt und was es damit anfängt, wird sowohl diagnostisch als auch therapeutisch genutzt.<sup>167</sup>

---

<sup>164</sup> Heinz Eppel, Ein Jahr Arbeit mit schwierigen Kindern. Vortrag, gehalten am 14. 3. 1952 in der August-Aichhorn-Gesellschaft in Wien, abgedruckt in: Therapieheim Dornbach. Jahresbericht 1951/52, herausgegeben von Internationale Quäkerhilfe, Wien o.J., 3-9.

<sup>165</sup> Ebd., 3, 4.

<sup>166</sup> Ebd., 5.

<sup>167</sup> Die Einrichtung des Therapieheimes erfolgte mit Unterstützung des Jugendamtes unter den damaligen Leitern Tesarek und Sailer; weiters arbeiteten im Therapieheim Anna Rosenfeld, eine Erziehungsberaterin der Gemeinde Wien, und weitere ErzieherInnen und TherapeutInnen, insgesamt 17 voll bezahlte und 6 halbtags arbeitende Erwachsene für 36 Kinder, also ein Verhältnis von 1 zu 2, wie es in den Kinderheimen der Stadt und auch in den Vertragsheimen bis zur großen Heimreform 2000 undenkbar gewesen wäre. Die Finanzierung

Hier verbringt Erika nach den für sie (im Wortsinn) schrecklichen ersten Monaten auf dem Wilhelminenberg zwei heilsame Jahre. Im Jahresbericht des Therapieheims Dornbach für die Jahre 1951/52 haben wir einen Bericht über den zweijährigen Aufenthalt der Erika Thaler und ihre relativ erfolgreiche Behandlung durch psychotherapeutisch geschulte ErzieherInnen gefunden. Dieser Bericht zeigt, was 1951 in einem solchen kleinen Heim, das größtenteils von einer privaten Hilfsorganisation (Internationale Quäkerhilfe), vom Sozialministerium, der Arbeiterkammer und aus den Pflegebeiträgen des Jugendamtes finanziert wurde, möglich war. Einige Grundideen dieses Heimes werden für die Fürsorgeerziehung der Stadt Wien erst im Lauf der Heimreform der 1980er und 1990er Jahre diskutiert. Der psychoanalytisch geschulte Erzieher Franz Hübl beschreibt die Entwicklung des Kindes, das wir Erika Thaler nennen, während seines ersten, etwa einjährigen Aufenthalts im Therapieheim Dornbach. Dieser Aufenthalt endet – dem Konzept des Heimes entsprechend – mit der Überstellung zu einem geeignet erscheinenden Pflegeelternpaar. Hübl berichtet zwar nichts über die Erfahrungen der kleinen Erika im Kinderheim auf dem Wilhelminenberg, gibt aber eine plausible psychoanalytische Deutung der vor dem Beginn der Heimerziehung liegenden Ursachen der psychischen Schwierigkeiten des Kindes.

„Die kleine (Erika) mit ihren großen Augen und ihrem schwarzen Wuschelkopf ist zehn Jahre alt. Ihre Mutter (...) starb an den Folgen einer Fehlgeburt als (Erika) drei Jahre alt war. Das Kind dürfte sehr an ihr gehangen sein, weinte damals viel und bat immer wieder, die Mutter solle doch wieder kommen. Sie wurde ängstlich und erbrach, wenn jemand sie anschrte, so erzählte die Großmutter. Das Bettnässen hatte nie vollständig aufgehört, sie war deshalb auch schon drei Monate ohne Erfolg in Spitalsbehandlung gewesen. Die Ehe der Eltern (Erikas) war sehr zerrüttet, ging in Brüche und der Vater, Artist ohne Engagement, hatte wenig Möglichkeit, sich um sein Kind zu kümmern.<sup>168</sup>

---

erfolgte durch die Überweisung der „Verpflegskosten“ durch die Gemeinde Wien, Zuschüsse der internationalen Quäkerhilfe, die zwei Drittel der Gesamtkosten ausmachten, das Bundesministerium für soziale Verwaltung und die Kammer für Arbeiter und Angestellte. Vgl. Heinz Eppel, Ein Jahr Arbeit mit schwierigen Kindern in: Therapieheim Dornbach Jahresbericht 1951/52, 3-9.

<sup>168</sup> Wir wissen aus der Darstellung des Leiters Dr. Heinz Eppel im selben Jahresbericht, dass die ÄrztInnen, TherapeutInnen und ErzieherInnen im Therapieheim Dornbach vor ihrer Entscheidung, ein Kind zur Therapie aufzunehmen, alle Berichte und Gutachten des Jugendamtes erhalten haben. Auf dieser Grundlage wählten sie die therapiefähigen Kinder aus. Die Aussage Eppels, man habe nur Kinder aufgenommen, bei denen Aussicht auf eine

(Erika) verblieb bei der 84jährigen Pflegemutter der Großmutter, die infolge ihres Alters als ungeeignete Erzieherin für die Dreijährige angesehen werden kann und bei der sie sich die längste Zeit selbst überlassen war. Sie hatte keine Gespielinnen. Der Verlust dieses zweiten geliebten Menschen (der Pflegemutter!) in ihrem achten Lebensjahr wirkte sich auf (Erika) als Schock aus. Sie kam zu einer Frau in Pflege, bei der es ihr schlecht erging und bei der sie äußerlich verwahrloste. Von Wanzen zerbissen und in einem unsauberen Zustand griff sie hier die Jugendfürsorge auf und übernahm sie in Gemeindepflege. Sie kam in die Beobachtungsstation „Am Wilhelminenberg“, von wo sie uns nach einiger Zeit zur Behandlung zugewiesen wurde. (...) Aus der psychiatrischen Examination nach ihrer Überstellung zu uns ging hervor, dass bei der Kleinen das Sterben im Mittelpunkt ihrer Gedanken- und Spielwelt stand und dass das Kind einen Ausweg aus seiner Verlassenheit nach dem Tode der ihm nahestehenden Menschen suchte. (...)<sup>169</sup>

Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>170</sup>

\*\*\*

Wir waren ja von der übrigen Welt abgeschnitten. Postzensur. Also wenn irgendwo etwas gestanden hat, was denen nicht gepasst hat, das ist zerrissen und in den Papierkorb geworfen worden. Ständige Kontrolle während der spärlichen Besuchszeit zwei Mal im Monat, eineinhalb Stunden. Eine falsche Bewegung, ein falsches Wort, und der Besuch wurde sofort weggeschickt. Die Sachen, die eventuell mitgebracht worden sind, die waren ja damals eh armselig, die sind einkassiert worden. Das haben sich die Schwestern behalten. Und dasjenige Kind, das etwas falsch gemacht hat, hat Prügel gekriegt. Und was für welche. Na ja und dann war halt je nach Lust und Laune drei, vier Wochen Besuchssperre. Also so grob umrissen. Misshandlung war an der Tagesordnung. Mein

---

Rückkehr in die Familie oder zu Pflegeeltern bestand, weist indirekt darauf hin, dass das Jugendamt und die Fürsorgerinnen auch im Falle Erika Thalers noch an diese Möglichkeit glaubten, etwa an eine Transferierung zum Vater oder zu Pflegeeltern. Die Informationen des Erziehers Franz Hübl über die Herkunftsfamilie der Erika Thaler gehen sicher auf die auch uns vorliegende Akte des Jugendamtes zurück, weil er einzelne Formulierungen aus den Berichten der Fürsorgerinnen übernimmt.

<sup>169</sup> Franz Hübl, Und wie sieht es der Erzieher? In: Therapieheim Dornbach, Jahresbericht 1951/52, Wien o.J., 25-29.

<sup>170</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski, am 24. Jänner 2011, 10:00-13:45 Uhr.

Gott, wir waren sechs, sieben Jahre alt. Wir haben doch von so was keine Ahnung gehabt. Wir haben ja nicht gewusst, was mit uns passiert. Wir hatten nur Angst. Und es hat furchtbar wehgetan.

Die<sup>171</sup> waren ja auch oft besoffen, weil sie so gestunken haben. (...) wer sich gewehrt hat, ist einfach verprügelt worden und so lang niedergedrückt und niedergehalten worden. Da waren sie oft zu zweit. Einer hat die Hände gehalten, der zweite hat die Beine auseinander gerissen und schon. Ja? (...) nicht nur ich hab mich gewehrt, andere auch. Aber man hat ja nur draufgezahlt. Man ist so lang verprügelt worden, bis es nicht mehr anders gegangen ist. Und vor allem: Immer die Angst. ((weint)) Das war so furchtbar. Wir haben ja am Abend nicht gewusst, was in der Nacht passiert. Manches Mal sind sie gekommen, manches Mal nicht. (...) Und sie müssen auch denken: Es war ja stockfinster in dem Raum. Und jetzt muss man sich das vorstellen: Lauter solche Gestalten im Finstern da herum und zum Beispiel meine Bettnachbarin: Die hat auch geschrien. Der hat ihr den Mund zugehalten und die Nase, ja? Und dann (--)) dann ham die bei manchen (/) bei mir auch einmal, aber später. Dann sind die hergegangen. Und Sie kennen ja solche Gurten, die die Möbelpacker verwenden, so Stoffgurten. Mit denen hat man uns ans Bett festgebunden. Ich hab's bei meiner Bettnachbarin gesehn und ich hab's selber auch müssen verspüren. Da hab ich da die Gurten herbekommen und hier auch ((deutet auf Arme)) und das ist am Bett festgemacht worden und Schluss, ja? (...) Also man konnte nie wissen, wenn man am Abend schlafen geht, was jetzt während der Nacht passiert, na? Und die Schwestern sind schön brav in ihrem Dienstzimmer geblieben. Die haben sich nicht gekümmert. Also wie soll ich sagen, die haben natürlich ihre Kollegen nicht gestört. Es war das Grauen pur. Sie können mir's glauben. Und ich schlepp das schon das ganze Leben mit mir herum. Ich konnte nie nie mit jemandem darüber sprechen. Und wenn ich gesprochen hab, war natürlich das erste: Du lügst! und Es ist nicht wahr! Das gibt es nicht! (...) Sie müssen sich das nur vorstellen können, als kleines, wehrloses Kind geprügelt, missbraucht, beschimpft, gedemütigt zu werden. Mein Freund hat einmal einen treffenden Ausdruck gebraucht. Er hat gesagt, Du warst ja in

---

<sup>171</sup> Nicht zufällig fehlt hier das Subjekt, denn die Burschen oder Männer, die mehrmals in den Schlafsaal eingedrungen sein sollen, sind unbekannt. Frau Thaler glaubt, dass sie aus dem Oberstock des Schlosses kamen, wo damals, Anfang 1951, auch Burschen und / oder Männer untergebracht gewesen seien, etwa ein Gärtner, obgleich das Heim selbst ein Mädchenheim war.

einem Kinder-KZ! Und irgendwie stimmt es auch, ja? Es ist ein prachtvolles Gebäude, heute ist es ein Luxushotel mit allen Schikanen, das Schloss Wilhelminenberg.

Mein Vater war im Krieg und meine Mutter ist gestorben. Ich bin 1942 geboren. Und es kam einfach nix mehr vom Vater. Keiner wusste, ist er tot? Ist er vermisst? Ist er gefangen? Ist er in Russland? Russland ist groß. Er war einer unter vielen Hunderttausend. Und meine Großmutter war die Einzige, die mich dann aufgenommen hat. Ich muss heute noch lachen, wir haben immer gesagt, die Familienreste. Es gab noch einige mehr oder weniger weitschichtige Verwandte, aber da wollte mich natürlich niemand haben. Die haben mich dann der Großmutter großzügig überlassen. Und dazu muss man auch sagen, bitte, die Frau hat zwei Weltkriege mitmachen müssen. Die war damals schon über 50, also für die damalige Zeit alt. Ich war noch so ein kleines Kind. Also ich war schon irgendwo eine Belastung für sie. Und außerdem war sie asthmakrank. Herz- und Lungenasthma. Ich hab's heute noch im Ohr, wenn sie geröchelt hat. Die hat manches Mal die ganze Nacht gekeucht und gehustet und gestöhnt. Wir hatten ja nur eine ganz kleine Wohnung, also mit nur einem Raum, und es war sehr kalt dort. Es gab kein Glas für die zerbrochenen Fenster. Man musste entweder Pappendeckel oder Holz oder irgendwas vernageln. Es gab nichts. Ich hab noch heute die Rede von Figl im Ohr. Das war kurz vor Weihnachten und da hat er gesagt, es gibt die historische Aufnahme heute noch: Wir können Euch nichts geben. Wir haben nichts. Kein Brot. Keine Kohle. Und kein Fensterglas. Wir haben nichts. Aber bitte glaubt an dieses Österreich. Ich muss heute noch weinen, wenn ich das höre.

Wo man hingeschaut hat, nur mehr Trümmer. Ich weiß noch, meine Großmutter hat mich immer müssen über die Schutthaufen drüber heben. Die Straßenbahn ist gar nicht oder nur stundenweise gefahren. Gas oder Strom hat's nur zu bestimmten Zeiten gegeben. Also die ganze Infrastruktur war beim Teufel. Es war alles zerstört. Und man musste die meiste Zeit zu Fuß gehen. Meine Großmutter hat mich halt mehr schlecht als recht durchgebracht irgendwie.

Was die Großmutter noch an Wertsachen gehabt hat, hat sie eingepackt und ist hamstern gegangen. Wenn sie Glück hatte, hat sie irgend so ein altes Lastauto mitgenommen ein Stück. Aber die meiste Zeit ist sie zu Fuß gegangen zu den Bauern. Die Bauern haben damals die Notlage der Leute hier in Wien sehr ausgenützt. Und manches Mal war's furchtbar. Hunger, Hunger, Hunger, nur Hunger. Ich war ja noch so klein. Jetzt hat mich meine Großmutter eingesperrt, ja? Weil wo hätte sie mich hingeben sollen? Und mein

Gott, ich bin halt ins Bett gesteckt worden und da war halt irgendwo ein Stück Brot oder vielleicht ein halber Apfel oder irgendetwas, was halt noch an Essensresten da war. Mit dem musste ich irgendwie auskommen. Und die Oma ist dann gegangen. Na ja und es hat dann schon manches Mal zwei, drei Tage gedauert, bis sie zurückgekommen ist, weil sie die meiste Zeit zu Fuß gehen musste. Und wenn sie die Militärpolizei erwischt hat, hat man ihr das weggenommen und dann brachte sie nichts zu essen nach Hause.

Zuerst hat sich niemand gekümmert, wie es meiner Großmutter und mir geht. Sie hat sich mühsam fortgebracht mit allen möglichen Arbeiten: Wäsche waschen, bügeln, nähen, wo sie halt ein paar Groschen verdienen konnte. Und dann hat man sie auch beschimpft, denn weil sie dieses Asthma hatte, konnte sie nicht bei den Trümmerfrauen mitarbeiten wegen dem Staub. Die wäre dort gestorben, ja? Und der Arzt hat ihr das Attest ausgestellt, dass sie das nicht machen kann. Und die haben sie natürlich trotzdem beschimpft: Die will sich drücken! Wie kommen wir dazu? und hin und her. Sie ist sehr angefeindet worden.

Und dann war's einmal so, ich war allein, mir war kalt, ich hab geweint. Da hat irgendjemand aus dem Haus die Oma angezeigt. Wer? Man kann sich's aussuchen. Und es war dann so, dass eines schönen Tages die Fürsorge, wie man damals gesagt hat, vor der Tür gestanden ist, also eine Fürsorgerin mit einem Chauffeur, und gesagt hat: Alles einpacken! Und die Oma hat mir gerade eine Milch gegeben, Magermilch allerdings, damals gab's ja nur Magermilch. Die hat sie mir gewärmt und ein Stückchen Brot. Und da hab ich grad einmal hineingebissen, und da hat die Fürsorgerin gesagt, Schnell, schnell, schnell! Die paar Habseligkeiten waren schnell eingepackt. Und die hat mich gleich genommen, am Arm da so gepackt und hinaus bei der Tür, runter und in so ein altes, ausgedientes Rettungsauto. Das war ganz schief und verbault, aber gefahren ist es. Und mit dem sind wir auf den Wilhelminenberg hinaufgefahren. Das war alles so von jetzt auf gleich. Und ich hab ja nicht gewusst, was überhaupt mit mir passiert. Ich hab dann geweint und diese Fürsorgerin hat gesagt, ich soll mein Maul halten. Ja wirklich! Und weil ich halt nicht aufgehört hab zu weinen, hat sie bedeutet, der Fahrer soll stehenbleiben. Und da ist sie so in dem Autositz auf und hat nach rückwärts gelangt und hat mir links und rechts ein paar Ohrfeigen gegeben. Und dann hat sie gesagt zu dem Fahrer, er soll weiterfahren. Na den hat das nicht berührt. Der ist halt dann wieder gefahren. Und dann vor dem Schloss sind wir stehengeblieben. Und da hat es dann angefangen.

Es ist ja wunderschön. Es liegt ja traumhaft. Sehn Sie, und das ist die Halle (die Erzählerin zeigt ein Prospekt vom heutigen Schlosshotel Wilhelminenberg) mit der Feststiege. Und da ist dann da gradaus das Restaurant, das war früher der Festsaal. Der ist nur einmal im Jahr aufgesperrt worden und das war zu Weihnachten. Und da, wo ich des Kreuzl gemacht hab, da ist früher ein Klavier gestanden, ein Bechstein Flügel. Weiß ich alles noch. Also ich kenn jede Sesselleiste dort. Und da bin ich gleich empfangen worden. Die haben da so eine Mappe gehabt, und die haben sie einer Frau übergeben und sind gegangen. Damit war ich der ausgeliefert. Und die hat mich dann gleich gepackt und durch den langen Gang geschleift und ich bin dann in diese erste Gruppe gekommen, weil ich war acht Jahre alt.

Es war eine ganz liebe Bedienerin dort. Wir haben immer Tante Grete zu ihr gesagt. Und der ist es ja auch so schlecht gegangen. Die war nämlich krank. Und die hat dieselbe Krankheit gehabt wie ich, nur bei mir ist es zurückgegangen. Bei mir sind früher die Augen so herausgehangen. Basedow.<sup>172</sup> Ich bin ja dann operiert worden. Jetzt ist alles in Ordnung, aber es ist so, ja, man hat eigentlich Gift im Körper (...). Und diese Tante Grete hat das auch gehabt, aber damals, mein Gott, es hat sich ja kein Mensch drum gekümmert. Im Gegenteil, die ist verspottet, beschimpft und sonst noch was worden. Die hat so viel mitgemacht dort. Und die hat uns noch getröstet. Und da haben wir so kleine Zettel geschrieben und die haben wir ihr heimlich zugesteckt. Und die hat sie dann weitergegeben an die Verwandten oder wer immer das war. Sie hat meine Großmutter auch gekannt und hat ihr das gebracht, was ich da schnell am WC aufgeschrieben hab.

Die Oma ist zur Polizei. Und jetzt sag ich Ihnen im Originalton eines Wiener Polizeiinspektors in der Maroltingergasse im 16. Bezirk. Sogn'S amoi Frau. Wos woin denn Sie eigentlich do? Hoiten'S uns doch net auf mit so an Bledsinn und san'S doch froh, wann der depperte Frotz wo unterbrocht is. Mein Gott na, a bissl tetscherln und a bisserl Eckerl stehn, da wird's net glei sterbn dran. Also mit diesen Worten hat er sie praktisch wieder hinauskomplimentiert. Eine Krähe hackt ja der anderen kein Auge aus. So war das. Und es hat niemand, es hat überhaupt niemand reagiert. Niemand, ja? Es ist

---

<sup>172</sup> Morbus Basedow: Autoimmunkrankheit der Schilddrüse, geht häufig mit einer Erkrankung des Auges einher, bei dem es zum Hervortreten des Auges kommen kann. Wir halten es für möglich, dass das Heraustreten der dunklen Augen in Erikas zartem Kindergesicht im ideologischen Kontext der Nachkriegszeit zur rassistischen Deutung dieses Aussehens als „jüdisch“ resp. „zigeunerisch“ beigetragen hat. Jedenfalls aber unterliegt das Kind im Heim – ähnlich wie „Tante Grete“ – dem notorischen Verdacht, fremd, anders, minderwertig zu sein.

dann zwar herumgemunkelt worden und herumgeredet worden. Ja, und wehren konnten wir uns nicht. Also zum Beispiel die Frage, Wie haben Sie das ausgehalten? Ja was hätt ich denn machen sollen? Wir waren ja alle gleichmäßig betroffen. Und wir hatten keine Alternative. Wo? Nirgends. Im Gegenteil, wenn wir geweint haben, sind wir noch mehr geschlagen worden. Und wir konnten mit niemandem reden. Und die haben ja aufgepasst während der Besuchszeit. Es wäre unmöglich gewesen. Und natürlich hätte ich der Oma manches Mal gern was erzählt, aber es ist nicht gegangen, weil wir ja ständig unter Beobachtung gestanden sind. Und ins Ohr flüstern schon gar net, weil da wär die Erzieherin sofort da gewesen. Und natürlich wollte ich das nicht auf's Spiel setzen, weil die Oma war der einzige Mensch, den ich hatte. Es war ja sonst niemand da. (...)

Da war zum Beispiel eine Lehrerin, die hat geheißen Anna Reh. Ich hab's zwar gesehn, weil ich bin ja daneben gesessen, dieses Mädchen ist ja auf der anderen Seite gesessen. Aber: Ich bin natürlich keine Medizinerin, die jetzt beweisen kann, dass das Kind tot war. Aber ich glaube es zu neunundneunzig Prozent. Die hat dieses Kind totgetreten in der Schulklasse. Jawohl. Also die (...) war anscheinend von ihren Launen abhängig (...) Es war in der Klasse ganz ruhig. Und da ist halt der Unterricht mehr oder weniger gelaufen und sie hat manches Mal herumgekreischt: Ich werd's Euch schon zeigen! Die hat halt den Bleistift dort liegen gehabt und der ist runter gefallen. Darauf ist die (Lehrerin) hingefahren wie eine Furie. Ich hab das Bild noch vor Augen. Sie hat dieses Mädchen bei den Zöpfen gepackt, hat es auf die Erde geworfen und mit den Schuhen überall getreten. Das Kind ist liegen geblieben ganz bleich, ich weiß es nicht, wie gesagt, ich bin kein Medizinerin. Aber es ist natürlich nachher viel geredet und gemunkelt worden heimlich, aber niemand hat sich was zu sagen getraut. Ja und dann ist sie einfach über dieses Kind drüber gestiegen, ist zur Tür und hat hinausgerufen auf den Gang, ob jemand da ist, da muss sich irgendjemand gemeldet haben und da hat sie gesagt, Ja, bitte gehn Sie hinunter in die Kanzlei der Heimleitung, im Klassenraum B5 ist etwas passiert! Und das war im Oberstock. Weil die Schule war innerhalb des Heims, ja? Da sind diese Tagesräume als Schulzimmer zweckentfremdet worden. Na ja, damit nichts nach draußen dringt, na? Und wie gesagt, da hat sie gesagt, sie sollen bitte die Rettung verständigen, nicht? Und dann ist sie wieder drüber gestiegen und der Unterricht ist weitergegangen. Wir waren entsetzt, geschockt (...) Es hat einige Zeit gedauert, und dann hat jemand geklopft an die Tür. Herein! Und da sind zwei Männer gekommen mit einer Tragbahre, die haben das Kind da hinaufgelegt, mit einer Decke zugedeckt und sind wortlos wieder abgezogen. Also waren die auch involviert. Weil das gibt es nicht, also ich glaub, dem einfachsten Sanitäter hat da

müssen was komisch vorkommen. Nicht? Ich mein, man hat zwar keine offenen Wunden gesehen, aber das sagt ja nichts. (...) Die ist nie wieder aufgetaucht. Nie wieder. Und ich hab ja viele Heime und auch viele Heimkinder gekannt und immer nachgefragt: Und hast Du die gesehen und hast Du die gesehen? Na, kenn i net, kenn i net, kenn i net. Die war und blieb verschwunden. Niemand hat je etwas gehört oder gesehen. (...) Es war uns natürlich verboten, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, das durften wir nicht, weil da kamen gleich sämtliche Drohungen. (...)

Zwei Mal in der Woche gab es die Bade- und Wäschetage. Und die Duschen waren unten im Keller (...) Vorher mussten wir uns ausziehen. Und da war also die Wäsche. Da kamen die Hemden, da die Hosen, da die Kleider, da die Strümpfe und alles, was es halt an Wäsche gegeben hat: das Handtuch, Taschentuch, Leintuch, Deckenkappe, Kopfpolster. Da musste man das einfach überall verteilen. So. Und dann haben wir so einen Bademantel gekriegt, darunter haben wir nix mehr angehabt, und Schlapfen und dann sind wir hinuntergeführt worden in die Dusche. Da war die Zeit ganz genau vorgeschrieben. Da wurden wir dann natürlich nachher geprüft, ob wir auch richtig sauber waren, nicht? Und wenn die gefunden haben, wir waren nicht genug sauber gewaschen, wurde das warme Wasser abgedreht und es blieb nur das kalte. Da wurde dasjenige Kind drunter gestoßen. (...) Und wenn dann alle endgültig fertig waren, haben wir wieder den Bademantel angezogen und sind wieder hinaufgeführt worden.

Und dann ging's in den Schlafsaal. Da lag auf jedem Bett schon so ein Binkel. Da war die Bettwäsche drin, da war ein Handtuch drin, da war Unterwäsche drin, da war ein Kleid drin, da waren Strümpfe drin. Also da mussten wir uns erst einmal anziehen. Wir mussten die Sachen nehmen, wie sie da drinnen waren, egal ob's gepasst hat oder nicht. Wir ham das müssen anziehen und fertig. (...) Da mussten wir Betten bauen, das kann ich heute noch, ja? Also zack zack. (...) Weil das Leintuch musste gespannt sein und das musste genau in Abständen die Polster und das und das, also furchtbar. Ja und wenn das nicht gepasst hat, wurde das wieder aufgerissen und man musste noch einmal, noch einmal, noch einmal. Na ja und dazwischen gab's Hiebe, Kniebeugen und Liegestütze zur Strafe natürlich. Na ja und bis das dann beendet war, dann habn die sich überlegt, womit sie uns noch strafen könnten. Und da habn sie dann einfach willkürlich entschieden, also die und die und die und die, die kriegen heute kein Essen. Ja? Und diejenigen mussten am Gang in einer Ecke stehen mit vorgestreckten Händen und da kam ein Holzlineal drauf. Wie lang? Keine Ahnung. Auf jeden Fall sehr lang.

Und wie gesagt, also die erste Nacht war so, mein Gott ja, es war die Angst und die fremde Umgebung, ich weiß es nicht. Ich hab dann furchtbar viel geweint und Angst gehabt. Es war alles so fremd. Am nächsten Morgen war die Katastrophe da. Mein Bett war nass. Fragen Sie mich nicht. Die hat mir des Nachthemd runter gerissen, hat mir es um den Kopf geschlagen, ich weiß nicht wie oft. Dann hat sie mich geohrfeigt. Mein Gesicht war ganz geschwollen. Und dann hat sie mich beschimpft. Ich war nicht die Einzige. Und dann ist noch eine Schwester gekommen, die hat sich die Anderen vorgenommen. Und noch eine. Und dann hat sie das nasse Leintuch genommen, hat es den Kindern umgehängt. Dann mussten wir hinaus über den Gang laufen, bloßfüßig, so wie wir waren. Und in der Halle auf dem kalten Marmorboden im Winter mussten wir dort stehn und sind beschimpft und noch einmal gedemütigt worden.<sup>173</sup> Im Winter ist jedes Mal, wenn die Tür aufgegangen ist, ein Schwall kalte Luft hereingekommen. Das hat niemanden gestört. Und da mussten wir stehn und stehn und stehn und stehn. Da hat man ja keinen Zeitbegriff. Wie soll man das jetzt erklären können. Jedenfalls, mir ist schwarz geworden vor Augen und mehr weiß ich nicht. Aufgewacht bin ich in einer Kammer auf einer Matratze. Auf einer nackten Matratze und man hat mir so einen Kittel übergezogen. Und oben am Plafond war eine nackige Glühbirne, nur auf so einem Draht hängend. Und das war die ganze Einrichtung. Ich hab nicht gewusst, wo ich bin. Und auf einmal ist die Tür aufgegangen und eine Schwester hat mir einen Becher hingestellt, da war Tee drinnen. Und oben auf hat sie mir eine trockene Schnitte Brot gelegt und ist wieder gegangen, wortlos. Ich hab versucht, ein Stückchen von dem Brot zu essen. Ich hab ja so Hunger gehabt. Ich konnte aber nicht schlucken. Mein Hals war wie zugeschnürt. (...) Und dabei war mir so schlecht, weil ich hab ja schon am Tag vorher kein Essen gekriegt und zu Mittag nicht und am Abend nicht. Und ich hab so Hunger gehabt. Aber es war unmöglich, es ist nicht gegangen. (...) Nach irgendeiner Zeit ist eine Schwester gekommen und hat mich da gleich so geschnappt und, Raus! Und dann hat man mich in die Gruppe zurückgeführt, hat mich hineingestoßen in den Waschraum. Da war nur kaltes Wasser. Da waren solche Blechrinnen. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen. Da waren die Wasserhähne nach der Reihe und da musste ich mich waschen. Und dann hat sie mich gepackt und hinein in den Schlafsaal, da hab ich mich müssen anziehen. Dann

---

<sup>173</sup> In ihrer handschriftlich verfassten Autobiographie schreibt Frau Thaler dazu: „Natürlich durften sie (die anderen Kinder) uns verspotten, auslachen, kleine Tritte verabreichen und auch das übrige Personal konnte sich so richtig austoben. (...) Dann musste ich meine Klasse betreten. Die Kinder fingen sofort an hinter mir herzutuscheln und zu spotten und auch die Lehrerin liess es sich nicht nehmen, bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, was für ein Schwein ich sei. Die ganze Klasse lachte dazu...“

hab ich müssen (...) mein Bett machen, und dann hat sie mich gepackt und in die Schulklasse geführt. Natürlich haben das dort alle gewusst, was ich angestellt hab. Und ich bin auch entsprechend verspottet worden. Aber ich konnte mich dagegen nicht wehren. Und dann bin ich halt im Unterricht gesessen. Na dann war die Schule aus und dann wurden wir wieder zurückgeführt in die Gruppe. Da hat man mich zwar zu dem Tisch gesetzt und hat mir auch den Teller mit dem Essen hingestellt, aber es ist wieder nicht gegangen. (...) Es ist alles wieder zurückgekommen und ich war so verzweifelt. (...) Dann haben sie mich wieder auf den Gang gestellt. Da bin ich wieder dort gestanden bis zum Abend. Jetzt hab ich immer Angst gehabt vor dem Schlafengehen. Erstens einmal, wenn die (Burschen) kommen und zweitens hab ich immer gezittert, dass das Bett ja nicht nass wird. Ich war verzweifelt. Mein Gott, diese Ängste, es war furchtbar ((weint)), es war grauenhaft.

Um Gottes Willen, ich verurteile niemanden, auf gar keinen Fall. Die Täter gehören verurteilt, nicht die Mädchen. Die meisten sind im Rotlichtmilieu gelandet. Ja, was soll's? Die haben keine Perspektive mehr gehabt. Ich hätt's ja auch nicht gehabt, aber es war so, mir hat einmal eine gesagt, Na geh, sei doch net so blöd und ja was willst denn Du jetzt was lernen und in die Schule gehn und das und jenes? Hab ich gesagt, Natürlich. Ich will irgendwann auch eine Zukunft haben. Das kann ja nicht so weitergehen. (...)

Interviewerin: Ist es Ihnen in allen Heimen so ergangen?

Erika Thaler: Na ja, Heim ist natürlich Heim. Aber es war dann etwas anders. Man hat uns dann weggeholt. Einzelne sind dann weggeholt worden in ein anderes Kinderheim. Dort wurden wir weder geschlagen noch beschimpft. Da kam die Gewalt von außen. Das war nämlich so: Da mussten wir in eine öffentliche Schule gehen. Aber die Leute und die Kinder, die wollten uns dort nicht haben. Dementsprechend hat man uns auch behandelt. Und in dem Kinderheim selbst - es existiert ja heute nicht mehr - es war im 17. Bezirk, in der Promenadegasse 11. Da stehen jetzt so riesige, klotzige Gemeindebauten. Dort war das Kinderheim.<sup>174</sup> Das war eine Villa. Daraus wurde eine jüdische Familie herausgeholt und die wanderte Richtung Auschwitz. Und dieses Kinderheim stand unter dem Schutz der Quäker. Diese Organisation, die früher in Amerika den Sklaven geholfen hat. Sei uns willkommen. Du kannst Dich hier wohlfühlen! Es war ein riesengroßer Garten. Wir konnten im Freien herumlaufen wie wir wollten, hupfen, springen, singen, tanzen. Und wir konnten raus und rein, wie wir wollten. (...) Also jedes Kind hatte ja seine eigene

---

<sup>174</sup> Gemeint ist das privat geführte „Therapieheim Dornbach“, in dem Erika Thaler insgesamt etwa zwei Jahre verbrachte, s. Anmerkung 115.

Geschichte, aber die hat niemanden interessiert. Wir haben dort zu essen gekriegt. Also die wurden von niemandem unterstützt. Weder vom Staat noch von der Kirche, ja? Und wir sind dann in den Wald gegangen und haben Bärlauch gepflückt, der heute teuer verkauft wird, den haben wir aus Hunger gepflückt, ja? Bucheckern gesammelt, Haselnüsse, Erdbeeren, Himbeeren, was es halt im Wald alles gibt, nicht? Im Herbst haben wir die Erlaubnis bekommen von den Besatzungsmächten, dass wir dort diese Bockerln aufklauben durften und auch kleinere Äste, so Bruchholz zum Heizen für den Winter. (...)

Interviewerin: Wie war das für Sie, als die Heimzeit zu Ende war?

Erika Thaler: Das war 1956, da bin ich eben dann in die Seegasse gekommen zu diesen Pflegeeltern. (...) Ich hab mich dort überhaupt nie wohlfühlt. Und ich hab zu diesen zwei Figuren (/) Das waren für mich keine Menschen. Die haben mich genauso geschlagen und geprügelt wie im Kinderheim. Es war gar kein Unterschied. Und natürlich haben sie mich auch ausgenützt. Meine gute Tante hat ja gewusst, dass es mich gibt. Aber ich war zu klein und sie wollte sich ja nicht mit einem kleinen Kind belasten. Aber wie ich dann schon groß war, da war ich eine sehr willkommene und vor allem kostenlose Haushilfe, ein billiges Dienstmädchen, ja? Deswegen hat sie mich genommen. (...) und natürlich haben sie auch Geld für mich gekriegt, Kindergeld, nicht? Dann eine Halbwaisenrente, was ich ja gar nicht gewusst hab. Weil mein Vater hat ja noch gelebt. Nur meine Mutter war tot. Und dann noch so eine Art Pflegegeld.<sup>175</sup> Also jedenfalls haben die sich ganz schön bereichert an mir. Und wie ich dann gearbeitet hab, hat man mir mein Gehalt weggenommen und ich konnte nichts dagegen tun. Es ist einmal oder zweimal eine Fürsorgerin zur Kontrolle gekommen, die war aber schnell wieder draußen. Die hat mich nur von Kopf bis Fuß angeschaut. Ich war zwar nicht hochmodern, aber sauber gekleidet, und schön frisiert und sauber gewaschen. Und dann hat die gefragt, wo ich schlafe und was ich halt zu essen bekomm, nicht? „Dann ist das Kind eh gut versorgt“ – und sie ist wieder gegangen.

Ich hab eine Gelegenheit (zur Flucht) genutzt. Ich bin gleich über den Schreibtisch hergefallen, hab meine Papiere herausgesucht. Dann hab ich mein kleines Pappköfferchen zusammengepackt. (...) und hab die Schlüssel genommen, die Tür zugeschlagen, abgesperrt und hab den Schlüssel unter die Türmatte gelegt und tschüss. (...) Ich bin einfach in meine Firma gefahren. (...) Ich war knapp 18 Jahre, also zwischen 18 und 19.

---

<sup>175</sup> Das Pflegegeld wurde von den Zieheltern nach zwei Jahren unentgeltlicher Pflege beim Jugendamt beantragt. Nach einer Begutachtung gewährte das Jugendamt im Oktober 1958 einen monatlichen „Pflegebeitrag“ von 145 Schilling.

Ich hab meinen ganzen Mut zusammengenommen (...) Mir sind die Tränen runtergeronnen, ich war total fertig, ich konnte fast nicht sprechen. Und mein Chef hat mich immer nur so entgeistert angeschaut. Ja Kind, ja Kind, was ist denn mit Ihnen los? Jetzt hab ich das halt so (/) stoßweise ist es halt aus mir herausgekommen. Dem seine Augen sind immer größer geworden. (...) Ja Kind, hat er gesagt, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Das ist ja furchtbar! (...) Kurzum, dieser Mensch hat mir geholfen. (...) Der hat das mit dem Jugendamt alles geregelt. Na ja, da haben alle gleich Buckerl gemacht. Er hat mich dann in einer kleinen Privatpension einquartiert auf Firmenkosten. (...) Und so hab ich es geschafft. (...) Ich hab gearbeitet. Ich hab mein Verdienst gehabt. Ich hab dann eine kleine Mietwohnung mir nehmen können und (...) ich hab sogar dann noch eine Gehaltserhöhung gekriegt. (...) Ich konnte eigentlich ganz gut leben damit. (...) mit der Zeit hat sich das dann irgendwie eingependelt. Ich muss sagen, ich hab nicht so schlecht gelebt. Ich bin auch ab und zu ins Kino gegangen oder ins Theater. (...) und auch manches Mal zu einem Konzert. (...) Aber wie gesagt, ja, wie soll ich sagen, ich war sehr froh, erleichtert und irgendwie frei! Also ich hab gewusst, es kann mir niemand dreinreden. (...) Also ich bin auf eigenen Beinen gestanden und das eigentlich recht gut. Nur mit den Herren der Schöpfung, die waren eher so auf einem Nebengeleise. Ja, ich hab mich unterhalten, aber nix weiter. Natürlich haben manche geglaubt, na ja, vielleicht geht was, na? Ich hab das aber gleich abgeblockt, und hab gesagt, Nein, das interessiert mich nicht. Ich war zwei Mal verheiratet, und der erste Mann war ja am Anfang recht nett und recht lieb und recht freundlich. Und so nach vier, fünf Monaten hätt er gemeint, Na ja, ich mein, irgendwann muss es zu irgendwas kommen. Und ich hab gesagt, Von mir aus aber nicht. Ich hab kein Interesse dran. - Na was bist denn Du für eine Frau? (...) Und irgendwann ist es halt einmal dann passiert, nicht, weil er ja keine Ruh gegeben hat. Nicht? Und es war das, was mir dann am meisten weh getan hat. Gut, er hat's nicht gewusst, (...) Aber wodurch das entstanden ist, das hat ihn überhaupt nicht interessiert. (...) Ich hab ihm's dann später versucht begreiflich zu machen, aber er hat nur mit den Achseln gezuckt. Und dann hab ich gemeint, Na ja, das war in dem Kinderheim. Sagt er, Erzöh ma nix, ich war selber im Kinderheim. Obwohl er schon viel später hingekommen ist, und zwar nach Eggenburg, er hat ja Eltern gehabt, ein ganz normales Elternhaus. Aber die Schwiegermutter, die ist ihm einfach nicht mehr Herr geworden. Und weil er ständig irgendwelche Sachen aufg'führt hat und gebockt hat in der Pubertät, so zwischen 13 und 14, hat's ihn g'schnappt und hat's ihn ins Heim überführen lassen! Und dort musste er dann bis 21 bleiben, na? Und da hat er auch einen Beruf erlernt und alles. (...)

Nach drei Monaten hab ich's gewusst: Ich bin schwanger. Wie komm ich aus dem Schlamassel raus? (...) Und meine Schwiegermutter hat zu mir gesagt, Du pass auf, das Kind muss ehelich werden! Na ja, es ist auch ehelich geworden. Ganz knapp. Am 27. Juli haben wir geheiratet und am 5. August ist das Kind zur Welt gekommen. Mein Herr Sohn Walter, der erste, sechs Kilo und 58 Zentimeter lang. (...) Na ja, wenn ich alle drei Kinder vom Gewicht her zusammenrechne, hab ich fünfzehn Kilo Kind auf die Welt gebracht ((lacht)).

## Amelie Laube: „Ich hab die Extreme erlebt!“

Eine zwanzigjährige Klagenfurterin fährt nach Paris. Im Haushalt einer adeligen Familie übernimmt sie die Aufgaben eines Kindermädchens und einer Gehilfin im Haushalt. Sie wird schwanger und bringt im März 1959 eine Tochter zur Welt. Über den Vater des Kindes ist außer vagen Gerüchten nichts bekannt. Es soll sich um eine kurze, vielleicht gewaltsame Beziehung gehandelt haben. Offenbar verliert die junge Mutter ihren Job im Haus des Grafen und übersiedelt nach Marseille. Aus nicht bekannten Gründen gibt sie die kleine Amelie dort in ein städtisches Kinderheim. 1961 kehren Mutter und Tochter nach Kärnten zurück. Die kleine Amelie wird von den Großeltern in Klagenfurt übernommen, damit die Mutter einer Arbeit nachgehen kann. Doch sind die Großeltern mit dem Kind überfordert, das nur Französisch versteht und nur wenige französische Sätze spricht. Nach einem vergeblichen Versuch, die Mutter des Kindes zu Hilfe zu rufen, schalten die Großeltern die Fürsorge ein. Amelie wird in das Kinderheim Feldkirchen gebracht. 1963 übersiedelt die Mutter mit dem Kind nach Wien, wo sie Amelie bei Pflegeeltern in Wien Ottakring unterbringt. Der Pflegeplatz ist vom Jugendamt nicht genehmigt; die hygienischen Verhältnisse sind, so wird es Amelie Laube selber erzählen (s. u.), katastrophal; das Kind ist verängstigt, weint viel und nässt ein. Die Pflegemutter steht kurz vor einer nächsten Geburt. Im August 1963 stellt das Bezirksjugendamt aus diesen Gründen den Antrag, die vierjährige Amelie in Gemeindepflege zu übernehmen:

„Die Mj. befindet sich seit 1. 3. 1963 in Privatpflege. Die Km (Kindesmutter) hat sie auf ihre Kosten bei der Familie Weber untergebracht, welche aber von ha. (hieramts) keine Bewilligung zum Halten eines Pflegekindes hat und auch nicht bekommen kann. Außerdem steht die Pflegemutter unmittelbar vor der Niederkunft.“<sup>176</sup>

Zu dieser Zeit ist die Mutter als Bibliothekarin im Französischen Leseraum in der Inneren Stadt, Walfischgasse 1, angestellt. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Kinderübernahmestelle verbringt Amelie eine Zeit im von geistlichen Schwestern geführten Kinderheim Am Himmel<sup>177</sup> und anschließend im ebenfalls privaten und von katholischen

---

<sup>176</sup> Bezirksjugendamt f. d. 16. Bezirk, Arnethgasse, an die Kinderübernahmestelle. Ansuchen der Kindesmutter (?) um Überstellung des Kindes in Gemeindepflege vom 14. August 1963, in der Akte des Jugendamtes.

<sup>177</sup> Kinderheim „Am Himmel“, 1190, Gspöttgraben 5, geführt von der Kongregation der Schwestern vom Armen Kinde Jesu; 60 Plätze, 3 Gruppen, für männliche und weibliche

Schwestern geführten Borromäum<sup>178</sup> in Biedermannsdorf. Im Oktober 1967 wird die nun achtjährige Amelie in ein von der Katholischen Kirche betriebenes Kinderheim in Laxenburg<sup>179</sup> gebracht. Im Herbst 1969 wird sie – offenbar wegen des bevorstehenden Wechsels in eine Hauptschule – in das städtische Kinderheim Pötzleinsdorf<sup>180</sup> transferiert. Von hier aus besucht sie den 1. Zug der Hauptschule in Wien 18, Alseggerstraße 45.

Regelmäßig überprüft das Jugendamt die Möglichkeit, das Mädchen seiner Mutter zurückzugeben. Im März 1968 notiert der Amtsleiter des Bezirksjugendamtes, die Mutter habe sich in der Mariahilferstraße 80 eine aus Zimmer Kabinett und Küche bestehende, ebenerdige Wohnung gekauft,

„die jedoch nur allernotdürftigst eingerichtet ist. Sie wird gleichzeitig von einem Bekannten der M., der Fotograf ist, als sehr bohemien-wirkender Ausstellungsraum verwendet. Die Mutter arbeitet im Österreichischen Verkehrsbüro und ist nicht in der Lage, die Mj vorläufig in Eigenpflege zu übernehmen. (...) Weitere Belassung in Gemeindepflege erforderlich.“<sup>181</sup>

Im März 1969 erscheint dem Bezirksjugendamt die Situation unverändert. Es meldet an die Kinderübernahmestelle – Anstaltsreferat, die Mutter

„scheint gar nicht die Absicht zu haben, das Mädchen in Eigenpflege zu nehmen, bewohnt ihre Wohnung mit einem Freund, von dem sie jedoch nicht spricht. Sie selbst ist

---

Kinder zwischen 2 und 6 Jahren, jede Gruppe wird von einer Ordensschwester geleitet, die von Kindergärtnerinnen oder Helferinnen unterstützt wird; Besuche nach Weisung der MA 11; Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch), MA 11 – Psychologischer Dienst, 1967 (Typoskript).

<sup>178</sup> Kinderheim Borromäum, 2362 Biedermannsdorf, Perlasgasse 10., geführt von der Kongregation der Schwestern vom hl. Karl Borromäus. Plätze für 140 Mädchen zwischen 3 und 15 Jahren; die Erzieherinnen sind durchwegs Schwestern des Ordens. Interne Volksschule und Hauptschule 2. Zug; Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch), MA 11 – Psychologischer Dienst, 1967 (Typoskript).

<sup>179</sup> Kinderheim Laxenburg; unter diesem Namen findet sich in den uns zur Verfügung gestellten Verzeichnissen des Jugendamtes kein Vertrags-Heim der Stadt Wien. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um ein Kinderheim der Kongregation der „Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz“ (auch „Kreuzschwestern“) in Laxenburg, Schlossplatz 15, 2361 Laxenburg. Es ist eine Kongregation nach franziskanischen Regeln.

<sup>180</sup> Kinderheim der Stadt Wien - Pötzleinsdorf, Wien 18, Pötzleinsdorferstraße 46; 56 Plätze für weibliche Jugendliche zwischen 6 und 19 Jahren, 2 Gruppen mit je 18 Mädchen, 1 Gruppe mit 20 Mädchen. Das Erziehungspersonal ist weiblich und weltlich. Alle Schulen extern. Berufsausbildung extern. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für den Dienstgebrauch), MA 11 – Psychologischer Dienst, 1967 (Typoskript).

<sup>181</sup> BJA f. d. 6./7. Bezirk, 29. 3. 1968, in der Akte des Jugendamtes.

ganztägig berufstätig und fühlt sich außerstande, am Abend die schwierige Aufgabe der Erziehung der Mj (Minderjährigen) zu übernehmen, zumal sie sehr auf eine Mittelschulausbildung des Mädchens drängt. Sie behauptet, wöchentlich einmal, Samstag, mit dem Mädchen zu lernen, und dies sei nach einigen Malen bereits sehr wirkungsvoll gewesen. Die Frau, die noch nie in ihrem Leben das Mädchen in Pflege gehabt hat ist sichtbar nicht imstande, echte Kontakte mit der Mj aufzunehmen. Ihre Entlassung in dieser problematischen Zeit wäre fsg (fürsorgerisch) nicht verantwortbar, wird aber auch nicht angestrebt.“<sup>182</sup>

Auch im März 1970 gibt das Bezirksjugendamt einen fast gleichlautenden Bericht. 1971 bemerkt eine Fürsorgerin des Bezirksjugendamtes, die nun zehnjährige Amelie stehe

„(...) derzeit in Opposition zur Erzieherin, sichtlich auch schon heimmüde und steht am Beginn einer Pubertätskrise. Beeinflussungsversuch.“

Im Juli 1972 berichtet die Fürsorgerin, die Mutter lehne die Übernahme des Kindes weiterhin ab. Sie halte „Kontakt zu ihrem Kinde und übernimmt es an den Ausgangstagen.“ Es sei „erforderlich“, Amelie im Kinderheim Pötzleinsdorf zu „belassen“. Als Amelie im Frühjahr 1973 das Ende der Schulpflicht erreicht, fordert die KÜST die neuerliche Überprüfung, ob das Kind bei „Angehörigen oder Bekannten des Kindes“ untergebracht werden könnte oder ob Amelie „probeweise zu den Eltern (sic!) oder in eine andere Familie in Fürsorgeerziehung eingewiesen“ werden könnte. „Da die Berufsberatung für die allernächste Zeit in Aussicht genommen ist, wird um dringende Erhebung ersucht.“<sup>183</sup> Das Bezirksjugendamt antwortet kurz darauf:

„Die Mutter Anna Laube verfügt nunmehr in 1010 Wien, Fleischmarkt 16 über eine entsprechende Wohnung und ist bereit die Minderjährige bis spätestens Schulbeginn 1973/74 in Eigenpflege zu übernehmen. Das Mädchen wurde durch sie bereits in zwei Handelsschulen angemeldet, die Mutter wird das Heim über den Termin der Aufnahmeprüfung verständigen. Mit Schulschluß (also im Juni 1973) kann die Mj. durch die Mutter noch nicht übernommen werden, weil die M (Mutter) nebenberuflich künstlerisch tätig ist (Galerieleiterin) und sich während des Sommers einige Wochen im

---

<sup>182</sup> Schreiben des BJA f. d. 6./7. Bezirk, Amerlingstraße 11, Wien 6, an die Kinderübernahmestelle – Anstaltenreferat, vom 17. 3. 1969, in der Akte des Jugendamtes.

<sup>183</sup> Ma 11 – KÜSt-Anst.Ref. an das Bezirksjugendamt, vom 17.4. 1973, in der Akte des Jugendamtes.

Ausland befindet.“<sup>184</sup>

Aus dem „Schulmündigkeitsbogen (Heime)“ vom 11. April 1973 aus der 4. Klasse Hauptschule, 1. Zug, in Wien 18, Alseggerstraße 45 erfahren wir: Der Schulerfolg sei „durchschnittlich“, Amelie sei „mitunter widerspenstig“, sie „betrachtet die Erwachsenen überaus kritisch“, sei „in der Gruppe beliebt“ und eine „gesunde, normal entwickelte 14-jährige“; ihr Berufswunsch sei es, im Fremdenverkehr zu arbeiten und deshalb eine Handelsschule zu besuchen. Sie sei „Linkshänderin, wendig, rasche Auffassungsgabe, bei konsequenter Führung ist mit einer Leistungssteigerung zu rechnen“.<sup>185</sup> Die „kommissionelle Berufsberatung“ kommt am 2. Mai 1973 im Kinderheim Pötzleinsdorf zu dem entsprechenden Ergebnis,

„(...) dass die Minderjährige die Handelsschule besuchen soll. Die Entlassung mit Schulschluß zur Mutter erscheint aus Platzgründen dringend geboten. Nach Anordnung von Herrn Direktor Neunteufl (Direktor der Kinderübernahmestelle) kann der von der Mutter gewünschte Aufenthalt in England nur von dieser privat bezahlt werden, da hierfür keine Kosten getragen werden können.“<sup>186</sup>

Nun drängt die Kinderübernahmestelle, Amelie endlich „aus Platzgründen“ in den Haushalt der Mutter zu transferieren, doch Amelie lehnt dies weiterhin entschieden ab. Der im August 1974 angelegte Akt des Bezirksjugendamtes enthält einen „Ausführlichen Bericht“ der zuständigen Fürsorgerin, der den Verlauf der Befürsorgung des Kindes seit seiner Ankunft in Wien kurz resümiert und eine etwas genauere Einschätzung der Mutter und des Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter gibt:

„Sie (Amelie) war zuerst in verschiedenen unbewilligten Pflegestellen und mußte am 14.8.63 in Pflege der Stadt Wien genommen werden, weil die Mutter das Kind nicht in Eigenpflege nehmen wollte und für eine anderweitige Unterbringung auch nicht gesorgt hat. Die Mj. war von 1963-65 im KH (Kinderheim) Laxenburg und von 1965-1973 im KH Pötzleinsdorf, wo sie mit üblichen Schwierigkeiten gut zu führen war. Die Mutter hat sich nur äußerst selten und wenig um ihr Kind gekümmert und hat es am 1. 8. 1973 in Eigenpflege übernommen. Die Mj. verstand sich mit der Mutter von Anfang an nicht,

---

<sup>184</sup> BJA 1/8/9 an die Kinderübernahmestelle – Heimfürsorge, vom 25. 4. 1973, in der Akte des Jugendamtes.

<sup>185</sup> Schulmündigenbogen (Heime) v. 11. 4. 1973, in der Akte des Jugendamtes.

<sup>186</sup> Schreiben MA 11 – KÜST an das Bezirksjugendamt für den 1./8./9. Bezirk, 7. 5. 1973, in der Akte des Jugendamtes.

zumal diese absolut verständnis- und gefühllos dem Mädchen gegenüber war und ihrem leicht sadistisch veranlagten Lebensgefährten ganz hörig ist. Nach einem Monat wollte sie (Amelie) wieder ins Heim zurückkehren, und die Streitigkeiten und Reibereien mit der Mutter und dessen (sic!) Lebensgefährten brachten das (15jährige) Mädchen dazu, einen Antrag auf Heimunterbringung beim Vormund (= Berufsvormundschaft / Bezirksjugendamt) zu stellen (2.4.74), den sie dann widerrief. Sie versuchte auch als Fotomodell in BRD eine Stellung zu bekommen und torpedierte den Antrag der Mutter zur Bestellung als Vormünderin. Am 18. 8. 74 entschloß sich das Mädchen nach einem Erziehungsversuch der Mutter (sie durfte den ganzen Tag im Bad nicht ins Bassin, weil sie ihre Badehaube vergessen hatte) nicht mehr in die Wohnung zurückzukehren und flüchtete in ihr ehemaliges Heim (Pötzleinsdorf). Da die Mutter die Minderjährige nicht mehr zu Hause aufnimmt, stellt das gefertigte Amt den Antrag die mj. Amelie Laube in Pflege der Stadt Wien zu nehmen und in der „Stadt des Kindes“ unterzubringen. Psych. (Psychologisches) Gutachten wird nachgereicht.<sup>187</sup>

Das angeforderte psychologische Gutachten verfasst dann Dr. L. vom Psychologischen Dienst. Dieses Gutachten aus dem Jahr 1974 unterscheidet sich von den Gutachten aus den 1950er und 1960er Jahren in seinem sprachlichen Duktus und durch die sensiblere Einlassung des Gutachters auf die Perspektive des Kindes. Offenbar verändert sich mit dem Diskurs der Fürsorge (s. dazu Kapitel I) auch die Schreibweise der im Jugendamt angestellten PsychologInnen ab Mitte der 1970er Jahre. Der Gutachter hütet sich, die ledige Mutter zu diskriminieren; er enthält sich jeder Kritik an der Mutter, die ihr Kind nie selber betreuen wollte.

„Grund der Vorstellung: Minderjährige lehnt Verbleib bei der Mutter ab und ersuchte um Heimunterbringung. Anwesend: Mutter, Minderjährige.

Körperlich altersentsprechend entwickeltes, in seiner geschmackvollen Erscheinung recht gepflegt wirkendes, laut seinerzeitiger Testung durchschnittlich intelligentes Mädchen, dessen später Eingliederungsversuch in die Familie der Mutter (sic!) nunmehr als gescheitert anzusehen ist. Sicher lagen von vornherein Erwartung und Bereitschaft zu Entgegenkommen und Verstehen bei beiden – Mutter und Mädchen – beträchtlich auseinander, und so dominiert derzeit nur eine allgemeine Enttäuschung, bei Amelie auch starkes Fluchtstreben („alle Brücken abbrechen“).

---

<sup>187</sup> Bezirksjugendamt f. d. 1/8/9. Bezirk. An die Kinderübernahmestelle der Stadt Wien, 9 Lustkandlgasse 50, 1090 Wien, vom 20.8.1974, in der Akte des Jugendamtes.

Amelie verbleibt weiterhin bei ihrem Wunsch nach Heimunterbringung (derzeit befindet sie sich – als Übergangslösung – im Kinderheim Pötzleinsdorf, wohin sie sich geflüchtet hat; trotz ihrer langen Heimvergangenheit konnte sie offensichtlich doch tragfähige persönliche Bindungen in diesem Heim aufbauen (sic!), bittet auch inständig, von dem hier im Rahmen der Erziehungsberatung geplanten gemeinsamen Gespräch mit ihr und der Mutter Abstand zu nehmen. Neuerdings (sic!) Heimunterbringung ist zu empfehlen, nötigenfalls mit pflegschaftsbehördlicher Genehmigung. In Frage käme jedes indifferente Lehrmädchenheim. Wien, 1974 08 22. Dr. L.“<sup>188</sup>

Bemerkenswert scheint uns vor allem die Bemerkung des Gutachters, Amelie habe „trotz ihrer langen Heimvergangenheit“ „tragfähige persönliche Bindungen in diesem Heim“ (Pötzleinsdorf) aufbauen können. Dass dies zutrifft, werden die später auszugsweise wiedergegebenen Erzählungen Amelies bestätigen, leider aber auch, dass neben einigen liebevollen Erzieherinnen eine sadistische und eine sexuell missbrauchende Erzieherin in diesem Heim beschäftigt sind. Da die Mutter die schriftliche Zustimmung zu einem neuerlichen Heimaufenthalt Amelies verweigert, beantragt das Bezirksjugendamt – offensichtlich um den Wunsch des Kindes gegen die Mutter durchzusetzen – Gerichtliche Erziehungshilfe (GEH) und bringt dies der KÜST zur Kenntnis.

Wie der Erzählung von Amelie Laube zu entnehmen ist, wird sie – wohl in bester Absicht, aber gegen ihren ausdrücklichen Willen – aus dem Heim Pötzleinsdorf „herausgerissen“ und noch im August 1974 in die Stadt des Kindes in der Weidlingau, Wien 14, Mühlbergstraße 7, „transferiert“. Dies erfolgt u. a. deshalb, weil die 1974 eröffnete Stadt des Kindes – ein sozialpädagogisches Reformprojekt der Stadträtin Jacobi<sup>189</sup> – mit dafür „geeignet

---

<sup>188</sup> Magistrat der Stadt Wien. Magistratsabteilung 11 – Jugendamt. Psychologischer Dienst, Befund und Gutachten, 22. August 1974. In der Akte des Jugendamtes.

<sup>189</sup> Maria Jacobi (1910-1976), Gemeinderätin und erste amtsführende Stadträtin in Wien; leitet zwischen 1930 und 1934 Jugendheime; von 1959 bis 1973 ist sie amtsführende Stadträtin (Verwaltungsgruppe IV, Wohlfahrtswesen. Sie fördert den Neubau von Kindergärten, die Einrichtung von „Clubs“ in Pensionistenheimen der Stadt und auch die Errichtung der „Stadt des Kindes“. Den Architekturwettbewerb gewinnt der Architekt Anton Schweighofer. Er erarbeitet ein bauliches Konzept, das die Mitnutzung von Gemeinschaftseinrichtungen durch die BewohnerInnen des Stadtteils Weidlingau vorsieht. Dies verbindet sich mit der sozialpädagogischen Idee, die in der Anlage untergebrachten Kinder nicht zu isolieren, geschweige denn einzusperren. Sie sollen in der Freizeit, durch den Besuch öffentlicher Schulen und durch Berufslehren mit den Kindern der Umgebung kommunizieren können. Dieser Teil des Konzepts scheidet dann größtenteils an der Berührungsangst von Eltern, die in bevorzugter Lage am Rand von Perchtoldsdorf in der Nähe der Anlage wohnen. Stefan Apfl schreibt dazu rückblickend in der Stadtzeitung Falter: „Immer mehr Aufsteigerfamilien ziehen in den frühen 90ern in die grüne und ruhige

erscheinenden“ Mädchen aus diversen städtischen Heimen ‚gefüllt‘ werden soll. Die „Stadt des Kindes“ in Weidlingau, an der westlichen Stadtgrenze zu Purkersdorf, wird 1974 eröffnet. Amelie ist eines jener Kinder, die für die erste Besiedlung ausgewählt werden. Es sollen zunächst nur „geeignete Kinder“ aufgenommen werden, wie auch die ErzieherInnen sorgfältiger als sonst aus einer größeren Anzahl von Bewerbungen ausgewählt werden. Dieses ‚Ausleseprinzip‘ soll gewährleisten, dass sich in der neu eröffneten Stadt des Kindes eine erfolgreichere sozialpädagogische Arbeit herstellen lässt als in den alten Großheimen der Stadt.

Die Stadt des Kindes wird von einem privatrechtlichen Verein geführt. Anders als in den übrigen städtischen Heimen, die das Jugendamt mit Kindern und Jugendlichen beschickt, versuchen die hier arbeitenden ErzieherInnen und PsychologInnen, auf die Auswahl der Mädchen Einfluss zu nehmen (s. ExpertInneninterview 1). Die Idee, die Kindergruppen im Heim nach (sozial)pädagogischen und psychologischen Gesichtspunkten zusammenzustellen, finden wir schon 1951 in der sich auf den Psychoanalytiker August Aichhorn berufenden privaten Initiative des Therapieheimes Dornbach.<sup>190</sup> Amelie wird gegen ihren erklärten Willen vom Heim Pötzleinsdorf in die Stadt des Kindes „transferiert“. Offenbar passt sie nach Auffassung der Erzieher und PsychologInnen in dieses neue Heim. Ein anderer Grund dürfte sein, dass sie die für das Heim Pötzleinsdorf vorgesehene Altersgrenze (14 Jahre) erreicht hat. Hingegen ist die Stadt des Kindes speziell darauf ausgerichtet, Lehrlinge aufzunehmen. Amelie Laube erhält eine Lehrstelle im Verkehrsbüro auf dem Karlsplatz, wahrscheinlich mit Hilfe ihrer sonst wenig an ihr interessierten Mutter, die eine Zeit lang im selben Verkehrsbüro angestellt ist. Die pädagogische Leiterin der Stadt des Kindes schreibt im Juni 1975 über Amelie:

„Amelie ist ein intelligentes, mit vielen persönlichen Schwierigkeiten behaftetes Mädchen. Sie ist dadurch oft aggressiv, aber nur, um ein entsprechendes Maß an Zuwendung zu erhalten. Im

---

Nachbarschaft rund um das Kinderheim. Die Eltern verbieten ihren Sprösslingen den Umgang mit „Heimkindern“ und fordern getrennte Zimmer auf Schulschickkursen. Die SdK-Leitung reagiert ihrerseits mit Abgrenzung, die jungen Bewohner werden zusehends von der Außenwelt isoliert. Nun kommen nicht mehr nur „die braven Kinder“ hierher, während sich auch die Wartezeit auf einen Erzieherposten verkürzt und die ersten Modellwohngemeinschaften die Aufmerksamkeit in der Wiener Fachwelt erregen. Außerhalb der SdK machen Erzählungen von Drogenringen und Gewalt (sic!) die Runde, drinnen wehren sich die Erzieher gegen die Heimreform, weswegen ihnen im Rathaus bis heute ein Rebellenimage anhaftet. Weshalb das Vorzeigeheim innerhalb weniger Jahre vieles von seinem guten Ruf einbüßt, warum sogar von einem „Problemheim“ die Rede ist, können selbst ehemalige Bewohner und Erzieher rückblickend nicht erklären.“

<sup>190</sup> Siehe oben.

Internat findet sie nur zu wenigen Mädchen Kontakt. Den Betreuerinnen gegenüber verhält sie sich eher skeptisch.<sup>191</sup> Die Arbeitssituation bewältigt sie positiv, in der Schule gehört sie zu den Besten. Der Besuch zur Mutter findet nur fallweise statt.“<sup>192</sup>

Im November 1975 verfasst die zuständige Fürsorgerin des Bezirksjugendamtes für den 1., 8. und 9. Bezirk einen „GEH-Terminbericht“<sup>193</sup> (GEH: Gerichtliche Erziehungshilfe) an die Kinderübernahmsstelle. Sie beschreibt das Verhältnis zwischen Mutter und Amelie als

„im Grunde *ambivalent* und es scheint sich nur langsam – nach *Ausschaltung* des Lebensgefährten der Mutter – zu normalisieren. Es besteht meist guter Besuchskontakt. Das Mädchen möchte sich verselbständigen, will aber auch *der Mutter nicht in die Hände fallen* (sic!) und so verbleibt sie bis auf weiteres im ‚*Freiraum*‘ des Heimes. Eine Entlassung scheint für die nächste Zeit nicht wahrscheinlich.“<sup>194</sup>

Im November 1976 erfolgt ein weiterer, ähnlich lautender „Entwicklungsbericht“, der mit dem Satz endet: „Amelie wird auch ausserhalb des Heimes keine Schwierigkeiten haben.“ Ein Situationsbericht des Bezirksjugendamtes an die KÜST – ebenfalls im November 1976 verfasst – bemerkt, dass die Minderjährige „weiterhin nicht (zu) ihrer Mutter (in deren Wohnung in Wien Innere Stadt) ziehen (will) und eine andere Unterbringungsmöglichkeit besteht derzeit nicht. Die Minderjährige wird im Sommer (1977) selbsterhaltungsfähig.“ Am 1. August 1977 wird Amelie, achtzehn Jahre alt und damit „selbsterhaltungsfähig“ geworden, aus der Stadt des Kindes „zur M. (Mutter) entlassen“. Doch bleibt sie nur wenige Wochen. Sie geht (ähnlich wie seinerzeit ihre Mutter nach Paris ging) nach England, und finanziert ihren Aufenthalt als Kindermädchen in einem privaten Haushalt.

Nach ihrer Rückkehr nach Wien vermittelt ihr ein Bekannter einen Wohnplatz in einem

---

<sup>191</sup> Diese wohl zutreffend bemerkte „Skepsis“ ist auf die langjährige, höchst verschiedene, zum Teil aber schwer belastende Erfahrung des Kindes mit Erzieherinnen in mehreren klösterlichen und städtischen Kinderheimen zurückzuführen; siehe unten die Erzählung von Amelie Laube.

<sup>192</sup> Schreiben von Stadt des Kindes an das Bezirksjugendamt f. d. 1. 8.9. Bezirk, vom 19. 6. 1975, in der Akte des Jugendamtes.

<sup>193</sup> GEH: Gerichtliche Erziehungshilfe.

<sup>194</sup> Schreiben BJA 1/8/) an die Kinderübernahmsstelle z. H. Frau Fsg. Reznicek, Lustkandlgasse 50, 1090 Wien, 1975-11-05. Kursivsetzungen vom Verfasser. Bemerkenswert ist die Einschätzung der Fürsorgerin, das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter sei ambivalent; der Lebensgefährte der Mutter, der an anderer Stelle von einer Fürsorgerin als „sadistisch“ beschrieben, nun „ausgeschaltet“ worden sei ; interessant auch die ironische Bezugnahme auf das Heim, das der Fürsorgerin angesichts der Konflikte zwischen Mutter und Tochter als „Freiraum“ erscheint, wobei sie es nicht verabsäumt, den Begriff in Anführungszeichen zu setzen.

Lehrlings- und Gesellenheim in Ober St. Veit. Sie beschreibt die folgenden Jahre als die schönste Zeit ihres Lebens. Sie reist viel. Dann wird sie schwanger. In der 14. Schwangerschaftswoche wird ein Gebärmutterhalskrebs festgestellt, den Frau Laube auf die wiederholten Misshandlungen am Genital durch eine Kinderschwester im „Kinderheim Laxenburg“ zurückführt. Sie wird erfolgreich operiert und sechs Monate später kommt das Kind gesund zur Welt.

Heute deutet Amelie Laube ihr bisheriges Leben als einen fortwährenden Kampf. Im Gespräch präsentiert sie sich als eine starke Frau, die durch ihren kämpferischen Mut letztlich meistens erreicht, was sie will. Sie arbeitet in einer Personalvermittlung und nebenbei auch als Coach und Lebens- und Sozialberaterin. In diesem Nebenberuf versucht sie junge Leute zu motivieren das zu tun, was ihnen Spaß macht – auch eine Lehre aus ihrem eigenen, nur selten glücklichen Leben. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>195</sup>

\*\*\*

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich das erste Mal im Heim war, weil ich wirklich sehr sehr klein war. Also es war so: Meine Mutter ist ledig und die war in Frankreich Haushälterin und Kindermädchen und ist halt schwanger geworden. Deshalb bin ich auch in Paris geboren. Vom Vater gibt es verschiedene Variationen, die ich immer wieder höre: Einmal war's eine Art Vergewaltigung, dann war's wieder eine kurze, lose Freundschaft, und nachdem sie ihm gesagt hat, dass sie schwanger ist, ist er verschwunden. Ich hab keinen Namen, ich hab kein Bild, ich hab gar nix. Es ist ein dunkler, schwarzer Fleck. Ich weiß es nicht und sie weiß es angeblich auch nicht, wie er heißt, sonst hätt ich ihn schon längst gesucht, ja? Sie ist dann wie ich circa zweieinhalb Jahre alt war, zurück nach Österreich mit mir. In der Zeit, wo ich in Frankreich mit ihr war, bin ich angeblich das erste Jahr bei ihr gewesen, weil die Gräfin, bei der sie gearbeitet hat, die hat auch ein zweijähriges Kind gehabt. Und dann aber nach einem Jahr – das ist ihre Schilderung – hat sie mich zu Frauen gegeben und hat mich nur einmal im Monat besucht. Und dann ist sie nach Marseille gegangen. Und also ich bin da schon sehr schnell herumgereicht worden. Meine Mutter kommt aus Klagenfurt und ist dann direkt von Frankreich nach Klagenfurt zu ihrem Vater und ihrer Stiefmutter und hat mich dort kommentarlos abgeliefert und ist

---

<sup>195</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 24. März 2011, 17.00-19.30 Uhr.

verschwunden. Sie ist nach Wien, um eine Arbeit zu finden. Und jetzt mit zwei, zweieinhalb - ich hab ja nur Französisch verstanden; ich hab schon recht viel gesprochen angeblich - und ich hab überhaupt nicht verstanden. Und ich hab also angeblich immer nur great (geweint) und überhaupt nicht verstanden, was die wollen von mir. Und die haben mich nicht verstanden. Das war meinen Großeltern zu viel. Sie haben angeblich der Mutter geschrieben und meine Mutter hat damals nicht reagiert, hat einfach nicht reagiert. Und jetzt haben sie (die Großeltern) die Fürsorge informiert und (...) ich bin in ein Heim in Kärnten gekommen. Und da war dann irgendeine Epidemie und dann bin ich in ein anderes Heim in Kärnten gekommen. Dann hat sich meine Mutter doch wieder gemeldet. Die in Kärnten haben gesagt, Moment einmal, das Kind gehört ja gar nicht uns, das gehört nach Wien in die Fürsorge. Und ich bin nach Wien gekommen. So irgendwie war das. Ganz genau weiß ich es nicht. Da war ich das erste Mal in der Kinderübernahmestelle. Und von der Kinderübernahmestelle kam ich dann zu vier oder fünf Pflegeeltern und immer wieder zurück in die Kinderübernahmestelle. Ich wurde zwei Mal zurückgebracht, weil ich komplett verwahrlost war. Man hat mich komplett verwahrlost aufgefunden. Ich hab immer nur geplärrt und ins Bett ge- ge- (/) und in die Hose und ich weiß nicht was. Also die kamen mit mir nicht zurecht. Und dann bin ich mit circa vier (Jahren) von der Stadt Wien - das möchte ich betonen, ist ganz wichtig - von der Stadt Wien nach Laxenburg verfrachtet worden. Laxenburg war damals ein Kloster mit Nonnen und da gab's nur eine Gruppe mit circa 15, 20 Kindern, alle im Vorschulalter, bis zur Schule.<sup>196</sup> Da hab ich die schrecklichste Erinnerung daran, weil so viel geschlagen, gequält, sexuell auch missbraucht und in in (//) Ja? Also das ist eine eine ((räuspert sich)) eine Erinnerung, die mich immer wieder einholt. Weil das wirklich ganz ganz schlimm war, diese Gewalt, die ich dort erlebt hab. Das hab ich auch mit der Kirche geklärt. (...) Das ist für mich erledigt jetzt, ja?

Dann bin ich (mit sechs Jahren, RS) von Laxenburg nach Pötzleinsdorf. Da war ich acht Jahre, von sechs bis vierzehn. Und da hab ich auch furchtbare Dinge erlebt, vor allem eine wirklich un- (/) eine eine sadistische Erzieherin, wie ich noch sehr klein war, also im Volksschulalter. Und dann später eine Frau, die mich auch sexuell missbraucht hat, wie ich zwölf Jahre alt war. Und dann wars so, dass ich ein Jahr zu Hause war. Also meine Mutter hat mich nach Hause geholt. Und sie hat damals einen Lebensgefährten gehabt, den ich überhaupt nicht mochte. Ich glaub, mit meiner Mutter alleine wärs irgendwie gegangen, ja? Aber der Lebensgefährte war

---

<sup>196</sup> Es handelt sich höchstwahrscheinlich um ein Kinderheim der Kongregation der „Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz“ (daher auch „Kreuzschwestern“), eine Kongregation nach franziskanischen Regeln. Laxenburg, Schlossplatz 15, 2361 Laxenburg, Niederösterreich.

dermaßen sadistisch und hat mich auch irrsinnig viel geschlagen und meine Mutter hat leider zugeschaut oder hat das verdrängt oder hat sich nicht dazwischen geworfen. Also das war ganz schlimm. Und ich bin dann von zu Hause drei Mal abgehaut und bin dann irgendwann einmal wieder in Pötzleinsdorf gelandet und beim dritten Mal hab ich gesagt, ich geh nicht mehr zurück. Ja?

Und es war auch so, dass meine Mutter eingereicht hat, dass sie die Vormundschaft bekommt und ich hab den Brief Gott sei Dank abgefangen zu Hause, dann über dem Dampf geöffnet und hab gesehn: Antrag oder Einreichung Vormundschaft. Na ja aber sicher nicht, ja? Und hab Schul gestangelt und bin auf's Jugendamt gegangen und hab dann meinen Vormund gesprochen. Der war irrsinnig klasse, ja? Ich war damals 14; ich hab gesagt: Ich rauch, darf ich rauchen? Der sagt, Ja, Du darfst rauchen. Und ich hab gesagt: Ich möchte nicht, dass meine Mutter die Vormundschaft bekommt. Weil wer weiß (//) Es geht mir überhaupt nicht gut zu Hause. Und ich möcht aber auch nicht, dass sie weiß, dass ich jetzt bei Ihnen war und so weiter. Und das war wirklich klasse, der hat die Vormundschaft (der Mutter) abgelehnt, ja? Und meine Mutter hat sich irrsinnig lang gewundert, warum sie abgelehnt worden ist, weil es war eine Wohnungsbegehung und es waren Interviews und blablabla. Und dann trotzdem eine Ablehnung. Ja? Der war klasse, der Vormund, der war sehr nett.

Ja und dann war ich also in Pötzleinsdorf und in der letzten Gruppe, wo ich war, da hab ich mich relativ wohlgefühlt. Da hab ich auch meine Lieblingserzieherin gehabt. In diesem Jahr, wo ich zu Hause war, hat's mit der Schule überhaupt nicht geklappt. Ich hab dann entschieden, ich mach eine Lehre, und wollte also die Lehre unbedingt in Pötzleinsdorf machen und da hat sich aber die Stadt Wien total quer gestellt, hat gesagt, ich muss in die Stadt des Kindes. Ja? Also ich wollte überhaupt nicht in die Stadt des Kindes, ja? Pötzleinsdorf war trotz allem - vor allem die Dreier-Gruppe (//) Es gab drei Gruppen und die Dreier-Gruppe, da waren die Größten, und da hab ich mich wirklich relativ wohlgefühlt. Und man hat mich wirklich weggerissen, ja? Man hat mich wirklich weggerissen, hat gesagt, nein, ich muss in die Stadt des Kindes, weil die wurde gerade neu eröffnet und man brauchte unbedingt Mädchen. In der Stadt des Kindes gab es zwanzig Gruppen, die durchmischt waren mit kleinen Kindern,<sup>197</sup> mit Schulkindern. Und dann gab's zwei große Gruppen für Lehrlinge, Burschen und Mädchen. Und dieses Internat, dieses Heim musste man befüllen mit Mädchen, die also

---

<sup>197</sup> Man bezeichnet das als „Familiengruppen“. Die Gruppen bestehen aus zehn Kindern verschiedenen Alters, die jüngsten 5, die ältesten 19 Jahre alt. Die Idee ist, die Geschwisterreihe in Familien nachzuahmen, um die Heimgruppe an das Modell der Familie anzunähern; vier ErzieherInnen betreuen abwechselnd die Gruppe; s. Kapitel IV, Experteninterview 1.

eine Lehre machen. Jetzt hat man aus allen möglichen Heimen die Mädls zusammengekratzt. Und es waren sehr viele sehr unglücklich. Die wollten gar nicht dorthin. Ich auch nicht. Und ich war auch nicht sehr glücklich in der Stadt des Kindes, weil die Leiterin war ein Riesen Arschloch.

Ja, dann war ich dort bis 18. Da hab ich gesagt, Also nach Hause geh ich sicher nicht, kommt nicht in Frage. Gemeindewohnung hab ich auch nicht gekriegt, also null Unterstützung. Und dann hab ich beschlossen, Na guat, dann geh ich gleich nach dem Ende der Lehre nach England und mach Au Pair. Und war dann in England, ja?

Also bis zu meinem sechsten Lebensjahr hab ich sicher 15 Stationen durchlaufen. Und an meine letzte Pflegefamilie kann ich mich sehr gut erinnern - das sind so meine frühesten Erinnerungen, da muss ich drei Jahre gewesen sein - und die hat mich sehr viel geschlagen. Ja? Die hat mich sehr viel geschlagen. Ich hab nur die Erinnerung, ich hab furchtbar viel Durst gehabt - da war's heiß - ich hab Durst gehabt, ich hab Hunger gehabt, ich wurde geschlagen, die Wohnung war dunkel, ich hab mich überhaupt nicht wohl gefühlt. Sie hat einen fast gleichaltrigen Buben gehabt und das war ganz schlimm. Also das war ganz schlimm. Und da hat man mich auch weggenommen von der, ja? Also auch die Auswahl der Pflegeeltern war katastrophal, muss man sagen, war katastrophal. Also zwei Mal mich verwaorlost vorzufinden aufgrund einer angekündigten Kontrolle der Fürsorge (/) also ich möcht nicht wissen, was ich da alles erlebt habe, ja? Möcht ich nicht wissen, ja? In meinem eigenen Kot sitzend, komplett verdrecks, ja. Also möcht ich nicht wissen, was mir da alles passiert is. Gott sei Dank weiß ich's nicht. Nicht bewusst. (...)

### *Sexualisierte Gewalt bei den Kreuzschwestern in Laxenburg*

Na ja und dann verschiedene Stationen eben - eben dieses Laxenburg, (mit) krankenhausreifen Verprügelungen mit allen möglichen Gegenständen, nackt ausziehn und wirklich verdroschen werden. Also das kann man sich nicht vorstellen. Ja? Das kann man sich wirklich nicht vorstellen. Und ja sexuell halt (//) Die eine Schwester hatte immer wahnsinnig viel gehaut. Gut, das ging ja noch, aber dieses Verprügeln. Das heißt, da musste man ins Badezimmer. Das war weiß gekachelt, ich weiß noch genau, wie es aussieht. Und dann mussten wir uns ausziehn oder sie hat uns dann schnell schnell ausgezogen. Und wir mussten in die Badewanne und dann kam sie schon mit dem Besenstab - also wirklich eine Verprügelung, das ist unglaublich. Und wenn sie's ganz besonders arg gemacht hat, dann hat sie uns umgedreht.

Dann hat sie uns bei den Füßen gehalten, ja? Hat so gehalten und hat so ((deutet)) geschlagen und und und und ich hab halt dann immer wieder den Besenstiel in meiner Scheide gehabt, ja? Da war ich vier, fünf. Musste ich mich extra so hinsetzen, Beine spreizen und hinein damit, ja? Also das sind Dinge, das kann man sich nicht vorstellen, ja? Ich hab der Kirche gesagt, ich möchte unbedingt - das hat sogar der vorgeschlagen, der mit mir auch das Interview geführt hat - ob ich jemanden von dem Orden sprechen möchte. Weil ich hab sogar ein Bild von der (Schwester) von damals, wo die Schwester mit der Tracht auch drauf ist, und man müsste das ja (/) Ich hab gesagt, ich weiß nicht (/) weiß nimmer mehr, ob das Domini- (/) Keine Ahnung, ja?<sup>198</sup> Und der hat gesagt, da würde er recherchieren und ob ich ein Gespräch mit dem Ordensvertreter (/) Hab ich gesagt, mit dem würd ich sehr gern reden, ja. Mit dem würd ich sehr gern reden. Aber das hat leider nicht stattgefunden. Ich glaub, sich dem zu stellen (/). Also wie gesagt, da bin ich wirklich sehr viel also wirklich halb tot geprügelt worden und mit dem Essen gezwungen worden und mit dem Kopf in den depperten Topfen hineingesteckt worden und (/) Also stellen Sie sich grausliche Dinge vor, die man sadistisch mit ganz kleinen Kindern macht. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können. Aber ein Sadist, der wirklich (/) Die eine war wirklich ganz ganz schlimm. Die war dick und behäbig und die Andere war groß und schlank, also für mich groß und sehr schlank, und die war entzückend. Die war süß. Die war ganz lieb. Ja? Die ham sich halt mit dem Dienst abgewechselt. In der Nacht mussten wir stehen in der Kälte am Gang. Ich hab mich wahnsinnig gefürchtet in der Dunkelheit. (...) Aber das Schlimmste war, wie sie geprügelt hat und dass sie da immer wieder mir den Besenstab in die Scheide hineingezwängt hat.

Interviewerin: Hat es da irgendwelche Anlässe gegeben dafür?

Amelie Laube: Vielleicht waren wir - unter Anführungszeichen - schlimm. Ein Anlass war, da (/) also Buben und Mädchen waren gemischt in einer Gruppe, und das war so ein großer Schlafsaal und ich bin Kopf an Kopf - ich bild mir ein, der hat Hansi geheißen. Also auf dem Bild sitzt er neben mir. Wir waren unzertrennlich. Ja? Und mir ist damals der Zahn ausgefallen und krck krck und wir haben also nach der Bettruhe hab ich noch ganz aufgeregt gesagt, krck krck und so. Ja? Und da hat sie gesagt, Das wirst Du mir noch (/) das wirst Du (/) Und da hat sie sich irrsinnig aufgeregt bei der Kontrolle, weil ich nicht ruhig geschlafen hab, sondern da ganz aufgeregt da mit dem Hansi meinen Zahn und so weiter (/) Und das war zum Beispiel ein Anlass. Es gibt keinen Anlass, der das in irgendeiner Form rechtfertigt, ja? (-) Also das ist

---

<sup>198</sup> Es sind „Kreuzschwestern“ nach franziskanischen Regeln, siehe oben, Anmerkung 196.

wirklich (/) das gehört zu meinen schlimmsten Kinder- (/) ja, ist ziemlich die Spitze des Eisberges, würd ich sagen. Diese zwei Jahre dort oder zweieinhalb Jahre (von 1963-1965), die waren wirklich die Hölle.

*Im städtischen Heim Pötzleinsdorf: Sadismus, sexueller Übergriff, eine Lieblingserzieherin*

In Pötzleinsdorf - also zwischen sechs und vierzehn Jahren Pötzleinsdorf, das gibt es ja jetzt noch immer, ist noch immer ein Heim für schwerst erziehbare Mädchen. Bevor die im Knast sitzen, kommen die dorthin. Das gibt es immer noch. Schaut innen ganz anders aus.

Pötzleinsdorf war für mich (/) es gab schöne Momente, es gab schöne kurze Zeiten, muss ich sagen, ja. Aber die erste (/) also die Einzelgruppe, wo die Kleinen waren, da hab ich leider das Pech gehabt, auch eine unglaublich sadistische Erzieherin zu bekommen, die jetzt nicht sexuell in irgendeiner Form - das hat sie nicht gemacht, aber die irrsinnig viel gehaut hat. Sie hat mit dem Teppichklopfer manchmal, ja? Aber das tut nicht so weh wie mit dem Staberl, ja? Mit dem Besenstaberl. Weil das tut ganz schön weh. Aber sie hat wahnsinnig viel geohrfeigt und so ins Gesicht geschlagen und auf den Kopf und die Schulter. Also so einfach blind zack, ja? Und sie war sehr perfid in ihren Bestrafungen. Wenn man aufs Klo musste: Das Licht vom Klo musste man vorne aufdrehn und drinnen war kein Schalter. Also Strafe: Am Klo sein. Ja? In der Dunkelheit. Ja? Scheißt man sich an. Erstens Mal stinkts und zwar im wahrsten Sinne des Wortes und zweitens: Man weiß nichts. Man hört nichts, man kriegt nix mit. Das ist wie eine Zelle. Es war kein Fenster, es war ganz finster und als kleines Kind fürchtet man sich natürlich zu Tode.

Betten machen, das waren riesenschwere Rosshaarmatratzen. Das gibts ja alles nicht mehr. Also drei Mal hintereinander das Bett machen mit Matratzen aufstellen, (...) das war eine irrsinnige Arbeit. Auch in der Nacht, wenn man erwischt worden ist beim Tratschen. Dann hat man so stehen müssen mit ausgestreckten Händen ((zeigt die Haltung der Hände)), das Bettzeug auf der Hand, ja?

*Essen, was man erbricht*

Und essen was man erbricht. Also das musste ich relativ oft, was ich erbrochen habe, nochmals essen und wenn ich acht Stunden sitz - wenn ich bis um zehn am Abend sitz vor dem Mittagessen: Ich muss das aufessen. Wieder erbrochen: Wieder essen. Also so wirklich

ganz ganz schlimme Dinge, ja? Zusätzliche körperliche (/) relativ schwere körperliche Arbeit wie Wäsche waschen von den Kindern. Ich mein, ich war acht, neun Jahre, ja? Weiße Strumpfhosen von zwanzig Mädchen waschen, ja? Also die war wirklich sehr - ja ich würde sagen - perfid und sehr sadistisch in ihren Bestrafungen. Sehr gefinkelt. Die hat genau gewusst, was weh tut, was total unangenehm ist, was schmerzt. Abgesehen davon wurde man wahnsinnig viel beschimpft. Das war die Schwester Elke. Und da find ich es so wahnsinnig schade, dass man - die lebt sicher noch, die muss jetzt vielleicht siebzig sein - dass es keine Möglichkeit gibt, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Ich bin Linkshänderin. Und es war ganz schwierig. In der Volksschule bin ich in der ersten Klasse mit Rohrstablerl und so weiter (//) Und wir hatten damals einen ganz tollen Direktor in der Volksschule. Und ich hab das erste Volksschulzeugnis noch lauter Vierer und Fünfer, ja? Also eigentlich (...) nicht volksschulreif. Ich musste alles mit der Rechten machen und das ging für mich nicht. Und der hat dann sofort durchgesetzt, Um Gottes Willen, mit der linken Hand. Und das war auch dann gleich kein Problem. Die im Heim hat das also nicht akzeptiert und wollte mich unbedingt auf Rechts umgewöhnen und hat den (linken) Arm angebunden und ich musste besonders viel abschreiben mit der Rechten. (...) Also von der hab ich nur in Erinnerung: Schimpfen, Watschen, Hauen, Strafe. Kein nettes, liebes Wort. Null.

Dann bin ich (...) mit circa elf oder was in die Zweier-Gruppe gekommen, weil ich mit der überhaupt nicht konnte, mit der einen Erzieherin. Und es war auch so: Ich hab das große Glück gehabt, dass die Heimleiterin mich mochte. Hm? Und ich hab mit der Heimleiterin bis zu ihrem Tod Kontakt gehabt. Und ich war dann in der Zweier-Gruppe. Und in der Zweier-Gruppe war eben eine Erzieherin, die auch unglaublich viel gewatschnt hat, ja? Paff, bumm, paff. Sofort a Watschn gekriegt hat oder zwei gleich. Und die mich eben auch sexuell angegangen ist. In der Dusche ist sie reingekommen, hat meine Brüste berührt, gestreichelt. jetzt kriegst Du schon (//) Jetzt wirst a richtige Frau! (...) meine Schamhaare, mhm, ja und so versucht, da hinzugreifen. Ich hab mich also dann immer gewehrt: Das mag ich nicht. Oder sie hat mich dann in der Nacht rausgeholt und mit mir versucht zu reden und mir die Hand dorthin geführt, wo es für mich total grauslich war. Und diese Erzieherin hat es wieder einmal probiert bei mir, ihre Hand da zu meinem Geschlechtsteil zu geben. Und ich hab also wirklich mich irrsinnig zu wehren angefangen. Und dann bin ich so geprügelt worden, ja? Also da bin ich so geprügelt worden, dass meine Brillen fast hin waren, meine Lippe war aufgeplatzt, ich hab blaue Flecken überall gehabt. Es war ganz schlimm! Aber aufgrund dieser Situation bin ich in die Dreier-Gruppe gekommen. Und das, was ich der Heimleiterin nie ((betont)) gesagt habe - die war damals (/) sie war jetzt zum Schluss fünfundachtzig - ich hab sie (...) Und ich hab ihr

schon einige Dinge erzählt und sie war ganz entsetzt. Sie hat gesagt, Kinder, das hättet ihr mir doch sagen müssen! Nur sie war eine dermaßen Autorität, man hat sich irrsinnig gefürchtet vor ihr. Das hab ich auch gesagt, Ich hab mich total gefürchtet. Ja gut, aber aufgrund dieser Situation bin ich dann in die Dreier-Gruppe gekommen, da war ich dann bis vierzehn.

In der Dreier-Gruppe hab ich mich aber relativ wohl gefühlt. Da gabs eine Erzieherin, die hat nur hin und wieder Ohrfeige gegeben und die Andere – die wurde dann eben meine Lieblingserzieherin – die hat überhaupt nie geohrfeigt. (...) Und die war auch sehr sehr lieb. Ja? Die war sehr lieb und ist auch Jahre später die Leiterin von diesem Heim von Pötzleinsdorf geworden. Die war super. (...) Erst in der Dreier-Gruppe so mit zwölf Jahren - ich weiß es nicht mehr ganz genau - hab ich keine Watschn in dem Sinn mehr kriegt - oder ganz selten - und wurde ich von dieser einen Erzieherin einmal wirklich wahrgenommen als Mensch. Die hat sich hingesetzt: Jetzt erzähl einmal, was ist denn da mit der Schule? Oder, Wieso weinst Du schon wieder so viel? Oder so irgendwie, ja? Und ich komm in meiner Analyse dazu, dass diese eine Erzieherin ein ganz wichtiger Baustein war, (...) Das war eine ganz wichtige Person in meinem Leben, ja? Die eben wirklich viel geredet hat mit uns, und hin und wieder Einzelgespräche gemacht hat. Das haben ja die anderen überhaupt nicht gemacht. Ich mein, es ist auch schwierig, zwanzig Mädchen, die alle pubertierend sind, die alle ihre furchtbaren Geschichten schon hinter sich haben. Zwanzig Mädchen und eine Erzieherin.

### *Unfreiwilliger Umzug in die Stadt des Kindes*

Und dann bin ich in die Stadt des Kindes gekommen, sehr gegen meinen Willen. Ich hab mich versteckt im Keller. Ich wollte nicht weg. Ich hab mir gedacht, okay, dann zisch ich wieder ab. Aber wohin soll ich abhaun? Nach Hause gehts nicht mehr, nach Pötzleinsdorf kann ich auch nicht mehr. Geld hab ich keines. Also das war wirklich sehr sehr schwierig für mich, dass man mich dort rausreißt. Das war wirklich unglaublich. Und die Stadt des Kindes hat mir überhaupt nicht gefallen, so wie das Internat ausgesaut hat. Ich fand das furchtbar. Da gabs nur (...) zwei Schlafzimmer, da haben jeweils zehn Mädchen drinnen geschlafen und ein relativ kleiner Tagesraum, und ein winziges Badezimmer, ja? Für zwanzig Mädchen ja nix, ja? Das Zimmer war seltsam komisch: Unten Waschbecken, Kasten und dann über eine breite Leiter hinauf (auf) eine obere Fläche: Bett. Ja? Jetzt muss man nur wissen: Darüber war ein Glasdach. Also im Sommer hast glaubt, du erstickst. Ja? Jetzt sind wir hinunter, haben das Bett über die

Treppen hinunter geschleppt und irgendwie versucht, nach unten. Ich finde, die Stadt des Kindes war eine Fehlkonstruktion, also unglaublich. Und ich hab das damals mit fünfzehn Jahren schon sehr gut durchschaut.

In der Stadt des Kindes wurde überhaupt nicht geschlagen. Kann mich nicht erinnern. Hin und wieder Watschen, aber keine Prügel oder Schläge. Überhaupt nicht. Die Erzieherinnen teilweise ganz klasse, die Heimleitung total beschissen ((betont)). Und die Heimleitung hat das Leben der Erzieherinnen sehr schwer gemacht und auch meines, weil ich war sozusagen indirekt die Gruppensprecherin. Zum Beispiel ein ganz wichtiges Thema war: Die Stadt des Kindes war ja sozusagen das ((betont)) Vorzeigeprojekt der Stadt Wien. Da waren sie ja wahnsinnig stolz drauf. (...) Ich bin mit der Heimleiterin irrsinnig oft zusammengekracht, weil wahnsinnig viele Delegationen gekommen sind, wirklich aus aller Herren Länder.<sup>199</sup> Und Delegationen sind gekommen am Wochenende oder während der Woche am Abend, und wir Mädels sind halt im Pyjama oder im Bikini oder in der Badehose oder nur mit Unterhöschen herumgerannt, ja? Und plötzlich zack. Oder wir sitzen gemütlich beim Fernsehen und zack kommt die Delegation und schaut sich das Zimmer an: so sind die. Das sind jetzt Heimkinder. ((geflüstert)) Hm mh. Ja? Ich hab gesagt, das war eine Affenbeschau. Man ist sich so entwürdigt vorgekommen. Und ich hab ja - weiß nicht wie oft - darüber mit ihr (mit der Heimleiterin) gestritten. Hab gesagt, bitte, die Delegationen sollen kommen, wenn wir nicht da sind. Am Wochenende sollen überhaupt keine kommen. Weil sehr viele Kinder hatten keinen Ausgang. Ich mein, sie / wir hatten schon Ausgang, aber wohin? (...) Es waren relativ viele immer am Wochenende im Internat und im Heim. Und am Abend auch nicht, weil da sind wir von der Lehre, von der Arbeit zu Hause und wir wollen uns frei bewegen. (...) Das hat sie überhaupt nicht akzeptiert und nicht berücksichtigt. Dann gab es relativ viele Selbstmordversuche, sowohl bei den Burschen als auch bei den Mädchen. Bei den Mädchen ein bissl mehr. Überhaupt keine Reaktion. Keine Therapie mit den Mädchen. Null. Also die (Name der Heimleiterin), die würd ich auch gern da sitzen haben und ihr ihre Arschvolligkeit ins Gesicht schleudern, ja?

Interviewerin: Können Sie sich an konkrete Situationen erinnern? Erinnerungen, die Sie mir wirklich nacherzählen können?

Amelie Laube: Na zum Beispiel das mit dem Essen. Das war eine Schwammerlsauce. Wir (im

---

<sup>199</sup> Dies wird mehrfach bestätigt. Vgl. auch Stefan Apfl, Ein Kind aus Familie 9, in: Falter 30/2008 vom 23. 7. 2008. „Hohe Staatsbesuche machen hier Stopp, Architekten und Pädagogen reisen von weither an, um das heimgewordene Kinderparadies zu bestaunen.“

Heim Pötzleinsdorf) bekamen das Essen vom Zentralkinderheim. Auch im 18. Bezirk. Und das war größtenteils einfach nur grauslich, muss man einfach sagen. Und das wusste sie und hat mir extra viel auf den Teller gegeben. Und es war die Parole: Was auf dem Teller ist, muss weggegessen werden. Das war so. (...) Und ich musste das also essen, diese Riesen-Portion, und hab mich also dann umgehend natürlich erbrochen, weil das war wirklich nur ein Schlatz. Und sie hat mich dann - die Kinder waren schon schlafen, ja? hat sie bis um zehn hat sie mich wirklich sitzen lassen. Ich hab's natürlich dann irgendwie versucht runterzudrücken. Hab natürlich wieder erbrochen. Die hat mich wirklich sitzen lassen, bis ich es sozusagen beim zweiten Mal - nach dem zweiten Mal Erbrechen - bei mir behalten hab. Ich hab gewusst: Ich muss es jetzt bei mir behalten. Ich muss es irgendwie schlucken. Nicht raus. Nicht raus. Nicht raus. Vielleicht kann ich's später am Klo loswerden. Und hab mir das halt Stunden - Um eins hab ich's gegessen und bis um zehn bin ich gesessen an dem Tisch. Durfte grad kurz mal auf's Klo und musste wirklich sitzen, bis ich das weggegessen hatte. Ich denke, das ist sehr konkret oder?

Interviewerin: Sie haben gesagt, Sie haben auch gute Erinnerungen an Pötzleinsdorf.

Amelie Laube: Ja. Also die Heimleiterin hat sich sehr bemüht, muss ich sagen, die Feste schön zu machen. Ich war einige Weihnachten im Heim, einige Weihnachten bei meiner Mutter. Aber Ostern, Weihnachten, das Sommerfest, da hat sie sich sehr bemüht, das schön zu machen für die Kinder, ja? (...) Dann haben wir immer Theater gespielt. Ich hab da immer mitgespielt all die Jahre. Pötzleinsdorf war ja damals ein Novum. Wir sind in eine normale öffentliche Schule gegangen. Alle anderen Heime: KÜST, Wilhelminenberg, Zentralkinderheim, was es da noch gibt in Wien, die ganz großen, haben Heimschulen gehabt, die natürlich ganz anders waren. Wir sind in eine normale öffentliche, in eine sehr gute Schule gegangen, Volksschule, Hauptschule, oder auch teilweise schon Gymnasien. Und dann haben wir alle Lehrer eingeladen von den Schulen und sozusagen für die Lehrer - und die sind dann wirklich brav gekommen immer - haben wir ein Theaterstück aufgeführt. Oder für Weihnachten haben wir Weihnachtslieder gesungen. Und da hab ich im Chor mitgesungen und im Theater gespielt. Man muss sich vorstellen: Pötzleinsdorf hat damals circa 55, 60 Kinder gehabt. Ja? Also jede Gruppe circa 20 Kinder. Und das find ich, das hat sie sehr schön gemacht. Das hab ich in sehr sehr guter Erinnerung. Oder zu Silvester, da konnte man wirklich lange aufbleiben und zwischen den Gruppen hin und herhupfen, da hat sie sich bemüht, das schön zu machen.

Und in Pötzleinsdorf gibt's einen Riesen Garten dazu. Wirklich riesengroß. Und im Winter konnte man von oben hinunter rodeln, ja? Es war nicht so ein Riesen-Heim. Also ich war auch am Wilhelminenberg einmal, ja? Das fand ich ganz furchtbar, wie es dort ist. Ganz ganz furchtbar das Wilhelminenberg(heim). Und da hab ich das Intimere in Pötzleinsdorf wesentlich netter gefunden und dass es eben so wirklich eine schöne Grün- (/) Spielfläche hat, wo man feine Spiele machen kann. Das war schön. Das war wirklich schön.

Interviewerin: Was sind so die schönsten Momente, die Ihnen einfallen?

Amelie Laube: Das war Rust. Genau. Im Sommer sind wir jedes Jahr zwei Wochen nach Rust gefahren. Da waren wir in der Jugendherberge untergebracht und da wurde auch frisch gekocht von den Erzieherinnen. Und das Interessante war, dass sich dann Jahrelang eine Schule aus Lindau, eine Maturaklasse mit Burschen (//) Das war natürlich für unsere älteren Mädchen eine wnsinnige Aufregung, ja? Und inzwischen weiß ich auch, für die Erzieherin war's also mit den Lehrern und so, okay? Also das ist etwas, was ich in sehr netter Erinnerung hab, dieses Rust, weil da relativ viel Freiheit herrschte. Da ist man in der Früh ins Bad gegangen und am Abend zurück gegangen. Und den ganzen Tag eigentlich im Freien und im Wasser plantschen. Und da hab ich übrigens ein sehr nettes Bild mit meinen besten Freundinnen im Wasser in Rust.

Und auf der anderen Seite ist einem auch da so bewusst worden, wie ärmlich es war. Ja? Wie ärmlich es für uns Heimkinder war. Weil die anderen haben Liegedecken gehabt und ganz tolle Reifen und was weiß ich für Wasser(spiel)sachen. Und wir haben unser Handtuch gehabt, das war so ein weißes, kleines Handtücherl, damit mussten wir uns abtrocknen oder drauf sitzen. Und ich hätt' auch so gern eine ganz bunte Luftmatratze gehabt. Wir haben uns sehr unterschieden. (...) Auch die Bikinis und die Badeanzüge waren wirklich sehr billig, sehr sehr billig, und die wurden immer weiter vererbt. Also dieses Ärmliche ist mir halt dann wieder negativ in Erinnerung, ja? Aber so, die Zeit in Rust war super. Es sind auch immer sehr nette Erzieherinnen mitgefahren im Großen und Ganzen. Also dieses Arschloch, wie die Silvia oder die [Erika], die Schwester [Erika], die in der Zweier-Gruppe mich da auch sexuell (//) die sind da nie mitgefahren.

Ich hab das Glück gehabt, dass ich immer wieder Erzieherinnen oder Menschen getroffen habe, die mich wirklich sehr gemocht haben. Ich hab die Extreme erlebt. Solche, die mich halb tot geprügelt haben und dann doch immer wieder Betreuungspersonen, die mich sehr gemocht

haben. Und ich denke, so viele Kinder wurden überhaupt nicht registriert im Positiven. Das ist für mich ((betont)) ja, für mich jetzt eine Erklärung und das sind die Kinder - wenn ich jetzt so drüber nachdenk - die wirklich komplett durch den Rost gefallen sind. Das heißt, mich hat sicher - nicht gerettet - aber positiv beeinflusst eben, dass mich Menschen auch sehr gemocht haben, wo ich das gespürt hab, die mag mich.

Ich hab auch ein Riesens Glück mit meinem Fürsorger gehabt. Ja? Wie ich abgebascht bin (abgehauen von zu Hause, nachdem Amelie mit 14 Jahren vom Kinderheim in den Haushalt der Mutter „transferiert“ worden war). Der ist mir also wirklich (/) von der Schule hat er mich abgeholt - ich bin damals in die Handelsschule gegangen – hat sich mit mir ins Kaffeehaus gesetzt und hat mit mir gesprochen und hat mich da versucht zu unterstützen, ja? Der war klasse. Oder der Vormund war klasse. Der war wirklich klasse. Das weiß ich noch. Also ich bin Gott sei Dank in meinem Leben jungen Menschen begegnet, die mich ernst genommen haben, ich kann's nicht anders ausdrücken, ja?

Interviewerin: Der Vormund hat Sie die ganze Zeit betreut?

Amelie Laube: Der Fürsorger? Nein leider, dann hat er mich (/) dann wurde ich abgegeben. Ich weiß nicht mehr, wer mich dann betreut hat. Der war klasse, der war super. Das war ein Ungar, man hat es auch noch gehört an seinem Akzent, aber der war total nett. Der hat mich auch dann aufgeklärt, wie schlimm eigentlich meine psychologischen Gutachten sind im Heim, ja? Weil ich bin ja halbdeppert hingestellt worden. Wobei Gott sei Dank die Heimleiterin gesagt hat, Die ist nicht deppert. Also keinesfalls. Das stimmt überhaupt nicht. Ja? Die Fragwürdigkeit der psychologischen Gutachten - auch heutzutage wahrscheinlich.

Interviewerin: Was mich noch interessieren würde – ich weiß nicht, ob Sie sich's zutrauen, dass Sie genau die Situation nacherzählen, wie das in der Dusche war, als die eine Schwester da sexuell versucht hat, sie zu (//)

Amelie Laube: Weshalb ist das jetzt so von Interesse für Sie?

Interviewerin: Weil wir versuchen, nachzuvollziehen, wie solche Situationen passiert sind.

Amelie Laube: Also diese Frau, diese Schwester [Erika] hat sicher Mädchen vergewaltigt, ja? Da bin ich mir jetzt hundertprozentig sicher, weil ein älteres Mädchen, die war damals 16, die

ist besonders viel von ihr wirklich schwerst misshandelt worden. Von der weiß ich auch, dass die also in der Nacht oft zu ihr gerufen worden ist. Ja? Ich denke, die war einfach pädophil veranlagt, muss man einfach sagen. Und es gibt auch leider Frauen, die pädophil veranlagt sind, auch wenn das ganz wenige offiziell sind. Aber ich glaub, dass es gar nicht so wenige sind. Und die hat sich einfach vergriffen. Ich hab keine Erklärung. Oder die hat einfach dermaßen Drang gehabt, Mädchen, die ihr gefallen haben - ich hab ihr offensichtlich gefallen, ja? Also, weil das andere Mädchen, die 16 war, die war schon wirklich gut entwickelt, ja? Sehr hübsch, sehr sehr hübsch. Ganz eine Liebe. Ganz eine Süße. Ich hab sie irrsinnig mögen. Aber die wurde (/) die (/) also da gab's jetzt nicht nur die, die am Anfangsstadium der Entwicklung stehen, sondern die hat also quer durch den Gemüsegarten Mädchen, die ihr gefallen haben, in der Dusche begrabscht oder eben dann zu sich in der Nacht geholt und (--) nachdem die Gruppe (/) nachdem Schlafenszeit war (/) und nach einer halben Stunde gesagt, Kommst noch einmal zu mir. Muss noch mit Dir was besprechen. Und ja, dann hat man eh schon gewusst, was einem bevorsteht. So ist für mich die Erklärung, dass es dazu gekommen ist, ja? Sie hat immer wieder die Hand versucht in ihre Scham hineinzuz- (/) und i hab das also (/) Also immer wieder. Wie oft war das? Öfters, ja? Und ich hab da immer wieder (gesagt), Na ich wü des net. Und ich bin jetzt müd und ich geh jetzt schlafen. Ich hab mich Gott sei Dank gewehrt. Ich hab mich immer in meinem Leben gewehrt, deswegen hab ich auch solche Watschn kriegt. Ich hab mich versucht zu wehren. Die Heimleiterin hat gesagt, Du warst die Frau Betriebsrat. Du hast Dich schon als ganz kleines Kind hast Du Dich für Andere eingesetzt und Ungerechtigkeiten hast Du überhaupt nicht ausgehalten. Du warst für mich die Frau Betriebsrat. Und ich hab für Andere auch irrsinnig viel kassiert, ja? Weil ich mich dazwischen (/) oder gesagt hab, das ist ungerecht oder das stimmt nicht. Und ich hab mich gewehrt und deswegen bin ich damals dann so geprügelt worden. Aber Gott sei Dank bin ich dann in die andere Gruppe, ja? Aber ich glaub auch, dass sie mich nach dem nicht mehr angegriffen hätte. Das glaub ich auch. Das hätte sie sich glaub ich nimmer mehr getraut. Aber das weiß alles die Heimleiterin nicht. Das hab ich ihr nie erzählt. Da wäre ihr Lebenswerk - die war dreißig Jahre Heimleiterin - wäre zerbrochen.

Interviewerin: Hat man mit den anderen Mädls drüber reden können, sich da irgendwie gegenseitig beistehen können?

Amelie Laube: Ich hab nur eine einzige Freundin gehabt in der Zweier-Gruppe, mit der wir ein bisschen darüber gesprochen haben, ja? Die ist auch begrabscht worden in der Dusche. Sonst

hat man darüber nicht gesprochen. Ich denke, das ist dermaßen von Scham befüllt. Bei den Burschen gehts noch ganz viel härter zu, aber auch unter den Mädchen gehts relativ hart zu. Da gibts Hierarchien, da gibts Autoritäten. Da hat man dem zu folgen. Da gibts die Anführer. Da gibts die Großen. Da gibts die Kleineren. Da gibts ganz klare Hierarchien. Ich weiß nicht, ob Sie schon je gehört haben: Gruppenwatschn. Wissen Sie was das ist, eine Gruppenwatschn? Ich habs zwei Mal erlebt in Pötzleinsdorf. Einmal in der Einser-Gruppe, einmal in der Zweier-Gruppe. Wenn ein Mädchen tratscht und gatscht - dadurch dass wir in die öffentliche Schule gegangen sind, ist man halt manchmal im Park noch gesessen mit den Burschen oder so. Ja? Später. Oder man hat Essen geschmuggelt oder ich weiß nicht was. Oder man hat sich nicht geduscht, obwohl man sich duschen hätte sollen (...) Oder eine, die stiehlt, oder wo man glaubt, dass die stiehlt und so - da gabs die Gruppenwatschn. Das heißt, es wurde beschlossen in einer geheimen Nacht: Die kriegt die Gruppenwatschn. Und was ist dann passiert? Es war Nachtruhe, dann hat man gesagt, so um zwölf oder um elf sind dann alle Mädchen aufgestanden und das Mädchen hat noch geschlafen. Und dann wurde das Mädchen geweckt, die Hände wurden zusammengebunden in irgendeiner Form, ja? Und dann musste jedes Kind dem Mädchen zwei Watschn geben. War sehr wirkungsvoll. (...) Es war ja ganz klar, wenn irgendeine was tut, wird die ganze Gruppe bestraft. Und dann will man das nimmer mehr. Also da muss schon wirklich so viel passiert sein, dass man sagt, und jetzt muss das Mädchen eine Lehre ziehen, weil das geht so nicht. Wegen ihr kriegen wir kein Essen, wegen ihr dürfen wir nicht hinaus spielen. Wegen ihr müssen wir Strafaufgaben machen. Oder sie fladert (stiehlt) und die vertratscht immer und verpfeift immer, und das geht so nicht. (...) Aber das muss man auch. Also das ist nicht so, dass man sagt, nein ich will nicht. Sondern du musst. Du musst zwei machen. Wenn jemand drei macht oder vier macht, ist auch okay. Aber du musst zwei Watschn geben. Ja? Also das muss man. (...) In der Zweier-Gruppe war das so, dass die eben (/) da ist wirklich alles zusammen gekommen: Die hat gefladert, hat wirklich sehr viel gegatscht, und war einfach komplett unbeliebt und hat sich absolut unkollegial verhalten. Und da war eben die Entscheidung, jetzt kriegt sie eine Gruppenwatschn, ja? (...) Dann macht man natürlich zuerst Gemeinheiten: Dass man die Matratze in der Mitte wegzieht und die legt sich ins Bett und fällt direkt auf den Lattenrost, was sehr schmerzhaft ist. Oder man stiehlt ihr das Essen (...) Hat sie es noch nicht kapiert, dann wird der Kreis immer größer. Ja? Und nach nachdem es in jeder Gruppe zwei Schlafsäle gibt, beschließt der eine Schlafsaal und dann beschließt der andere, ja? Das geht sehr gut, dass sich die Kinder absprechen und Entscheidungen treffen gemeinsam. Das funktioniert sehr gut. (...) ich denk, das ist ein Korrektiv (...).

Interviewerin: Sie haben vorher die Gruppenhierarchien erwähnt. Wie hat sich das herauskristallisiert, wer da über wem steht und wer zu wem gehört?

Amelie Laube: Also einmal nach Sympathien. Das ist ganz klar. Sympathien. Das erste war das Alter. Also die Älteren haben einfach mehr Macht, eh klar, die Kleineren nicht so. Dann: welche Kinder haben besonders gute Beziehungen zu den Erzieherinnen? Denen kann man auch nicht wirklich widersprechen, ja? Also Alter, Verhältnis zur Erzieherin und Beliebtheit. Das sind so die drei Faktoren, würde ich sagen. Beliebtheit in der Gruppe. Es gab Mädchen, die einfach sehr beliebt waren, obwohl sie nicht so eine gute Beziehung zur Erzieherin hatten.

Interviewerin: Und Sie sind sozusagen zur Sprecherin geworden später?

Amelie Laube: In der Stadt des Kindes. (...) Und vorher auch immer irgendwie. Ich weiß nicht, (...) auch in diesem Fall war es so, dass es überhaupt publik wird mit der Stadt Wien, da war ich die erste, die an die Öffentlichkeit gegangen ist. Das war im März vorigen Jahres, glaub ich, da war dieser Riesen Skandal mit der Kirche. Und ich hab mir gedacht, Na ja gut, aber das, was die alle erzählen, das gab's in staatlichen Heimen ganz genau so. Und eigentlich mit Frauen. Ja? Was man ja überhaupt nicht vermutet. Und (...) ich hab dann Kontakt aufgenommen mit dem ORF und bin dann bei Wien Heute gelandet. (...) Und ich bin da bei einer super Journalistin gelandet, die hat mit mir dann ein Interview gemacht vor Pötzleinsdorf. Total anonymisiert. Und da ist der Stein ins (//) Und ich hab so sehr gehofft, dass sich andere Kinder auch melden und dass der Stein ins Rollen kommt. Drei Wochen oder was ist überhaupt nix passiert. Hab ich mir dacht, Na das gibt's ja nicht. Ja? Gott sei Dank ist es immer mehr geworden. Also ich finde das super, wenn das endlich wirklich seriös aufgearbeitet wird. Und genauso wie die Kinder vom Spiegelgrund und von der NS-Zeit oder - ich weiß nicht - oder die vertriebenen Sudetendeutschen. Das ist ein ganz dunkles Kapitel in der Stadt Wien, im roten Wien, die Heimkinder. Das muss ich wirklich sagen. Das ist ein ganz dunkles Kapitel. Das ist ganz ((betont)) schlecht gemacht worden, ganz viele Jahre. Ich sag immer, das waren die vergessenen Kinder. Die Heimkinder waren die vergessenen Kinder.

Auch diese Zeit ging zu Ende. Dann bin ich nach England, Au pair. Bin dann zurück und hab die schönsten Jahre meines Lebens verbracht. Ein Erzieher von den Burschen ist dann Heimleiter in Ober St.-Veit geworden. Also das ist ein Jugendlichen-Wohnheim ab achtzehn.

Das wurde errichtet für Leute, die in Wien arbeiten wollen oder eine Lehre machen wollen oder eine Ausbildung machen wollen. Also nicht unbedingt für Studenten. Und da gab's so Zimmer mit Dusche und eine Gangküche und so. Und den kannte ich zufällig (...) der hat gesagt, Okay, also Du, ja, geht schon. Und hab dann da ein Zimmer bekommen und hab wirklich wunderbare fünf Jahre verbracht. Ja? Dann hab ich das Leben so richtig genossen. Und bin hackeln gegangen und hab meine Reisen, meine großen Reisen gemacht, (...). Also das ist jetzt die schönste Zeit in meinem Leben gewesen. Aber auch wieder in einer Struktur, wo viele viele junge Leute sind. Und dann bin ich schwanger geworden und dann hab ich meinen Sohn bekommen. (...) Ich war Risikoschwangerschaft. Ich hatte Gebärmutterhalskrebs. Das hat man ganz am Anfang der Schwangerschaft entdeckt. Also Operation in der 14. Schwangerschaftswoche. Ich wusste nicht, ob ich mit Kind aufwache oder nicht. Bin dann mit Kind aufgewacht und war seither Risikoschwangere, weil man musste mich unten zunähen. (...)

Dann hatte ich eine Wohnung gefunden, auch im 13. Bezirk. Und ich hab mich riesig gefreut. Und dann bin ich zur Vertragsunterzeichnung gegangen und - da war ich im sechsten Monat schwanger - und da hat der Wohnungsvermittler gesagt, es ist ihm wahnsinnig peinlich, aber die Gemeinschaft, die ham mich da gesehn mit dem Bauch und die wollen da keine Frau mit Baby. Und ich hab die Wohnung nicht bekommen. Ja? Also vor dreißig Jahren - ich schwörs Ihnen - war das als ledige Frau wirklich sehr sehr schwierig.

So und ich bin dann Mitte oder Ende des sechsten Monats auf das Wohnungsamt und hab mir gedacht, ich werde mich jetzt mit Rucksack, Getränk, Fotoapparat, Proviant ausrüsten und werde nicht vom Wohnungsamt gehen, bevor ich nicht eine Gemeindewohnung habe. Und das hab ich dann wirklich gemacht ((lacht)). Und es war eins und es war zwei und wir schließen ja, na? Hab gesagt, Ich bleibt da. Und rühren Sie mich nicht an. Ich bin Risikopatientin und ich will eine Gemeindewohnung haben. (...) Also langer Rede kurzer Sinn. Ich bin dann tatsächlich irgendwann einmal um halb vier mit einem Vormerkschein für meine Gemeindewohnung rausgekommen, ja? (...)

Gut, und so war mein Leben. Irgendwie hab ich immer auf die Barrikaden steigen und immer wahnsinnig kämpfen müssen. Und irgendwann einmal konnte ich nicht mehr kämpfen, weil da hab ich angesucht nach zwölf Jahren im Gemeindebau. Meine Nachbarwohnung, die war um ein Zimmer größer und ich habe eine chronische Knochenkrankheit, ja? Die - vermute ich und das vermuten jetzt auch die Ärzte - durch die Prügelei damals im Kloster entstanden sein könnte, ja? Dass ich einfach einen Beckenbruch gehabt hab oder einen Beckeneinschnitt - also durch die harten Schläge - und dass sich da eben eine Knochenkrankheit entwickelt hat. Und

jetzt hab ich angesucht, ich brauch ein halborthopädisches Bett zum Schlafen. Und das hat man mir auch nicht gegeben. Die Nachbarwohnung, die hätte sechzig Quadratmeter, meine hat damals vierzig gehabt. Und dann sind andere Dinge zusammen gekommen und dann hab ich eben mit - wie alt war ich da? - mit achtunddreißig hab ich dann einen Selbstmordversuch gemacht. Da war ich des Kämpfens zu müde, hab ich keine Kraft mehr gehabt. (...) ich war einfach so erschöpft vom Leben. Ja? Ich wollte überhaupt nicht mehr kämpfen und tun und machen. Ich wollte einfach nur mehr Ruhe haben. Und da war ich zuerst in Lainz, da bin ich entgiftet worden. Und dann hab ich selbst darauf bestanden, auf die Psych (Psychiatrisches Krankenhaus) raufzugehn. Und das war mein Glück. Weil dort hab ich meine Therapeutin kennengelernt. (...) Die hat so viele Ängste und so viel Trauer und so viel Aggression von mir (/) mit mir gemeinsam aufgearbeitet, das war einfach wunderbar.

(...) Und das zieht sich irgendwie durch mein ganzes Leben, dass ich wirklich sehr kämpfen muss, wahnsinnig viel Energie aufwenden muss, um weiter zu kommen. Auf der anderen Seite hab ich so unglaublich tolle Situationen in meinem Leben erlebt. Mit Reisen und auch mit Männern und mit Situationen und mit Begegnungen, und wirklich unglaublich tolle Jobs und tolle Chefs. Aber es ist schon (/) ich muss schon sehr viel kämpfen, ja? Ich muss schon wirklich alles einsetzen, um in irgendeiner Form etwas zu bekommen. (...) Aber manchmal holt es mich komplett ein.

Interviewerin: Was ist Ihr Fazit, wenn Sie jetzt zurückblicken auf die Zeit? Es ist ja doch irgendwo bis zu einem gewissen Grad jetzt wieder aufgerollt worden, oder?

Amelie Laube: Durch die ganzen Sachen seit dem vorigen Jahr ist es teilweise sehr präsent und es ist einfach so, dass ich mich irrsinnig wundere, dass ich so hier vor Ihnen sitze. Immer wieder wundere ich mich, ja? Und ich hab das auch mit meiner Therapeutin (zu besprechen) versucht. Das waren die drei Feen und eine der Feen hat gesagt, Okay, aber Du wirst das alles irgendwie heil - also nicht heil - aber Du wirst das überstehen. Du wirst das überleben. Dass ich eben nicht permanent am Sozialamt bin oder komplett verwahrlost, oder Hure geworden bin oder Alkoholikerin, Junkie oder Messie oder ich weiß nicht, was es da alles gibt. Ja? Ich habe selbst fünf Jahre mit Sozialhilfeempfängern gearbeitet. Da waren besonders viele aus Heimen und sehr viele sind einfach gescheitert, gestrauchelt. Also das ist für mich ein Wunder - das Wunder Amelie, dass ich das überlebt habe und auch so lebe, wie ich jetzt lebe. (...) Jetzt möchte ich gern über ein Anliegen an Sie sprechen, ja? (...) Was ich mir wünsche, ist wirklich eine Ernsthaftigkeit dieser Geschichte, nicht nur meiner, sondern dass mit dem

wirklich sehr sehr wertschätzend, aber auch sehr sehr vorsichtig und mit viel Sensibilität (...) umgegangen wird. (...) Was ist da passiert? Festzuhalten, welche Mechanismen stecken dahinter (...) Und wieso war das überhaupt möglich, dass so viel Gewalt in Heimen, städtischen Heimen (...) Und es ist schlicht und einfach passiert, weil überhaupt keine Kontrollmechanismen da waren. Überhaupt keine Kontrollmechanismen. Und man nie die Kinder gefragt hat. Das ist für mich ganz ganz klar das Ergebnis meiner Heimerfahrung. (...) Und die Leute würden sich einmal von der Stadt Wien wirklich ernst genommen fühlen. Das wäre so ein symbolischer Versöhnungsakt. (...) Sie sind nicht die Vertreterin der Stadt Wien, das ist mir schon klar, aber jetzt bezüglich der Kommission oder der Arbeit, die Sie da machen, ich denke, dass das wirklich eine ganz wesentliche Arbeit ist, ja? Dass das eben nicht dann in den Akten verschwindet, sondern dann in irgendeiner Form festgehalten wird.

## Anton Berger: „Ich war ein Zirkuskind der Fürsorge“

Der Bezirk der Hofräte und Staatsbeamten hat an einer Einfahrtsschneise der Stadt, am Hietzinger Kai, auch seine billigeren Wohngegenden. Hier lebt Anfang der 1960er Jahre eine 18 Jahre alte Kellnerin in der Wohnung ihrer Mutter, einer Krankenschwester im Altersheim Lainz. Der Ehemann der jungen Frau ist Arbeiter, Sohn eines Polizisten. Im Februar 1962 bringt die Kellnerin einen Knaben zur Welt. Neben der Großmutter und dem jungen Paar mit dem Säugling lebt auch eine zwei Jahre jüngere Schwester der jungen Mutter in der Wohnung. Sie wird zwei Jahre später ein Kind gebären. Die frühe Elternschaft ist in diesem sozialen Milieu nicht ungewöhnlich. Doch weder die junge Mutter, noch die Großmutter haben Zeit, den Säugling zuverlässig zu versorgen. Der junge Vater wird dazu nicht herangezogen. Im Alter von neun Monaten wird sein Kind in die Kinderübernahmestelle „überstellt“. Dies geschehe auf Ansuchen beider Kindeseltern, schreibt die Fürsorgerin in den Akt. Als Begründung führt sie aus:

„Das Kind (...) wohnt mit den Kindeseltern im Haushalt der mütt. Grossmutter (...) und deren 16 jähriger Tochter (...) Der Kindesvater (...) hat eine Strafhaft von 4 Monaten anzutreten. (...) Die Kindesmutter, die bisher das Kleinkind betreut hat, muß nun sofort einer Beschäftigung nachgehen, um für ihren Unterhalt zu sorgen. Die mütt. Grossmutter ist selbst berufstätig und kann der das Kind nicht betreuen; die im selben Haushalt lebende 16 jährige Tochter der m. Grm. (Großmutter mütterlicherseits) ist Lehrling, kann der auch nicht zur Beaufsichtigung des Kindes herangezogen werden. Mit der vät. Grossmutter besteht kein Kontakt, sie hat den mj. (Minderjährigen) noch niemals besucht und bisher kein Interesse an dem Kind bekundet. Es wurde auch im Bezirksjugendamt Meidling um einen Krippenplatz für den mj. in der Krippe Ruckergasse angesucht, doch ist derzeit eine Unterbringung dort nicht möglich. Das gefertigte Amt stellt der den Antrag, den mj. für die Dauer der Strafhaft des Kindesvaters in Gemeindepflege zu übernehmen.“

Der Vater des Kindes steht unmittelbar vor dem Antritt einer kurzen Haftstrafe. „Für die Dauer der Strafhaft“ des jungen Vaters soll das Kind in ein Kinderheim. Wir nen schon, dass es dabei nicht bleiben wird. Beide Eltern unterschreiben den Antrag des

Bezirksjugendamt. Trotz der komplexen und personenreichen Familie scheint die Sorge für das Kind nicht gewährleistet. Die Mutter scheint in vielen Nächten nicht zu Hause zu sein. Der Großmutter ist es als Krankenpflegerin im Altersheim Lainz mit zahlreichen Nachtdiensten unmöglich, das Kind rund um die Uhr zu versorgen. Zur Mutter des Vaters besteht kaum Kontakt. Ob die Sprengelfürsorgerin alle diese Umstände, die aus ihrer Sicht das „Kindeswohl“ gefährden, bei einem Hausbesuch entdeckt oder ob die Großmutter und die Eltern im Jugendamt vorstellig werden und die Überstellung des Kindes „in Gemeindepflege“ begehren, ist dem Akt des Jugendamtes nicht zu entnehmen. Mitte November 1962 wird Anton in die Kinderübernahmestelle (KÜST) bzw. in das angeschlossene Kinderheim überstellt.

Etwa neun Monate später ist das Bezirksjugendamt neuerlich mit dieser Familie befasst, denn das Kind, wir nennen es Anton, wird aus dem Kinderheim wieder in den Haushalt der Großmutter entlassen. Da das Bezirksjugendamt um die weiterhin ungenügende Betreuungssituation zu Hause weiß, versucht es Anton in einer Kinderkrippe unterzubringen, was nicht gelingt. Da sich die häusliche Situation weiter verschlechtert, schreitet das Bezirksjugendamt schon etwa einen Monat später zum zweiten Mal zur Kindesabnahme. Der erst nach vollzogener Überstellung formulierte Antrag nennt – wieder unter der Überschrift „Gefährdung“ – folgende Ereignisse, die sich inzwischen zugetragen haben:

„Die Kindesmutter ist seit 19. 8. 1963 abgängig, sie hat die mütterliche Wohnung grundlos verlassen und ist bis heute nicht zurückgekehrt. Die Kindeseltern sind (lt. Angabe im Akt seit 11.3.1963) gerichtlich geschieden. Der Kindesvater ist derzeit eingerückt. (...) Das Kind wurde bereits am 23. 8. 1963 in Gemeindepflege überstellt.“

Diesmal erfolgt die Überstellung offenbar auf Betreiben der Großmutter, jedenfalls hat sie den Antrag unterzeichnet. Das Kind wird in das Zentralkinderheim<sup>200</sup> (der Akt verzeichnet „ZKH ohne Mutter“) überstellt. Etwa ein Jahr später, im September 1964, wird der kleine Anton abermals in den Haushalt der Großmutter am Hietzinger Kai transferiert. Von hier aus besucht er ab dem vierten Lebensjahr einen städtischen Kindergarten. Mit Schuleintritt im September 1968 bringt ihn die Großmutter im Privatinternat Diesterweg

---

<sup>200</sup> Zentralkinderheim der Stadt Wien für Säuglinge, Kleinkinder und eine beschränkte Anzahl von Müttern während der Schutzfrist, Wien 18, Bastiengasse 36-38. Heimverzeichnis.

unter, weil sie sich infolge ihrer zahlreichen Nachtdienste im geriatrischen Versorgungsheim Lainz nicht in der Lage sieht, den regelmäßigen Schulbesuch und den Lernerfolg des Kindes zu gewährleisten. Über Antons Verhalten im Internat und in der Schule geben die Fürsorgerinnen einige Informationen, die sie von der Internats-Leitung eingeholt haben. Auch über die Mutter legen sie neue Informationen vor, denen eine Recherche beim Gesundheitsamt vorausgegangen sein dürfte:

„Im Internat und in der Schule war der Mj. von Anfang an schwierig. Er kotete bei Tag und Nacht ein, um nach Meinung des Heimleiters die Aufmerksamkeit der Erzieher auf sich zu lenken. Die Schwierigkeiten steigerten sich im Lauf dieses Jahres immer mehr, sodass er für das Internat untragbar wurde und für das Schuljahr 1969/70 nicht mehr aufgenommen wurde. Die Grm. bemühte sich zwar, ein anderes Privatinternat zu finden, was ihr aber nicht gelang. Der Mj. muss aber unbedingt in einem Heim untergebracht werden, da die Grm. ihn infolge ihrer Berufstätigkeit nicht genügend beaufsichtigen kann. Die Mutter ist (...) Kontrollprostituierte und hat, wie die Grm. berichtete, nur äußerst losen Kontakt mit dem Mj. Der Vater ist wieder verheiratet, hat ein Kind aus dieser Ehe und hatte ebenfalls kaum Kontakt mit dem Mj.“

Fünf Jahre nach seiner letzten Entlassung aus „Gemeindepflege“ wird Anton Berger neuerlich – bereits zum dritten Mal – vom Bezirksjugendamt in ein städtisches Kinderheim eingewiesen. Nun ist er sieben Jahre alt. Auf der letzten Seite des Antragsformulars des Bezirksjugendamtes findet sich der Eintrag, das Kind sei am 8. September 1969 in das „Kdh. Hohe Warte“ gebracht worden. Der Überstellung geht die Testung des Kindes durch den Psychologischen Dienst der MAG 11 voraus. In ihrem „Befund und Gutachten“ schreibt die begutachtende Psychologin:

„Anwesend: Grm., M. u. Mj.

Vorstellungsgrund: Ausschluß aus Privatinternat

Unharmonisch entwickelter Bub (hat noch vollständiges Milchgebiß), der laut Großmutter bis vor kurzem einnäßte und einkotete.

Bei offenbar intakter Intelligenz ist der Mj. in der Beratungssituation wenig ansprechbar, macht mit der Art seiner Verlegenheitsreaktionen aber doch einen mehr unauffälligen Eindruck.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß seine Einordnungsschwierigkeiten, über die wohl geklagt wird, für den Internatsausschluß maßgeblich waren, sondern daß er zuviel pflegerische Betreuung erforderte. Da derzeit jedoch keine einschlägigen Klagen vorliegen, kann man nochmals den Versuch mit einer *Internats*unterbringung machen, um den intensiven Kontakt mit der Großmutter aufrecht zu erhalten. Mit Erstellung eines Administrationsvorschlages sollte zunächst bis zum Einlangen des Psychiatr. Befundes über den Mj., der von der Großmutter im Feber d. J. an der Psychiatrie vorgestellt wurde, zugewartet werden, doch ist dieser bis heute nicht eingelangt. Vorgeschlagen wird Unterbringung in Europa-Haus (bei Undurchführbarkeit Hohe Warte). Dr. A.“

Die gutachtende Psychologin verfügt also über keinerlei konkrete Belege für besondere Erziehungsprobleme, wohl deshalb schlägt sie das Internat im Europahaus vor. Das „Europa-Haus“ (eigentlich: Europahaus des Kindes) wird zu dieser Zeit von einem „Verein Sonnenland Schuhmeier zusammen mit dem Verein Europahaus und Heimkomitee der Kinderfreunde Ottakrings im Europahaus des Kindes“ getragen. Von den hier eingerichteten 50 Internats-Plätzen stehen dem Jugendamt nur 10 Plätze zur Verfügung, 40 Plätze werden im Verzeichnis der Heime als „privat“ ausgewiesen und von bezahlenden Eltern außerhalb des Fürsorgesystems beansprucht. Das Internat ist für Buben und Mädchen im Alter von drei bis 14 Jahren eingerichtet. Es ist ein Fünf-Tage-Internat mit angeschlossenen Kindergarten- und Hortplätzen; die Internats-Kinder gehen an allen Wochenenden und an allen Feiertagen nach Hause.<sup>201</sup> Es erstaunt daher nicht, dass der Vorschlag der Gutachterin Dr. A., das Kind in dieses Internat zu geben, aus Platzgründen nicht realisiert werden kann.

In dem von der Gutachterin als Alternative genannten Kinderheim Hohe Warte ist offenbar leichter ein Platz zu finden. Ob die Psychologin Dr. A. das Heim Hohe Warte als zweite Option anführt, weil sie es für dieses Kind *geeignet* hält, entzieht sich unserem Urteil; sie macht dazu – wie in den Gutachten des Pädagogischen Dienstes üblich – keinerlei Angaben. Erstaunlich erscheint uns die Nennung des Heimes Hohe Warte als Alternative zum Europahaus des Kindes deshalb, weil die beiden Institutionen denkbar verschieden sind. Während die Stadt des Kindes für einen ambitionierten Reformversuch steht, gilt das Kinderheim Hohe Warte als ein traditionelles Heim, das zwar bis zu seiner Schließung bauliche Reformen erlebt, aber für häufige Gewaltanwendung seitens einiger

---

<sup>201</sup> Ebd.

Erzieher bekannt ist. Sollte die Psychologin des Jugendamtes davon wirklich nichts wissen?

Wie aus einem Verzeichnis der MAG 11 – Psychologischer Dienst aus dem Jahr 1967 hervorgeht, ist jede Psychologin und jeder Psychologe des Psychologischen Dienstes für ein oder zwei Heime „zuständig“. Dass diese „Zuständigkeit“ aber eine besondere Vertrautheit der PsychologInnen mit den jeweiligen Heimen nach sich gezogen hätte, ist nicht zu erkennen. Wie eine Mitarbeiterin des Psychologischen Dienstes (s. ExpertInneninterview 2 im Kapitel IV) erzählt, beschränken sich die Kontakte der PsychologInnen noch Anfang der 1970er Jahre auf kurze Besuche, um an Besprechungen mit ErzieherInnen resp. SozialpädagogenInnen über bestimmte Kinder teilzunehmen, für die eine weitere Entscheidung ansteht. Es ist eher unwahrscheinlich, dass es die ErzieherInnen resp. SozialpädagogenInnen in diesen Besprechungen darauf angelegt haben, die PsychologInnen im Detail über ihre Erziehungspraktiken zu informieren. Wahrscheinlicher scheint uns eine latente Konkurrenz- und Kontrollangst bei einem Teil des Heim-Personals. Darauf weist auch die uns mehrmals berichtete Strategie hin, verletzte Kinder vor Besuchern zu verbergen.

Am 9. Mai 1972 wird der nun zehnjährige Anton neuerlich dem Psychologischen Dienst „vorgestellt“. Als „Vorstellungsgrund“ wird auf einem Formular die Frage angegeben: „Soll der Minderjährige eine höhere Schule besuchen?“ Aus der unten auszugsweise wiedergegebenen Erzählung von Anton Berger wissen wir, dass eine „sehr nette“ Lehrerin in der 4. Klasse der internen Volksschule im Kinderheim Hohe Warte davon überzeugt ist, Anton sei überdurchschnittlich intelligent und gehöre keinesfalls in den zweiten (!) Klassenzug der heiminternen Hauptschule. Die Lehrerin setzt sich beim Direktor vehement für einen Schulwechsel ein. Um die Entscheidung zu begründen, wird das Kind neuerlich dem Psychologischen Dienst vorgestellt. In dessen „Befund und Gutachten“ heißt es:

„Stämmiger, körperlich altersentsprechend entwickelter Bub; im Erstkontakt aufgeschlossen, rational und emotional gut ansprechbar. Laut Gutachten der Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik (1969) ist der Bub sehr gut begabt (IQ = 125).

Abgesehen von der wenig aussichtsreichen zeitlichen Gegebenheit (die Anmeldefrist für die Höhere Schule ist vor ca. 2 Monaten abgelaufen) spricht aber auch die geringe psychische Belastbarkeit des Minderjährigen gegen die mit dem Schulbesuch

verbundene unvermittelte starke Steigerung der Lernanforderungen. Die ehemals krassen Verhaltensabweichungen (Einkoten) treten nicht mehr auf, laut Rücksprache mit Schule (Dir. S) und Heim ist der Bub zwar unruhig, aber leicht lenkbar. Die von der Lehrkraft berichtete Unaufmerksamkeit während des Unterrichts (die seine guten Leistungen nicht beeinträchtigen, sic!) ist vermutlich auch auf die intellektuelle Unterforderung zurückzuführen. Um dem Minderjährigen nicht zu viel Umstellungen gleichzeitig zuzumuten, wird Transferierung in die Hartäckerstraße (Kinderheim Döbling) mit Schulschluß (im Original unterstrichen) und Einschulung in eine öffentliche Hauptschule, I. Zug vorgeschlagen. Dr. L. e.h.“

Das Gutachten stellt also (unter Bezugnahme auf den Bericht der „Lehrkraft“) eine Unterforderung des Kindes in der heiminternen Volksschule fest, aus der die Unaufmerksamkeit des Kindes im Unterricht resultiere. Im selben Zusammenhang wird argumentiert, dem Kind sei ein Wechsel in eine höhere Schule wegen der erhöhten Lernanforderung nicht zuzumuten, überdies sei die Anmeldefrist ohnehin versäumt worden. Diese Argumentation ist nicht nachzuvollziehen. Abgesehen davon, dass der Wechsel zu einem nächstmöglichen Termin hätte überlegt werden können, wird die notorische Unterforderung des Kindes als Effekt der heiminternen Schule kommentarlos hingenommen, als wäre dies ganz normal. (Wir argwöhnen: es *war* die Normalität in den heiminternen Schulen, dass begabte Kinder notorisch unterfordert waren und nicht gefördert wurden.) Dies ist bemerkenswert, hat doch eine andere Gutachterin des Psychologischen Dienstes die Einweisung des Kindes in das Heim Hohe Warte als zweite Option ausdrücklich empfohlen. Der nun auf Initiative der Volksschullehrerin (der 4. Klasse Volksschule) angedachte Wechsel in eine Höhere Schule unterbleibt. Dies wird im Gutachten des Psychologischen Dienstes mit dem Argument verharmlost, ein solcher Wechsel würde „zu viel Stress“ für das Kind erzeugen.

Das Gutachten des Psychologischen Dienstes geht auf den eminenten Unterschied zwischen den vorgeschlagenen Optionen Internat Europahaus und Erziehungsheim Hohe Warte mit keinem Wort ein. Dieser Qualitätsunterschied hat aber hohe Bedeutung für die Bildungsschancen resp. für deren erhebliche Einschränkung. Offenbar gehört es zur mehr oder weniger erzwungenen korporativen Disziplin der hier zitierten PsychologInnen, sich als Angestellte des Jugendamtes jeder Diskussion der Zustände in städtischen und privaten Kinderheimen zu enthalten. Damit aber beraubt sich das Jugendamt einer internen Kritik, die manche Fehlentscheidung verhindern könnte.

Anton Berger wird also nicht an eine höhere allgemeinbildende oder berufsbildende Schule geschickt, wie es seinen Begabungen wohl entsprochen hätte. Nach Ablauf der Volksschule wird er in das Kinderheim Döbling überstellt, wo er fortan immerhin eine externe Hauptschule (1. Zug) besucht. (Der Besuch eines Gymnasiums oder einer berufsbildenden höheren Schule wäre von diesem Heim aus möglich gewesen.) Nach einem Jahr wird vom Kinderheim Döbling ein psychologisches Gutachten beantragt. Diesmal nimmt der Psychologische Dienst nicht (wie im vorherigen Gutachten) auf eine ältere Intelligenztestung Bezug, sondern führt eine neue „ambulante Intelligenzuntersuchung“ im Kinderheim durch. Die untersuchende Psychologin hält in ihrem Gutachten fest:

„Der Minderjährige wurde am 18.10. 1973 einer ambulanten Intelligenzuntersuchung unterzogen und erreichte im Hawik (...) einen IQ=128; V=125; H=128; Diff.ns., was einer *sehr guten Intelligenz* entspricht. Keine Leistung liegt unter dem Durchschnitt.<sup>202</sup> Hervorragend scheidet A. beim Erkennen von anschaulich gegebenen Sinnzusammenhängen, bei der Prüfung der unmittelbaren Merkfähigkeit und bei Wissensfragen ab.

Die Abstraktionsfähigkeit auf anschaulicher Basis wurde mit dem progr. Mat.Test geprüft, hier erreicht A. auch eine überdurchschnittlich gute Leistung (P 92,5/II+). Der differenzierte Bub spricht gut auf individuelle Betreuung an (z.B. wenige Kinder in den Ferien) und reagiert deutlich auf negative, äußere Einflüsse mit Verhaltensschwierigkeiten und Einnässen. Sobald sich A. vernachlässigt fühlt, wird sein Verhalten auffällig. (...) Intensive psychologische Betreuung wird fortgeführt.  
Dr. H.“

Die zuletzt angesprochene „psychologische Betreuung“ umfasst eine erst nach dem Wechsel in das Heim Döbling aufgenommene, dort über längere Zeit durchgehaltene und im Akt genau dokumentierte ärztliche Behandlung des Bettnässens und Einkotens durch eine Psychologin und eine Konsiliar-Ärztin. Herr Berger erinnert diese Behandlung als sehr bemüht und teilweise erfolgreich (s.u.). Vor seiner Überstellung in das Heim Döbling aber geht das Kind – wie wohl viele andere Kinder – im Kinderheim Hohe Warte einen Leidensweg, der das Problem des Einkotens und Bettnässens – wie von der eben zitierten

---

<sup>202</sup> Zutreffender wäre freilich die Aussage: Alle Leistungen liegen *sehr deutlich über* dem Durchschnitt. Ein IQ von 128 bedeutet einen Prozentrang von 96,9.

Psychologin angedeutet – erzeugt und phasenweise verstärkt. Der Umgang einiger (oder aller?) Erzieher im Heim Hohe Warte mit dem Bettnässen und Einkoten, den Herr Berger in seiner mündlichen Erzählung und auch in einem Brief an den Wiener Bürgermeister (s.u.) detailliert berichtet, bringt das Kind in eine Rückzugs- und Außenseiter-Position, über die sich die Erzieher in ihren wiederkehrenden Berichten stereotyp beschwerten. Sie erkennen nicht oder sie kümmern sich nicht darum, dass sie mit ihren Methoden jene psychischen und körperlichen Schwierigkeiten des Kindes erzeugen, die sie ihm als Ungehorsam vorwerfen. Auch der wiederkehrende Vorwurf der nicht vorhandenen „Bindung“ und des Selbstausschlusses des Kindes aus der „Gemeinschaft“ ist bemerkenswert. Diese Klage ist seit den Anfängen professioneller Fürsorge notorisch. Schon knapp vor dem Ersten Weltkrieg wird behauptet, dass Kinder aus der ungelerten Arbeiterschaft zu „Asozialität“ (resp. „Dissozialität“) neigen. Dem sei die öffentliche Erziehung zur „Gemeinschaft“ in Kindergärten, Horten, Schulen und besonders in Erziehungsheimen entgegenzusetzen (siehe dazu Kapitel I).

Auch in Fragen der Intelligenz und der Lernbereitschaft der Kinder berufen sich die Erzieher im Heim Hohe Warte auf den vorurteilsbeladenen Commonsense, kaum auf präzise Beobachtungen am jeweiligen Fall. An den regelmäßigen Berichten der Erzieher aus dem Kinderheim Hohe Warte über Anton Berger ist das exemplarisch zu erkennen. Die Erzieher bemühen sich, die durch mehrere Intelligenzmessungen empirisch belegte überdurchschnittliche Intelligenz und das hohe Entwicklungspotential dieses Kindes mit stereotypen rhetorischen Mitteln auf ein Mittelmaß zu reduzieren: Monoton beklagen sie schlechte Lernleistungen und fehlende Disziplin und beschuldigen das Kind, sich der „Gemeinschaft“ zu entziehen und „keinerlei Bindung“ an die Erzieher aufzubauen. Wir vermuten, dass sie in ihrem Berufsleben fast nur solche Sätze über Heimkinder schreiben. Anton Berger den Mutwillen zu unterstellen, „keinerlei Bindung“ aufzubauen und dies als sein intentionales schuldhaftes Handeln zu behaupten, ist eine Umkehrung von Ursache und Wirkung, bestätigt doch jedes psychologische Gutachten, dass Anton – ganz im Gegenteil – infolge seiner Familienverhältnisse ein *auffällig starkes Bedürfnis* zeigt, die liebevolle Zuwendung von Erwachsenen zu erlangen. Es sind die Erzieher, die aus ihrer unreflektierten Routine alles tun, um das Kind von sich abzuwenden. Stellt man die in den narrativen Interviews mit Anton Berger und Gustav Pernigg übereinstimmend berichteten Methoden der Erzieher im Heim Hohe Warte in Rechnung, ist ihr Bericht über Anton entweder dumm oder eine infame Lüge. Gleiches gilt für die Umgangsweise der Erzieher mit dem Bettnässen und Einkoten. Sie begreifen auch dies als schuldhaftes Verhalten und

demütigen das Kind dafür in derart grausamer Weise (s. u.), dass das Bett- und Hosennässen prolongiert wird und das Selbstwertgefühl des Kindes ernsthaft Schaden nimmt.

Nicht nur in diesem Fall kennzeichnet die an das Jugendamt adressierten Berichte der ErzieherInnen eine auffällige Gleichförmigkeit. Jeweils zwei Erzieher schreiben den jährlichen Bericht über „das Verhalten“ jedes einzelnen Kindes im Heim. Der zweite schließt sich meist nur in zwei oder drei Zeilen dem Bericht des ersten Erziehers an und beginnt mit der Floskel: „Vollinhaltlich wie oben.“ Nicht nur der Bequemlichkeit halber schreiben die Erzieher den letzten Bericht, der jeweils etwa ein Jahr zurück liegt, fast wortgleich ab, und das über mehrere Jahre. Der Gleichlaut der Berichte erzeugt autosuggestiv eine selbstgefällige Gewissheit der ErzieherInnen. Ihre Behauptungen beruhen auf laienhafter Beobachtung und Interpretation. Auf diese Weise kann das in der Bevölkerung weit verbreitete Klischee von „schwer erziehbaren Kindern“ in keiner Weise durch pädagogisches oder psychologisches Wissen gebrochen werden. Die Gewissheit macht spezielles Wissen überflüssig. Es scheint auch unnötig, Probleme oder Schwierigkeiten eines Kindes in einfühlsamen Gesprächen zu ergründen. Solche Gespräche wären ohnehin ganz unmöglich, wenn man die Kinder vorher regelmäßig geprügelt hat.

Solche ErzieherInnen wissen immer schon, woran es liegt, wenn die Erfolge ausbleiben: am schlechten Charakter des Kindes und an seiner vererblichen Schuld. Viele (aber nicht alle) ErzieherInnen teilen in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren die Meinung, Kinder, die in ein Kinderheim „eingeliefert werden“, seien ihre aggressiven und gefährlichen Gegner. Schon die Einlieferung, die ja meist mit der Anwendung von Gewalt einhergeht, schafft die vermeintliche Tatsache des „gefährlichen Heimkindes“. In der Folge ‚pflegen‘ und perpetuieren die ErzieherInnen ihr Feindbild, das mit den Vorurteilen in weiten Teilen der Bevölkerung übereinstimmt. Vorurteile über die „gefährlichen“ Kinder der „Armen“ und der „Proleten“ sind seit dem frühen 19. Jahrhundert und das gesamte 20. Jahrhundert hindurch weit verbreitet. Dadurch legitimiert, kann ein Teil der ErzieherInnen an den ihnen anvertrauten, oder sollten wir besser sagen: an den ihnen fahrlässig überlassenen Kindern regelmäßig und fortgesetzt körperliche, psychische und soziale Gewalt üben. Sie fühlen sich dabei durchaus im Recht, obgleich sie geltende Vorschriften und die gesetzlichen Beschränkungen erzieherischer Gewalt brechen.

Mit ihrer physischen, psychischen und sozialen Gewalt<sup>203</sup> erzeugen die ErzieherInnen erstens die Gegengewalt eines Teils der älteren Jugendlichen, was sie in ihrem Glauben an die Gefährlichkeit der Heimkinder nur bestätigt. Es braucht etwas mehr als den Alltagsverstand um zu erkennen, dass die notorische Gewalt unter Kindern und Jugendlichen institutionell erzeugt wird (s. u.).

Die Kinder einer Art Selbstjustiz der Gruppe zu unterwerfen nützt der totalen Institution. Allgemein wird dafür der Begriff „Kapo-System“ benutzt, der in weiten Teilen der Bevölkerung noch aus dem Dritten Reich geläufig ist. Im Erziehungsheim sind die „Kapos“ meist ältere Kinder und Jugendliche, die über eine längere Heim- und Gewalterfahrung verfügen, sich aufgrund überlegener Körperkraft und besonderer Gewaltneigung über jüngere Kinder erheben und – oft unter Duldung oder Zustimmung der ErzieherInnen – jene bestrafen, die der Gruppe einen Nachteil verschafft haben. Sie zwingen die Gruppe, am Ritual der Bestrafung teilzunehmen.

Zu den unter Kindern und Jugendlichen praktizierten Gewaltformen zählt auch sexuelle Gewalt gegenüber schwächeren Kindern, die temporär sexuell versklavt werden. Die Gewalt eines Teils der ErzieherInnen erzeugt bei jüngeren, sensibleren oder weniger robusten Kindern – zu ihnen zählt Anton Berger – Leid, Angst, psychosomatische Beschwerden, sozialen Rückzug, Bindungsangst und Selbstwertverlust bis hin zu Selbstmordgedanken.

Dass diese Effekte erzieherischer Gewalt den Kindern nicht nur in den Heimen das Leben zur Hölle machen, sondern auch das Beziehungsleben nach der Entlassung nachhaltig belasten, wird die im Folgenden ausschnittweise wiedergegebene (mündliche) Erzählung von Herrn Anton Berger zeigen. Er bemüht sich um möglichst exakte Erinnerungen und bedauert eben deshalb seine vielen Erinnerungslücken, die wir auf drei verschiedene Ursachen zurückführen: schwere seelische Verletzungen (Traumata), heilsames Vergessen und Überlagerung durch später Erlebtes. Seine Erzählung gewinnt ihre hohe Glaubwürdigkeit auch durch das deutliche Bemühen um eine differenzierende Darstellung und Beurteilung von in den Heimen beschäftigten Erziehern, Krankenschwestern, einer Konsiliarärztin und anderem Personal. Der von ihm selbst beinahe systematisch vorgenommene Vergleich der Zustände in den Heimen Hohen Warte und Döbling/Hartäckertraße verleiht seiner Erzählung ungewöhnlich hohe Präzision und

---

<sup>203</sup> Zur bedingten Abgrenzbarkeit aller diversen Formen von Gewalt bzw. zu ihrem oft kumuliertem Auftreten siehe die Kapitel I und V.

widerlegt zwei häufige Unterstellungen: Erstens, Herr Berger erzählt *nicht* pauschalierend, sondern differenziert so genau wie er es nach vielen Jahrzehnten und im Licht einer seit kurzem laufenden Psychotherapie vermag. Zweitens, seine Erzählung folgt nicht der Absicht, eine finanzielle „Entschädigung“ seitens der Stadt Wien durch die Übertreibung des eigenen Leids zu erlangen. Am Beginn seines im Folgenden zitierten Briefes an den Bürgermeister von Wien verkündet er ganz im Gegenteil, dass er die angebotene finanzielle Entschädigung aus moralisch-politischen Gründen *nicht* annehmen möchte, obwohl er sie gut gebrauchen könnte.

Nach drei Jahren im Heim Hohe Warte verbringt Anton Berger die folgenden vier Jahre bis zu seinem 14. Lebensjahr (1972-1976) im von ihm weitaus besser beurteilten Kinderheim Döbling in der Hartäckerstraße. Ein hier durchgeführtes psychologisches Gutachten stellt erstmals wörtlich die längst durch Testergebnisse nachgewiesene „überdurchschnittliche Intelligenz“ des Kindes fest und empfiehlt den Besuch einer öffentlichen Schule. Die vier Jahre im Kinderheim Döbling ermöglichen Anton Berger dank besser ausgebildeter und motivierter Erzieher und einer verhältnismäßig guten medizinischen und krankenschwägerischen Betreuung eine Phase der Selbstheilung und Selbststärkung. Sowohl die Heimleitung als auch die Erzieherinnen und Erzieher scheinen (mit Ausnahme einer cholertischen und gewalttätigen Erzieherin) einer kommunikativ angelegten und wissenschaftlich aufgeklärten Pädagogik zu folgen. Sie setzen auf ruhige Gespräche mit den Kindern und behandeln das Bettnässen als ein unverschuldetes psychosoziales Problem, zu dessen fachkundiger Behandlung eine Psychologin und eine Konsiliarärztin (Fachärztin der Psychiatrie) herangezogen werden. Nach allem, was schon hinter ihm liegt, fühlt sich Anton im Heim Döbling zum ersten Mal in seinem Leben „zu Hause“. Wie seine im Folgenden wiedergegebenen Erzählungen zeigen, fühlt er sich hier erstmals ernstgenommen, gut betreut und geht deshalb sogar so weit, dieses Heim bzw. seine Kindergruppe zur ersten „Familie“ zu erklären, die er erleben darf.

Nach vier relativ guten Jahren steht ein nächster Heimwechsel an. Die Heimleitung folgt der ihr vorgegebenen administrativen Logik, nach der ein Kind, das die Schulpflicht hinter sich gebracht hat und eine Lehre beginnt und nicht an seine Eltern zurückgestellt werden kann, in ein Lehrlingsheim der Stadt Wien zu überstellen ist. Mit 14 Jahren wird Anton Berger gegen seinen Willen in das Lehrlingsheim Augarten „überstellt“ und empfindet dies als den ihm mutwillig zugefügten Verlust seiner ersten und einzigen Quasi-„Familie“. Eben hat das Kind erstmals in seinem Leben stabile und heilsame Bindungen entwickelt,

als sie auch schon wieder gekappt werden.

Nach einer Berufsberatung wird Anton Berger von einer „Heimkommission“ der Lehrberuf Automechaniker zugewiesen (sic!), was eher dem Klischee der geschlechtsspezifischen Berufswahl entspricht als es auf die Begabungen dieses Jugendlichen und seinen eigenen Berufswunsch („Elektrotechniker“) Rücksicht nähme. Sein eigener Berufswunsch ist in einem Aktenstück festgehalten und dem Jugendamt bekannt. Dass er nicht unangemessen ist, zeigt die spätere Berufslaufbahn von Herrn Berger (s. u.).

An dieser fragwürdigen Entscheidung bestätigt sich unseres Erachtens: eine andere Laufbahn als die des manuellen Arbeiters bzw. der Arbeiterin ist für ein Heimkind „normalerweise“ (innerhalb der Routinen) nicht vorgesehen. Begabtere und ambitioniertere Kinder fallen der bürokratischen und noch dazu fehlerhaften Routine zum Opfer. ErzieherInnen und LehrerInnen (mit Ausnahme jener Lehrerin, die von der Schulleitung mit großem Nachdruck die Testung des Kindes verlangt) stufen in ihren Berichten die kognitiven und sozialen Kapazitäten des Kindes sukzessive herab, weil dies ihren Vorurteilen entspricht und ihnen erhöhten Arbeitsaufwand erspart.

Nach der Lehrzeit, die Anton Berger widerwillig im Lehrlingsheim Augarten verbringt, wird er in das Gesellenheim Zohmannngasse in Wien 10 überstellt. Da er nach dem Abbruch einer ersten Lehre seine zweite Lehre erst mit 19 Jahren abschließt, wird er auch erst mit 19 Jahren aus der städtischen Fürsorge entlassen und beginnt seinen Weg durch mehrere Berufe in mehreren Ländern und ein gar nicht einfaches Privatleben, an dem eine anhaltende Bindungsangst auffällt. Einige seiner diesbezüglichen Schwierigkeiten führt Herr Berger heute – auch im Licht einer laufenden Psychotherapie, die ihm nun die Stadtverwaltung finanziert und für die er sehr dankbar ist – auf das ihm aufgezwungene Leben und Leiden in den städtischen Heimen, vor allem im Heim Hohe Warte zurück. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>204</sup>

\*\*\*

Ich war ein halbes Jahr alt, glaub ich, da kam ich ins Heim. Als ich zweieinhalb war, kam ich zur Großmutter und mit sechs Jahren wieder ins Heim. Und als ich mit neunzehn Jahren aus dem Heim rauskam, hab ich bald danach einfach alles hinter mir gelassen und vergessen. Ich habe Jahre lang nicht daran gedacht und es einfach verdrängt. Die

---

<sup>204</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 23. Dezember 2010, 11-15:30 Uhr.

Erinnerung kommt erst jetzt so langsam. Daher besitze ich nur wenige Erinnerungen an die Zeit vor dem zehnten Lebensjahr. Das sind nur so Ausschnitte, Filmausschnitte, aber nichts Zusammenhängendes. (...) Ich kann keine zusammenhängende Geschichte erzählen. Ich habe mit zehn Jahren das Heim gewechselt, von der Hohen Warte in das Heim Döbling. Ich war in der Hohen Warte vom siebenten bis zum zehnten Lebensjahr und ich hab an dieses Heim eigentlich nur negative Erinnerungen und an das Heim Döbling nur positive. Und das ist der Unterschied zwischen den zwei Heimen. Ich kann mich an nichts Positives aus der Hohen Warte erinnern und kaum an was Negatives in Döbling. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.

(...)

Inwieweit hat diese Zeit in den Heimen mein Leben beeinflusst? Gibt es – ich will nicht sagen Schäden, aber Steine, die noch an mir hängen, die ich abwerfen sollte? Also zunächst zu den Familienverhältnissen. Fangen wir mal ganz klein an. Meine Mutter hat mich bekommen, als sie knapp siebzehn Jahre alt war. Als ich die Heimakte zu lesen begann, war es ein Schock für mich; da erfuhr ich Dinge über meine Familie, die ich nicht gewusst habe, die mir bis heute verheimlicht wurden oder die anders dargestellt wurden. Das hat erst mal mein Bild von der Familie über den Haufen geworfen. Meine Mutter hat wohl als Prostituierte gearbeitet und ich bin ungefähr mit sechs Monaten wegen gesundheitlicher Gefährdung ins Heim gekommen. Ich weiß nicht genau, vielleicht mit anderthalb Jahren oder mit einem Jahr kam ich wieder aus dem Heim raus und kam aber ziemlich kurz danach, vielleicht ein Monat später, wieder ins Heim wegen Verwahrlosung. Da blieb ich dann so bis zum Alter von zweieinhalb Jahren ungefähr. Ich schätze mal, da war ich im Zentralkinderheim. Dann kam ich zur Großmutter. Die war Krankenschwester in Lainz und hatte Tag- und Nachtschichten. Und da war noch die Schwester von der Mutter. Die war zwei Jahre jünger als meine Mutter. Zu der Zeit, als ich mit zwei Jahren wieder aus dem Heim raus kam, war sie ungefähr siebzehn, achtzehn Jahre alt. Sie hatte da schon ein eigenes Kind. Und diese Schwester der Mutter hat sich auch um mich gekümmert. Ich kann mich eigentlich nur erinnern, dass ich nachts auch öfter mal allein zu Hause war, weil die Großmutter im Krankenhaus Dienst hatte. Und mit sechs Jahren kam ich dann in ein Internat, weil nicht sichergestellt werden konnte, dass ich morgens allein aufstehe und zur Schule gehe. Deshalb kam ich in ein Privatinternat im 13. Bezirk. Ich war Bettnässer. Meine Therapeutin meint, es war so eine Art Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom. Im Akt der Fürsorge steht, ich bin aus diesem privaten Internat rausgeworfen worden, erstens weil ich Bettnässer war und zweitens weil

ich ständig irgendwie erwachsene Bezugspersonen gesucht habe, die ich für mich allein haben wollte. Das war der Grund, mich aus dem privaten Internat rauszuwerfen.

Interessant.

In der Fürsorgeakte steht dann drinnen, dass sich die Großmutter wohl um ein anderes Internat bemüht hat, aber keines aufzutreiben war. Und als Alternative gab es die Hohe Warte oder das Europaus. Ich kam dann eigentlich ohne ersichtlichen Grund in die Hohe Warte, in ein Heim für schwer erziehbare Kinder. Damals hieß es Sondererziehungsschule Hohe Warte.<sup>205</sup> Ich war aber nicht irgendwie auffällig, also ich hab nix kaputt gemacht, ich hab nicht irgendwie aus der Reihe getanzt oder so. Ich hab halt Aufmerksamkeit und Zuwendung gewollt, die ich nirgendwo gehabt habe.

Ja, so bin ich auf der Hohen Warte gelandet. Das war ein Schock für mich, weil das war, das war wie ein Gefängnis aufgebaut. Die Fenster waren vergittert. Also wir waren jetzt vor kurzem dort: Die sind nicht mehr vergittert. Die Gitter müssen irgendwann verschwunden sein in den unteren Reihen.<sup>206</sup> Aber damals waren die Fenster vergittert und es waren alle Türen verschlossen. Ständig. Also es gab vier Räume:<sup>207</sup> Das war der Schlafsaal, der Tagraum, das Klo und das Bad. Und wenn man jetzt zum Beispiel tagsüber im Tagraum war, waren die anderen drei Räume versperrt, und auch der Eingang zur Gruppe war versperrt. Also es war wie im Gefängnis. Auch der Tagraum war versperrt. Wenn der Erzieher rausging, hat er von außen zugeschlossen. Am Abend wurde der Schlafsaal aufgeschlossen und da konnte man dann in den Schlafsaal gehen. Der war nachts wieder versperrt. Auch die Toiletten waren ständig versperrt. Das Klogehen war nach Stundenplan organisiert, das war so auf vier fünf Mal am Tag verteilt. (...) Es gab wohl einen Garten, aber ich weiß nicht mehr, ob man da jeden Tag raus durfte. Dann gab es gemeinsame Spaziergänge in Heimkleidung in Zweierreihen die Donau entlang. In

---

<sup>205</sup> Das Heim hieß zu dieser Zeit (um 1970) offiziell „Kinderheim der Stadt Wien Hohe Warte“; die Adresse war Wien 19, Hohe Warte 3-5. Die interne Heimschule bestand aus Volksschule und Hauptschule, die aber nur einen zweiten Klassenzug hatte, der einen Übertritt in eine höhere Schule nicht zugelassen hätte. Dass diese Heimschule zur fraglichen Zeit einen offiziellen oder auch nur hausinternen Namen trug, in welchem auf „Sondererziehung“ oder auch „schwer erziehbare Kinder“ Bezug genommen wird, geht aus den vorliegenden Akten nicht hervor. Wir vermuten, dass dies aber die weit verbreitete Auffassung in der Bevölkerung war, die wohl auch sehr viele ErzieherInnen teilten.

<sup>206</sup> Das Heim Hohe Warte wird in den 1980er Jahren im Rahmen der Wiener Heimreform umgebaut; die großen Gruppen-Schlafsäle werden in Zweibettzimmer unterteilt, viele bauliche Zeichen einer geschlossenen Anstalt beseitigt, darunter auch die Fenstergitter.

<sup>207</sup> Gemeint sind vier Räume für jede Gruppe. Jede Gruppe bestand aus etwa 25 Kindern; im Heim Hohe Warte gab es laut Heimverzeichnis der MAG 11 aus dem Jahr 1967 ca. 150 Kinder zwischen 6 und 14 Jahren, folglich 6 Gruppen.

meinem Brief an den Bürgermeister hab ich schon einiges darüber geschrieben.

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

Ich finde es gut, daß Sie die Opfer des sexuellen Mißbrauchs aus der Staatskasse entschädigen, aber ich möchte dazu etwas sagen und es würde mich sehr freuen, wenn Sie meine Meinung zur Kenntnis nehmen.

Gleich vorne weg, ich will keine Entschädigung, selbst wenn ich das Geld gut gebrauchen könnte. Ich will nur, daß Sie mir für einen Moment zuhören.

Ich war vom 6. bis zum 19. Lebensjahr Heimkind, ich wurde nie sexuell belästigt. Die gesamte Zeit war kein Honiglecken, aber ich beschränke mich jetzt nur auf die Zeit von meinem 7. bis zum 10. Lebensjahr, die ich in der Sondererziehungsschule Hohe Warte in Wien 19 verbringen durfte.

An die vielen Schläge, die ich von Erziehern und Zöglingen wegstecken musste, kann ich mich im Einzelnen gar nicht mehr erinnern, was hängen blieb, folgt nun. Alleine schon der Betrug von aussen, eine Statue einer Mutter, die liebevoll ihr Kind in den Armen hält,<sup>208</sup> mit vergitterten Fenstern dahinter hatte auf mich als kleiner Junge eine erschreckende Wirkung. Die innere Struktur aber, die einem Gefängnis in nichts nachstand, war noch viel schlimmer.

Ich war Bettnässer von meinem Eintritt ins Heim bis zu meinem Austritt. Gerade dieses Bettnässen wurde mir in Verantwortung gestellt, als ob ich es absichtlich tun würde. Klogänge waren nach Stundenplan organisiert und ausserhalb dieser Zeiten war mir die Benutzung des Klos verwehrt. Nachts war der Schlafsaal versperrt und die Benutzung des Klos unmöglich und verboten. Manchmal wagten die Zöglinge es, nachts aus dem Fenster zu urinieren. Mein Bettnässen aber wurde mit eiskaltem Duschen bestraft und damit, daß ich mit der beschmutzten Unterhose auf dem Kopf stundenlang Strafe stehen musste. Das Klopapier war auf zwei Blatt rationiert, das heisst, wenn es nicht reichte, war der Hintern eben schmutzig, die Unterhose dann auch. Es kam nicht selten vor, daß

---

<sup>208</sup> Gemeint ist die vor dem Haus stehende Statue der Gründerin des Hauses, Gräfin Franziska Andrassy. Das Haus wurde 1908 als Waisenhaus eröffnet. Als solches soll es mit militärischem Drill geführt worden sein. Im Roten Wien (1919-1934) wurde daraus eines der Heime der städtischen Kinder- und Jugendfürsorge. Vgl. Erwin Peter, Hans Selinka, Waisenhaus Hohe Warte 3-5, Eigenverlag Dr. Erwin Peter (o.J.).

ich auch tagsüber meinen Urin oder Kot nicht mehr zurückhalten konnte und ich erinnere mich voll Scham, wie ich mit nacktem Hinterteil und beschmutzter Unterhose über dem Kopf, mit dem Kot in der Nase vor der Klasse strafestehen musste. Ich erinnere mich voll Scham an die langen Spaziergänge entlang der Donau, wo ich naß war vom Schritt bis in die Schuhe, weil mir das Urinieren verboten war. Und als 7, 8, 9 und 10jähriger konnte ich nicht verstehen, warum mir soviel Ungerechtigkeit zuteil wurde und all die Schuld daran auf mir abgeladen wurde. Jahrelang war ich Strafen und Gespött ausgesetzt. Das prägt. Noch heute leide ich unter dem Zwang, meine Notdurft solange wie möglich zurückzuhalten und schäme mich, vor anderen zu zeigen, daß ich aufs Klo gehen muss. Besonders hervorgetan in dieser Zeit hat sich ein Herr Hassek, die anderen Namen habe ich zum Glück schon vergessen. Seinen Namen kann ich nicht vergessen, genauso wenig wie die Jahre voll Scham, Erniedrigung und körperlicher Schmerzen.

In der 2. Klasse VS (Volksschule) schlug mir Frau Roswitha Roszmitalsky mit einem 30cm Holzlineal wiederholt die Fingerknöchel blutig, weil ich nicht schön genug schreiben konnte. Und weil ich es hinterher immer noch nicht konnte, gleich noch mehr. Noch heute denke ich bei jedem von mir handgeschriebenen Text an diese Frau und oft habe ich davon taggeträumt, wie ich dieser Frau die Knochen aller Finger breche, um meinen Rachegeleuten Genüge zu tun.

Ich hätte mir gewünscht, von einem Erzieher einmal in den Arm genommen zu werden und wahrscheinlich wäre es mir sogar egal gewesen, ob dieser mir dann zwischen die Beine geht, wenn ich dafür nur ein wenig Liebe bekommen hätte. Wenn ich nur ein bißchen das Gefühl bekommen hätte geliebt zu werden und als Mensch betrachtet zu werden in diesem Kindergefängnis. Man kann vielleicht mit einer finanziellen Entschädigung die Opfer zum Schweigen bringen, aber den Schaden damit reparieren oder sie das Erlebte vergessen machen kann man nicht.

Auffällig ist, es wurde sehr viel geschlagen. Und die Autorität war so aufgebaut, dass auch die Zöglinge sich gegenseitig irgendwie (mit Gewalt) erziehen. Das bedeuteten diese Kollektivstrafen: Hat einer irgendwas angestellt, wurden alle bestraft. Und die haben dann ihren Zorn an dem einen wieder ausgelassen. Die Erzieher hatten Lieblinge, die durften

dann so ziemlich alles machen und da wurden die Augen zugedrückt, wenn die auch andere verprügelt haben. Das wurde nicht unterbunden. Da stand ein Erzieher daneben und hat gegrinst. Es gab keine Kameradschaft. Ich hatte auch keinen einzigen Freund da. Das ging über drei Jahre. Es steht zum Beispiel in einer Beurteilung (durch zwei Erzieher) drinnen, dass ich mich von den anderen Kindern abgesondert habe und meistens irgendwo mit dem Buch in der Ecke sitze und lese. Aber das hat auch mit den Erziehern zu tun, die (...) haben mich praktisch täglich bestraft und das auch ausgenutzt, um mich bloßzustellen. (...) Also mit dem nassen Laken am Gang Strafe stehen oder morgens kalt duschen, bis man ganz blau war.

Die Schule war auch im Haus. Die Lehrerin in der zweiten Klasse hat sehr gerne mit dem Holzlineal geschlagen, vorzugsweise auf die Fingerknöchel. Und die Lehrerin in der dritten Klasse, die hat auch sehr gern bloßgestellt. Also ich hatte meinen Stuhlgang nicht sehr gut unter Kontrolle, und ich kann mich erinnern, in der dritten Klasse, da muss ich so neun Jahre gewesen sein: Des öfteren stand ich da mit nacktem Unterkörper, Unterhose über dem Kopf, irgendwo in der Ecke. Ob das in der zweiten Klasse auch so war, weiß ich nicht mehr. Aber diese eine Lehrerin bleibt mir da sehr im Gedächtnis. Jedes Jahr hat die Lehrerin gewechselt. In der vierten Klasse war die Lehrerin dann wieder total anders, die war sehr nett.<sup>209</sup> Außerdem hat da auch ein Erzieher gewechselt im letzten Jahr. Da ist einer der Bösen weggekommen und ein besserer nachgekommen.

Wir waren zwanzig bis vierundzwanzig Kinder in der Gruppe. Da gab es einen riesengroßen Schlafsaal mit Betten links und rechts, Stahlrohrbetten. Nachtruhestörung war das Übelste überhaupt. (...) Flüstern am Abend noch vorm Einschlafen, das war schon ein die Nachtruhe stören. Dann gab es entweder Einzel- oder Kollektivstrafen, je nachdem ob man sich gemeldet hat oder nicht, wenn der Erzieher gefragt hat, wers war. Aber es waren halt schon sehr grausame Strafen. Ich kann mich an Sachen erinnern wie Tausend Kniebeugen zum Beispiel ja? Bis die Leute zusammengebrochen sind. Oder stundenlang Bettenbauen, so nannte sich das. Da musste man das Bett schön machen, die Laken und die Decke einschlagen, und dann ist der Erzieher durchgegangen und hat alles wieder runtergerissen und man musste wieder von vorne anfangen, und das zwei drei Stunden nachts. Strafe stehen war eigentlich noch das Harmloseste. Ich kann mich nicht erinnern,

---

<sup>209</sup> Es muss diese „nette“ Lehrerin gewesen sein, die dem Schulleiter empfahl, das Kind aufgrund seiner hohen Intelligenz in eine externe Schule (AHS oder BHS) zu schicken.

dass auf der Hohen Warte irgendwie so mit Stöcken – also jetzt abgesehen jetzt von der Lehrerin – mit Stöcken geschlagen wurde, aber mit Händen und Füßen und Schlüsselbund, das kam schon häufig vor, also täglich, kann man sagen. Es kam mir nicht so vor, als hätte sich ein Erzieher jetzt gezielt einen zum Bestrafen rausgepickt, um seine sadistischen Gelüste zu befriedigen, sondern das war mehr spontan. Wenn ihm etwas nicht gepasst hat: Zack! Hat's eine gegeben, oder wenn man am Boden lag, hat er auch mit dem Fuß nachgetreten. Aber nicht dass er sich wirklich gezielt einen rausgepickt hätte. Das war so aus Zorn, momentan, ja? Das war das Erziehungsmittel. Da wurde nicht geredet, da wurde einfach geschlagen. Du hast jetzt was falsch gemacht. Zack! Gibts Schläge, ja? Die Schläge hat immer der gekriegt, der nicht als erster beim Erzieher war. Also wenn's irgendwo Meinungsverschiedenheiten gegeben hat und einer ist zum Erzieher gelaufen, hat der andere die Schläge gekriegt. Da ist nicht geklärt worden, wer jetzt wirklich Schuld hat oder ob's überhaupt eine Schuld gibt. Die weniger Abgebrühten haben das natürlich dann bezlt. Ich war damals noch sehr jung: Ich war von sieben bis zehn Jahren im Heim (auf der Hohen Warte). Und da waren ja teilweise schon Vierzehn- und Fünfzehnjährige auch in der Gruppe. Die hatten viel mehr HeimErfahrung als ich. Ich kam ja praktisch von der Großmutter und aus einem Privatinternat. Und ich habs da überhaupt verdammt schwer gehabt, mich irgendwie einzufinden. Und dann hab ich Überlebensstrategien wie das Sich-unsichtbar-machen, unauffällig sein, entwickelt.

Als ich dann das Heim gewechselt hab mit zehn Jahren, hab ich in dem neuen Heim<sup>210</sup> erstmals entdeckt, dass man auch Freunde haben kann und dass nicht jeder gegen jeden geht. Da hab ich lange gebraucht, um mich da richtig einzuleben, weil meine Strategien von der Hohen Warte waren dort ein gutes Mittel, um mich unbeliebt zu machen. Das war viel familiärer im Heim Döbling. Da waren die anderen Kinder fast wie Brüder. Nicht dass jeder jeden geliebt hätte. Da gabs auch die kleinen Ränkeleien. Aber es waren keine Gemeinheiten dinter und keine Bosheit. Auf der Hohen Warte haben viele, um die Schläge für sich abzuwenden, einfach andere beschuldigt. Das gabs in Döbling in der Form auch nicht. Und auch die Erzieher haben sich da sehr viel mehr mit uns auseinandergesetzt, viel mehr geredet als geschlagen. Also es kam zwar auch gelegentlich einmal vor, aber das war eher die Ausnme.

Das größte Problem damals war, dass die Kinder keinerlei Vertrauensperson hatten. Es

---

<sup>210</sup> Erziehungsheim der Stadt Wien Döbling, Wien 19, Hartäckerstraße 26. Ca. 80 Buben zwischen 6 und 20 Jahren, Gruppengröße durchschnittlich 20, Erzieher: weltlich, männlich und weiblich. Externe Schulen; Heimverzeichnis MA 11 – Psychol. Dienst, Typoskript 1967.

war jeder (Erwachsene im Heim) Autorität und man konnte sich als Kind an niemanden wenden, wenn man ungerecht behandelt wurde. Es gibt keinen, der einem hilft. Und ich hab ein paarmal auch versucht, es meinem Großvater irgendwie klar zu machen, aber wenn's zu Hause so abgewickelt wird: Ach so schlimm ist es doch gar nicht oder? Dann gibt man irgendwann auf. Und das ist das, was sich eigentlich bis zum Ende meiner Heimzeit durchgezogen hat. Ich finde, es gehört für die Heimkinder entweder so etwas wie eine Hotline installiert, oder zumindest eine Vertrauensperson außerhalb des Heimes, wo die Kinder wissen, der kann ich alles erzählen, ohne dass ich gleich Ärger kriege deswegen. Weil in den Heimen ist es ja so, wenn – ich hab das im Lehrlingsheim am Augarten gesehen, da ist einer ziemlich böse geschlagen worden von einem Erzieher. Der ist zur Polizei gegangen. Die Polizei hat den Erzieher angerufen und der hat den Lehrling am Rückweg von der Polizei abgefangen und weiter geprügelt auf offener Straße. Und da sag ich mir dann auch, wenn ich nicht einmal mehr zur Polizei gehen kann, (...) was soll man dann noch machen?

Es war auch so, dass die Fürsorge damals über Fälle entschieden hat, und die Kinder nie gesehen, nie gekannt hat. Es wurde über einen Fall geredet und das Kind war vielleicht nebenan in der Gruppe, und keiner hat da je die Kinder einmal geholt und gefragt, wie sie das sehen oder um ihre Meinung gefragt.<sup>211</sup> Es wurde blind dem vertraut, was andere beurteilen. Da waren dem Missbrauch des Systems alle Türen geöffnet. Ich weiß zum Beispiel: Ein Erzieher aus dem Heim Döbling, mit dem hab ich vor kurzem erst wieder Kontakt aufgenommen, der hat ungefähr in meinem Geburtsjahr auf der Hohen Warte drei Monate gearbeitet und hat sich dann versetzen lassen in das andere Heim (Döbling). Der hat gesagt, er kann damit nicht leben, wie man im Kinderheim Hohe Warte mit den Kindern umgeht. Und der war dann später mein Erzieher im Heim Döbling. Also es war schon bekannt, aber es werden selbst die Erzieher, die jung waren, denen das nicht so

---

<sup>211</sup> Dies stimmt vollends mit den übrigen Erzählungen überein. Das Nicht-hören der Kinder erklärt sich nicht einfach aus einer zeitgenössischen Mentalität des Heimpersonals, auch nicht hinreichend aus der in weiten Teilen der eher bildungsfernen Bevölkerung verbreiteten Haltung, über Kinder zu verfügen, statt mit ihnen zu kommunizieren. Im besonderen Kontext des Heimes entsteht diese Praxis auch aus der pauschalen Verdächtigung, die Kinder im Heim seien „schwer erziehbare“ Kinder, denen man seitens der Heimleitung und der Erzieher keine eigene Meinung, Ansicht, oder Erfahrung zugestehen könne, die für die Strategien der „Erziehung“ oder der „Pädagogik“ im Heim und deren Zwecksetzung relevant wären. Die Kinder sind also im Wortsinn Subjekte (Unterworfenen) einer totalen Institution (Goffman) und jeder hier beschäftigte Erwachsene hat die Autorität, sie zu disziplinieren oder dazu beizutragen.

gepasst hat, das kaum ändern haben können. Grade so ein junger Erzieher, der vielleicht nicht damit einverstanden ist, der hat die wenigsten Möglichkeiten, da jetzt gegen Alteingesessene zu sagen, das ist nicht in Ordnung!

Also es gab manchmal nachts Situationen, wo der Erzieher nicht im Dienstzimmer war. Das hat man dann schon mitgekriegt, weil die Dienstzimmertür eigentlich immer offen war und da immer Licht war. Wenn die Tür zu war, war er nicht da. Und da sind dann Einzelne nachts im Bett überfallen und verprügelt worden unter der Decke. Das gab's auch tagsüber, nur da gabs keine Decken, weil die waren im Schlafsaal. Die Decke hatte den Sinn, dass man nicht gesehen hat, von wem man geschlagen wird, wohl auch, dass man nicht sieht, was man schlägt, weil man schlägt ja auf die Decke, also noch ein bisschen hemmungsloser. Und das ganze hatte immer so eine Gruppendynamik, entweder man macht mit oder man ist das nächste Opfer. Dadurch hat man eigentlich wenig eigene Entscheidungsmöglichkeit, ob man das jetzt will oder nicht. Und es gab halt auch niemanden, der mal gesagt hätte: Lasst den Unsinn, weil dann war derjenige das nächste Opfer.

Die Älteren haben so ein bisschen auch das Gehabe der Erzieher angenommen, auch ganz gern geschlagen. Einfach so. Aus jeder Gelegenheit heraus, na? Und das ham die Erzieher einerseits geduldet. Ein Kapo-System hat sich da entwickelt. Die waren dann so die Ersatzerzieher oder die Hilfs erzieher, wenn man so will. Und zum andern waren das auch so durch Kollektivstrafen ausgelöste Racheakte von den Anderen. (...)

Zwei Erzieher hab ich schon vor Augen. Der eine hieß Hassek und hat seinem Namen alle Ehre gemacht. Also der hat den Hass auch richtig versprüht. Und der andere war wohl der Gruppenchef, der Prückler, der war weniger schlimm als der Hassek, aber nicht viel besser. Und von den Mitgefangenen (sic!) hab ich nur drei Namen in Erinnerung. (...) Da waren zwei Brüder, also mein Leidensgenosse und sein großer Bruder, die hab ich noch in Erinnerung mit Namen. Und einen, der mein Freund war, wenn keiner hingeschaut hat, na? Das war so mehr eine heimliche Freundschaft. Aber das Problem war, wenn man mit einem Opfer befreundet war, war man selber das Opfer.

Es gab auch diesbezüglich keine Regulierungen durch die Erzieher. Das war eben der Unterschied zu dem anderen Heim in der Hartäckerstraße in Döbling, dass dort die Erzieher viel mehr darauf geachtet haben, dass es keine Schlägereien oder Prügeleien gibt. Das war da geächtet! Ein Unterschied war auch, dass in Döbling die Erzieher eigentlich immer da waren und immer irgendwie ansprechbar waren. Auf der Hohen Warte wollte der Erzieher am liebsten in seinem Dienstzimmer sitzen und Ruhe haben, nix hören und

nix sehen. Und jeder Ärger, jede Unterbrechung seiner Ruhe war ein Anlass für Schläge. Was davon übriggeblieben ist, ist eine gewisse Rachelust im Bauch. Jetzt ist schon zu viel Zeit vergangen. Es sind die meisten (Erzieher) wahrscheinlich schon tot, aber das ist so was, was ich nie verloren hab, den Wunsch nach Genugtuung. Ich meine, ich bin ein ruhiger Mensch und neige nicht zu Gewalttaten, darum kommt das nicht in Frage. Aber so ein Rachewunsch ist schon immer noch da. Das hat auch ganz gut getan, zu sehen, dass dieses Haus (das Kinderheim Hohe Warte) jetzt tot ist, dass da nix mehr passiert; nix mehr lebt, na? Das verfällt vor sich hin.

Ich war insgesamt in mehreren Heimen, und mit fünfzehn Jahren musste ich aus Döbling wieder weg, weil das eben nur ein Schülerheim war. Ich sollte Lehrling werden und musste wieder in ein anderes Heim, obwohl ich mich da (im Heim Döbling) eigentlich das erste Mal in meinem Leben wirklich eingelebt hatte und mich zu Hause gefühlt hatte, musste ich weg. Und da kam ich dann ins Lehrlingsheim.<sup>212</sup> Da kam ich auch wieder nicht klar. Ich war noch zu kindlich, und die anderen waren teilweise schon viel zu erwachsen. Da konnte ich mich überhaupt nicht behaupten (...), obwohl ich schon fünfzehn Jahre alt war. Das Kinderheim Döbling war – so zurückgedacht, ich hab ja in der Therapie darüber gesprochen – der einzige Platz, der einmal mein Zuhause war. Dieses Heim war der einzige Platz, wo ich sagen kann: Da hab ich mich zu Hause gefühlt. Es gab keinen Platz, wo ich mehr zu Hause gewesen wäre als da. Es war halt auch ein Heim. Aber ich habe da Freunde gehabt, die wie Geschwister waren für mich. Es war dumm, dass die Erzieher täglich gewechselt haben, (...) vier Tage Dienst, vier Tage frei und dann ein extra Tag frei. Man hat sich halt dann irgendwann drauf eingestellt: Einmal der, einmal der.

Es war auch ein Unterschied, wie man mit den Bettnässern umgegangen ist. Auf der Hohen Warte, da war das meine Schuld: Ich war faul oder hab das absichtlich gemacht, ja? Also, obwohl ich jeden Tag dafür bestraft wurde, hab ich die Frechheit besessen, nicht damit aufzuhören. In Döbling ist man da mit Psychologie an das Problem herangegangen, mit ärztlichen Untersuchungen und verschiedenen Methoden bis hin zu elektrodischen Unterhosen mit Alarm, der mich weckt; und die haben verschiedene Tabletten durchprobiert, Medikamente und psychologische Betreuung, oder verschiedene

---

<sup>212</sup> Im September 1977 wird Anton Berger vom Heim für Kinder und Jugendliche Döbling in das Lehrlingsheim der Stadt Wien Am Augarten, Wien 12, Wasnergasse 33 überstellt. Er bricht eine Lehre als Automechaniker offenbar mangels Interesses ab und absolviert danach eine dreijährige Lehre als Bauspengler; diese Lehrzeit läuft von April 1978 bis April 1981. Nach dem Ende der Lehrzeit wird er in das Gesellenheim Zohmannngasse „transferiert“, wie es im bürokratischen Jargon des Jugendamtes heißt.

Weckdienste nachts. Um elf wecken, ob's dann klappt früher oder später. Die haben sich da echt Mühe gegeben. Auf der Hohen Warte war das meine Schuld, und da hab ich auch sehr darunter gelitten, dass ich niemandem klar machen kann, dass das nicht meine Schuld ist. Ich hatte ja abends schon Angst vor dem Einschlafen, dass das wieder passiert. Das war ja nicht so, dass es Spaß gemacht hätte.

Also warum ich meinen Stuhlgang nicht so unter Kontrolle hatte, kann ich gar nicht sagen. Ob das schon davor war oder ob das erst in der Hohen Warte aufgetaucht ist durch diese Klo-Regelungen<sup>213</sup> weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist es mir halt öfter mal passiert, dass es auch in die Hose gegangen ist. Und da waren so Strafen, wie in der dritten Klasse zum Beispiel, dass ich da in der Klasse zumindest mit nacktem Unterkörper stand, mit der Unterhose über dem Kopf. Von einem Erzieher kann ich mich mal erinnern, der hat mir das richtig ins Gesicht geschmiert und ich durfte mich dann bis zum Abend nicht mehr waschen.<sup>214</sup> Das war ja auch der Grund, dass eigentlich von den anderen Kindern keiner was mit mir zu tun haben wollte, dass ich da total isoliert war. (...)

Das mit dem Bettnässen war schon fast Ritual morgens. Also entweder das Gesicht ins nasse Laken drücken oder mit dem nassen Laken geschlagen werden und dann auch kalt duschen. Da war ich aber nicht der Einzige. Da standen wir oft zu zweit unter der kalten Dusche. Und der Erzieher stand daneben und das kam mir endlos lang vor. Ich weiß nicht, wie lang es tatsächlich war, aber es hat schon richtig weh getan. Es kam noch dazu, dass die alle gelacht haben. Irgendwas war noch: Matratzen in den Hof tragen. Das haben auch irgendwie alle mitgekriegt, wenn man die nassen Matratzen in die Sonne stellen musste zum Trocknen. Und ja, auch tagsüber musste man nach Stundenplan aufs Klo gehn. Wenn wir im Hof spielen waren, war es weniger Problem. Da konnte man sich irgendwo eine Ecke suchen. Aber wenn wir zum Beispiel spazieren gehen in Zweierreihen geschlossen, ja? Da kann ich mich schon erinnern, dass ich gesagt hab, ich muss aufs Klo, ja? Dann hab ich entweder Schläge gekriegt oder irgendeine blöde Bemerkung oder so. Und ich konnte nicht gehn. Und dann ging's halt irgendwann in die Hose und ich bin mit der nassen Hose herumgelaufen da vor allen Leuten in der Öffentlichkeit und war zusätzlich

---

<sup>213</sup> Gemeint ist die Regelung, dass das Klo nur zu bestimmten, von den ErzieherInnen festgesetzten Zeiten besucht werden durfte; siehe auch die folgende Formulierung „nach Stundenplan aufs Klo gehen“; vgl auch die sinngemäß gleichen Erzählungen von Erika Thaler, Georg Pernigg, Franz Unter u.a.

<sup>214</sup> In einem Gutachten eines Psychologen heißt es, ein Erzieher habe behauptet, Anton esse auch seinen Kot. Der Gutachter lässt durchblicken, dass er das nicht glaubt. War es derselbe Erzieher, der dem Kind das Gesicht mit dem Kot verschmierte und anschließend zur Schau stellte, um es zu demütigen?

noch der Schande ausgeliefert durch die blöden Bemerkungen vom Erzieher. Ich stand im Dienstzimmer des Erziehers und er hat mich gefragt, warum ich ins Bett mache.<sup>215</sup> Und ich wusste keine Antwort. Und ich musste da endlos lang stehn und darüber nachdenken, warum ich ins Bett gemacht hab. Und das war auch schlimm, weil ich konnte es einfach nicht erklären.

Ich durfte abends die Zähne nicht mehr putzen, und ab mittags kein Wasser mehr trinken. Genau. Wegen dem Bettnässen. Weil dann könnte ich ja heimlich Wasser trinken. Und da hat mir mein Leidensgenosse gesagt, er trinkt immer abends aus der Kloschüssel, wenn er Durst hat. Weil ich so Durst hatte, na? Und das hab ich dann auch gemacht.

Oft waren es auch nur so kleine Bemerkungen, die weh getan haben. Wenn ich geweint hab, hat er (der Erzieher) zum Beispiel gesagt, „Ja, wein nur, dann geht abends weniger ins Bett“, zum Beispiel. Also das war was, was nicht wirklich körperlich weh tut, aber verbal, als Schmerz.<sup>216</sup> Das hat ja eh schon wehgetan und dann wurde noch nachgelegt. Ja und dann kamen halt noch die ganzen Hänseleien von den Anderen (den Kindern) dazu. Das war ja nicht so, dass es jetzt nach dem Bestrafungsritual zu Ende war, sondern das hat sich ja immer über den ganzen Tag irgendwie gezogen. Man konnte es ja nie vergessen, dass man eigentlich ein Anderer ist. Man wurde ja ständig daran erinnert. Ich meine, das war auch in Döbling ein bisschen so, aber bei Weitem nicht so extrem. Aber es war schon irgendwie so wie wie aussätzig. Wir sind zum Beispiel irgendwohin auf Urlaub gefren, da wollte keiner mit mir im Zimmer bleiben. Das ist so wie beim Fußballspielen, beim Mannschaft wählen, der Letzte, der übrig bleibt, ja? So ungefähr. Man kann sich nicht rechtfertigen, man kann einfach nur dastehen und das über sich ergehen lassen. Da hilft es dann auch nicht viel, wenn der Erzieher irgendwie Partei ergreift oder das schlichtet. Das ist trotzdem irgendwie da, na? Und der andere ist dann sauer, weil er jetzt eben mit mir im Zimmer sein muss.

Ich glaube, das einzige Gute war eigentlich nur, dass ich nie, in keinem Heim, wirklich allein war mit dem Problem, dass immer ein Zweiter oder ein Dritter dabei war, die dasselbe Problem hatten. Das war schon hilfreich, denk ich mal, ein bisschen. Weil wenn

---

<sup>215</sup> Die gar nicht oder nur schlecht ausgebildeten Erzieher folgten offenbar der Vorstellung, ein solches Kind mache gewissermaßen aus Ungehorsam oder Rebellion in die Hose resp. ins Bett. Diese Art der Konfrontation verstärkte aber die Demütigung des Kindes und verschärfte das psycho-somatische Problem, wenn wir der Deutung folgen, dass die Ursache in fehlender Zuwendung von jenen Erwachsenen lag, an denen das Kind sich zwangsläufig orientieren und von denen es – mangels Alternativen – sein Selbstbild (nach G.-H. Mead) und seinen Selbstwert beziehen musste.

<sup>216</sup> Der Erzähler bekräftigt hier seine These, dass psychische Gewalt oft schwerer zu ertragen war als physische Gewalt, er reserviert dafür den Begriff ‚Schmerz‘.

ich dann das Gefühl gehabt hätte, ich bin ganz allein, dann wär's glaub ich noch schlimmer gewesen.

Es wäre interessant, in dem Buch zu lesen, ob es Andere gibt, die in demselben Heim waren und wie die das sehen. Ich hab eigentlich keinen Kontakt zu irgend jemandem aus diesem Heim aufgebaut. Die Kinder von der Hohen Warte hab ich alle aus den Augen verloren, als ich da weg bin. Auch die Kontakte aus dem Heim Döbling haben sich irgendwann zerstreut. Das müssen ja eine ganze Menge Kinder gewesen sein, weil wir waren mindestens zwanzig Kinder in der Gruppe. Insgesamt waren vier oder sechs Gruppen. Als ich mit Frau Pinterits<sup>217</sup> unlängst im Gebäude des ehemaligen Heimes auf der Hohen Warte war, habe ich festgestellt: Ich kenn ja von dem Haus nur einen kleinen Teil, nämlich den von meiner Gruppe. Aber im ersten Stock war ich nie oben. Ich hab mir das angeschaut: Keinerlei Erinnerungen. Also das war wohl auch so ein Hinweis. In Döbling kannte ich jede Ecke des Hauses, bis hin zum Dachgeschoss jeden Winkel. Auf der Hohen Warte war das total anders. Da kannte ich nur meine Gruppe und den Eingangsbereich, und wo man zum Hof ging oder wo die Küche war, und dann schon nix mehr. (...) Das war der Unterschied. Ja, die Hohe Warte war, wie ich dem Bürgermeister geschrieben habe, ein Kindergefängnis.

Ich hab mir den Fürsorgeakt geholt, weil ich den Grund wissen wollte, warum ich da hingekommen bin, warum man Kinder in so ein Heim steckt. Ich wollte schon wissen warum. Und weder meine Familie, noch die Heimakte hat mir das befriedigend beantworten können. Es gab keine Gründe. Es war halt einfach nirgendwo anders Platz für mich. Das ist das, was mich heute belastet. Wenn ich irgendwo etwas angezündet hätte oder mutwillig auf Zerstörung aus gewesen wäre, hätte ich das vielleicht noch einsehen können und sagen können: Okay, es blieb keine andere Möglichkeit, als mich da in so ein Heim zu stecken. Aber schlimm war ich ja nicht. Ich hab nix Böses getan! Das ist das, was mich heute so beschäftigt. Diese Ungerechtigkeit hängt nach. Auch andere Sachen. In der Heimakte steht zum Beispiel, als ich neun Jahre alt war, ich bin durchschnittlich intelligent, und als ich zehn war, bin ich auf einmal überdurchschnittlich intelligent und sollte auf eine Höhere Schule gehen. Aber leider kann ich nicht mehr, weil die Anmeldefristen schon verstrichen sind. Ich weiß nicht, wo ich die Intelligenz hergenommen hab in dem Jahr plötzlich. Aber ich weiß, das ist dann später auch in

---

<sup>217</sup> Monika Pinterits, Kinder- und Jugendanwältin der Stadt Wien.

Döbling getestet worden, dass ich schon überdurchschnittlich intelligent war und auf eine Höhere Schule gehen hätte können (...). Das ist einfach verschlampt worden. Meine Lehrerin (in der vierten Klassen Volksschule) hat mich vorgeschlagen fürs Gymnasium, und da steht in der Akte, das ist eh nicht mehr relevant, weil die Anmeldefristen schon vorbei sind. Und ich denk mir, dass mir das auch später geschadet hat, dass diese Chance nicht genutzt wurde. Weil ich meine, dass der Staat da schon in der Verantwortung gewesen wäre, das Bestmögliche für seine Zöglinge rauszuholen. Es war aber nur eine Art Verwahrungssystem. Das war keine Fürsorge in dem Sinn, wo jemand für jemanden sorgt, sondern einfach nur ein Verwahrungssystem.

(...) Ich bin weggekommen von der Hohen Warte, weil ich Klassenbester war in der vierten Klasse (Volksschule) und die Lehrerin sich dafür eingesetzt hat, dass ich da rauskomm aus diesem Schulsystem. Ich sollte auf eine öffentliche Schule gehen. (...) Ich kann mich dunkel an Gespräche erinnern, wo sie (die Lehrerin) ziemlich aufgebracht mit den Leuten geredet hat und gesagt hat: Ich gehör gar nicht da hin, ja? Ich gehör da weg. Ich kann mich an ihren Namen nicht mehr erinnern. Das war dann mein Glück, dass ich da weggekommen bin.

Auch die Essenszeiten hab ich unangenehm in Erinnerung. Auf der Hohen Warte hatte das was Militärisches an sich: Jetzt sind zehn Minuten Zeit zum Essen. Da ging's überhaupt sehr genau nach Stundenplan, ja? Das war nicht so in Döbling. Da kam ich von der Schule nach Hause, da gab's erst mal Essen. Dann hab ich meine Aufgaben gemacht und dann konnte ich meine Zeit selber verbringen. Und da konnte ich im Hof spielen gehen oder drin bleiben. Ich musste nur sagen, wo ich bin, damit es der Erzieher weiß, aber da waren alle Türen bis hin zum Eingangstor offen. Also ich hätte da auch verschwinden können ein paar Stunden und es wäre niemandem aufgefallen. Da hatte man sehr viele Freiheiten und sehr viele Möglichkeiten, sich zurückzuziehen auch. Da gab's einen riesengroßen verwilderten Garten, wo man sich herumtreiben konnte und auf Bäumen klettern. Auf der Hohen Warte war das nicht so. Da gab's zwar auch den Garten, aber da standen die Erzieher Posten. Die haben das alles ständig überwacht. Also man ist sich eigentlich rund um die Uhr beobachtet oder eingesperrt vorgekommen. In Döbling haben die Erzieher versucht, aus den Kindern deren Talente herauszuarbeiten. Also wenn einer gut basteln kann, hat man ihm das Bastelmaterial zur Verfügung gestellt. Aber auf der Hohen Warte gab's so etwas nicht. Da gab's keine Individualität, ja? Das war alles im Gleichklang. Jeder hatte gleich zu funktionieren, und wenn sich da einer nicht angepasst hat an das Gesamtsystem, dann gab's Ärger.

Ich kann mich erinnern, als ich das erste Mal in Döbling durch das Tor ging und gesehn hab, dass da alles offen ist, dass da nix versperrt ist, hab ich mir gedacht, hier kann man ja weglaufen! Auch auf der Hohen Warte gab es die Möglichkeit wegzulaufen, aber irgendwie wurden diejenigen, die entwichen sind, immer gefunden und ich kann mich erinnern, da gab's auch so Horrorgeschichten dazu, was mit denen passiert wäre danach. Ich kann mich schon erinnern, dass hin und wieder einer weggelaufen ist. Aber wohin? Wohin kann man in der Zeit von 1969 bis 1972? Da konnte man als Kind kaum irgendwo unauffällig herumlaufen. Heute geht das vielleicht, aber damals? Ja vielleicht tagsüber, aber spätestens abends war's für ein Kind schon ein Problem. Ich hab schon daran gedacht auch wegzulaufen, aber wohin? Ich hatte keine Ahnung. Ich wusste, zum Großvater kann ich nicht, der bringt mich wieder zurück. Und sonst gab's eigentlich keine Option mehr. In Döbling, wo ich weglaufen hätte können, da wollte ich dann nicht mehr, weil da war's eh irgendwie schön.<sup>218</sup> Also ja, wir sind schon heimlich aus dem Heim raus tagsüber, um irgendwelche Abenteuer zu erleben und heimlich wieder zurück oder so, das gab's schon, aber wenn man halt nix angestellt hat, ist es auch nie rausgekommen. Ein bisschen herumstreunen oder so. Im Heim Döbling ist es auch nicht so aufgefallen, weil es da keine Uniform-Heimkleidung gab. Da konnte man sich draußen auch relativ normal bewegen. Während auf der Hohen Warte wäre man schon aufgrund der Heimkleidung aufgefallen. Es gab keine Fernseher auf der Hohen Warte. Da gab's einmal im Monat eine Kinovorführung mit einem Filmprojektor, der im Festsaal aufgebaut wurde. Auch der Sänger Peter Cornelius ist dort einmal aufgetreten. (...) Der Film „Krieg der Knöpfe“<sup>219</sup> ist der einzige Film, an den ich mich erinnern kann. Der hat mich wohl fasziniert, denn da haben sich die Kinder aufgelehnt. Ja, es hatte irgendetwas damit zu tun, dass ein Junge von seinem Vater ungerecht behandelt wird und in ein Internat kommt. Deswegen ist mir glaub ich der Film so in Erinnerung geblieben. Es war im Festsaal. Da standen Sesselreihen und es war ein Schwarzweißfilm. Hinten stand der Kinoprojektor und da

---

<sup>218</sup> Der Erzähler formuliert hier seine subjektive, unseres Erachtens aber verallgemeinerbare Erkenntnis: Erfüllt das Heim – wie offenbar das Heim Döbling, das Therapieheim Dornbach u. a. – seine legale und legitime pädagogische Zwecksetzung, die Herkunftsfamilie und die elterliche Erziehung einigermaßen zu ersetzen oder zeitweise zu ergänzen und ein halbwegs gutes Aufwachsen oder die Heilung von psychischen Verletzungen zu ermöglichen, erübrigt sich die strenge Einsperrung, weil keiner flüchten möchte.

<sup>219</sup> Regie: Yves Robert, 1962. Buben aus zwei französischen Dörfern führen gegeneinander Krieg. Das Kriegsspiel eskaliert. Der Anführer Lebrac wird von seinem Vater so oft geschlagen, dass er schließlich von Zuhause wegläuft, gefunden und in ein Internat gebracht wird.

wurden wir dann alle hineingetrieben wie die Herde, und dann lief der Film. (...)

In Döbling war das anders. Da konnte man auch gelegentlich mal ins Kino gehn alleine, so mit zwölf Jahren oder so. Ich hab aber auch keine Ahnung, wie ich da zu den Kinokarten gekommen bin, oder zu diesem Privileg.<sup>220</sup> Ich glaube, das konnte man sich einfach so wünschen. Die hatten auch das Vertrauen, die Leute alleine weggehen zu lassen. Da wurde überhaupt viel unternommen. Ich kann mich erinnern, da gab's so gelbe Scheine, mit denen konnte der Erzieher mit der ganzen Gruppe ins Schwimmbad gehen. Da waren wir oft schwimmen. Im Ottakringer Bad im Winter oder im Schafbergbad im Sommer, glaube ich. Das waren immer so gelbe Scheine, die wurden ausgefüllt und ein Erzieher und zwanzig Kinder ab ins Schwimmbad. Fahrscheine gab's. Da hat der Chauffeur fünf Minuten Fahrscheine gestempelt im Bus. Also da wurde viel für die Freizeitgestaltung gemacht. (...)

Aber da war auch eine Erzieherin, die hat da wieder aus der Reihe getanzt. Die war ziemlich extrem. Die hat manchmal so richtige Anfälle gekriegt. So hysterische Anfälle, richtig rumgeschrien, rumgeprügelt, richtig außer Kontrolle geraten, na? Da waren so Schränke, die waren knapp einen Meter siebzig hoch ungefähr. Und ich weiß nicht, irgendwas hat ihr nicht gepasst, das war nicht ordentlich. Und ich bin unten auf das Brett gestiegen und bin halt so hochgeklettert und hab das oben in Ordnung gebracht. Und das Brett ist weggebrochen und ich bin nach hinten auf sie drauf gefallen. Und dann hat sie mich, puh, ja, von der Gruppe die Treppe runter bis in die Krankenabteilung getreten, ja, richtig so zwei Treppen runter. Und die Krankenschwester hat mich dann gerettet vor ihr. Also da ist sie ganz extrem ausgerastet. Ich hab dann die Nacht in der Krankenabteilung verbracht. Also jetzt nicht, weil ich verletzt war oder so, aber um mich zu beschützen vor ihr, hat mich die Krankenschwester gleich da behalten. Die wollte mich gar nicht mehr zurücklassen in die Gruppe. Und wie gesagt, das war unverschuldet, das war ein Unfall. Ich weiß, dass ich mich lang nicht beruhigt hab, dass mich die Krankenschwester sogar eine ganze Weile trösten musste.

Ich hab das auch bei anderen gesehen, denen hat sie büschelweise Haare ausgerissen oder Teller auf den Kopf geknallt, dass sie zerbrochen sind und so Sachen. Es waren oft nichtige Anlässe. Bei der wusste man nie, wann die explodiert. Das war bei den anderen

---

<sup>220</sup> Aus den Akten des Jugendamtes geht hervor, dass eine psychiatrische Konsiliarärztin, die das Kind im Heim Döbling über mehrere Monate und letztlich erfolgreich gegen das Bettnässen behandelte, mit ihm mehrfach vereinbarte, dass es eine Kinokarte erhält, wenn es ihm gelingt, erfolgreich gegen das Bettnässen anzukämpfen. Auf diese Weise gelangte Anton Berger zu einigen Kinokarten.

Erziehern in Döbling keinesfalls so. Die waren irgendwie mehr so gemütlich drauf und haben auch immer zugehört. Ich kann mich an Tage erinnern, wo fünf, sechs Kinder gleichzeitig im Zimmer (des Erziehers) waren und ihn gleichzeitig was gefragt haben. Und der konnte irgendwie schon gar nicht mehr entscheiden, wem er jetzt zuhört, na? Also die haben einem das Gefühl gegeben, dass sie immer da sind, und auch immer zuhören. (...) Da hat man schon das Gefühl gehabt, dass da so was Ähnliches wie Familienleben herrscht.

Großvater und Großmutter waren meine Familie. Die haben zwar getrennt gelebt, aber das war mein Bezug. Die Großmutter, nachdem sie ein zweites Mal geheiratet hat, dann nicht mehr; da wollte ich dann lieber im Heim bleiben. Der Großvater hat dann im Burgenland gewohnt, das war etwas zu weit. Ich kann mich schon erinnern, dass ich da auch mit dem Bus hingefahren bin, aber das war eine ziemliche Reise. Und die Mutter, die war irgendwie – die war zu fremd. Ich hatte war ein bisschen Kontakt, aber die war / die war eher fremd für mich. Ja, in Döbling hat's mich auch nicht gestört, im Heim zu bleiben; da war das nicht so schlimm.

Der Kontakt mit der Mutter (...) hat erst angefangen, als ich ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt war, und hat sich dann langsam gebessert. Als ich Kind war, war die Mutter eigentlich nie für mich da. Die war wie eine Tante, eine Bekannte, eine Fremde. Und später, als ich elf oder zwölf Jahre alt war, war ein bisschen Kontakt da. Da war ich relativ stolz auf meine Mutter, weil sie immer große Autos fuhr. So riesengroße amerikanische Chevrolet und Mustang, ja? (...) Und als ich so sechzehn, siebzehn war, ist der Kontakt ein bisschen enger geworden. Und mit neunzehn bin ich dann selbstständig geworden. Da bin ich aus dem Heim raus und hab eine eigene Wohnung gehabt. Und plötzlich hat sie die Idee gehabt, sie muss mich jetzt erziehn. Da kams dann zum Krach, denn da wollte sie meine Freunde aus meiner Wohnung rauswerfen. Schlechter Einfluss, hat sie sich eingebildet. Aber das waren halt meine Freunde aus dem Lehrlingsheim, mit denen ich da drei, vier Jahre verbracht hab und danach auch nicht einfach brechen wollte, ja? Weil irgendwo waren wir ja so etwas wie Brüder. (...) Und irgendwie hab ich dann mit ihr gebrochen und bin dann drei Jahre weggeblieben von zu Hause.

Und dann bin ich wieder einmal hingegangen und da hat sie irgendeine blöde Bemerkung gemacht: „Lässt Du Dich auch wieder anschauen?“ Bin ich wieder weg und war wieder zwei Jahre weg. Und dann bin ich wieder hin mal und (...) da war sie ganz vorsichtig. Und von da an – da war ich aber schon vierundzwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt, von da an

hat sich erst überhaupt so etwas wie ein Verhältnis zwischen uns entwickelt. Heute ist es recht gut. Aber ich kann halt trotzdem über diese Zeit nicht mit ihr reden, weil ich weiß, sie würde sich die Schuld daran geben. Sie würde auch gern wissen, was damals im Heim war. Das erzähl ich ihr auch nicht.

Ich weiß nicht, ob sie wirklich Schuld daran hat, weil zum einen war sie sehr jung. Sie hat sich auch relativ schnell von meinem Vater scheiden lassen und hat ihr Leben gelebt. Und ich hatte den Verdacht, auch schon als älteres Kind, dass sie Prostituierte ist, obwohl sie meines Wissens nach immer in Kaffeehäusern gearbeitet hat als Kellnerin. Ich kannte auch die Arbeitsplätze. Aber die Freunde, die sie hatte, die Autos, die sie gefahren ist und so, das hat alles in das Bild gepasst, ja? (...) Ich hab das aus der Fürsorge-Akte jetzt erst definitiv erfahren. Und ich will sie auch nicht damit konfrontieren. Ich will ihr nicht wehtun, ja? (...) Drum ist es besser, sie weiß nicht, was ich weiß, und gut.

Ich schäme mich jetzt für etwas, für das ich mich eigentlich gar nicht schämen müsste. Aber ich denke mir mal, das ist halt auch so eine der Nachwirkungen, dass mir damals jahrelang eingeredet wurde, ich müsste mich dafür schämen. Also jetzt nicht nur von der Hohen Warte her, sondern auch danach noch, weil das ging ja, bis ich neunzehn war oder so mit dem Bettnässen. Das hat mich ja immer wieder in peinliche Situationen gebracht. (...) Ich glaub am Schlimmsten war es im Heim und in der Schule für die Bettnässer. Ich war nicht der Einzige. Da war noch ein Zweiter, aber der hatte das Glück, dass er einen großen Bruder hatte, der ihn mehr oder weniger beschützt hat. Geschlagen wurde jeder für jeden Anlass. Statt Sprechen wurde geschlagen.

In keinem der Heime ist mir beigebracht worden, mit Geld umzugehen oder dass man später im Leben Verpflichtungen hat wie Miete zahlen und Geld zurücklegen für dieses und jenes. Das musste ich dann sehr hart lernen. Da hab ich auch meine erste Wohnung verloren, weil ich mit Geld überhaupt nicht klar kam. Das war so im Heim: Du bist jetzt achtzehn. Wir sind jetzt nicht mehr für Dich zuständig, jetzt mach was aus Dir! Und vorher hat mir aber keiner beigebracht, wie das geht, na? Also bei mir war's bis neunzehn, weil ich bis neunzehn gelernt hab. Es gab, oh ja, es gab ein Hilfsangebot: Wenn Du Hunger hast, kannst ins Heim kommen essen! Das war so eine Nachbetreuung, kann man sagen. Aber sonst gar nichts.

Wie war die Entlassung? Ich hab meine Sachen gepackt und bin umgezogen in die Zohmannsgasse. Das war ein Gesellenheim. Bei der Frau Bock, falls Ihnen die was sagt. Ute Bock. Die ist sehr bekannt, weil sie sich jetzt für Ausländer einsetzt. (...) Es hat noch ein paar Wochen gedauert, bis ich meine Wohnung bekomme. So sechs, acht Wochen hab

ich da in der Zohmannngasse gewohnt und dann bin ich schon in meine Wohnung gezogen. Die war erstmal leer. Da war nix drin, außer dem Herd und ein Waschbecken. Das war auch ein bisschen verantwortungslos, na? Es gab halt einen Termin, an dem das Heimleben endet. Meistens ist es der achtzehnte Geburtstag, oder eben wie in meinem Fall, bis dann die Lehre abgeschlossen ist. Da wurde im Hintergrund um die Kosten gestritten für diese Überzeit. Und man wird halt praktisch vor die Tür, auf die Straße gesetzt. Es wird schon noch geschaut, dass eine Wohnung da ist, aber keine Verantwortung mehr. Keiner schaut mehr auf auf Dich. (...) Für ein Heimkind ist da einfach ein Schnitt. Da ist die Nabelschnur abgeschnitten, fertig. Das ist auch irgendwo klar, der Erzieher kann sich nicht sein Leben lang um alle seine Zöglinge kümmern, weil dann wächst ihm das irgendwann über den Kopf, na? (...) Aber wie gesagt, dieser Schnitt ist einfach ganz hart. (...) Jetzt hab ich da zwei Erzieher oder drei, die meine Bezugspersonen sind über viele Jahre, und plötzlich sind sie das nicht mehr. Auch wenn ich hin und wieder danach ins Heim gefahren bin, um einfach mal wieder zu schaun, wie es da ist und so. Auf der Hohen Warte war ich ja nie; um die hab ich ja bis vor kurzem einen Bogen gemacht. Im Laufe der Jahre wurden auch die Besuche (in der Hartäckerstraße, Heim Döbling) immer weniger und irgendwann bin ich dann gar nicht mehr hingefahren. Aber grad so anfangs bin ich eigentlich sehr oft zurückgefahren ins Heim. Zumindest einmal im Monat. (...) Vor allem: Ich hatte mich an die Leute da gewöhnt; an die anderen Heimkinder und an die Erzieher und ich musste wirklich bei null wieder anfangen. (...) Das war plötzlich weg.

Ich denke, der Durchschnittsmensch möchte in seinem Leben etwas Festes aufbauen, ein Haus, eine Wohnung, in der er lange bleibt, ein Haus bauen, einen Baum pflanzen, ein Kind zeugen; möglichst zwei Autos in der Garage. Das hat für mich alles keinen Wert. Ich war jetzt zwei Jahre in Indien, ich hab mir da ein Motorrad gekauft und dann bin ich zurück nach Österreich und hab's einfach wieder verkauft. Das war für mich ein Nutzgegenstand, der seinen Dienst getan hat. Die Möbel, die ich mir da angeschafft hab, hab ich verschenkt. Die haben auch ihre Schuldigkeit getan. Ich kann mich nicht an materielle Sachen binden. (...) Und genauso ist es irgendwo, vielleicht nicht so extrem, aber auch mit Menschen. Ich kann keine Bindung aufbauen zu Menschen, die mir nicht nützlich sind. Oder wenn Menschen mir unangenehm werden, breche ich die Bindung ab. Ich versuche nicht, Probleme zu klären, sondern ich geh dem einfach aus dem Weg. Das hat dazu geführt, dass ich so eine Art Zigeuner bin, na? Ich hab zwar kein Problem, so wie

jetzt nach Indien. Ich hab kein Problem, mich dahin zu setzen in ein total fremdes Land und mich da einzuleben und zurechtzufinden und anzupassen. Oder in Berlin. Ich hab keine Angst, wenn mir jetzt irgendjemand sagt, Dein nächster Job ist in Nord-Afrika oder so, dann fahr ich halt da hin und schau mal, was passiert. Ich hab keine Angst, da unterzugehen. Aber ich weiß, ich werde mir nie was Festes aufbauen, weil es kann sein, dass ich irgendwann wieder weggehe. Und ich glaube, das ist eben dadurch entstanden, dass ich als Kind nirgendwo einen festen Platz hatte, dass ich so eine Art Zirkuskind der Fürsorge war. Ich vermute, dass ich mich deshalb nie an jemanden binden konnte.

Ich habe zwei Töchter. Ich habe keine Beziehung zu diesen Kindern. Die Beziehung mit den Frauen hat aus irgendwelchen Gründen nicht geklappt und damit war's für mich Zeit, abzubrechen. Das war mir zu viel. Also bei meiner Freundin in Berlin war es so, dass sie streitsüchtig war und ich kann mit dem nicht umgehn. Und als ich irgendwann ausgebrochen bin und gesagt hab, ich halt das jetzt nicht mehr aus, ich will nicht jeden Tag streiten müssen um Sachen, die wir gestern, vorgestern und vorgestern schon besprochen haben, (...) hat auch die Beziehung zu dem Kind gelitten, hm? (...) Und in Wien hab ich auch eine Tochter, die ist mittlerweile auch schon zwanzig Jahre, glaub ich. Da war's ähnlich. Da war's nicht Streit, aber auch da waren ständig irgendwelche Probleme, die immer wiedergekehrt sind, die ich irgendwann nicht mehr haben wollte. Und in meinen Jobs ging's ähnlich. Also ich hab angefangen als KFZ Mechaniker, über den Bau, übers Büro in die Computerbranche. Hab mich da eigentlich schon immer wieder gesteigert, aber ich hab's nie geschafft, lange in einer Firma zu bleiben. Wenn's irgendwo Probleme gab mit anderem Personal, hab ich gekündigt, na? Am Bau war das noch recht einfach als Bauspengler, da konnte man damals morgen in einer anderen Firma anfangen und übermorgen wieder in einer anderen. Nur in der Filmfirma in Wien, da war ich zehn Jahre. Da war's ganz angenehm. Aber die ist dann irgendwann pleite gewesen. Das hat halt wahrscheinlich mit den häufigen Wechseln in der Kindheit zu tun. Ich war bei der Mutter, im Heim, bei der Mutter, im Heim, bei der Großmutter, im Internat, Heim, Heim, Heim, na? Das waren, ich weiß nicht wie viele Wechsel. So bin ich ein Fluchtmensch geworden. Sobald irgendwo zu viele Probleme auftreten, lieber einen Job aufgeben und einen neuen suchen, anstatt sich durchzukämpfen. Und ich denke mir, es ist eine Art von Hilflosigkeit, das ist eine der Strategien, die ich im Heim entwickelt habe: weg vom Gefahrenherd. Einigeln. Einschließen.

Aber trotzdem hat sich mein Bild auch gewandelt, weil ich hab mein Leben lang gedacht, dass immer die Fürsorgerinnen die Bösen waren, die, die mich nicht aus dem Heim

rausgelassen haben. Und aus der Akte hab ich dann erfahren, dass sie's schon zumindest jährlich probiert haben, mich wieder zu Hause unterzubringen, ja? Und dass da aber kein Interesse war. Das wusste ich mein ganzes Leben lang nicht! Also sie haben schon jährlich angefragt, ob mich zu Hause jemand aufnehmen möchte. Aber auf der andern Seite, gewissenhaft gearbeitet haben sie auch nicht. Mit den Kindern wirklich auseinandergesetzt haben sie sich nicht. Man war halt nur eine Aktennummer. Als ich aus dem Heim herauskam, hatte ich vorwiegend mit Heimkindern Kontakt. Das war dann so mein Umfeld. Die ersten zwei, drei Jahre hab ich eigentlich hauptsächlich mit Anderen aus dem Heim verbracht. (...) Ich weiß deshalb nicht, wie eine Kindheit in der Zeit war, wo ich Kind war. Da habe ich keinen Vergleich. Ich kann es aus Biografien ein bisschen rauslesen, aber das sind immer nur Einzelfälle. Oder vielleicht auch aus Fernsehfilmen in der Zeit. Aber das kann man nicht als Maßstab nehmen. Jetzt hab ich vor kurzem erst den Film wieder gesehn über irgendein Heim in Irland. „Song for a Reggae Boy“ heißt der Film, genau. Das war wieder extrem. Wo ich mir gesagt hab, na so schlimm war's bei mir zum Glück nicht.

## Kapitel III

### Die Stereotypie der Erzieher-Gewalt. Vierzehn weitere Erzählungen

In den nun präsentierten weiteren vierzehn Fällen zeigen sich leichte Variationen der schon im vorigen Kapitel rekonstruierten Erziehergewalt, vor allem aber eine verblüffend gleichförmige Wiederholung der immer gleichen Gewalt-Muster und Gewalt-Rituale in den Kinderheimen. So wiederholen sich vor allem Erzählungen über bestimmte Rituale der Demütigung, die Verfügung nicht einhaltbarer Vorschriften, die Bestrafung der Kinder mit den annähernd immer gleichen Mitteln und Methoden, die auf die Zufügung von Schmerz, auf die Auslösung von Angst, auf die Minderung des Selbstwerts der Kinder und Jugendlichen und auf die Unterdrückung von Widerstand ausgerichtet sind. Sie enthalten aber auch weitere Belege für die sexualisierte Gewalt in der totalen Institution des Heimes wie auch für die sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen durch ErzieherInnen und ältere Zöglinge. Die hohe Übereinstimmung ist zwar im juristischen Sinn kein Beweis für die Wahrheit der einzelnen Aussage, doch erhöht sie die Glaubhaftigkeit der Erzählungen und stärkt die von uns schon im ersten und zweiten Kapitel entwickelten Thesen.

Die relative Gleichförmigkeit der erzählten Gewalterfahrungen führen wir zum einen auf die immer gleiche Organisation des Alltagslebens im Heim, zum anderen auf die Tradierung der Gewalt über die sozialen Netzwerke von HeimerzieherInnen mittels oraler Kommunikation zurück. Die Praktiken der Erziehergewalt werden durch Beobachtung, Nachahmung und durch die sie legitimierenden Alltagsdiskurse in der Erziehererschaft gelernt. Dieses praktische Wissen geht naturgemäß nicht in die schriftlichen Diskurse der Fürsorge als Semiprofession und auch nicht in die Fachdiskurse der beteiligten Wissenschaften ein. Auch daher erklärt sich die Teilnahme am Schweigepakt der Amtsträger und der wissenschaftlichen und ärztlichen Experten.

Was hingegen stärker variiert als die Gewalt eines Teils der ErzieherInnen ist die Gegenstrategie, die die einzelnen betroffenen Kinder entwickeln können und verfolgen müssen, um zu *überleben*: physisch wie psychisch. Welche Strategien sie wählen, hängt von ihren Vorerfahrungen in den Herkunftsfamilien bzw. in vorherigen Heimen, von ihrem Temperament und von ihren analytischen Fähigkeiten und von ihren körperlichen Kräften bzw. Krankheiten ab. Einzelne ErzählerInnen zeigen eine hohe Begabung, die

psychischen Aktionsmuster gewalttätiger ErzieherInnen zu erkennen und ihnen mit wirksamen Gegenstrategien zu begegnen. Dazu zählt, mit der Zeit zu lernen, die ihnen wiederholt zugefügten körperlichen und psychischen Schmerzen scheinbar teilnahmslos zu ertragen, um nicht die Lust der Täter an ihrem Leid zusätzlich zu stimulieren. Es muss nicht eigens gesagt werden, dass dies eine ihnen aufgezwungene Fähigkeit ist, ein Effekt der Erziehergewalt, für die sie im weiteren Leben beruflich und in ihren Intimbeziehungen bezahlen müssen. Nach einigen Jahren solcher Erziehung können niemandem mehr grundlos vertrauen. Werden sie positiv überrascht, überziehen sie ihre Erwartungen oder stellen überzogene Forderungen. Viele von ihnen brechen Beziehungen zu LebenspartnerInnen und eigenen Kindern ab, sobald sie sich in Konflikten überfordert fühlen.

Im Unterschied zu den sechs biographischen Fall-Rekonstruktionen im vorherigen Kapitel verzichten wir in diesem Kapitel auf den ausführlichen Vergleich mit den Akten des Jugendamtes und die genaue Analyse der Gutachten und Berichte. Um aber manche Inkonsistenzen der Erinnerung von Zeitpunkten und Abfolgen in den ‚Heimkarrieren‘ zu korrigieren, vergleichen wir die Angaben zur Abfolge und Dauer der Heimaufenthalte mit den Angaben in den Akten des Jugendamtes. Wir wählen jene Erzählpassagen aus den jeweils mehrstündigen Narrativinterviews aus, die uns zur Beantwortung der in den vorherigen Kapiteln entwickelten Fragestellungen besonders wichtig sind.

Bei allen Unterschieden haben die folgenden vierzehn ‚Fälle‘ gemeinsam, dass irgendwann in ihrer Kindheit die zuständige Sprengelfürsorgerin auf materielle Armut, auf schwere Mängel in der elterlichen Erziehung des Kindes bzw. der Kinder oder auf erste Hinweise stößt, in der Familie könnte Gewalt gegen das Kind resp. die Kinder ausgeübt werden. Die Ursachen dieser Mängel und dieser Gewalt in den Herkunftsfamilien sind vielfältig. Zu einem erheblichen Teil sind sie eine mittelbare Folge der ungleichen Verteilung von Lebenschancen, von materiellen Ressourcen und von Bildung und Wissen. Insofern sind sie klassenspezifisch. Fast alle Herkunftsfamilien sind zur sozialen Klasse der lohnabhängigen Arbeiter und (kleinen) Angestellten zu zählen. Eine Ausnahme davon bildet nur eine junge, aus Kärnten nach Wien zugezogene, höher gebildete Angestellte und Galeriebesitzerin, die nicht bereit ist, ihre Tochter selber zu versorgen und zu erziehen. Wenn wir hier ausgewählte Passagen aus den Erzählungen von vierzehn ehemaligen Heimkindern präsentieren, dient auch dies dem eingangs

formulierten Auftrag, die Stimmen der Betroffenen vernehmbar zu machen und ihr Leid zu bezeugen.

## Markus Koch: „Wir waren die Aussätzigen“

Offenbar wird der Säugling von seinen Eltern misshandelt. Die Fürsorgerin entdeckt Hämatome auf dem Rücken des 1956 in Wien geborenen Kindes und verfügt seine Entfernung aus der Familie. Der Akt des Jugendamtes vermerkt zehn Geschwister, von denen sich fast alle in „Fürsorgeerziehung“ befinden. Eines von ihnen wird adoptiert. Markus wird in das Heim „Am Himmel“ im 19. Bezirk gebracht, das von geistlichen Schwestern der Kongregation der Schwestern vom Armen Kinde Jesu geführt wird.<sup>221</sup> Mit fünf Jahren wird Markus von hier in das Kinderheim St. Joseph-Edelhof in der Gemeinde Rohrbach an der Gölsen (Niederösterreich) überstellt, das von derselben Kongregation geistlicher Schwestern geführt wird.<sup>222</sup> Der Grund der Überstellung ist der bevorstehende Eintritt in die Volksschule. Eine Lehrerin verbindet ihm die Finger, weil sie von Schlägen durch andere LehrerInnen und ErzieherInnen offen sind. Er besucht die externe Schule in Rohrbach an der Gölsen und hat einen Fußweg von fünf Kilometern zur Schule. Auf diesem Weg lernt Markus Vögel und Pflanzen genau zu beobachten. Er hat die Kraft und wohl auch eine besondere Begabung, dies zu seiner physischen und psychischen Stärkung zu nutzen. Allerdings ist der Preis dafür, dass er länger als andere Zöglinge in der kindlichen Phantasiewelt bleibt und deshalb von älteren Heimkindern gehänselt und misshandelt wird. Er erlebt, wie ein Mann nachts zu einer der geistlichen Schwestern einsteigt, um mit ihr sexuell zu verkehren. Er zeigt dies bei der Heimleiterin, der Schwester Oberin an und wird daraufhin von ihr streng verhört. Sie richtet eine starke Lampe in sein Gesicht, was an Verhörmethoden erinnert. Statt den erwarteten Zuckerln

---

<sup>221</sup> Das Kinderheim „Am Himmel“ ist eines der Vertragsheime und wird von der Kongregation der Schwestern vom Armen Kinde Jesu geführt. Es hat 60 Plätze für männliche und weibliche Kinder im Alter zwischen 2 und 6 Jahren. Die Gruppengröße beträgt 13 bis 14 Kinder. Jede Gruppe wird von einer geistlichen Schwester geleitet, die von ein bis zwei weltlichen Kindergärtnerinnen oder Helferinnen unterstützt wird.

<sup>222</sup> Kinderheim der Kongregation der Schwestern vom Armen Kinde Jesu. Bis zu 84 Klein- und Schulkinder, Knaben und Mädchen zwischen einem und zwölf Jahren sind hier „als Pflegekinder“ untergebracht. Jede Gruppe wird – wie auch im Kinderheim „Am Himmel“ – von einer geistlichen Schwester geleitet, die von einer Kindergärtnerin oder einer Helferin unterstützt wird. Kinder im Volksschulalter besuchen die Volksschule in Rohrbach an der Gölsen. Männliche „Pfleglinge“ helfen in der Landwirtschaft, weibliche „Pfleglinge“ helfen bei den Hausarbeiten, in der Küche, in der Waschküche und in der Schneiderei. S. Heimverzeichnis Ma 11 – Psychol. Dienst 1967, II/13 (Typoskript).

erhält er Ohrfeigen und wird für einige Stunden eingesperrt. Diese Szene kann als Metapher für die sexualisierte Gewalt in Klosterheimen gelesen werden: Sexualität wird im Verborgenen praktiziert, darüber zu sprechen, bricht das Tabu. Wer das Schweigegebot bricht, wird am Körper bestraft.

In seinem zehnten Lebensjahr wird Markus von Rohrbach an der Gölsen in das Heim Wimmersdorf bei Neulengbach überstellt.<sup>223</sup> Es ist das Jahr 1966. Das Heim wird von einer Familie Stellbogen geführt. Heimdirektorin ist Margarete Stellbogen. Sie übt auch die Funktionen der Erziehungsleiterin und der Heimmutter aus, jedenfalls steht es so im Heimverzeichnis, welches das Wiener Jugendamt 1967 angelegt hat. Eine Tochter und eine Schwiegertochter sind im Büro bzw. als ErzieherInnen beschäftigt. Das Heim hat aber auch eine interne Volksschule und eine Hauptschule II. Zug mit mehreren LehrerInnen und einem Schulleiter. Das Heim ist daher gewissermaßen ein erweitertes Familienunternehmen, wirtschaftlich hängt es vom Wiener Jugendamt ab, das den Großteil der Kinder zuweist und für sie Pflegekostenbeiträge überweist. Das Heim verfügt über 90 Plätze für Buben zwischen acht und fünfzehn Jahren.

Hier erlebt Markus die sexuelle Gewalt älterer Buben. Mehrmals wird er auf dem WC vergewaltigt. Nachts wird er von älteren Burschen ‚besucht‘, die ihn zu sexuellen Dienstleistungen zwingen. Er kann sich dagegen nicht wehren und vermag oft vor Angst nicht einzuschlafen.

Als Markus 1970 das 14. Lebensjahr erreicht, steht ein neuerlicher Heimwechsel bevor. Auf Betreiben des Wiener Jugendamtes wird er in das Heim der Stadt Wien in Eggenburg Lindenhof transferiert.<sup>224</sup> Gleich nach seiner Ankunft wird er von Erziehern und älteren Schülern mit einer symbolischen Todesdrohung empfangen (eine deutliche Parallele zum

---

<sup>223</sup> Kinderheim Wimmersdorf, 3040 Wimmersdorf 27, Post Neulengbach. Dieses Kinderheim wird von einer Familie Stellbogen geführt: Direktorin: Margarete Stellbogen; sie ist im Heimverzeichnis der Mag 11 auch als Erzl. (Erziehungsleiterin), Heimpl. (Heimleiterin) und Heimm. (Heimmutter) angeführt. Das Heim hat 90 Plätze für männliche Kinder im Alter von 8 bis 15 Jahren; die Gruppengröße beträgt 23 bis 25. Es hat eine interne Volksschule, sowie eine interne Hauptschule 2. Zug. Das Heim ist vom Bahnhof Hütteldorf eine Stunde Fahrtzeit mit dem Autobus und 15 Gehminuten entfernt. Vgl. Heimverzeichnis Mag. 11 1968, II/20. (Typoskript). Zur Familie Stellbogen und dem Heim Wimmersdorf s. auch die Erzählungen von Peter Ruzicka (Betroffeneninterview B 13). Das Heim wird 1981 geschlossen. Vgl. Karl Cervik, Kindermord in der Ostmark, Münster 2001, 28.

<sup>224</sup> Eggenburg, Grafenbergerstraße 4, Eggenburg 6. Das Heim für Jugendliche (es besteht am selben Ort auch ein Heim für Kinder) hat 300 Plätze für männliche Jugendliche zwischen 15 und 19 Jahren. (1967 sind 2 Gruppen nicht belegbar.) Die Gruppengröße beträgt 20 bis 23 Zöglinge. Das Heim bietet Lehrplätze in verschiedenen Handwerksberufen; die Anlehre findet in Lehrwerkstätten statt. Dieses große Heim wird 1985 geschlossen. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch MA 11 – Psych. Dienst 1967, IV/6. (Typoskript).

Eintritt von Erika Thaler in das Heim auf dem Wilhelminenberg): Man schneidet ihm unter Gewaltanwendung die (für den Geschmack der Zeit relativ) langen blonden Haare ab und zwingt ihn, sich nackt auszuziehen. Die umstehenden Erzieher und Burschen kommentieren dies auf eine Weise, die keinen Zweifel darüber lässt, dass er sich hier unterwerfen muss: manifest der Heimordnung, latent aber auch den sexuellen Wünschen einiger Erzieher und älterer Zöglinge. Er wird in eine graue Heimuniform gesteckt, sein eigenes Gewand wird vernichtet – ein Ritual, typisch für den Eintritt in diese Institution der totalen Erziehung. Genau diesen Aspekt hat das Heim mit einem Gefängnis oder einem „Umerziehungslager“ in den USA, aber auch im nationalsozialistischen „Dritten Reich“ gemeinsam. Wegen seines hübschen, knabenhaften Aussehens bezeichnen ihn einige Erzieher mehrfach als schwul, womit er offenbar als künftiges Opfer homosexueller Gewalt seitens älterer Zöglinge oder auch Erzieher *designiert* ist. Einmal wird er auch tatsächlich von vier Mitzöglingen vergewaltigt. Mehrmals zwingen ihn Erzieher, sich nachts zu ihnen zu legen und ihnen sexuell zu Diensten zu sein. Mit 21 Jahren wird Markus in das Gesellenheim Zohmannngasse in Wien überstellt, wo er bis zu seinem 23. Lebensjahr wohnt. Als er ein minderjähriges Mädchen schwängert, wird er von der Heimleiterin, Frau Ute Bock, aus dem Heim geworfen. Er bezieht eine Untermiete und arbeitet in dem erlernten Beruf als Maler. Er ist stolz auf seine handwerklichen Fähigkeiten.

Die sexuellen Praktiken, die ihm von älteren und körperlich überlegenen Zöglingen und von einigen Erziehern aufgezwungen werden, verunsichern ihn in seiner sexuellen Identität. Unter diesen Umständen vermag er keine positive sexuelle Identität zu entwickeln und dies beschädigt sein Selbstwertgefühl; ja es führt sogar zu dem wiederkehrenden Wunsch sich umzubringen. Was ihn davon abhält, ist sein christlicher Glaube an den Wert des Lebens. Und selbst dieser Glaube ist ihm, dem Protestanten, durch eine totale Erziehung in katholischen Kinderheimen aufgezwungen.

Von klein auf die Mutter entbehrend, findet Markus in einigen Heimen Mädchen und Frauen, von denen er sich gemocht, manchmal sogar begehrt fühlt. Unklar bleibt, was dabei seine Wunschphantasie ist, und was auf Wünsche dieser Mädchen und Frauen zurückgeht. Andererseits wird er im Heim Wimmersdorf und vor allem im Heim Eggenburg mehrfach sexueller Gewalt von körperlich stärkeren Burschen und Erziehern unterworfen. Während Mädchen und Frauen (darunter eine junge Erzieherin) die ersehnte und vermisste Wärme präsentieren, zeigt sich ihm das männliche Geschlecht in der totalen Institution des Erziehungsheimes ausbeuterisch und gewaltsam. Daher fühlt er sich nicht

nur sexuell, sondern auch in seiner sozialen Rolle als Mann verunsichert. In mehreren Heimen (v. a. im privaten Kinderheim Wimmersdorf und auf dem Lindenhof in Eggenburg) wird er von Erziehern und von Mitzöglingen in aggressiver Weise als Mädchen angesprochen, dies offenbar, um ihn in dieser zugeschriebenen sexuellen Identität zu missbrauchen. Zugleich aber werden ihm, wie gesagt, die etwas längeren blonden Haare mit Gewalt abgeschnitten, um ihm gleich bei seinem Eintritt zu verdeutlichen, dass dieses Heim ein Ort der Gewalt ist, an dem er nur überleben wird, wenn er sich den Stärkeren unterwirft. Evident wird hier, dass die sexuellen Wünsche der Zöglinge und Erzieher keiner logischen Ordnung folgen, sondern einer Logik der jeweils opportunen Gewalt. Auch ihr sexuelles Begehren, die sie unter anderem an dem hübschen zarten Markus befriedigen wollen, nimmt sich sozusagen, was sie bekommen kann. Sexuelle Gewalt ist hier nicht in jedem Fall Ausdruck homosexueller Neigungen, sondern vor allem auch eines Mangels an nährenden und schützenden Beziehungen. Markus wählt die Gegenstrategie, sich selber stärker zu machen. Er übt sich im Boxen und trainiert mit Gewichten. Faktisch beginnt er sich mit seinen Fäusten gegen Übergriffe zu verteidigen. Das aber kostet ihn beinahe seine weitere berufliche Existenz. Nach einer gewaltsamen Auseinandersetzung mit einem Zögling, der ihn aus dem Fenster werfen will und gegen den er sich, da trotz allem körperlichem Training unterlegen, mit einer Schere verteidigt, wird er nach Wien in die Kinder- und Jugendpsychiatrie „überstellt“, psychiatrisch begutachtet und wegen Körperverletzung für drei Monate in eine Haftanstalt für jugendliche Rechtsbrecher eingesperrt. Das System der totalen Erziehung neigt dazu, seine eigenen Prophezeiungen zu realisieren.

Nach einigen Jahren einer ersten Ehe stirbt die Ehefrau. In den letzten zehn Jahren lebt Herr Koch mit einer Managerin in einer Lebensgemeinschaft zusammen. Doch die Mutter seiner langjährigen, verstorbenen Ehefrau, die er liebevoll seine „Oma“ nennt, ist seine wichtigste Bezugsperson. Er bleibt der Einzelgänger, zu dem er in den Erziehungsheimen Wimmersdorf und Eggenburg geworden ist. Er hält sich mit Vorliebe in seinem Garten auf, den er als seinen „Millionengrund“ bezeichnet. Er fühlt sich von kaum jemandem verstanden, wenn er über sein Leben erzählt. Er konstruiert sich als anders. In seinen Beziehungen zeigt er sich „unsicher vermeidend“ (Mary Ainsworth). Nachdem er „die Hölle“ (so nennt er das städtische Heim in Eggenburg) überlebt hat, kehrt er als Erwachsener gewissermaßen in seine Kindheit und in das Reich der Phantasie zurück („Ich lebe in einer Phantasiewelt“). Er tut dies aber auf eine professionelle Weise, von der er wirtschaftlich existieren kann: Er verfertigt Zeichnungen für Kinderbücher und arbeitet mit einem Autor zusammen, dessen Texte er illustriert. So wie in

kritischen Momenten seiner Kindheit und Jugend wird er auch gegenwärtig ab und zu von „schwarzen Löchern“ eingeholt. Die ihm mit Gewalt eingepflanzte Angst vor dem Tod ist nicht verschwunden. Das sei allen gesagt, die von Wiedergutmachung schwätzen. Dann fürchtet er, sein Herz könnte aufhören zu schlagen. Und wiederholt fragt er sich: Warum ich, warum ich? Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>225</sup>

\*\*\*

Es is ka Kritik in dem Sinn, dass i jetzta sog, i greif olle an und und nur die Bösen, die Bösen. Man hat auch positive Dinge erlebt. Aber die hob ich für mich gschaffen, weil damit hab ich überlebt. Und ich hab schöne Dinge gesehn. Des hot net amoi a Kind (/) oder des ham Sie vielleicht net gesehn. (...) Ja, ich leb in einer Fantasiewelt. Ich bin nie erwochsn wurn, weil immer nu a Kind innerlich. Ja, wie schön wär es noch, ein Kind zu sein, ja? I bin auch gor niemand böse. In dem Sinn. Weil des tua i net, weil kein Mensch is unfehlbar. I hab des (---) ja, das hab i (//) bin sehr christlich erzogen worden, Gott sei Dank, weil das hat mir auch an festen Halt geben. (...) I hab die Höhen und Tiefen olle erlebt. Ja? Die Gegensätze: Liebe, Hass, kalt, warm, trocken, nass. Ja? Also ich weiß wie das is und wer das nicht erlebt hat, kann net drüber reden, das is ganz einfach so.

I hob meine Traumwelt gschaffen für mi. Weil sonst wär des net gungen. Ober die Geschehnisse, ich weiß net, warum i des net wega krieg. Des is (----) (//) Ma geht ganz anders durchs Leben. (...) Den Anschluss hob i verlurn. Ich hab sehr lang braucht. Ich hab schwere, ganz schwere Minderwertigkeitskomplexe gehabt ((sichtlich aufgewühlt, atmet tief durch und versucht sich zu fassen)). Nervös bin i sowieso. Des des i wor a Linkshänder. Wenn i denk (//) Droschn wordn, dass i rechts schreib. Des wor eine jüdische Direktorin. I hob nix gegen Juden. Gott behüte, ja? Ja, aber die hat uns als Untermenschen (/). Mir san gezügelt worden. I hab Händ ghabt, i hab immer bitten. I hab vierzehn Tog die Händ einbunden ghabt in da Volksschul schon. Nur weil i bitten hob. Und die Lehrerin, die hot mas owe geben, die hot selber great, die hot gsagt, Des derf jo

---

<sup>225</sup> Narrativinterview, geführt von Mag. Andrea Smioski am 26. Jänner 2011, 14:00-18.00 Uhr im Konferenzraum der KJA.

net wahr sein. Die hot gwisst: Der Edelfhof. Na a Wohnsinn. Weil ma immer gstrafft wordn san. Gstroft wurdn.

Und der Kindheitsakt (des Jugendamtes, RS) hat mich a bissl geschockt. Weil i hab ma dacht, na, wor vielleicht ein Jahr daham oder wos. Ober gleich nach der Geburt?! Ha, das is a Wahnsinn. Mei Mutter hat mich total verstoßn. Ich bin meiner Mutter nie bös gwesen, da wird so viel gemunkelt. Ich will nicht. Mei Mama und der Papa, die san tot. Und die werdns immer bleiben. (...)

Bei den Schwestern (Erzieherinnen, RS) überhaupt: Da hats ka Wort oder a Lachn geben. Nichts. Oder ein Ich hab Dich lieb. Nichts hats da geben. Gor nix. Des is a Wohnsinn. Des worn nur Strofn, Strofn, Strofn, Strofn. Für jede Kleinigkeit! Da hots Sesseln geben, mit die Fächer da hinten ((deutet unter den Stuhl)). So so Tisch. Aufstellen, ja? Und die san durchgangen und wehe es war irgenda Stück Brot oder irgendwas. Da hat ma aufn Mund (unverständlich). Aber net nur. Die ham die ghoiten und so lang drauf ghaut, bis alles gsprungen wor. I hab bis zu meinem zwanzigsten Lebensjohr solche Rillen ghabt. I hab scho Angst ghabt vorn Winter, dass das immer wieder aufspringt ((deutet auf die Lippen)). I hab eh nu Narben. Oder wann die Unterwäsch dreckig wor: Madln, Buam, wir worn alle zam, nockert, ja? (...) Die Badewann: I hob des gsehn, i hab so zittert (--). Wie i dreckig wor, Finger, des oder in die Hosn gackt hab, hat mi die gnomman, die Fiaß und so so lassen ((deutet Kopfüber-Halten an)). Aussa vom Wormen und glei ins Koite eini. Ja? I hab glaubt i dasauf. I i i i dadrink. Des wor a Schock. Als Kleinkind, weil für mi is ja die Bodewann wie a halberter Teich. Des wor (//) I hob scho so zittert, so zittert ((deutet an)). Und und die hat mi gnommen und und und (/) nur weil die Hosn dreckig oder a Loch ghabt hat, des und des. Und hot mi u- eitaucht, ober alle. Es wor a Katastrophen. (---)

Wir ham a immer gehn miassen in die Schui fünf Kilometer oder sechse. I kanns net genau sagen. Is ja wurscht. Hot ma net gschadt, weil i hob ma do meine Welt geschaffen. I hab ja überall a Platzl oder da is des, da bin i hingangen, da wor da Schupfn. Des worn so kleine Geheimnisse. Und da hab i für mich hineingelebt. Wir ham weder mit jemand sprechen dürfen, strengstens verboten. Ober irgendwann dann, die klanen, wies halt früher alten Mutterln da. Kumm eini, Bua. Hots gsagt, Bist Du Edelfhof? Sog i, jo. Oh ((gedehnt, staunend)). Hot die gsogt, Kumm eini. Mir ham ja nix ghabt. I hab an Kakao ghabt, a Kipferl, i hab geschaut mit meine Glubschaugn. Die hat mi gern ghabt. Da hab i so amoi verspürt, jo, aber i hab ka Gefühl zeigt. Jo, wo nix kommt, geht a nix. Wie soll des

funktionieren, wonn ma des net selber kriegt, wie soll des dann funktionieren? I habs eh gspürt dann und später dann bei der Beziehung. Des war auch eine reine Katastrophn. Jo?

Strof: In Ameisenhaufn e- (/) also Nockerter. Des versteh i net. ((lacht traurig)) Des is a Wahnsinn. Solche Ameisen worn des. I hab glaubt mir zerreißt es des Herz. Des is ja des, wos i net versteh. Wos des für Strofmethoden worn. ((lacht traurig)) I hob amoi a Stricknodl verlorn, (--) da hob i (/) um viere sam ma zruck gangen wengam Obendessen. I hob bis neine suachen müssen in Sommer, weil is net gfunden hob. (--) Hot mi a Knecht ghoit, (--), sog ma so, der is Traktor gfohn, den hob i sehr gern ghabt, den Herrn Fred. Und der hot mi dann ghoit um neine. Gregnt hots. I nu mit da Turnhosn. Gschebbert hob i. Der hot mi am Buckl gnumman und hot söber great. Komm in dem Kloster hin, wor amoi a Stund eingesperrt no, dann hams mi auszogn, hab i mi in die koite Dusch stölln miassen, hams mi duscht und dann hams mi ins Bett glegt ohne Essen. Mit vier Johr. Ich kann mich sehr ((betont)) gut zurück erinnern. Weil des san Dinge, die erzöh i Ihna in dreißg Johr ganz genau so. Weils die Wohrheit is. Weil nur der wos lügt muass nochdenken.

### *Wir waren die Aussätzigen*

I hob ka Gwand ghabt. Teilweis von die Madln hamma kriegt die Strumpfhosen, weil nix do wor, da, ja. I wär fost okrotzt (gestorben). I hob soiche Eiterding ghabt, ja? Es hat kan Orzt geben, nix. Jo? Des is (/) I hob amoi an Orzt gsehn mit aner Toschn. I bin immer in so an Marodenhaus gwesen. I hab schwere Schwindelanfälle ghabt. Mei Herz, i hab soiche Krämpf kriegt. Nichts is gmacht wordn. Nichts. Es hot si erst aufgheart mit 25 hot des auf amoi aufgheart. Komplet. I hob scho Ongst ghobt, des is (/) jedes zweite Monat is des komman. I hob so Angst ghabt. Und es is nix gmacht worden. Nichts. Nichts.

(...) weil des Becken um so vü verschoben wor. I hab ka Hüf ghabt, nix. Es hot scho mei Lehrerin in da Voikschui erwähnt. Mei Turnlehrer. Des wor in Wimmersdorf. Des is immer urgiert wordn, Da ghört was gmacht. Da gheart wos gmocht. Gor nix. I hatsch der wie a Wullianten (Wollente). Das hat nicht sein müssen. Das Gesundheitswesen hat hat - muss i sogn - komplett versagt im Kloster. Nichts, nichts is gmacht wordn. I hob mit fünfzehn Johrn siem- fünfadreißg, siemadreißg Kilo ghabt. Des is is a Wnsinn. Jo?

I hab a Schwester ghabt, am Himmel, die hab i gern ghabt. Die Schwester [Selma]. I hab gret, weil die hob i gern ghabt. Weil die hot mi gwoschen, putzt, den Hintern ausgwischt,

ins Bett glegt, frisiert und a Bussl geben. So. Und und kaum wars soweit, hab i wieder gehn müssen. Für mi is des schwer, wenn i amal sess- (/) als Kind überhaupt: Ma hat Freunde, egal ob ma so (/) also Beziehung. Patsch. Weg. Bin verschickt wordn wie a Packl. Gemma, gemma, gemma, gemma.

Und da wolltens mich zu Weihnachten wollten sie mich adoptiern zu den Pflegeeltern. I bin immer davongrennt. Ja? I hob scho damois erkannt, dass des net ehrlich is. Na? Des hat mit Liebe nichts ztuan. Ich hab des (//) Wann ma heut a Kind adoptiert, da ghört viel mehr dazu. Ja? (...) Bei mir hot des net funktioniert.

Mit mit dreizehn Jahr, mit zehn zwölf Jahr (...) wolltens mich auch einmal adoptieren. I bin gor net gfrogt wordn. I bin in die Kanzlei, ihr Wohnung. War groß, herrlich, wunderbar. Und bin i (...) Leuten vorgstellt wurdn. Und da hab i scho gmerkt: Na bumm. I hab ma den angeschaut. (...) Ich hab das nicht wollen und bin davongrennt.

(...)

Na ja und in Wimmersdorf, da hab i dann a Musiklehrerin ghabt, die die [Christa], [Christi]. Die hot mi sehr gern gemocht. Und do hots amoi erwirkt, dass i amoi bei ihr schlofn konn, bei die Ötern. Es wor wunderschön. I i hob (-- es gibt Dinge, die kann man nicht (//) Des wor so so sche und und ja? Und dann wollten mi die Eltern adoptiern. (-- Ihre Eltern. Na vielleicht wär i heuer (/) heute vielleicht a Agraringenieur oder wos, jo, weil i tua heute sehr gern auch mit diesen Dingen, ja? Aber das hat die Direktorin - „Was büdst da Du ein?“ ((mit verzerrter, verstellter Stimme, lauter)) Das wird unterbunden! Das kommt absolut nicht in Frage! Ich gib Dich nach Eggenburg, dass Du Manieren lernst!“ Ich kann mich erinnern, es war zehn Uhr, des war an einem Mittwoch, ich war dreizehn Jahr.

### *Das war die Hölle*

Ich sag Ihnen: Das Eggenburg hat mich ruiniert. Das war die Hölle. Da hättens mi glei ins Landesgericht einsperrn können. (-- Des wor a Wnsinn. I wor dreizehn Jahr, i woitat glei owe springen beim Fenster. I kumm dort an, da is a Kübl gwesen, a verzinkter, a Tisch, da san die Erziehungsleiter gstanden. Sagt a, Na du Schwuchtl? I hob ja net amoi gwusst, wos des hasst, jo? Ziag di amoi aus! I hob die longen Hoor, die ham ma amoi glei

ogschnitten so wie de. Splitternockt. H, schaut aber aus, na wie a Maderl, a klans. Ja? Guat i hob ja wirklich sehr s- (/) i wor dünn, ja? Und hot gsogt, Na ziang di aus, Gspritzter! I hab des net amoi gwusst, wos des hasst, ja? Weil ich bin von Wimmersdorf weggekommen (--) da hab ich nicht amal gewusst, woher die Kinder kommen. I hob nu an den Osterhasn glaubt. I hob no an das Christkindl glaubt. Man hat mir das alles zerstört ((verbittert)). A Katastrophn wor des Eggenburg. I bin im Bett (unverständlich), i wor so noss, i hab gschwitzt, i hab great wie a Schlosshund. I woit wieder zruck. Nix. I hob ocht Johr dort aushoiten miassen. Furchtbar, furchtbar.

Typen, Typen (--) (//) Ich komm zum Essen, da wor so a Tragerl für für zwanzg Leit. Heast Depperter, Gspritzter, heast wos is los? Du wüest nix zum Fressen? ((in verstellter lauterer Stimme)) I wor entsetzt. Entsetzt. Ich hob so ((zeigt es vor)) sitzen müssen. Ich hob nicht sowas kennt, an Buckel ((Macht einen runden Rücken)), ich hab Sitten gelernt. Dann komm i durt hi. Na a Katastroph. Die hot mi einfach (--) wegga ghaut, Mochts wos woits. Hinter mir die Sintflut. Des Eggenburg war für mi das Allerschlimmste.

Und dann die Homosexualität. Man hat mir meinen ganzen (-----) ((sehr aus der Fassung, tut sich schwer zu sprechen)) ganzen Körper hat ma (--). Man hat mich (//) Der is tot. Den hat man ruiniert. (---) G- Gott, da bin ich missbraucht wordn von die eigenen Leut. Zwungen wurdn. Die ham mich zu viert. Der Erzieher hat zuagschaut, den hot des ois nix ausgmocht. Mei. (--) Die wor so stork verbreit da durtn. A Katastrophn. Do hob i nu des zum Spürn kriegt. A Katastrophn, sog i Ihnen. (----) Pfau, Erzieher. Lauter lauter Homosexualität. Jo, san a Menschen, ober net an Kinder. I wor in aner Zeit, in aner wichtigsten Phase, im dreizehnten Lebensjahr. (--) Na, i woit scho drei Moi ((Selbstmord begehen)). I hob gsogt, Aus, i wü nimmer leben. Des Anzige, wos mi so aufrecht ghoiten hot, wor da Sport. (--) I hob hoit dann Boxtraining gmocht.

### *Bin da missbraucht worden*

Wir ham uns aufstellen müssen und und wenn einem die Luft gfehlt hat oder irgendwos. Am Buckl. Der hat da zehn Mal mit der Hand so hrr ((mt Schlaggeräusch nach)) und hot nu glocht dazu, des und des. es worn richtige Sadisten. Des hot mit Erziehung nix ztuan. Ja? Man hat mich schon gebrochen und (--) drum bin i auch in meinem jetzigen Leben total (----) (/) na i bin gestört. I bin net dumm oder irgendwie. Aber es kummt dreißig Johr

zspät. Des Eggenburg hot ma den Rest geben. (---) Bin da missbraucht wordn, (--) des wor a Katastrophn. Im Kloster wor's desselbe. Im Kloster. Des is des is a Wnsinn. I wor sechs Johr, ziagt si ane vor mir aus, komplett splitternackt, ja? I hab glaubt (--) (/) i bin unters Bett. Wir worn auf aner Dachmansarde und i wor i wor ja immer kronk. I wor immer kronk. Und auf amoi ziagt si die aus splitternockt und nimmt mei Hand zu ihren Genitalien. Ja, so wars. (--) Und (--) die hot mi dann wieder viere zt vom Bett. Die hot gschwitzt, i hob mi angmocht. Bin dann in in Dochboden eini eini grennt. I wor da stundenlong eingesperrt. Und irgendwann san (/) is dann die Oberin und no zwa Schwestern kommen und i bin verhört wordn, wie seinerzeit bei der Stasi ((Ministerium für Staatssicherheit)). In an Raum, der war so groß ((deutet einen kleinen Raum an)) mit aner Lampen und jo, zack, patsch, patsch. Was war da los? Und das und das. Und ich hab die Schwester nicht verraten. Ich hab sie nicht verraten, nein. Die is ma auf die Knia, sechs, sieben Johr wor i. Bitte, bitte, verrat mi net. Und ich hab sie nicht verraten. Ich hab so viel Watschen kriegt.

Eine besondere Art der Bestrafung wor wann ma (/) Da ham ma einmal ja für unser Schwester zum Muttertog wos kaufen woin und da ham ma Milchgeld gfladert, sag ma so, ham ma siebn Schilling, hamma ihr ein Herz kauft. Und wie die erfrn hot, woher des Göd is - na, des wor a Bestrafung. I bin drei Keller tiefer oder vier. Da hats ja siebn Etagen geben in dem Edelfhof. Und da warn so Kammerln, ja? Des worn vielleicht (/) die worn net größer, wiea so ((deutet)) und do is so - wie die Rodeo - so a Bock, und do hob i mitn Ding kriegt, mitn Besen glei fufzg (fünfzig Hiebe). (...)

Oder in Eggenburg amoi, worn amoi sechzehnter Geburtstag für an Freind bei uns, der wos im Zimmer glegen is bei eam. Hams uns dawischt, weil da samma owekreat, Dochrinna, und san ins Heimbod auffe. Hot uns dawischt da [Klaus], mei Erzieher. Na des wor a Kretzn. Der hot mi anoib Stund in den eiskoiten Wosser lossn. I hob heite no so a Phobie, wonn i in a Wosser (/) (--) I bin ham gonga, i krieg heit no so richtige Krämpf, weil des (/) so verspür. Habs heute no. Und der hot mi so lang (/) Is do mit an Besen und hot mi immer wieder eini ins Wosser, anoib Stunden hob i drin sein miassen. Eiskoit. Weil do wor a Wossertausch, des hot net amoi vierzehn Grad oder fufzehn. Eiskoit des Wosser. Und i bin donn alsa Zitterter eini gangen, ober so ((betont)) zittert. Hob mi duscht und hob gor net gwusst, dass des brennhaß is I hob (/) Ois offen wor bei mir. Der Rucken. Es is nie nie nie erwähnt worden. Es is ois selbstbehandelt. Die worn ja olle im

Bande, im Packl. Ob des jetzt des Marodenhaus, wies ghaßen hot (//) De- des is a Wohnsinn. Das Eggenburg war des Allerschlimmste, was man mir antuan hat können.

Mit fünfzehn John hob i donn versucht dass i amoi hinfohrn kann zur Mutter ham. Da Voter wor so so bekannt als Alkoholiker, ober wie gsogt (--) is wurscht. Is amoi zwa Stund zspät kumma, der hot mi überoll mitzt bei de Wirtn. Das erste Moi. Dann sam ma (unverständlich) ((bei Mutter angekommen)) (//) Dasst eh schon der kreust mit dem Buam! ((mit verzerrter Stimme - der Mutter)) (--) Du [Evi], der Bua is do. Servas, wos mochst Du do? I bin am söben Tog wieder ham gfohrn. Ich habs net ausghoiten. Des funktioniert net. (--) Steht a do der Trottel, der Trottel, da steht er do. Kriegt die Bappn net auf. Konnst eam glei wieder zruck firn. ((imitiert mit verzerrter Stimme die Mutter))

Und dann komm i - wie i entlossen wordn bin - des wor überhaupt die Hölle. (--) I hob net amoi an Ausweis, a Geburtsurkunde, Staatsbürgerschaftsnachweis. Nix hob i ghobt. Mit dreizehn Johr, wie i kummen bin (nach) Eggenburg, hams ma a Mödebuach, alles was verlorn gangen is, wo a Knopf gföht hot, a Schnallen, hob i zoin miassen. I hob sechs oder 700 Schilling zoin miassen. I bin mit 1.200 wega gangen und hab 700 Schilling zoin miassen. Damit ich lerne, anderen sein Eigentum zu schützen. Als Kind mit dreizehn Johr. I komm in die Zohmannngassen (Gesellenheim). I wor wieder in an Heim. Es wor wieder um ochte zua. I bin kontrolliert wurdn, i hob des nimma ausghoiten. I hab dann a Madl kennenglernt, die is dann schwanger wordn. Die wor dann (//) Die wor liab, die [Dorothea]. Und i bin dann rausgflogen. Die (Heimleiterin Ute Bock) hot mi mitten in da Nocht, die hot mi ausse ghaut. I hob dort gsport in die anoib oder zwa Johr, wos i durt wor. Des gonze Göd hots meiner Mutter geben. I ich hab bis einundzwanzig Jahr nicht einmal ein einziges Stück Privates - ob des a Sockn wor - nichts.

Im Kloster des is ja net des erste Moi, dass i a nackerte Schwester (//) Es is ja (/) i hobs ja a poor Moi ghabt. Wie i aufstanden bin um fünfe. Meine mei zuständige Oberin, de wor net do, wor a Aushilfe. Die sperrt auf amoi die Flügeltür zua, so a Junge, ganz einfach. Und hobs gfrogt, wos da mocht. Und ziagt sich komplett aus. Jo? Und spüt mir da so wie der Doktor Spiele. Des is a Wahnsinn. I wor domois ocht, nein Johr. Es is gongen bis zehn Johr.

*I hob mich zu Leut in Eggenburg ins Bett legen müssen. Es waren Erzieher.*

I hob mi net amoi mehr wehren können. Es is (---) (//) Mich wunderts, dass ich noch lebe. Weil des is (----) das is, , es geht ma a bissl zweit. Des is furchtbor, wos dort (//) Des Eggenburg war die Hölle. (---) Furchtbar.

Na das Schlimme is, man hat mir das Gefühl der Sexualität, das is in a ondere Richtung gangen. Man hat mich dazu getrieben, furchtbar missbraucht. Na. Oje. (--) I wor a Kind, wie a Engel, mit dreizehn Jahr. Dann kumm i dort hin. Furchtbar. Na. Der haut des Gwand in an Kübel und verbrennt des vor meine Augen. Des brauchst nimmer, Gspritzer. I hob dann kriagt grau in grau. Ich hab kein einziges buntes Gewand ghabt durt in die ocht Jahr in Eggenburg. Wie ein Sträfling. Grau, grau, alles, dunkelgrau, hellgrau.

Ober der Mensch is geboren, um Schmerzen zu ertragen. Na ich hätt lieber an Wundschmerz. Die Seele is was ganz Empfindliches. Die is so zerbrechlich. (--) Da hob i liaber die Händ und Fiaß brochen, ober das is (//) Keine nung, was man einem Kind, was man einem Kind antuan kann. (-----)

### *Am Himmel im Keller eingesperrt*

Eingsperrt wor i im Köller. (--) Des wor am Himmel wor des. Eingsperrt im Köller. Weil i net aufgessen hob. Ohne Liacht, feicht. I hob a Ongst ghabt. I wor drei drei Jahr, vier Jahr. Und dann kommt aner und spüt den schworzen Monn. I hob a Ongst ghabt. I hob mi halbert angmacht. Von oben bis unten. I hob i hob schwerste Störungen dadurch. Des is so oft passiert. I hob direkt (/) wie wann mei Herz zerreißt. I hab an Schock, w. Hei- Heite locht ma drüber. I hob an Schock ghabt. Der is kommen: Huuuu. Und dunkel. I hob mi dasteßn, i hob hob glei bliat, des und des. Für des hob i a nu meine Fotzn krieagt, weil des dreckig wor. Des und des. Sechs, siem Stund oder länger. Zehn Stund eingesperrt, ja? Kalt, huh. Zum Essen nix. (--)

I hob mit sechzehn Jahr, wie i da scho in da Pubertät wor, i hob ma die Hoor ausgrissen. I hob soiche Lecher ghobt. Und i hob krotzt überall. I hob mi so bluatig krotzt. (--) W! (---) Furchtbor hob i ausgeschaut. Furchtbor. Na mit die Händ, des wor a Katastrophn ((Finger beißen, aufkratzen)). I hob so vü Hiebe auf die Händ krieagt. Und trotzdem ham sie was ganz Tolles zambracht. Aber es is a Wohnsinn. Ja, alles is vergänglich. A Kind hot Würde, in a ordentliches Leben, in a System hineinzuwachsen.

Ober es is ois schiefgangen bei mir. Auch die Beziehungen. Na i hob ja schwere Komplexe ghobt. I hob mi jo nie ((betont)), nie wen anreden traht. Katastrophn. Des hot so lang braucht. Heite (/) i bin heit so weit, ober es es - is sog - es kommt dreißig Jahr zspät. Es is (//) Weil die Jugend hot ma des zeigt, da sind erst die Wunden ausse kommen. So richtig. (--Na, i hob söbst an mir orbeiten müssen. Weil sonst hätt i des nie nie nie gschafft. Es hot ma kaner glernt. I bin a Einzelgänger worden dadurch. i bin net besser, ober i bin anders. Und des is ober a monchmoi guat.

Ober ja, aber i bin kaputt. (-----) Und manchmal denk, na jo (-----) jo, hurcht si vielleicht brutal an, ober (-- i hob heut no so (---) Gedanken, dass i ma des Leben nimm. Aber das kann ich nicht. Weil das san schwere Todsünden, des is so gelehrt.

I sog monchmal immer, Warum i? (-- "Warum i? (-----) I hob nie drüber gredt so. I hob des immer nur einigfressen, gfressen, gfressen. Das is ja schlimm, das is ja schlimm. Was halt sehr sehr schlecht is, is diese Rufschädigung, was die Menschen machen, die a im Heim worn in Eggenburg. Die was dann kommen mit so, Ja, der [Kochi] hot (//) Da Homosexuelle, der is jo a worm. Und da tans so herum. San dumme Leut, ja gibts genug.

### *Wimmersdorf*

In Wimmersdorf, da hats geben so wie in die Bäder diese Pritschen, diese. Da ham wir immer von zwölfe bis vierzehn Uhr liegen müssen am Bauch ohne sich zu bewegen, zwa Stunden lang. Da san die Söhne von da Direktorin vorbei gangen und wann aner an Fuass (/) oder wonn i mi krotzt hab am Hintern oder do: Zack und hab schon ghabt. I bin scho manchmal gangen: Da Striemen, do. Zack. Na des wor so. Des wor Züchti- Züchtigung.

Des Bad (/) Baden war überhaupt a Wahnsinn. Wie im Tröpferlbod. Des wor a Bad, so groß ((deutet)), wo die Ding vielleicht die Höfte größer no wie der, so so schmoi. Da worn glaub i fünfundzwanzig Brausen. Olle nockert ausziagn, gemma, zack. Jo? Olle steh miassen. Des Wosser is aufdraht wordn. Ganz kurz. Odr. Automatisch. Einseifen an jeden. Hinten. Des und des, dann söber. Und dann ham ma ghabt net amal a Minuten Zeit, des Wosser mit da Saf weg. Wannst spät bist, wor zspät. No dann hast die Saf (//) Und so wors in Eggenburg a. Die ham gspart. Wers nicht selbst erlebt hat am eigenen Körper, kann net davon reden. Und drum hab i gsagt, gibt es schon ein Bedürfnis drüber zu reden.

Und da hot des auch jedes Mal (/) man hat ja immer gmerkt, wann wer kommen is, ins ins Kloster. Wor long die Allee, so a Allee wor des. Kastanienallee. Riesenbam. Gibts ja heut nimmer. Schad. Und wenn irgendwann a Auto einikommen is, dann hab i schon zittert. Entweder komm i weg oder oder oder i hab scho gwusst, dass mei Psychiater (unverständlich), damals hab ichs noch gwusst. Ober jedes Mal, wenn a Auto oder was eini kommen, ja? Und des is dann eh passiert, na und des hat immer weh tan. Weil ich mich gewehrt habe. Da hab i Freind ghabt, des und (//) Ich habe ich hab sehr sehr sehr lang braucht immer. A Johr manchmoi, bis i mi anpasst hab wieder in neue Verhältnisse. Man passt sich an, lernt wen (//) Und dann tatsch ((betont)), bist schon wieder weg.

Mi hams ja immer verhöhnt und ausglacht. Kaputtmachen, Hefte zerrissen, na? Weil die ham gwusst, wir san vom Edelfhof. Ätsch, ätsch, ätsch, ihr habts die Pest. Ätsch, ätsch, ätsch, ätsch, ätsch, ätsch, ätsch, ätsch. Jo? Jo? Die Aussätzigen kommen. So hams uns genannt. Das is a Wahnsinn. Und irgendwann hab i amoi an Buam - und des wor da Direktorin ihr Bua - Patsch Bumm, den hab i ma dann gnummen amoi. Jo, des wornso Kindesraufferein. Do wor i ocht Johr oder was, nein. Hob eam a - so richtig amoi jo -und die san ausm guten Haus kommen. I bin zehn Mal ärger bestroft wordn wiea der. (...)

### *Berufsberater*

Mir san alle einem Berufsberater zugeteilt worden und i geh dann hin und hab gsagt, Ich werd Maler. Der Berufsberater hot gsogt, Ja, okay. Hot a ma geben a so a Bandl, so lauter dünne, wie Elektrokabel ganz feine. Hat gsagt, Sog ma do die Forbn. Des und des. I hob net olle daroten, hot a gsagt, Na, da [Markus] hot a rot-grün-Störung, er is farbenblind. Du wirst net (/) kannst Tischler werden. So hot der des gsogt. I hob geh miassen. Da wor da Erziehungsleiter, der Berufsberater und a Lehrmaster von der Tischlerei. Tack, hob i hingeh miassen in die Tischlerei. Und (--) bevur i drinnen wor, hob i gsogt, Na. I wü net Tischler werdn. I wü Moler werdn. Hob mi losgrissen und hob amoi zum ersten Moi das gmocht, was i woin hab.

Das Schlimmste war - was auch sehr weh tut - in Wimmersdorf, des wor (--) da san immer also 80, 90 Kinder. De san immer immer zu Weihnachten, weil die andern san hamgfohrn. Und wir warn ganz alleine in der riesen Anlage. Des is ja (/) wor ja a hoiberts Schloss gwesen. Und sie ham sich ja wirklich bemüht, sag ma, den Eindruck so zu

erwecken. Es hat net funktioniert. Ober bevr die Kinder gfohrn san, da san so vü Packln kommen. Sog ma in Dezember schon Mitte. Blau, rot, gelb, also wirklich ein riesengroßer Haufen. I hob des gsehn und bin sofort auffe oder hob ma irgendwo - bin i in Hof gangen, abseits. Es hat nie a Packerl geben. Es hat nie a Schokolad geben. Keks. Und da wor a Listn und do is eh immer drauf gstanden des Packerl, wer (/) wem des ghört. Wow, da san manche solche Schachteln. Ans schener ois des Ondere. I hob nie ans ghobt. Nie. Nie. Ober daweil glaub i, ums Packl gehts jo gor net. Da gehts um gonz wos Onders. "Mei Mama hot mir gschickt a Packerl." Jo irgendwo bin i doch noch wie (--) in an Kindheitsding zrück gfallen, sag ma. I i bin net richtig erwachsen wurdn. Des is einfach (-) (/) Bin scho a Mann, is klor, ober ober wie schön wärs, noch ein Kind zu sein. Des is (-) jo, da träum ich oft so manchmal.

Na vierzehn Tog hamma immer ghabt an Wäschekorb ungefähr so groß und so brat und so hoch vielleicht ((deutet)). Do die gonze Schmutzwäsch von olle zwanzig Leut eini und die hot ma dann - da hots kan Aufzug geben - da hot ma dann über die Stieagn immer gleiten: Da is a Stangen durchzogn wurdn und mit an Schloss. WissenS, wie oft i dann drinnen gewesen bin in da Kistn, weil mi die Erzieher da owe grattert hot. Blaue Flecken, jo? Als Strof. Hams mich owe die Stiegn. Wie ma heut (/) wenn ma heute in so a Stiegenhaus - die oiten Stiegenhäuser. So hams mi owe grattert. Vom Vierten glei bis owe in Köller zuwe. Zack ((lauter)) noch mit die Fiaß des und des. Der Mensch muass ja an etwas sich klammern, festhalten. Und des hob i. I hob amoi gsagt, es kommt amoi der Tog, jo. (...) Das hat mich so geprägt und i hab gsagt, Es kommt amoi der Tog. Des und des. Jo. Ich hab mehr erreicht, wie jeder Ondere. Ich kann nicht so leben wie die meisten. (...)

Ich hab gehört, dass Wimmersdorf eine Zweigstelle vom Spiegelgrund war. Und die Methoden worn ja so ungefähr: Wir san (/) um sechse in da Fru ham ma immer ausse geh müssen in Hof. Nur schworze Turnhosn. Egal, Sommer oder Winter. Übungen: Eine Stunde. Frühstück und dann in die Schui. Die Schule wor (/) der Tagraum wor zugleich die Schule. Gruppenraum, Lehrraum, weil es hot nix anders geben. Daneben worn dann ans, zwa, drei Zimmer, jo? So ungefähr zwanzig Quadratmeter. (...)

Ober da wor immer die Schui. Und i hob amoi den [Rattan], der Lehrer [Rattan], des wor a Musiklehrer. Da hob i nur amoi geschimpft, weil i eam gsogt hob, Ochtung, die blade Sau kummt! ((mit verstellter Stimme)) I hob glaubt, der der zerschmettert meine Händ. Der hot mei Hand gnommen, die (unverständlich) so druckt und hot so lang drauf ghaut, bis

bis ois offen wor. Und des is (//) Ober mit an Besen. Ober man glaubt gor net, wos der Mensch aus- aus- aushoit. Ober es geht scho sehr in die Psyche eini. Heut sitz i jo do, i hob mas (/) dass i ma des erste Moi seit vielen vielen Jahren, dass i so weite Nägel gwochsn hob ((deutet auf seine Fingernägel)). I beiß a heute no manchmal so bis i bliat (blute) und so. Und des wor auch der Anlass, dass is immer oghaut hob kriegt. Mim Besen. Besen. Ober net irgend an, des worn diese horten, die was was im Blindenverein die machen so. Aufn Ruckn. Jo? Und ghaut wurdn. Und dann ober so dass nur einzwickt ((deutet Zwangsposition an, in die die Zu-Bestrafenden gebracht wurden und sich dann nicht mehr wehren konnten)), do wor gor nix. I hob mi net amoi wehr können. (...) Aufd Nocht bin i donn ins Bett. I hob great die gonze Nocht durch. Weil (----) i waß net (--) (//) Na, des tuat weh, des is (//) Das hat mi so (--) (//) I hob vü great. Und der Schmerz, des hot i so so so so so des Herz, wie wonn aner des Herz zerrissen hot. Des hot so (//) Es geht nicht nur um die Hiebe. Warum? Warum? Jo? I hob gwisst, es dauert noch Jahre, i komm da net ausse aus dem.

### *Eggenburg*

Jo, Eggenburg. Na die Homosexualität, die hot mi jo am meisten (--) (//) I hob jo sowas nie kennt. Mit dreizehn Johr. I i wor (//) I hob nu in meiner Fantasiewöt, wie im Paradies Eden (//) Aber dann komm ich nach Eggenburg und dann diese (--) na dies- die die Homosexualität war so stork. Und die hot mi total ruiniert. I hob da mitmachen müssen. I hab (//) Dinge san ma widerfohrn. Ma hot ma eigentlich nicht nur (--) die Seele, sondern auch den Körper gestohlen. Jo, es erste Moi wor in Wimmersdorf. Do hot mi jemand in- ins WC eingesperrt und gedroht, wonn i schrei oder wos, geht a zur Direktorin und erzöht ihr des. Etliche Male hab i da im WC. Und zwor wor des die (/) des wor so (/) des wor aso a Raum, große Kanzlei mit hunderttausend klane Scheibn. Wor schen. Und außen wor so a schmoler Gong, a klaner Vurraum und do worn zwa WC. Und der hot des a poor Moi gmocht mit mir. Irgendwonn is des donn ober ruchbar wurdn, entdeckt wurdn vom Hausmaster und schwere Strofn hots do geben. San alle Kinder im Speisesaal zusammenpfercht wurdn. Der wor ja groß. Und da wurde das vorgetragen. Und i bin dann wie ein Aussätziger (//) I (//) Es hat dann a Gemeinschaftsprügelei in da Nocht überall (//) Ins Bett hams ma eini gmocht. Decken zrissen. I wor dann des schwarze Schaf. Na do hots ganz schwere Strofn geben. Die Sexualität durt. Das im WC hat da aufgheart, is aber woanders dann weiter gangen. Des is passiert dann wie ich im Marodenhaus war. Durtn,

do hots geben die die Schwester [Daniela] mit der Tochter. Die Tochter wor damals dreizehn Jahr oder sowas. Und i wor a im Marodenhaus, weil i wor immer krank. Und die Tochter, die wor scho a Luader. Und die wor amoi allan mit mir. Die bringt ma do irgendwas, an Fiebermesser. Die zt ma die Deckn owe und setzt si auf mi drauf. Die wor net amoi 14 Jahr oder was. Hob gsogt, Was mochst Du do? Sogts zu mir, Sag [Markus], wennst Du wennst meiner Mama was derzählst, dann sog i, dasst mi vergewaltigen hast wolln. So Sochn. Also da Sexualmissbrauch, der hot mir eigentlich bissl an schweren Ding geben. (---) Weil die Normalität hob i (/) verlier i. Manchmal hob i scho glaubt, i bins. Des is is a Wohnsinn.

Ober des is jo dann immer ärger wordn. Des hot in Wimmersdorf angefangt (---). San die Leut zu mir in da Nocht kummen. I hob mi net amoi wehrn können. I hob net amoi schrein können. Gor nix. I hob scho Ongst ghobt vorm Einschlofn. Es is es is a Wohnsinn. In Eggenburg wors jo fost (/) is ja a so zuagangen. Des is . SEggenburg wor a (/) (--) Na monchmoi hob i eh scho glaubt, na jetzt (/) i glaub, i bin aufs andere Ufer übergangen. Des is a Wohnsinn. Na, drum sog i jo, des Eggenburg hot mir den Rest geben. Man hat mir die schönsten Jahre meines Lebens genommen: Die Entwicklung zu einem jungen Mann. (...) Es hot eh kaner glaubt. Die Erzieher worn sowieso teilweise selber schwul. (--) Drum sog i, des Eggenburg (--) (/) Man hat ma (/) Ja, des is (/) Man hat sehr viel zerstört. (--) Na, manchmal hab i eh glaubt, i bin selber homosexuell. Ihob scho Ongst ghobt wann mi der anschaut hat. Ojeh, der kommt heut Nocht zu mir. Oder. I wor a Medium für manche. Kann i was dafür, dass mei Aussehn. Na.

Da hamma mal a Rauferei ghabt in Eggenburg, da wor i fünfzehn Jahr und do woit mi aner beim Fenster ausse haun. Und der hot a bissl zviel Gwicht ghobt. Über hundert Kilo. Und i mit meine fünfunddreißig? I hab die Scher gnommen, zack. Und hams mi auf die Psychiatrie ghaut. Noch Wien. Polizeigefäng- (/) Es gibt a Möglichkeit: Entweder man wehrt sich, oder ich lebat heut gor nimmer. Und i hob eam jo echt kaum dawischt, ober es wor ein Anlass, ja? Na was soll ich? Ich häng fost draußen. Wenn net des des dicke Eisen do war, i lebat gor nimmer. Jo? (...)

Da hab i no a Erlebnis. Und zwor wor (/) da wor i im Himmel, do wor i vier Jahr. Do ham ma so an (/) das war so ein Parterre. Und des wor (/) ungefähr zwa Meter owoib worn dann (/) Na. Jo. So Fenster. So wie in an Kustall. Net so hoch, aber brat. Und do wor ma olle in da Nocht vierzig Leut, Madln und Buam. Auf aner Seitn der (/) Ja oder gmischt, des wor ja so damals. Und ham ma gschlafen. Und irgendwann um zwa oder ans geht die

(/) gehts Fenster auf. Auf amoi. Und bei mir, i lieg da so, auf amoi gehts Fenster auf. Und i, Ha, Uhh! I hab ma gleich die Tuchand übern Kopf. Hob zittert und schwitzt. Steigt da aner owe, und geht viere und geht zur Schwester. Und der hot mit da Schwester a Verhältnis ghabt. Mit da Klosterschwester. Und ich ((betont)) hab das gemeldet. Am nächsten Tag. Wow. Des wor der größte Fehler was i gmocht hab. Die ham mi in a Kammerl eini gsteckt (--). I bin verhört wordn da stundenlang. Bis i was zugeb. Die hot des obgstritten. I hob gsagt, Ja, es hat (/) es is passiert." Wie bei der Stasi. A Lampn, a Stockerl. Ja? In da Mittn und bin verhört worden. Ich hab ja das gemeldet, weil i hab glaubt, der Mann macht der Schwester was Böses oder wa- (//) Dabei ham die Sex ghabt. Jo? Is a Wahnsinn. Und i hab des gmeldet. Na, i hab glaubt, na vielleicht krieg i a Zuckerl. Aber ich krieg meine Watschn.

(...)

I mecht a Antwort. Vüle sogn immer, Was wüst? Des is fünfzig Johr her, na geh bitte! Was soll des? (--). Viele wissen jo gor net, wos do daraus entstanden is, ja? Die Grundlage is kaputt für später. Die is total (//) Der normale Ablauf, das is (/) das hat nicht mehr funktioniert. (...)

### *Wasserspiele*

Die große Angst hab i immer ghabt vom Wasser. Des is diese Methoden, Bestrafungen von so Untertauchen und a in koit. Des is das Vorgefühl schon des is wie so so a Gefühl, wie wann i zu aner Hinrichtung geh. Das kann man net beschreiben. Zerst des haße Wosser, dann die koite Bodewonn. Do do krieagt ma normal an Schock. Und das war immer am Mittwoch. Am Mittwoch um sechzehn Uhr. Das weiß ich ganz genau, is das passiert. Da hab ich schon gefiebert. Wuh. Die Bodewonn, jo? Und wer is der Erste? (...) Amoi wor i der Erste, dann wor i der Letzte. Na, des is a Wahnsinn. Es ist wirklich eine massive, massive Angst.

## Anna Theresia Kimmel: „Und so such ich halt nach dem verlorenen Leben. Wo ist es hin?“

Anna ist das Kind einer Österreicherin tschechischer Abstammung und eines Griechen, der bald nach der Geburt Annas (1944) vor den Nationalsozialisten aus Österreich flüchtet. Sie wächst in einem Mehrfamilienhaus mit ihrer Mutter und Großmutter auf. Onkel und Tante wohnen im selben Haus. Ärmliche Verhältnisse der Nachkriegszeit prägen die frühe Kindheit. Da der Vater abwesend ist, kommt es schon bald zu Vorladungen in das Bezirksjugendamt. Die Mutter verliert nach der Flucht des Mannes zusehends ihren Lebenswillen. Das Kind ist viel auf sich selbst gestellt. In der Schule wird es vom Schuldirektor sexuell missbraucht. Auf Betreiben des Jugendamtes wird Anna auf die Heilpädagogische Station gebracht, wo sie eine merkwürdige Begegnung mit deren Leiter, Professor Asperger erinnert. Es folgt ein vierwöchiger Aufenthalt in Isolation und Einsamkeit. Anna lernt sich mental auf eine „andere Ebene“ zu begeben, um die triste Gegenwart gleichsam zu übersehen.

Am Beginn der ersten Hauptschulklasse erfolgt die Überstellung des Kindes in die KÜST in der Lustkandlgasse. Hier erfährt Anna Kimmel psychische Gewalt eines teilnahmslosen und offenbar schlecht ausgebildeten Pflegepersonals. Sie beginnt mit dem Bettnässen. Nach einem Monat der Beobachtung wird sie in das Kinderheim auf dem Wilhelminenberg „transferiert“. Sie erinnert Episoden physischer Gewalt, Psychoterror und Drill. Danach wird sie in das katholische Kinderheim Maria Lanzendorf (Klosterheim) „überstellt“. Harte körperliche Arbeit im Anstalts-Haushalt gehört hier zum Alltag der Kinder. Frau Kimmel erinnert regelmäßig stattfindenden sexuellen Missbrauch durch andere Heimzöglinge. Dies scheint ihr Teil eines komplexen Systems von persönlichen Diensten und erkaufte Freundschaften unter den Mädchen.

Überraschend und ohne nähere Begründung wird sie in den chaotischen Haushalt der Mutter entlassen; die Großmutter ist mittlerweile verstorben. Anna organisiert sich selbst den Schulbesuch. Sie lernt ihren ersten Freund kennen und hat mit ihm ihren ersten von ihr gewünschten sexuellen Kontakt. Sie arbeitet als Babysitterin in einem Haushalt, in dem sie ihren späteren – um einige Jahre älteren – ersten Ehemann kennenlernt, der in zwielichtige Geschäfte verstrickt ist. Anna beginnt eine Lehre, wird aber bald darauf schwanger. Innerhalb von zwei Jahren gebiert sie zwei Kinder. Als junge Mutter erlebt sie

sich jedoch unvorbereitet und oft überfordert. 1964 beginnt sie in einem Verlag zu arbeiten, in dem ein sehr angenehmes Betriebsklima herrscht. Nach dem Tod ihrer Mutter, die eine Scheidung der Tochter bis dahin zu verhindern wusste, trennt sie sich von ihrem Ehemann. Es folgt ein langer Kampf um das Sorgerecht für die Kinder, den sie gewinnt, weil sie nachweisen kann, dass die Kinder vom Vater geschlagen werden. Sie beginnt ihren emigrierten Vater zu suchen und findet ihn auch in den USA. Es scheint, als würde sie ihre Herkunftsfamilie noch einmal retten wollen. Vom Vater erbt Anna Kimmel eine Wohnung in Griechenland. Von ihm und seinem Lebensstil gewinnt sie auch ein kulturelles Gegenmodell zur Unterwerfung und Pflichterfüllung, die ihr in den Wiener Erziehungsheimen anezogen worden ist und die offenbar auch ihre gescheiterte Ehe über viele Jahre bestimmt hat. Doch um ein neues Leben zu beginnen, scheint es ihr zu spät. Ihre Lebensbilanz ist nüchtern und deprimiert. Sie habe sich für ihre Kinder aufgeopfert, von denen sie aber nur wenig zurückerhalte. Bitterkeit. Sie könne nur noch auf das Ende warten. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>226</sup>

\*\*\*

Seit ich zurückdenken kann, war mein größter Feind die rosa oder himmelblaue Postkarte. Die Aufforderung, auf das Jugendamt zu gehen, weil Vater unbekannt, Mutter ledig, Conclusio: Jugendamt als Vormund. Und das waren sehr harte Zeiten für mich. Also damals haben meine Darm- und Magenprobleme begonnen, davon bin ich hundertprozentig überzeugt. Weil diese Karte im Postkasten war schon Herzklopfen, Bauchweh, Magen zusammengeschnürt. Ja, so hat sich das eigentlich dahingezogen.

Und dann musste ich jeden Tag die Uhrzeit unter die Aufgabe schreiben und unterschreiben, wann diejenige geschrieben wurde, musste ich mit dem Heft, mit dem unterschriebenen und mit Uhrzeit versehenen Heft täglich in die Direktion gehen. Und dann musste ich zu seinem Schreibtisch und noch näher zu ihm. Und dann nahm er meine Hand und führte sie in sein Kleidungsstück. Und das war sowas von grauslich. (--) Und dann hab ich begonnen davonzulaufen und dann war die wilde Jagd um den Konferenztisch herum und dann hat er mich entlassen. Und ich war aber nicht in der Lage

---

<sup>226</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 27. Jänner 2011, 14:00-19:00 Uhr.

(//) Ich ich hatte keine Ahnung, weil ich ja eigentlich mit männlichen Wesen familiär nicht weiter konfrontiert war. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was es ist. Aber mein Instinkt sagte mir: Pfui Teufl, das is grauslich. Ja? Und i- ich hatte auch - i will net amal sagen Mut, aber - ich konnte eigentlich niemandem erzählen, was das war. Weil ich konnte es nicht beschreiben und (--) in späterer Folge werd ich Ihnen erklären, dass es sowieso nichts genützt hätte.

### *Station Asperger*

Und dann musste ich ins allgemeine Krankenhaus. Das war in der Nähe vom Narrenturm. Da gabs einen Arzt mit Namen Asperger - vielleicht sagt Ihnen das Asperger-Syndrom<sup>227</sup> heute etwas - und hab natürlich wieder großes großes Bauchweh gehabt. Und wir sind dann ins damals Alte AKH gefahren und ham dort Stiegen erklommen, erklommen, bis ma am Dachboden warn. Und dann stand ich einem großen, groß gewachsenen Mann in weißem Mantel gegenüber. Hellhaarig. Die Größenunterschiede waren enorm. Und ich weiß nur, dass er meine Mutter begrüßt hat, und dann hat er mich angeschaut und hat mich in den Magen geboxt mit voller Kraft. Ja? Meine Reaktion war: Kein Heulen, kein Ding, sondern wahrscheinlich hab ich ihn zornig angeschaut. Und da hat er mir, hat er meiner Mutter erklärt, dass ich Aggressionen hätte. Und dann bin ich dort ein Monat eingesperrt gewesen auf einer Station mit Gitterbetten mit Kindern, die noch nicht entwickelt waren, also geistig. Und ich weiß nur, wir sind im Kreis gesessen und mussten einen Medizinball hin und her schießen und den Rest des Tages hamma eigentlich in den Gitterbetten verbracht.

---

<sup>227</sup> Als Asperger-Syndrom wird eine Störung innerhalb des Autismusspektrums bezeichnet, die vor allem durch Schwächen in den Bereichen der sozialen Interaktion und Kommunikation gekennzeichnet ist. Beeinträchtigt ist insbesondere die Fähigkeit, nonverbale und parasprachliche Signale bei anderen Personen intuitiv zu erkennen und intuitiv selbst auszusenden. Das Kontakt- und Kommunikationsverhalten von Asperger-Autisten erscheint deshalb der Umgebung merkwürdig. Die Intelligenz ist meistens normal ausgeprägt. Mitunter fällt das Asperger-Syndrom mit „Hoch- oder Inselbegabung“ zusammen. Das Syndrom wird heute als angeboren angesehen. Während die Intelligenz beim frühkindlichen Autismus und selbst beim Hochfunktionalen Autismus beeinträchtigt ist, haben Menschen mit Asperger-Syndrom meistens eine durchschnittliche Intelligenz, häufig jedoch ein inhomogenes Intelligenzprofil. Schwächen bei interaktionalen und kommunikativen, Stärken bei verbalen Aufgaben. Vgl. Mandy Roy u.a., Das Asperger-Syndrom im Erwachsenenalter. In: Deutsches Ärzteblatt International Nr. 106 (5), 2009, 59–64.

Gegenüber von mir war eine Tür. Es gab keine Beschäftigung. Und da bin i halt gelegen und hab diese aufgeklebten Buchstaben: remmakeschäw, tesolk, dab - Wäschekammer, Kloset, Bad. Ich hab mir die Seele aus dem Leib geheult. Aber nachdem ich keinen Kontakt zur Außenwelt hatte - nein, ich hatte einen, weil unser Nachbar war im AKH als Hausarbeiter beschäftigt, und den hab ich einmal gesehn und hab ihn gebeten, Hilfe, Hilfe! Er soll der Mama sagen, sie soll mich holen. Und er hat aber gsagt, Geh wegga, geh wegga. I derf net reden mit Dir. Na? Und da war ich dann ein Monat und dann bin ich wieder heimkommen. Ich weiß es nicht, war ich geheilt, war ich net geheilt? Aber irgendwo hab ich glaub ich damals die Realität verloren. Es war ein Festklammern an Gerüchen, Farben, an blöden Erinnerungen, wie ein Muster einer Malerei oder von Geräuschen, ja? Und das wiederholen Sie dann und das spulen Sie andauernd ab. Und Sie verlieren eigentlich dadurch komplett den Bezug zur Realität und man hebt sich in eine andere Ebene und kann aber funktionieren. Aber ein Teil ist ausgeschalten. Ich hab vom Herrn Professor Asperger nie wieder etwas gehört. Ich weiß nicht, war ich ein Proband? War ich ein Mensch? War ich ein Stück Holz? Ein Versuchskaninchen? Ich hab keine Ahnung.

Und ja, dann also anschließend an diesen Aufenthalt im Allgemeinen Krankenhaus is plötzlich (/) musste ich zur Fürsorgerin und sie hat mich eines Tages abgeholt. Des wor eigentlich am Beginn der ersten Hauptschule. Und anziehen und Auto und weg. Märchen ham eigentlich eine wunderbare erzieherische Weisheit. Hänsel und Gretel. Nur hatte ich weder Brot noch Steine bei mir. Also hab ich aus dem Fenster starr und verkrampft geblickt - was mir bis heut geblieben ist - und fotografisch jedes Gebäude, jedes Merkmal registriert. Weiß noch, dass wir beim Cafe Pechlaner vorbeigefahren sind. Und da wusste ich, also den Punkt vergess ich sicher nicht. Und dann hat man mich in die Lustkandlgasse geführt - in den Keller. So klein, waßt und: „Ausziehn!“ (--) Also hab ich halt angefangen mich auszuziehn. „Na geh, alles, alles!“ ((mit verstellter, lauterer Stimme)) „Alles! Nackt!“ (---) Hab ich mich sehr geschämt. Und dann ist sie einmal gekommen mit an Holzstaberl und hot ma ganz furchtbar in den Nabel hineingebohrt. Und dann hat sie mich so an den Haaren gezogen, ob ich Läuse habe. Hab keine gehabt. Und dann ist eine Kette vom Plafond runtergefallen. An der Kette hing ein Sack und da stopfte sie alles hinein, was mir gehörte. Ringelnatz hat so ein wunderbares Gedicht geschrieben über das Mein Riechtwieich. Gutes Bettchen du! Ich geh jetzt in dich. Mein Riechtwieich. Das war alles weg. Und dann hat man mir eine Kleidung gegeben, gebadet wurde ich. Der Sack verschwand mit einer Nummer in schwindelnde Höhen.

Die Türen waren abgesperrt und die Fenster hatten keine Schnallen. Hm? Plötzlich war ich wieder gefangen. Und dort hab ich angefangen Bett zu nässen. I hab eigentlich net gwusst warum. Weil im Gegensatz zu heute konnte ich damals schlafen. (---) Und dann hat man mich in der Nacht aus dem Bett gezerrt, hat das nasse Leintuch genommen, ist mit mir runter gegangen in den Keller und das war sehr unheimlich. Rohre und diffuse Beleuchtung. Und hat mir das Leintuch umgehängt, die Tür zuaghaut und is fortgegangen. Und dort bin ich dann gstanden, bis das Leintuch trocken war. (----) Und wenn ich nicht meine zweite Ebene gehabt hätte, wär ich Tausend Tode gestorben. Okay, sorry ((weint)).

### *Fingernägel*

Wer sich nicht wohl verhalten hat, dem wurden die Fingernägel geschnitten, aber halt net bis dorthin, wo das Weiße (/), dass ma no a Randl stehn lasst, sondern schon a bissi tiefer. Ja? Das war sehr schmerzhaft, wenn man fast nichts mehr angreifen konnte. Das hat ja niemand gesehn, na? Na die hat Nägel bissen. Na? Und dann war die sogenannte Nachtruhe, dann wurden diese riesenhohen Türen geschlossen und wenns irgendein Geräusch gegeben hat, wurde die Tür aufgerissen, das Licht angemacht und dann mussten wir (//) Also das Bett - ein Eisenbett - bestand aus drei einzelnen Matratzen. Also net so wie heute ein Stück, sondern drei Matratzen und einem Leintuch. Kein Spannleintuch, sondern a glattes, hartes, steifes Leintuch. Des war an den Ecken zusam- (/) musste man einen Knoten hineinmachen auf vier Seiten, dann war ein harter Rosshaarpolster in einem Überzug. Dann war wieder ein Leintuch und eine Decke ja? In so braugraun. Und auf der einen Seite war „Eigentum der Stadt Wien“ mit Stadtwappen. Und manche ham gehabt „Am Spiegelgrund“. Guat. Wenn ein Geräusch war, Tür auf, Alle aus dem Bett raus! Bett abziehn, des haßt: Alles raus, zusammenlegen, Matratzen raus, vorher die Knöpf von dem Leintuch aufmachen, Matratzen raus, und dann Bett machen. Das hieß: Matratzn rein; Madl, i wor damals zehn Jahre. Wissen’S, wie schwer so eine Frickmatratze war? (//) Mit diesen Nägeln ((deutet auf ihre Fingernägel)). Matratzen hinein, Leintuch: Knöpfe machen. Leintuch spannen, Leintuch einschlagen, Polster beziehn, Leintuch drauf, Decke drauf. So, die untere Seite musste genau der untere Schriftzug mit dem Ende abschließen. Decke hinaufspannen, Leintuch drüber schlagen und noch einmal drüber schlagen, sodass „Eigentum der Stadt Wien“ schön zu lesen war. Und rechts und links einschlagen. Schön hineinspannen. Musste ganz glatt sein. Da warn vielleicht zehn, zwölf Betten in einer Reihe, dann ist sie gekommen und hat geschaut, ob alles gleich is. Wenns nicht gleich war, noch einmal. Und eines Tages konnt ich - ich war sehr geschickt im Verbergen -

konnte ich dieses nasse Leintuch - weil ich hab dann die ganze Nacht versucht, das mit meinem Körper zu trocknen. Aber eines Tages hat sie mich erwischt. Ab in den Keller. Nur war dort (/) wurde dort die Zentralheizung befeuert. Und der Mann war von oben bis unten schwarz mit Ruass. Und hat so eine kurze Schaufel ghabt und einen Ofen und das Feuer hat nicht geackert, das das hat gebrüllt ((lauter)) in dem Ofen, ja, wenn er das geöffnet hat.

Ja, wann immer irgendetwas war, was konnte dort in dieser Atmosphäre schon sein, ja? Was? „Ihr kummts am Spiegelgrund!“ Keine Ahnung, was der Spiegelgrund war. Ich wusste, es gibt ihn und es muss etwas Reales sein, weil auf diesen Decken teilweise drauf war: Am Spiegelgrund. Aber was der Spiegelgrund war, kein Tau.<sup>228</sup>

Maria Lanzendorf: Wir mussten dort arbeiten, also es war - wie man heute so schlapsig sagt - kein Ponyhof. Also das Haus wurde von den Kindern gereinigt und wir mussten die Waschbecken putzen und die Zahnbecher ausrichten, damit alle Zahnbürsten in eine Richtung schau, und den Siphon polieren und die WCs reinigen und den Boden reinigen. Und den mussten wir mit Stahlwolle reinigen. Und das war natürlich ein riesen Raum. Und das war schon heavy.

### *Sexuelle Handlungen*

Wo man zu ((gedehnt)) (---) sexuellen Handlungen - heute weiß ich, dass es sexuelle Handlungen waren - genötigt wurde. Ich war leicht zu manipulieren. So was Blödes, wie ich war, glaub i, kummt ka zweites Moi. Naiv, deppert. Nie mit dieser Materie konfrontiert, ja? Na ja, wie gsagt, es (/) dazu war man (/) wurde man genötigt, um am Anderen nächtlings Handlungen durchzuführen. Dafür bekam man eine Mehlspeise oder (---) a Hilfe bei der Aufgabe oder eine Zuwendung freundschaftlicher Art, dass man plötzlich jemanden als Freund hatte, der einem wohlgesonnen war. Verstehn Sie? Weiß nicht, ob die Leitung oder die Betreuung davon Kenntnis hatte. Kann ich nicht sagen. Ich war immer sehr (/) Mein wichtigstes Augenmerk war, meine nassen Matratzen so zu

---

<sup>228</sup> Vgl. die im Detail übereinstimmende Erzählung von Erika Thaler im Kapitel III. Diese Erzieherinnen wissen aus eigenem Erleben oder es ist ihnen erzählt worden, dass am Spiegelgrund bis zum Ende der Nazi-Herrschaft Kinder grausam gequält und getötet worden sind. Wer solche Drohungen ausstößt, hat selber Tötungsphantasien. Es kann dann aber auch nicht verwundern, wenn einzelne Kinder die Phantasie entwickeln, man könnte sie irgendwann töten, weil sie nichts wert seien.

drehn und umzudrehn und zu wenden, dass niemand herblickte. Immer auf der Lauer, wann kann ich sie umdrehn, ja?

Zum Besitz möchte ich noch erwähnen, dass ich eigentlich keinen Besitz hatte. Und im Heim durfte man ja überhaupt keinen Besitz haben. Also es war nichts, was so roch wie früher oder - oja, am Wilhelminenberg wurde angeschafft, dass ein jeder ein Stopfholz von zu Hause ordern möge. Und das war eigentlich das einzige Stück, was ich besessen habe, das von zu Hause war. Kein Wäschestück, nichts. Es roch alles fremd, es fühlte sich alles fremd an.

Und die Zeit im Heim hab ich in die andere Ebene verschoben. Ich weiß nicht, ob das bewusst war. Das ist ein riesen Problem für mich, an dem ich heute noch leide, dass ich gewisse Phasen in meinem Leben komplett ausgeblendet hab und mich jetzt mühselig und krampfhaft zu erinnern versuche und Zusammenhänge nicht mehr herstellen kann. I waß net, irgendeine Blockade zwischen irgendwelchen Synapsen (...) Obwohl ich bis fünf Uhr in der Früh wachliege und mir das Hirn zermarter und der Blutdruck steigt auf zweihundertfünfzig, und ich schaffs net. So. Ist das ein scheiß Leben? (-- ) Hm?

Interviewerin: Es gab sicher auch schöne Aspekte oder?

Anna Kimmel: Wo ham Sie jetzt das Schöne gesehn? (...)

Interviewerin: Ich möchte das gar nicht beurteilen.

Anna Kimmel: Ja. Ich ich weiß schon, Sie wollen und können es nicht beurteilen, aber es ist ein zwangsneurotisches Verhalten, immer anderen Menschen gegenüber wohlgefällig zu sein und auch Familie ist andere Menschen. Nie - dass vielleicht ein Hemd nicht gebügelt wäre oder eine Socke nicht gewaschen oder - um Gottes Willen - mit einem Loch versehen im Fach liegen würde. Dank Wilhelminenberg, nicht? (-- ) Es war nicht alles schlecht, ja? Ich hab mich durchs Leben durchgekämpft, geschlagen, geboxt, bin gegen Institutionen geprallt, bin angerannt und eigentlich jetzt mit dieser Geschichte musste ich feststellen nach meinen ersten Recherchen: „Ihna gibts net. Wos woins? Wo wornS? Na, da hom ma kan Akt. Ihna gibts net“. Das waren meine ersten Versuche, wo ich versucht habe, diese Angelegenheit aufzurollen, Durchblick zu haben, zu ordnen. Da ich (/) da es keinerlei Papiere gibt, die das belegen würden. Es ist, wie wenn ich aus einer anderen Atmosphäre gekommen wäre und wieder dahin verschwunden wäre. Weil die

paar Papierln, die ich gefunden hab im Gasometer<sup>229</sup> durch liebe Hilfe von Mitarbeitern verschiedenster Institutionen belegen eigentlich gar nichts. Dort steht nichts drinnen was es in irgendeiner Form begründen würde.

Und so such ich halt nach dem verlorenen Leben. Wo ist es hin? (...) Was is das Resümee? Die Schatten der Vergangenheit kommen immer öfter. Da das berufliche Umfeld nicht mehr da ist, der Lebensrhythmus ein anderer geworden ist. Das Herz, das die Griechen so liebevoll Cardia nennen, schlägt in einem anderen Rhythmus und es ist nicht mehr das Klopfen der Erwartung, Freude, sondern es ist eigentlich nur mehr das der Angst und des Endes.

Das Warum wird sich nicht mehr klären lassen. Das Darum ist bitter, weil man eigentlich feststellt, wenn dieser fremde Mensch damals diese Schritte nicht gesetzt hätte und man sein Milieu nicht verloren hätte, wäre es durchaus möglich gewesen, aus diesem einen, nicht-reproduzierbaren Leben mehr zu gestalten, mehr zu erreichen. Selbstbewusstsein nicht aus Angst und Druck und Panik zu erwerben, sondern Selbstbewusstsein aus dem eigenen Können und der eigenen Entwicklung zu schöpfen. Es ist auch schade, dass diese Menschen alle dahingegangen sind. Es wäre wünschenswert, interessant, eine Stellungnahme von ihnen zu erhalten, warum sie so gehandelt haben, wie sie es taten. Warum sie den Kindern eigentlich die Kindheit genommen haben.

---

<sup>229</sup> Wiener Stadt- und Landesarchiv.

## Franz Hübner: „Die haben es nicht geschafft, dass sie mich brechen.“

Franz ist das jüngste von vier Kindern. Der Vater stirbt, als er zwei Jahre alt ist. Erste Erinnerungen an die Zeit bei der Mutter fühlen sich noch angenehm an. Dann aber entwickelt die Mutter ein Alkoholproblem und wird auch physisch zu einer Gefahr für die beiden jüngsten Kinder, die noch zu Hause leben: Einmal bedroht sie diese Kinder mit einem Küchenmesser. Die Kinder versuchen, den Alkohol zu verstecken. Sie suchen die Mutter in den Gasthäusern und bringen sie nach Hause. Die Fürsorgerin des Sprengels schaltet sich ein. Nach einem kurzen provisorischen Aufenthalt in einem Polizeiheim werden die Kinder in die KÜSt gebracht. Trotz der Empfehlung von PsychologInnen (wahrscheinlich des Psychologischen Dienstes), dass die Geschwister nicht getrennt werden, wie es auch der damals bereits gängigen Lehrmeinung entspräche, kommt Franz in ein privates Kinderheim in Retz,<sup>230</sup> während seine Schwester in das städtische Kinderheim Pötzleinsdorf transferiert wird.

Als die Mutter mit einem neuen Lebens- und bald auch Ehepartner zusammenzieht, holt sie die beiden jüngsten Kinder wieder zu sich nach Hause. Doch schon bald beginnt sie erneut zu trinken. Der Stiefvater schlägt die Kinder. Neuerlich schaltet sich die Sprengelfürsorgerin ein und Franz kommt für kurze Zeit in ein Klosterheim. Die geistlichen Schwestern wollen den etwas widerspenstigen Jungen bald wieder loswerden und er wird in das städtische Erziehungsheim in Biedermannsdorf überstellt. Die folgende Zeit in diesem Heim beschreibt Herr Hübner als den Höhepunkt der von ihm erlebten Erziehergewalt. Er beobachtet die Lust eines gewalttätigen Erziehers an seinem Leid und beschließt, sich keinerlei Schmerz mehr anmerken zu lassen. Er steckt die Schläge ein, ohne zu weinen.

Franz Hübner berichtet von „Schwulerei“ unter den Zöglingen und von Hierarchien, die man respektieren muss, wenn man in Ruhe gelassen werden will. Er erinnert aber auch positive Erlebnisse wie Feste im Heim. In der sogenannten Austretergruppe wird er durch einen Erzieher gefördert, der das klug Widerständige an dem Burschen erkennt und sogar schätzt. Nach dem Ende der Schulpflicht wechselt Franz in das Lehrlingsheim

---

<sup>230</sup> Caritas Bubenheim „Turmhof“ der Erzdiözese Wien, 2070 Retz, Fladnitzerstraße 46; siehe Anmerkung 244.

Leopoldstadt, wo er zuerst Stahlbauschlosser, dann Tischler lernt. Er gerät mit seinem Lehrmeister in Konflikt und beginnt den Unterricht in der Berufsschule zu schwänzen. Nachdem er mit einem Freund ein Moped gestohlen hat, wird er von der Polizei ausgeforscht und zu einer dreimonatigen Haftstrafe verurteilt. Als er die Strafe abgesessen hat, wird er in das städtische Erziehungsheim Lindenhof in Eggenburg überstellt, wo er wieder in Lehre geht, sich aber ein Jahr lang gegen alle Anforderungen auflehnt. Schließlich gelingt es einem Meister, ihn zu überzeugen, dass er dabei ist, seine eigene Zukunft zu verspielen. Dies führt zu einer Art Konversion des Jugendlichen. Franz gewinnt Vertrauen in diesen Lehrmeister, diszipliniert sich und schließt die Lehre mit Vorzug ab. Dann wechselt er in das Gesellenheim Zohmannngasse im zehnten Wiener Gemeindebezirk. Durch Vermittlung seiner Schwester, die inzwischen Sozialarbeiterin geworden ist, findet er eine kleine Mietwohnung. Er meldet sich freiwillig zum Bundesheer. Nach der Zeit beim Militär arbeitet er als Montagetischler, bis er schließlich einen radikalen Berufswechsel unternimmt und einer älteren Leidenschaft folgt: er wird Tierpfleger im Tiergarten Schönbrunn.

Herr Hübner erzählt von längeren Beziehungen zu Frauen, die ihm auf seinem Lebensweg zur Seite stehen, auch von Liebhaberinnen, aber auch von einer engen Beziehung zu seiner jüngsten Schwester. Als es nach langen Jahren zufriedener Arbeit im Tiergarten zu Konflikten mit dem Zoodirektor kommt und zu einer Prügelei mit Kollegen – gewissermaßen ein Rückfall in die Gewalt-Muster des Heimes – verlässt er den Tiergarten Schönbrunn. Seither arbeitet er als Bauleiter. Er ist seit 24 Jahren verheiratet und hat zwei leibliche Kinder und zwei Stiefkinder. Dem Familienleben misst er allerhöchste Bedeutung zu. Auch zum Bruder und zur jüngsten Schwester hält er guten Kontakt. Nur zur älteren Schwester ist sein Verhältnis ambivalent, da er ihr vorwirft, ihn damals, als er und seine jüngere Schwester nach den Alkoholexzessen der Mutter ins Heim mussten, nicht bei sich aufgenommen zu haben. Sie hätte den Schlüssel zu einer besseren Kindheit und Jugend ihrer beiden jüngsten Geschwister in der Hand gehabt. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>231</sup>

\*\*\*

---

<sup>231</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 9. März 2011, 14:30-17:00 Uhr.

Sie (die Mutter) wor afoch nimmer Herr ihrer ihrer Person, ja? Also sie hat Dinge gmocht: Wir (...) sind zhaus gangen zum Beispiel. Sie: Vollrausch. Hot zu uns gsogt, Heute is der Tog, heut bring ich Euch um! Jo? Ich kann mich genau erinnern. Durch den Arthaber Park samma gangen. Und i waß no, wie mei Schwester und i - da ham ma gwohnt in der Inzersdorferstraßn im zehnten Bezirk und wir ham a Kabinetttür ghabt, die verglast war. Und mei Mutter is draußen mim Messer gstanden und wir zwa Kinder ham drinnen die Tür zuaghoiten wie verzweifelt. Es ist Gott sei Dank irgendwie mei Bruader dann kummen. Also was passiert wär, hätte sie die Tür aufgebracht, waß i net. I bin oft ham kummen von da Schui dann, da hat sie hinter der Tür gelauert auf mich, hot mi niederghaut, hot auf mich eingedroschen. Wos auch immer sie da geritten hat, ich weiß es nicht. Ja, sie is immer mehr abgeglitten, irgendwann hat das dann darin gegipfelt, dass ma uns auf einer Polizeistation wiedergefunden ham. Sie ham dann so eine Ausnüchterungszelle ghabt. Ich kann mich genau an den Moment erinnern: Wir Kinder san dann unten - die Zelle war offen - wir san dort herumglaufen auf dem Gang und na ja, es is dann die Fürsorge einschaltet wordn und die ham uns dann von dort weggeholt.

Dann hats eigentlich scho angefangt. Also da hab i mi scho a bissl aufglehnt gegen des Ganze. I war nie a Braver. I werd wahrscheinlich nie ein Braver sein. Durt wors dann a so, dass ma hoit (/) na klor, wann ma a Ki- (/) sie setzen dann schnell Aktionen. Die worn dann so von der Art: Wir san do diejenigen, die schaffen an, net Du! Und i hab mi öfters in der Nocht in so einem Kammerl wiedergefunden, wo sie diverse Utensilien wie Waschmittel, also so ein Magazin. Durt hams mi dann einsperrt in da dunklen Hütten und ham mi dort stundenlang verharrn lassn. Hob a so Momente ghabt, wo i (/) da woa so a klans Fensterl oder so drinnen, wo i aussegschaut hab, in da Weiten den Verkehrslärm ghört; hab ma dacht, na (//) Da hab i natürlich bittlerlich gwant, also des wor (/) des waß i eben noch wie heute, weil i ma docht hab, Was is? Kumm mi hoin! Das des gibts ja net. Also irgendwas muss da jetzt passiern!

Na jo, des (/) man hat halt dann die Schule, die durtn (im Heim, RS) zur Verfügung steht. Man hat ja net gschaut: Is der jetzt a Voikschiukind, is der jetzt a Sonderschiukind? Des (/) die Fragen stellen sich dann einfach nicht mehr, weil da kummt ma dann in irgendein Heim (...) Da wird aber net gfragt, Wo is der gwesen, wo (/) wie is der geeignet für (//) Sondern ma gleitet dann gleich ab. Also man wird glei amoi owe (hinunter) typisiert. Na jo, i waß dann ein einschneidendes Erlebnis noch, wir san dann einer - ich weiß nicht, wer auch immer - ich glaub, es warn irgendwelche Psychologen oder so, die ham meine

Schwester und mich zamghoit. Und die ham dann besprochen, dass ma irgendwie (/) es sollte keine Trennung ((betont)) von uns Geschwistern stattfinden. Aussekommen is leider Gottes dabei, dass sie mich nach Retz tan ham, ja, und meine Schwester nach Pötzleinsdorf.

Und in diesen Heimen wors dann so - jetzt kumm i wieder zruck - dass diese Frau H., diese Heimmutter, war eine Person, die jo, die hot sich so Kinder wie mich glei amoi eingestellt. Also des haßt: Es hat dort an riesigen Speisesaal geben, wo alle Buam beinand gwesen san. Und sie hot an mir sofort amoi ein Exempel statuiert, also des haßt: Ich war ein auffälliges Kind. Man wurde vor dem ganzen Speisesaal ((betont)) - ma hat schon geschaut, dass sie Buam, die andern, a do sand - waß i nu, hots mi auf an Tisch draufghaut und hot ma mit der Faust den Hintern ausghaut. Aber so, bis sie hoit nimmer können hat. Klor und auf so a Kind hinhaun, des is ja eh net so schwierig, denk i ma amoi.

Heim ist Heim. Man macht keinen Schritt unkontrolliert, ja? (-- ) Ja, es is mit aller Strenge durtn vorgegangen worden. In da Nocht: Ma hot ka Wosser trinken können. Die ham an des koite Wosser odraht. Afoch um zu verhindern, dass da irgendwer nu a Wosser zu (/) I man a Wosser? Des muass ma si amoi vurstellen. Eines der elementaren Bedürfnisse von an Kind. Des hot oiweil an Durst, ja? In da Nocht hot mas Wosser (/) Wir ham nur haßes (heißes) Wasser zum Trinken ghabt. I man, wos für kranke Leut san des? Also des wor unhamlich, also unhamlich autoritär. Man hat alles aus die Kinder ausse ghaut, was an Willen da war, hat man versucht herauszuprügeln, ja? (...)

In Biedermannsdorf hab ich dann den Zenit ((betont)) sozusagen, was Erzieher anbelangt, erreicht, weil dort worn dann Leut, die so - das hab ich in meinem Lebtag nie mehr erlebt, also dass ein Mensch (-- ) dass si (/) Man hat hoit - i waß net - i waß des heute, also ma hat hoit Erzieher werden können (/) wann der vorher Fleischhacker wor, hot a - waß net - fünf Wochen an Kurs gmacht und war dann der Herr Erzieher, ja? Ich hab in Erinnerung, wie ich dort hinkommen bin, woas dann gleich so, dass der Direktor – ich war auch a bissl auffällig - und der Direktor hat mich dann zu sich kommen lassen in seinen riesen Raum, hot des Rohrstaberl ausseghoit und hot mi mit dem Rohrstaberl ghaut. Also des wor scho moi (/) es wor scho moi (/) I hab ma dacht, na sauber.

*Ein Folterknecht*

Und einen Erzieher haben wir gehabt, der hat Herr Manitschek geheißen. Und dieser Herr Manitschek war ein Folterknecht. Also der hat Dinge mit uns getan, sowas (/) Also eines der Dinge war: Handtüchl nehmen, umman (/) - man hat immer im Heim hat ma immer a Fußhandtuch ghabt, a blaues, und a weißes fürs Gsicht -- Handtüchl nehmen, umman Hals legen, zamdrahn (zusammendrehen). Weil a Watschn allan hätt net genügt. Also er hot uns a nu das Würgl (die Gurgel) a bissl abdrehn wollen. Und mim Holzschlapfn – mit dem Holzschlapfn, weil ma hot Holzschlapfn dort (/) - den Hintern aushaun. So (--), dass i - und a ondere, ja? Des trifft jetzt, bitte gor schen, net nur mich. Dass wir an blauen, wie Pavian ähnlichen Hintern ghabt ham. Wo die Erni, die dann als Erzieherin kommen is, nie ((betont)) (/) I kann mi no genau erinnern, ich lieg auf mein Bett - damois ham ma schon Stockbetten ghabt - i lieg auf mein Bett. Sie schmiert ma mit Lasundlil, des is also a Blaue-Fleck-Salbe, den Hintern ein; sie waß ganz genau, woher des kummt und sogt nix ((leiser)). I man, des is des, wos mi am meisten enttäuscht. Diese Frau - i man, net dass sie net a gwatscht hot, also sie hot a gwatscht, ja? - aber i man, heute im Nachhinein, ich tät ihr des so gern sagen: Warum hat sie da nichts gesagt? Warum hat sie dem zugeschaut? Warum hat sie dem zuagschaut, dass ein Mensch so ein Folterknecht ist? Also des is des, wos mi am meisten bewegt. Weil, wenn i heute aus meiner Draufsicht: I lassat sowas net zua. I i lossat sowas net zua. Wie kann sie das zulassen?

(...) Noch eine Kleinigkeit wor: Fernseh. Sie müssen Ihna vorstellen: Des Fernseh durtn wor ja (/) des wor ja (/) des host da verdienen müssen. (--). Ma is antreten in Nachthemden, hot si (--). (/) Es hot (/) auf aner Gruppen hots an Fernseher geben. Es hom ja net alle Gruppen an Fernseher ghabt. Da is man angetreten in Nachthemden. Da is ma vorher scho duschen gwesen, woschen gwesen und sonstiges. Dann hot ma die Fingernägel vorzeigen müssen. Host a so a Trauerrandl unter die Ding ghabt, wos scho moi vorbei. Also des haßt: den an Flipper oder den Lassie, ja? hob i ma die meiste Zeit hinterm Fernseher dann anhorcht.

Des haßt, ma kummt von da Schui, i wor dort in da Heimschui, Sonderschule ((betont)), weil was Anderes is ja net, ja? Sie ham (/) Was hätt i tuan soin? I bin in des Heim kommen, dort hats a Schui geben, des wor die Sonderschule von Biedermannsdorf. Wor natürlich leiwand, weil ((lacht)) der Lehrer ja dann direkt glei meinem Erzieher sogn hat können (/) also wann a ma net eh - i hab da an Lehrer ghabt, der Meiner, der is dann aber verzweifelt an mir. Weil der hat ma amal so a Floschn oweghaut, dass ich in an Kostn (Kasten) einigflogen bin ((lacht)). Wor ma wurscht. GlaubenS mas, es wor ma wurscht.

Jo, gwunnen hot a jo trotzdem net, jo, weil i bin ja wieder aussa kreut aus dem Kostn ((lacht)), wissenS was i man? Und der hot des dann glei direkt den Erzieher gsagt. Jetzt hob ichs natürlich (/) Den hob i ghabt und die weiteren Sanktionen natürlich auch.

Dann is ma amal ham kommen (heim gekommen), dann wird gegessen. Gegessen wird des, was auf den Tisch kommt. Und wir reden von zamessen (aufessen). Wir reden net von irgendwie net essen. Da gibts Suppe, Vurspeis, Hauptspeis. In Biedermannsdorf wor das Essen sogor guat. Ganz schlimm wor, wennst am Obend geben hat zum Abendessen solche Grammeln. Solche ((betont und deutet)). Des is für so an Kindermagen des Idealste, weil da speibenS Ihna an, dass (/) Und da wurde aber auch peinlich darauf geachtet, dass man des jo zam (/) Und wann die Kinder gspiebn haben, wors a ka Problem. Jo, also es is unglaublich, was denen do eingfallen is.

### *Liegestunde*

Und in der Liegestund wors so: Die Herrn und Frauen Erzieher wollten in dieser Liegestund - es war ja für sie eine Ruhezeit, ja? - nicht, dass wir aufs Klo gengan. Na jo, des geht ober irgendwie net so ganz. Jetzt hot ma gwusst: Stört man diese Liegestunde, hat man mit Sanktionen zu rechnen. Betten bauen war eine der Sanktionen, die es auch geben hat. Lüftungsbetten auf, Lüftungsbetten zua. Die haben uns gequält bis zum geht nimmer.

Und die Erzieher haben einen Leitspruch und der haßt: Die Nachtruhe ist heilig ((deutlich)). Weil des haßt: Es gibt an Nochtendienst und der wü dann net unbedingt mit Ihna. Also des haßt: Jetzt is ma in sein Bettal glegen, der Nachbor, mit dem hot ma halt bschbschbsch a bissl gwisper. Hot ma an (/) hots an dawischt - weil es hot dann so Spezialisten geben, die ham natürlich scho aufpasst, sans eh brav? Und wann si so a Erzieher anschleicht, na ja, des kriegt ma ja net mit, jo? Und dann hot ma si am Gang wiedergfunden. Und i hob sehr vü Zeit am Gang Strafe stehend und turnend verbracht. Es gibt da den Begriff im Heim: halbe Hocke haßt des. Des haßt: Man steht an der Wand, ma hat die Beine angewinkelt und hat die Händ dann so vor. Sie könnenS gern amoi dam probiern. Sie werdn merken, die Fiaß fangen innerhalb von Minuten so zum scheppern an. Bei uns hots noch a Steigerung geben: Man hat an Kaps auf die Händ kriegt, also so an Lebensmittel-Kübel, wo a Suppn oder a Kakao oder so drin wor. Des hot ma dann auf die (/) Jetzt ist es natürlich so, dass ma eh kaum so die Händ viere (/) Jetzt wann der Kaps - also wenn sa si dann beschäftigt haben mit uns - hams ja des a dann - sag ma - ordentlich

militärisch durchgeführt. Also des haßt: Ma kann ja des noch toppen. Jo? Also halbe Hocke stehn is scho so, dass man irgendwann amoi nimmer kann. Und dann no an Kaps auf die Hand stellen. Und der foit dann owe. Is ja ganz logisch. Ja? Und do hats natürlich dann so a so bissal a anspornendes Watscherl dann (/) hot ma dann no krieagt und es is hoit dann, wann ma eh schon gsehn hat, der Bua kann eh nimmer, hot ma hoit die Übungen umgestellt. Ma hat dann hoit von Stehen auf Kniebeugen umgestellt. Hundert hob i gmocht. Des wor im Vorbeigehn, und Häschenhüpfen. Ich weiß nicht, ob Sie jemals so a Heim gsehn ham, da hat ma ja lange Gänge. Sie schau mir sportlich aus - an an Gang amoi von do bis durt viere häschenhüpfend sich bewegen, da glaubenS dann do vurn, mei lieber Mann, do is irgendwos mit meine Fiaß passiert, jo? Na des worn eanare (ihre) Sanktionen.

### *„Ringeltänzchen“*

Ich weiß nur mehr, dass sie Schwester Martha (/) wir ham Schwester Martha zu ihr gsagt (/) Die Frau is auch schon gestorben. Die hat sich (/) die hat ganz spezielle Dinge ghabt, auch Foltermaßnahmen. Ringeltänzchen hat sie das genannt. Und dieses Ringeltänzchen haßt nix Anderes als: Wann i an den Arm verdreh - also des haßt so an richtigen Armverdreh - weil dann - wie soll i Ihna sagen - mocht ma jo (/) ma wü ja der Bewegung irgendwie (/) ma geht ja dem Schmerz irgendwie ausm Weg. Und da hat man sich dreht und des hat sie als Ringeltänzchen bezeichnet. Es hat ihr auch unhamlich gfoin (gefallen) und sie war - da war sie Spezialistin, was des anbelangt: im Handgelenk. Also sie hat dann des Handgelenk gnommen und hot des - wissen Sie, das is dann scho, des wehweh. Also des tuat net guat.

### *Buben an die Brust*

Sie war so eine Frau, die - jo, sie hot uns ab und zua Weintrauben aus ihrem Weingarten (/) Also sie war so a Mittelding, wissenS. Also sie hot scho irgendwie die Buam unter Kontrolle ghabt, hot ober dann a - weil sie eine alleinstehende Frau war - a die Buam natürlich dann dementsprechend gebraucht und ich red jetzt nicht von Finale (Sex, RS) also mit (/) Ober sie hat gern amoi die Buam zu ihrer Brust zuwedrukt. Des siecht ma jo damois net so. Sie war bei jedem Duschen der Buam dabei. Also selbst wann i allan - do

war ich dann schon auf der Austretergruppe - und i hob a bissl nochghinkt - hat sa sich in die Tür g- (//) I hob ma docht, wos mocht sie do? Jo? Heute sieach i des natürlich a bissl anders.

A Ding, a Gschicht muss i no erzöhn, die is mir eingfallen: (...) Mei Schwester hot ma dann erzählt, dass der als Portier (/) (...) Und er hat amoi an Einschuler ghabt, also an Erzieher, der neu angefangen hat. Und dem hat er dann zagt, wie man mit so Leut umgeht. Ich war ja net der anzige Brave. Warn ja mit mir andere Buam auch, die auffällig warn. Und des wor im Zuge eines Waschzeremoniells. Also wir ham uns dann woschn miassen und er hot si dann außen hingstellt zu dem (neuen) Erzieher und hot dann des weiße Handtuch nass gmacht und is uns da so mit dem weißen Handtüchl ((reibt an der Haut am Arm)) (//) Sie kennenS gern amoi probiern daham, Sie werden sehn, irgendwie hamS dann so Strahlen da. Net das jetzt (/) nicht fasch zu verstehn. Aber die Hautporen, das is ja ganz logisch. Und des hot er dann aufzeigt, da hats a murdstrum Floschn geben und er hot des Handtüchl so zamgriffen, tuschtusch, und wieder zruck. So dass der (neue Erzieher) glei waß, wie man umgeht mit die Buam. Also des wor so a Einschulung, dass a glei amal so an Grundkurs hat. (...)

Hob durt aber einen Lehrherrn ghabt, also an Master, der a glaubt hat, er muass mi do bled anreden, ja? Und damals wors halt aso, dass i ma überhaupt nix mehr gfallen hab lassen. Ja? Also i hab dann zruck gredt. Natürlich: Er hot dann immer gsagt, „Na eh klor, Du depperter Heimbua.“ Oder so.

### *Eggenburg*

Eggenburg war dann so, dass die Erzieher natürlich dementsprechend beinand worn, weil durt worn ja dann nur Buam so wie ich, is eh klor. I hab dort Revolten angeführt ((lacht)). Olle vier Master homs mi ins Furnierkammerl zaht (gezogen), und ham mi dort fest ghaut. Nur gnutzt hots eana a nix. Jo? ((lacht)) Weil i hab dann - wieas dann fertig worn - hob i gsogt, Wor des ois? (War das alles?) Hob i gsogt zu eana. Na ja, des (//) Ober sie ham nimmer können. Sie ham eana Zungen aussa ghängt, sie ham nimmer ((lacht)), jo. Wie gesagt, i waß ja (/) i wor den Schriatt weiter, i hab gwusst, töten können mich die net.

I hob gmerkt, dass es ihnen einfach Vergnügen bereitet, find ich. Ich unterstell des amoi so. Ich glaube, sie woiten mir ihre Macht demonstrieren und ihr (//) I man, wie wie schwer

ist es, ein Kind zu haun? Ja? Und sie ham (/) I hab ma dann dacht (/) i hab ja direkt (/) ma siecht des a in eanaren Gsichtern, wie der scho vurher schaut oft, waßt. Also der der Manitschek zum Beispiel (der schon erwähnte „Folterknecht“ im Heim Biedermannsdorf, RS) der der war ja direkt verzückt. Also wann er do irgendwie (--) (/) i man, diese Voraktionen. Und i hab gwusst, irgendwann, des mocht Euch einen Spass. Und i hob des afoch (/) ma hot ja vü Zeit zum Nachdenken und i bin hoit a wieder (/) i bin hoit an Schritt weiter gangen. I hab ma dacht, okay, des nimm i. Und i hab dann (/) Wie die gmerkt ham, dass des mir nimmer weh tan hat, na ham-sas natürlich nu ausbaut. Na ja, is ja ganz logisch. Weil die können (/) i hab gwusst, sie können mich nicht töten, ja? Und des hot die frustriert. Also i waß nu, die Erni, auch der Ruhelos Gerd, sei Bruader, der uns da weggschleudert hat. Na und, schleuder mi nu amoi weg! Ja? I man, des hob i net gsogt, ober i bin wieder aufgestanden und hab mi wieder hingstellt. Neben mir is mei Spetzl gstanden, der Wöllerer Heinzl, (--) der hot die Händ in da Höh ghabt und i waß net wos, ja? Und do hot a dann gwort: Geht sa si scho aus? Und hat dann aus der Hüfte heraus den so mit vollem Schwung a Watschn oweghaut. Und da Heinzl hot gwant und do hob i gmerkt, hoppala, du entsprichst dem, wos de für a Büd ham davon. Ja? Also weil die wolln ja die Reaktion. Waß zwar net, warum sa sie net irgendwann amoi weiterentwickeln und sagn, wort amoi, könnt ichs vielleicht von der andern Seiten (/) Weil niemand (/) Es derf sich jeder weiterentwickeln, ja? Und diese Macht - hob i gmerkt - wens die verlieren - Und ein paar hob ich auch zum Umdenken bracht.

Es hat ja auch so Aktionen - ober des is anders a - a spezielles Hau-Zeremoniell (/) Hamma Leut ghabt, die ham mitm Staberl von die Kleiderhaken, mit die Buchenstaberl (/) Hände vor! Jetzt miassen Sie sich vorstellen was des bedeutet. Sie wissen, Sie kriegen jetzt so ane auf die Klebeln (Hände) – i man, jeder von uns hot si scho amoi die Hand anghaut oder die Finger anghaut. Und die holn dort aus und erwarten, dass ma so stehn bleibt und net wegzuckt. Wahah und steigert si da no eini. Also na, jetzt fünfe muass i eam geben. Ja? Und i man, (...) Damois wor no die Zeit, wo des Eindruck gmocht hot auf mi, ja? Und den Schritt hob i Gott sei Dank gmacht. Vüle ham ihn net gschafft, ja? (...) Irgendwie hab i ma dacht, Wenn ma eana des nimmt, nimmt ma eana vü. (...) I lebat nimmer. Die hätten mi umbrocht.

*Kalkulierte Gewalt*

Mit dem Schmerz, mit dem Schmerz wohin? Also den Schmerz, den ich empfinde? Es brennt. Aber mehr ist es net. Es es - i waß net - a volle Watschn mit der flochn Hand, ma is hoit dann irgendwann (/) Sie wechseln ja auch ab, so dass ma net (sichtbar) verletzt wird? Aber es brennt. Aber es gibt über dem keine Steigerung mehr. Es gibt, nach dem Brennen gibts nix mehr. Und wann man das weiß, hat man gewonnen. Weil er kann nimmer mehr machn. Er miassat mi dann mit der Faust haun. Des kann er wieder net, weil da hätt er jo vielleicht sich irgendwie deklarieren müssen. Weil wenn er mir da den Kiefer bricht, ja, des kann er ja net. I man (/) ober es tuat nur weh. Und ma waß: Es endet. Aber man hat, man hat mit dem, mit dem Einstecken des Schmerzes hat man gewonnen. Man hat gewonnen.

Gott sei Dank hat die Hefenschicht dann aufgehört. In Eggenburg is dann alles auf Sport kanalisiert worden, ja? Also ich war ein Riesensportler, ja? ((räuspert sich)) Und man hat die Energie da faktisch (...) I man, die Erzieher worn natürlich keine Kinder von Traurigkeit. Da hat ma (/) der Erzieher Peter hat mir ((lacht)) einen Billiardstecken am Kreuz abghaut. Na ja, hot a brennt. Na jo und do want ma nimmer. Da weinen Sie nimmer. Alternativ bin i halt dann gstanden und die Andern san ins Swimming (/) da ham ma so a klans Schwimmbecken ghabt. ((lacht)) Plitschiplatschi. Und ich: Such Dir einen Baum und zähl die Blätter! Des war mei Standardspruch ((lacht)). Den hob i immer ghört. „Hüber, such Dir einen Baum und zähl die Blätter!“ I bin hoit dort gstanden, hab die Rinde studiert und die Ameisen, wies auf und ab kreut san. Und die anderen waren Plitschiplatschi ((lacht)). Des findet man auch net lustig. Na ja.

### *Die Hierarchie*

Da gibts ja a dann - is eh klar - mit die andern Buam, da werden ja (/) da gibts ja auch eine Hierarchie dann. Ja? Also der der hoit si nix gfallen lossen. Man nennt es dann (/) innerhalb der Heimkinder hat ma des dann (/) wann ma a so an Schwachen ghabt hat - aber i hab des ja nie so gmocht - dann war das der Buddy für einen. Also des haßt, der hot dann oft: Heast, moch ma mei Bett! Oder so. Also da gibts auch so Hierarchien, ja? Ober wennst Dich gewehrt hast und wannst eana gsagt hast, Wort amoi, do steh jetzt i! - dann hams eh aufpasst. Also da hot ma hoit seine Ding abgesteckt dann, seine Bereiche.

### *Putzen*

Ein Detail zum Beispiel noch: Unhamlich, die Putzerei. I hab oft Geschirrdienst ghabt. Massenhaft Gschirrdienst. Gschirrlad, doppelte Teller, flache Teller, tiefe Teller und und und. Und i hab ihn oft ausgefasst, weil des war der blödeste Dienst, den man haben kann. Sie miassen Ihna vorstellen: Mit Atter und Ding und a pickater Teller mit vielleicht an Reisfleisch vorn. Mmmh. (--) Und dann is aufd Nocht zum Beispiel - wir ham Parkettböden ghabt - hot ma die Buam olle in aner Reih aufgadelt, Nachthemden, (unverständlich) worn olle schon in Nochtthemden. Und dann hot ma Bodenbürsten ghabt, Bürsten mit aner Schlaufen. In die Bodenbürsten is ma einigschlupft mit an Haxen und hot si dann so durch die Ding bewegt ((zeigt vor)) und hot so den Boden zum Glänzen gebracht, ja? ((lacht)) Jo, des wor damois, des wor damois eana Ding.

### *Sexuelle Gewalt*

Des is a übrigens a Aspekt: Mädeln. (--) Sie wissen net, wieS mit Madeln umgehn sollen. Na hams ja net. Das ham Sie nicht, ja? Sie haben zwar die Buam untereinander. Da passiert eh auch genug. Also do muass ma auch (/) hot man auch aufpassen müssen, weil do hots natürlich a Buam geben, die scho körperlich in der Situation worn, die a scho entwickelter worn, ja? Und wann ma do oft net aufpasst hat, is scho was passiert a. So dass (/) I man, net das Finale, dass ma wirklich sexuell (/), ober so andeutungsweise richtung Hintern, er mit seinem Ding. Also do hot scho was passiern können. Do hot ma scho auf Deckung (/) I hab dann scho mei Spezialding ghabt. Es is a untereinand (/) es wird dann geschwult. Sog ma so, i nenn des Schwulen. Ja? Do hots natürlich manche geben - i kann des schwer definieren, i waß net, wie i des definiern soll - also die ham , ja da hats an geben, Mostl glaub i, hot der ghaßen, des wor a Mensch, der jo, wor wahrscheinlich schwul, vermut i amoi. Heute erst im Nachhinein. Und der wor so, dass er afoch vü größer wor wie wir und auch dementsprechend gebaut wor. (--) Und der hot dann scho amoi gern aufs Spatzerl vom Anderen hingriffen. Also des wor do (/) ober da hot ma dann gsagt, Hör auf jetzt! Oder irgend sowas. (--) Ja, wir ham an Erzieher (...) Einen Erzieher hamma amoi ghabt, der hot a neu anfangt, der Herr Sauer, ja, an den kann ich mich auch noch erinnern, und der hot amoi a poor Buam - da wor i a dabei - beim Duschen beraten, wiea ma do - wor ma drei, vier Buam - a in Dienstzimmer ham-ma uns dann a bisserl (--) (/) Ja wir ham uns eigentlich gor net so vü docht dabei, ja? Nur der (/) die Heimleiter und die was des - weil ma redt dann - (/) er wor dann am nächsten (/) So was hat man gleich intern geregelt. Er is dann nimmer dogwesen. Jo? Also den hat man

dann entsorgt. Also der hot, glaub a, zwa Tog dort garbeit und sie san dann draufkommen, dass er mit uns Buam do a Spezialitätenschicht gmacht hat, also sprich Duschen und wos wir alles um um Körperpflege (//) Da is eam um ganz besonders um a gewisses Teil gegangen. Jo, er hot - kann mi erinnern - also i glaub sehr vü ausgriffen oder so hot a uns net, ober er hot halt scho a untereinander, dass ma da was tan und so. Ober der wor glei furt. Ober do is net vü aufkommen. Die Schwulerei unter die Buam, ja, des is immer wieder vorkommen. Es san ja a poor a wahrscheinlich orientierungslos gwesen, sog i amoi. Die ham halt net gwusst, wo sa si ((zögert)) weil da eben ka Umgang wor. Es wor nix, ja?

Interviewerin: Wie war das mit der jüngeren Schwester? Da warn Sie ja am Anfang gemeinsam in dem Heim und dann sind Sie getrennt worden. Wie war das für Sie?

Franz Hübner: Ja genau, in die KÜST. Na schlimm, schlimm. Des wor des Schlimmste überhaupt. Vor allen Dingen, weils uns ja vurher nu in an gemeinsamen Gespräch - wer auch immer dort beinand gessen is, Psychologen, ich weiß nicht wer und irgendwelche Erzieher, a Heim, ich waß es nicht - wos nu gredt ham - und des waß i wie heute, dass gsagt haben, Jo, mir müssen schau, dass die Kinder irgendwie wenigstens Heimmähe. Wanns mi noch (/) auf die Hohe Warte, des hätt i a überstanden. Die Hohe Warte. Und sie nach Pötzleinsdorf geben hätten. Na da war do irgendwas (//) Ober ich nach Retz? Und sie nach Pötzleinsdorf? Na des (//) Sie müssen Ihna vorstellen, was des bedeutet hat. Des wor ja a unhamlicher Aufwand, dass sie zu mir kummt. Mit einer Erzieherin gemeinsam sans dann nach Retz auffe gefahrn, i hob jo net glaubt, wie weit des weg is. Damois is ma jo no mit so Eisenbahnen gefahrn vom Nordbahnhof ((lacht)) arg - mit Holzbankeln und sonstigem drin. Und i kann mi erinnern, sie is (//) Sie sogt immer, Franzi, wie ich dich do oben gsehn hab (//) I wor so a klans Maxerl hoit nur, des wor ja (/) do wor i jo ganz jung nu - die hot zu mir gsagt, Franzi, wie Du ausgseht hast, des kannst da net vorstellen. Wie wannst (//) Sie hat dann zu mir gsagt, (//) das sagt sie dann immer, wann ma so Büder siecht mit die Kinder ausm KZ. Also die- diese bodenlangen Mäntel, ja? Also armselig. Irgendwie alles zu groß, so Schuach, so richtige, (...) des wor eigentlich des Schlimmste, dass ma so weit ausanander warn. Weil wir ham uns dann wirklich nur olle heiligen Zeiten gsehn. Des is ja des: Man ziehta so einem Kind den kompletten Boden unter die Fiaß wegga. Ober des wor die Zeit irgendwie ((leise)).

Man hot hoit dann die Kinder glei amoi eingstöllt (eingestellt). Bist net brav, findest du dich im Waschmittelkammerl wieder, stundenlang. I hab heut noch den Geruch von da (/)

i waß noch - weil i hab eana des Woschmittel durt ausgeschütt - i hab heut noch den Geruch (/) ich riech des heut noch. I kann mich noch erinnern, da hob i mi so ausse (/) do hob i so ausse gschaut aus dem (winzigen Fenster). In weiter Ferne hört man dann den Gir- den Gürtel, der geht dort irgendwo bei der KÜST dort vorbei. Und hab die Autos so ghört, hab ich ma dacht, Mama bitte komm! Hab i gsagt. Des waß i no heut, des waß i nu wie heute. Nur kummen is sie hoit net. Na?

Ja, na die erste Zeit im Heim, ja man denkt halt viel nach. Man hofft, man hofft, dass irgendwie (/) des muss sich doch wieder geben und sie holt uns wieder (...) Man hofft immer wieder, dass es doch irgendwie wieder gut wird und dass die Mama jetzt wieder kummt und dich holt, ja? Weil ma ja net weiß, was im Hintergrund (/) man kriegt ja keine Information. Des is ja net so, dass ma irgendwie informiert worden wär, wos is jetzt mit eichara Mutter. Es ist immer ein Hoffen dagewesen und a Ding, aber des wird dann (//) Wie ich dann in Retz war, hab i ma dacht, Na, jetzt wird nix mehr guat. Hoffen, hoffen, hoffen ((wieder lauter)), irgendwann einmal is es dann scho so, dass ma sogt, okay. Und es wird Oitog (Alltag). Es wird dann (/) des is halt dein Leben dann. Es ist halt dann dein Leben.

Und der Manitschek war sowieso ein Psychopath. Der war hin in der Birn, der Mensch. Der hat an Biafra-Tick ghabt. Ewig hat er uns gepredigt - i kann mi nu erinnern - wie arm die in Biafra net san, wiea guat dass uns geht. Die ham nix zum Essen, also ham wir gefälligst zamzuessen (aufzuessen). Also ewig dieser mit an Finger und ewig auf uns. Und die klanste Klanigkeit hot bei eam ausgereicht und er hat sich nicht mehr eingekriegt. I man, ma muass si jo vurstön: Diese Tat zu setzen - heute, wo i im Nochhinein nu denk - an Holzschlafn zu nehmen, des Kind übern Schoß zu (/) und dann so lang hinzuhaun, bis des (//) I man da windest dich ja vor (//) Du versuchst ja auch, dich zu wehrn. Du host ja (/) Er hot ja dann auf die Händ auch hintroffen, gell, des is ja dem wurscht gwesen. (...) Man hot hoit gwusst, bei dem muss man äußerst vursichtig sein. Nur, wann er des net gfunden hot, hat er dir halt die Rutschn durthin baut.<sup>232</sup> Weil ma kann ja auch ein Kind so

---

<sup>232</sup> Gemeint ist: Wenn das Kind von sich aus keinen Anlass liefert, legt es der Erzieher darauf an, dass das Kind irgendeine ‚Verfehlung‘ setzt. Eine bemerkenswert scharfe Beobachtung. Sie stimmt mit unserer These überein, dass es bestimmte ErzieherInnen darauf anlegten, einen Anlass zu schaffen, der es ihnen ermöglichte, unter Vortäuschung einer pädagogischen Ambition zu exzessiver Gewalt zu greifen. So wiederholten sie immer wieder aus ihrem eigenen, wohl teilweise unbewussten Antrieb das Erlebnis einere spezifischen Lust am Schmerz und an der Angst – auch der Todesangst, also an physischem und psychischem Leid derer, die ihnen hier unterworfen und unterlegen

hinlenken, gell, dass dann (/) Es wird dann schon ihm entsprechen, ja? Also bei ihm war die (--) Grenze net so (...) Das Ringeltänzchen – was ich Ihnen gsagt hab – wer erfindet sowas? Ringeltänzchen. Verdraht den Ärmel, dass des Kind weint vor lauter Schmerzen und sagt Ringeltänzchen dazu. (...) bis des Kind vor Schmerz schreit und do schrein Sie. Das is a Wahnsinn, das tuat ja weh. Oder der Ruhelos Wolfgang, wo i Ihna dazöht hab, der hot sich gerühmt, wonn a so an Wurm an seine Wampn hot anhaun können und der is dann davongeflogn. (...) Und do hots net vü braucht. Do hots oft Klanigkeiten, also wirklich nichts. Weil du die Liegestund gestört hast. I hob ma so an Fodn ausgfadelt vom Ding und hob ma so a Papierl aufbunden drauf. Na ja, entschuldigen, aber des is ja (/) des is ja (/) Oder a Magnet hob i irgendwo ausbaut und hob ma a Eisen owefoin lossn und bin dann mitm Magnet owegfohn. Also dass ma hoit sich mit irgendwos beschäftigt. Aber des hot genügt. Wonn er dich mit dem erwischt hot, hot er dir a Floschn oweghaut.

Ich hab Ihnen von diesem Doktor Rauber - wie auch immer - Doktor Rauber (/) der wor so, dass er net vü gredd hot, ober do wors scho so, also dass ma gwusst hot, na da gehts scho bis dorthin. Ja? Dann hot ma allerdings a Beulen ghabt ((lacht)), weil der Schlüsselbund, der hot a so a Band (/) der hot an jo glei ane angeschoben, na die wor net von schlechte Eltern. Da hams Ihna halt a Viertelstund krotzt. Dann ham-ma an ghabt, der Strach hot der ghaßen, ein Erzieher, des wor (/) der hot die Zähne gefletscht, dieser Mensch. I kann mi no erinnern, der hat dann so so a ((verzieht den Mund)) anfallsähnliche Zustand kriegt. Er hot an langen Vorlauf ghabt, aber dann is er explodiert. Ein Manitschek war ja unberechenbar, wonn a jetzt gmant hot, jo, irgendwer hot des Essen am Boden oweghaut absichtlich und Vietnam is grad aktuell, no dann hot er hoit (/) dementsprechend hot ma ausgfosst, jo?

Hamma einige Springer<sup>233</sup> ghabt: Mit die hamma gmacht, was ma woiten. Eh klor. Veit Hubert und i stengan Strof (Strafe) - wir san immer Strof gstanden mir zwa - und dieser, a so a schwocher Erzieher - für uns schwocher Erzieher, eigentlich wor a gor net schwoch irgendwie. Jo, den siech i hoit. Ober domois wor a für uns (/) er hot Schwäche gezeigt, ja? (--) Wir ham a Bratfett aus dem Nachtmal ghabt. Das Fetteste vom Fettesten, ja? Mit

---

waren. Wir nehmen an, dass genau darin für solche ErzieherInnen die besondere Attraktivität ihres Berufs bestand. Außerhalb der Heime hätten sie diesen Lustgewinn schwerlich gefahrlos erzielt. Vgl. Kapitel V.

<sup>233</sup> Springer sind ErzieherInnen, die nicht einer Gruppe dauerhaft zugeordnet sind, sondern fallweise einspringen, wo ein der Gruppe fest zugeordneter Erzieher fehlt; s. auch Experteninterview 3 mit einem ehemaligen Heimleiter im Kapitel IV.

Brot. Kein Mensch ((betont)) hot des in solchen Portionen. No da Veit und i kummen auf die Idee, no des is klass, des schmier-ma am Boden, am Fliesenboden ham-as aufgeschmiert. Dann hamma mit die do drin im Schlofsoi ausgmocht, oho, jetzt gemmas an. Wir zwa ham den Boden präpariert und dann is dieser Mensch (der Erzieher) - da ham die da drin angfangt zum Wirbel machen - dieser Mensch hot dann angestartet und is natürlich fest auf die ((lacht)) Des hot uns natürlich unhamlich begeistert. Die schlechtere Idee wor dann die, wie ma draufkommen san, dass ma des Bratfett a in den Schlofsoi (Schlafsaal) einischiaßen kennan. Weil des alla wärs jo no net gwesen. Leider Gottes is einiges von diesem Fett an der Decken hängen blieben, jo? Nächster Tog: Manitschek im Dienst. Jetzt kennenS Ihna ungefähr vurstellen, wos si abgespielt (//) Do hom olle sich aufstellt, alle ((betont)). Und i glaub, wir warn an die dreißig Buam. Olle Floschn. I waß net, wie lang, Watschn, olle, so die ganze Reih und Glied und da klesch, klesch, klesch, klesch. Da is er durchgangen. Also do hot da Fünfte scho gwusst, jetzt dauerts nur mehr viere. A Wahnsinn. Jo, es wor hoit, es wor hoit scho dieser Mensch da und do (unverständlich) des wor des Ärgste do. Oder (//) Do wor a komplett (//) Ober immer mit sein (//) Do hot a uns so Büd dann aufgehängt vom Vietnamkrieg und Biafra. Na, Biafra. I waß nu Biafra. Vietnamkrieag wor net. Biafra wor. Von die ausgemergelten Kinder. Und wir ham des dann faktisch (//) jo wir warn dann die Büßer dafür.

Interviewerin: Und die andern Kinder ham bei solchen Aktionen, wenn einer verprügelt worden ist, immer zuschaun müssen?

Franz Hüber: Zuschaun müssen, na klor. Des hot ma ja ganz bewusst so gmocht. Ja? Also der hot (/) der (/) wanns eam aus der Laune passiert is, do hot net vü braucht und do hot ma hoit a Floschn ghabt und hm (--)(//) Und i man des wird ja dann auch abgewartet, bis der wieder aufsteht. Des is ja net so, dass dann glei am Boden no weiter, sondern des (Kind) muss ja dann aktiv wieder aufstehn und dann holt man sich die nächsten zwa, drei Watschn ab. Also es kommt halt drauf an, wie er grad beinand wor oder wie die Person grad beinand wor, also die dann die prügelnde wor, ja? Und auch des Finger mit Staberl (schlagen), des hat vor Publikum stattgefunden. Da is ma net irgendwo hingangen, weil des (--)- also damois hob i des natürlich net so gsehn, dass die jo jetzt do zagn woin, Leutln, schauts amoi! Ober es is immer in der Gruppe passiert. Immer.

Interviewerin: Wie ist es einem da gegangen?

Franz Hübner: Na ja, des - wie soll ich Ihnen sogn - es wor hoit dann ab an gewissen (/) wanns nur Watschn worn, hot ma hoit (/) ma hot ja gwusst, wie wie weit des gehn wird und ma hot a gwusst (/) i hob ja von jedem Buam gwusst, wier a si (/) ma waß jo des dann, weil ma ja den kennt. Jo? Um so mehr dass der oft dann gwant hot oder gwimmert hot, (...) Jo, es is einem net guat gangen. Und vor allen Dingen: Man hat halt dann (/) Es mog jetzt hart klingen - aber da ma ja alles scho erlebt hat, weiß man das. Man weiß, man kann abschätzen: Jetzt gibts Watschn, dann gibts Strofstehen oder Knien auf da Türdackn. Also man hats abschätz'n können. Jo? Und irgendwann is ja auch der Zorn von diesem Erzieher wieder verflogen gwesen, ja? Obwoih dieser (/) beim Manitschek war des eigentlich nie. Der war immer immer gleich. Immer. Auf Druck, des war sein sein Metier. Ja? Ganz eigenartig. Ich kann (/) des des is des, was mich am meisten beschäftigt ((lacht)). Ober des hams eh scho ausse gehört – dass Menschen im Stand sind, das Anderen anzutun.

(...) Jo, ma siecht a irg- des Funkeln. Bei manche seh ich heut noc des Funkeln in die Augen von eana. Ja das ist Ausüben - heute sag ich - das ist Macht, des is afoch Macht. Und Ohnmacht, ja? Und da kannst du dich nicht auflehnen dagegen.

## Michael Wurnig: „In einer Friedenszeit hab ich im Kriegszustand gelebt.“

Michael wird 1952 als zweites von neun Kindern (drei Schwestern, sechs Brüder – laut KÜST-Akte) in Wien geboren. Der Vater ist Anstreichergehilfe; er ist alkoholsüchtig und gewalttätig; auch die Mutter, eine Hilfsarbeiterin, ist oft handgreiflich. Nach einem Streit der Eltern muss die Mutter mit den Kindern die Wohnung verlassen, „da der Kindesvater sie und die Kinder bedrohte“ (Zitat aus der Akte des Jugendamtes). Die Mutter zieht zu einer Nachbarin. Da der Lebenspartner der Mutter und Kindesvater seine Gewaltdrohungen nicht einstellt, ersucht die Mutter das Bezirksjugendamt, beide Kinder „in Gemeindepflege“ zu übernehmen. Der sechs Monate alte Säugling Michael und seine ein Jahr jüngere Schwester werden im Dezember 1952 in die KÜSt und anschließend in das Zentralkinderheim (ZKH) gebracht. Nach zweieinhalb Jahren wird Michael wieder an die Mutter „zurückgestellt“. Nach weiteren drei Jahren bei der Mutter kommt Michael im Juni 1958 neuerlich in die KÜSt und das angeschlossene Durchgangsheim, von wo er im September 1958 in das katholische St. Josefs-Kinderheim in der Dreherstraße<sup>234</sup> überstellt wird. Im Februar 1959 wird er der Mutter zurückgegeben. Im Juli 1962 erfolgt erneut eine Überstellung in das KÜSt-Heim; im August bringt man Michael in das Kinderheim Baden. Ein Jahr später übersiedelt er in das Gertrudenheim in Ober-Lanzendorf. Nach einem Jahr erfolgt erneut die Rückstellung an die Mutter. Den Mai 1966 verbringt Michael – eine Verlegenheitslösung der KÜST – im Polizeiheim Boltzmannngasse. Erst im Juli wird für ihn ein Platz im Erziehungsheim Altenberg<sup>235</sup> frei. Mit 15 Jahren wechselt Michael in das Lehrlingsheim Augarten. Drei Jahre später folgt noch ein dreijähriger Aufenthalt im Gesellenheim Zohmannngasse.<sup>236</sup>

---

<sup>234</sup> St. Josefs-Kinderheim, Wien 11, Dreherstraße 66; geführt vom Orden der Karmeliterinnen vom Göttlichen Herzen Jesu. Weibliche konfessionelle Erzieherinnen. Plätze für 90 Buben und Mädchen im Alter von 3 bis 15 Jahren. 5 Gruppen mit jeweils 18 Kindern; 15 Plätze sind „privat“, 75 Plätze werden vom Jugendamt der Stadt Wien beschickt. Die Schulen sind extern: Volksschule Münnichplatz 6, Hauptschule am Hackelplatz, Allgemeine Sonderschule am Herderplatz. S. Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch) MA 11 – Psychol. Dienst. (Typoskript)

<sup>235</sup> Heim der Volkshilfe „Schloß Altenberg“, in St. Andrä vor dem Hagenthale; siehe Anmerkung 231.

<sup>236</sup> Alle Daten sind der Fürsorgeakte entnommen.

Nach der Rückkehr in den Haushalt der Mutter im Oktober 1964 ist Michael zwölf Jahre alt. In den folgenden zwei Jahren ist er in diesem Haushalt für seine jüngeren Geschwister zuständig und führt auch den Haushalt. Die Mutter kümmert sich kaum um die Kinder und verkehrt mit anderen Männern. Michaels schulische Leistungen lassen unter diesen ungewöhnlichen Belastungen stark nach. Als der Vater im Gefängnis sitzt, nimmt sich die Mutter einen neuen Freund und ist kaum zu Hause. Die Kinder leben zum Teil bei einer Nachbarin. Ein anderer Nachbar erstattet im Mai 1966 Anzeige beim Bezirksjugendamt; daraufhin werden Michael und seine jüngeren Geschwister wieder in Heimerziehung genommen. Die Geschwister kommen ins Zentralkinderheim, Michael wird – eine Übergangslösung – im Polizeiheim Boltzmanngasse untergebracht und nach ca. zwei Monaten in das Erziehungsheim Altenberg<sup>237</sup> überstellt. Nach dem Ende der Schulpflicht wechselt er in das Lehrlingsheim Augarten.<sup>238</sup> Er will Installateur werden, wird auf diesen Berufswunsch hin getestet und schneidet positiv ab; doch wird ihm über das Lehrlingsheim ein Lehrplatz als Maler und Anstreicher zugewiesen. Nach Abschluss der Lehre übersiedelt Michael in das Gesellenheim Zohmanngasse. Zu dieser Zeit endet für ihn eine erste „große Liebe“, weil er das Mädchen nicht an sich heranlässt und sehr eifersüchtig ist. Erst nach zwei Jahren kann er sich wieder auf eine neue Beziehung einlassen. Es folgen Auszüge aus dem Narrativ-Interview.<sup>239</sup>

\*\*\*

(...) Also ich war fünf oder sechs Monat, des hob i do herauslesen können ((er verweist auf seine Akte aus dem Jugendamt, die man ihm auf seinen Wunsch hin ausgehändigt hat und die er zum Interview mitgebracht hat)) (...) und wurde immer wieder aus dem Sozialnetz herausgerissen. Ja? Und was mich zum Beispiel schockiert is des, obwohl in

---

<sup>237</sup> Heim der Volkshilfe „Schloß Altenberg“, 3423 Altenberg, St. Andrä vor dem Hagenthale; Marktgemeinde St. Andrä-Wördern. Trägerverein: Verein Volkshilfe Wien. 80 Plätze für Buben und Mädchen im Alter von 6 bis 15 Jahren. Gruppengröße 20; die ErzieherInnen sind weltliche Männer und Frauen. Interne Aufbauvolksschule, Besuch der Hauptschule 1. Zug in St. Andrä-Wördern; „für besonders brave Schüler auch II. Zug (Die anderen Kinder haben die Möglichkeit, die HS-Prüfung B-Zug als Privatisten abzulegen“. Keine beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten. Heimverzeichnis (nur für Dienstgebrauch) MA 11 – Psychol. Dienst, III/1 (Typoskript).

<sup>238</sup> Lehrlingsheim der Stadt Wien Am Augarten, Wien 2, Wasnergasse 33.

<sup>239</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 24. März 2011, 9:00-13:00 Uhr.

den Berichten steht, dass der Vater alkoholisiert randaliert und von der Polizei abgeführt werden muss, hat man trotzdem kein Problem gehabt, das Kind wieder nach Hause zu entlassen. Das muss man sich einmal vorstellen. Selber fürchten sich die Leute davor, holen die Polizei zum Schutz. Aber man hat kein Problem, die Kinder nach Hause zu entlassen. (...)

Ich hab also festgestellt, in den ersten fünfzehn Jahren hab ich so Durchschnittsaufenthalt an irgendeinem Platz von eineinhalb bis zwei Jahren. Das heißt also, man hat mir eigentlich jede Sozialbindung und Verknüpfung gestohlen. Des heißt, man hat mir meine Sozialentwicklung genommen. Und das braucht der Mensch. Der Mensch braucht irgendwo Wurzeln, dass er weiß, wer er is. (...) Das ist nämlich dann das Problem, wenn Sie entlassen werden. (...)

Also die Nachwehen sind eklatant danach, na? Jetzt müssen Sie Ihna vorstellen, (...) Sie waren in einer geschlossenen Anstalt. Des heißt, Sie ham von außen nix mitgekriegt. (...) Und dann werden Sie nach außen entlassen. Das letzte Heim – an das kann ich mich gut erinnern - Altenberg: Das war so das letzte Kinderheim, bevor ich in den Augarten kam – das ist das Lehrlingsheim. Man hat mir eine Bahnkarte in die Hand gedrückt, hot gsagt, da steigst ein, am Franz-Josefs Bahnhof steigst aus und dann gehst nach Altenberg (...) So, jetzt kummen Sie da amoi auf den Bahnhof, dann schaun Sie amal ganz dumm, weil Sie wissen net, was Sie mit die vielen Autos machen solln, na? Ja, so gehts einem amoi. Das Bild werd ich nie vergessen. Also Sie sind weltfremd. Und des muss man amal ganz klar sagn. Die Erziehung ist eindeutig darauf hingelaufen, dass man keinen selbständigen Menschen schaffen wollte, sondern einen hörigen, abhängigen, willfährigen etcetera, etcetera. Man wollte ein Arbeitstier schaffen, aber keinen Menschen. Anders kann ichs net ausdrücken. Allein über die Schule: Ich kann nachweisen, dass man mir meine Schulzeit gestohlen hat. Es war in der Boltzmannsgasse, das ist so eine Zweigstelle der KÜSt oder was weiß ich. Ob das heute no gilt, waß i net. Also da gabs keine Schulzeit. Des heißt also, ich hab Mai, Juni - lasst sich da (aus dem Akt) herauslesen - keine Schule gehabt. Und in dem Heim (Altenberg), in das ich dann kommen bin, waren die ersten Wochen, Monate auch keine Schule, weil dort Masern ausgebrochen san.

Was mich am meisten stört ist die Zerrissenheit der Familie, na? Dass man also es nie versucht hat - nie versucht hat -, Kinder in dasselbe Heim unterzubringen. Und des zeigt doch, dass das ganze ein System ghabt hat. Man wollte ganz bewusst alle Wurzeln zerstören. Und umso weniger Wurzeln sie ham, umso leichter sind sie lenkbar. Und damit

greif ich das System an, na? Denn Gewalt liegt net nur allein darin, immer mit der Ohrfeige oder mit dem sexuellen Übergriff, etcetera. Gewalt fangt schon viel früher an, nur da wollen sie es noch nicht erkennen. Auch heute noch nicht. Ja? Und da liegt das Problem. Und das hat System und das hat Namen gehabt. Denn es ist nachweislich, dass also ist prinzipiell, da meine Eltern nicht verheiratet waren, dass der Vormund der Staat war. Und man muss staunen: Selbst an den wenigen Berichten, wie gedankenlos und untätig er war. Selbst an den wenigen Seiten lässt sich das erkennen. Wichtig - als Beispiel - wichtig war ihm nur, ob er den Vorschuss, den Alimentevorschuss, des hot damois anders ghaßen - geleistet hat von circa 7.000 Schilling, ob des jemals zurückbezahlt werden kann.

Das muss man sich amoi vorstellen: Da schickt man mich in die Sonderschule. Unbegründet. Man schickt mich in die Sonderschule, ohne dass ich weiß, warum ich eigentlich in die Sonder- (//) Und man muss dazu sagen: Damals war die Sonderschule schon etwas anderes wie heute. Es war ja auch ein Unterschied, ob Sie am Land in die Volksschule gegangen sind oder in die Hauptschule. Es war damals schon eine Klassifizierung. Und es war natürlich für einen Berufswunsch auch etwas anderes. Ja? Und jetzt muss man sich vorstellen, dass man unberechtigter Weise in eine Sonderschule geschickt wird. Da geh ich drei Jahr von zu Hause also besuch ich drei Jahre die Volksschule und komm auch mit halbwegs. (...) Die Schule hat nicht reagiert. Und die hätten erkennen müssen, was los is. (--) Ja? Und die wollten nicht sehn. I mein, noch dazu, wenn man in der Klasse öffentlich - vor der gesamten Schulklasse - den nackten Hintern versohlt kriegt. Da lass ich mir von keinem mehr erklären, es war nicht gewusst, es ist nicht gesehn worden und wir haben das alle nicht mitgekriegt. Auch die Lehrerin ist dabei gestanden. (...)

Also die ersten Erinnerungen liegen in Baden.<sup>240</sup> Da gibt es dann schon die Gewalttätigkeit der Kinder gegenüber Kindern, wo die Erzieher selber nicht direkt körperlich züchtigen, aber sie lassen es zu. Und sie verwenden als Mittel zum Beispiel die Decke, das wird ja ein Begriff sein, na? Die Decke war ein beliebtes Erziehungsmittel, Kinder gegenüber Kindern, die man verwendet hat, dass man dem Kind eine Decke übergestülpt hat und dass mehrere Kinder auf es eingeschlagen haben. Warum die Decke?

---

<sup>240</sup> Kinderheim Baden; hierher wird Michael laut Akte des Jugendamtes am 9. August 1962 überstellt. Dieses Heim findet sich *nicht* im fünf Jahre später, 1967, angelegten „Heimverzeichnis“ der Ma 11 – Psychol. Dienst.

Damit konnte man nicht sagen, wer es war und die Erzieher hatten eine gute Ausrede. Na ja, wir wissen ja nicht, wer es war. Na? Und das sind so beliebte Erziehungsmuster von Heimen gewesen, die sie also durchwegs wiederfinden, na? Und natürlich - jetzt zum Beispiel in Baden - also muss man sich vorstellen, also innerhalb von drei Monaten - also wenn Sie einmal im Monat ins Strandbad baden gehen durften, ja dann war ja das ein ganz ein besonderes Erlebnis. Wenn also ein Kind durch sein Verhalten es zusammenbracht hat, dass ein Badeverbot ausgesprochen war, dann kann man sich vorstellen, dass der Zorn der Kinder relativ groß an ihm war. Und man konnte sicher sein, dass in den nächsten Tagen die Decke verwendet wurde. Und das hat aber die (ErzieherInnen) schon gewusst. Also das braucht man gar nicht diskutieren. Weil das ist umgeleitete Gewalt und zugelassene Gewalt. Und das ist natürlich eine Tragik. Der Frust natürlich wird immer an den Schwächsten abgeladen. Ja, es ist so. Ja und wenn dann die Erzieher gewollt und nicht-gewollt ihre Aufgabe nicht erledigen, dann ist das natürlich eine Tragik für die jüngeren und schwächeren Kinder. Und ich habe also das Pech gehabt, dass ich zu den Jüngeren gezählt habe. Daher sehe ich das Problem ja schon viel genauer oder detailreicher. Ich hatte ja nur die Möglichkeit, dass ich frech genug war zurückzuschlagen. Und damit habe ich geschafft, zwar nie in der Hierarchie - also in Baden - relativ hoch zu stehen, aber ich habe immerhin erreicht, dass man mich nicht direkt angegangen ist. Und auch das war schon viel (...) Sie hat viel erreicht in einem Heim, wenn man Sie in Ruhe ließ. Und das ist traurig. Der Mensch braucht etwas mehr als nur in Ruhe gelassen zu werden, ja?

### *Im Gertrudenheim in Lanzendorf*

Also dann komme ich nach Lanzendorf.<sup>241</sup> Der erste Eindruck war schon einmal ein Schockerlebnis. Grad gesagt: Also Baden war ein sehr offenes, sehr weitflächiges, also großes Areal und dann kommen wir mit dem Autobus (/) in man das muss man sich so

---

<sup>241</sup> Am 10.9.1963 wird Paul in das Gertrudenheim in Lanzendorf (nicht zu verwechseln mit einem Heim für debile Mädchen in Ober-Lanzendorf) überstellt; es ist (wie Ober-Lanzendorf) ein privates Heim der Caritas Erzdiözese Wien; die Leitung hat – wie in Ober-Lanzendorf – ein „Bruder Ludolf“ (identisch mit Dr. Ludolf von der Velden?); dieses Gertrudenheim hat 40 Plätze für Burschen und Mädchen zwischen 6 und 15 Jahren. Die Gruppengröße ist 20. Neben einer internen „Aufbauvolksschule“ nach dem Lehrplan der Volksschulen und für einzelne Kinder nach dem Lehrplan der Allgemeinen Sonderschule besteht die Möglichkeit der „Privatistenprüfung für B-Zug der Hauptschule. Für „besonders begabte und unschwierige Kinder“ besteht die Möglichkeit, den 1. Zug der Hauptschule im Ort Lanzendorf zu besuchen. MA 11 – Psycholog. Dienst, Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch) 1967, II/14 (Typoskript).

bildlich vorstellen: (...) Dann sieht man eine graue Mauer. Oben san so Flaschn so zerbrochene, damit die Fluchtmöglichkeit da nicht gegeben wird über die Mauer. Das is einmal der erste Eindruck. Dann ein riesengroßes Tor, fest versperrt, sehr dick. Das nehmen Kinder einmal wahr, wenn sie von einem offenen, freien Heim dorthin kommen. Das war ein Schock. Es war ein richtiger Schock.

Und es war auch ein sehr eklatant strenges Heim. Massenerziehung. (...) Auch hier war Kinderarbeit ganz normal. Da wars also so - das hab ich dann auch geschrieben net? - dass alle Hausarbeiten, Hausarbeiten, und da meine ich jetzt nicht Hausfrauarbeiten wie Windelwäsche waschen etcetera, sondern Hausarbeiten, das heißt also die Räume zu reinigen (/) alle Räume zu reinigen war Obliegenheit der Kinder, gewisse Feldarbeiten, denn das hat zu ihnen gehört. Landwirtschaft war nicht unerwünscht. Das ging so weit, dass also – ich weiß heut nimmer, wie die dazu gesagt ham - ein Kind der Gruppe vorstand.<sup>242</sup> Das heißt: Es hatte die Aufsicht über diese Gruppe und musste versuchen, diese Gruppe in die gewünschte Richtung zu leiten. Also Aufsichtspersonal.

Ersatzerzieher. Ja? ja. Und nur bei Extremschwierigkeiten hatten dann die Erzieher - wo auch sie immer waren - dann (/) konnte man ins Erzieherkammerl gehn und Meldung erstatten.<sup>243</sup> Des haßt es sind zwei Negative: Erstens muss man gegen die Gruppe arbeiten. Des is etwas, was die Wenigsten also wirklich begreifen, was sich da abspielt. Und es geht (/) passiert etwas - weil das geht ja im Rad - ja? Natürlich die Jüngsten, Kleinsten nicht, weil die ja keine Möglichkeit ghabt hätten, sich auch nur irgendwie durchzusetzen. Na?

---

<sup>242</sup> Der Erzähler meint den damals dafür üblichen Begriff „Kapo-System“.

<sup>243</sup> Dies ist das oft so genannte „Kapo-System“, das aber häufig mit dem Selbstjustiz-System der „Decke“, der „Doppelwatsche“ etc. verwechselt oder gleichgesetzt wird. Eine historische Parallele hat das Kapo-System des Erziehungsheimes u.a. im Kapo-System der Konzentrationslager der SS im Dritten Reich, wo sog. Funktionshäftlinge Leitungs- und Kontrollfunktionen übernehmen. So wie die SS, die das System der Konzentrationslager als einen großen Wirtschaftsbetrieb innerhalb des Dritten Reichs führt, beschränkt sich die Heimleitung im hier genannten, Landwirtschaft betreibenden katholischen Heim auf die Kontrolle der Funktionsträger unter den Zöglingen. Sie delegiert einen Teil der Kontrollen und auch der Disziplinierungsmaßnahmen an die sog. „Kapos“. Nach Befreiung der Konzentrationslager werden einige „Kapos“ von ihren ehemaligen Opfern umgebracht. – Es ist also nicht zu leugnen, dass ein Teil der Kinderheime in einiger Hinsicht ähnliche Strukturen errichtet wie ein SS-Konzentrationslager oder ein Umerziehungslager im Stalinismus, oder ein englisches Elite-Internat. Dies ist aber offenkundig nicht als eine *ideologische* Imitation anzusehen. Sehr verschiedene Ideologien – etwa nationalsozialistische, katholische, stalinistische oder pyschiatrische – bringen sehr ähnliche Strukturen in ihren Erziehungsinstitutionen hervor, ohne dass freilich deshalb ihre Ideologien gleichzusetzen wären. Es scheint daher notwendig und zweckmäßig, von den jeweils begründenden Ideologien zu abstrahieren, wie es Erving Goffman im Modell der „totalen Institution“ unternommen hat.

Aber es ist ein ein ein ein Bewegungsmuster, net? Des haßt, es ist ein Rad und alle kommen dran. Amal hat man den Waschraum zu reinigen von in der Früh, zu Mittag und am Abend. Je nach Benütungsgrad, oder den Aufenthaltsraum - sprich Tagraum oder die Schlafräume. Und da san immer zwa, drei - also im Tagraum warns drei, also weils erstens ein sehr großer wor bei uns unten. Dort (/) oblag es den Kindern. Und auch die Aufsicht. (...) Und je nach Hierarchie hat man dadurch ja Andere wieder weit in den Keller drücken können, na? Und des san Dinge, das is unvorstellbar, wie man auf solche Systeme kommen kann, die ja zugleich aber auch etwas tun: Nämlich diese Vernaderungspolitik. Na? Denn hatte ich nicht die Möglichkeit, mich durchzusetzen, is mir ja kein anderer Weg übergeblieben - jetzt is ein Abhängigkeitsverhältnis entstanden, weil jetzt stand ich gegen die Gruppe, ja? Und wissen Sie, wer wer wer sich die Kriege der Jahrhunderte davor anschaut hat, der wird dasselbe System dort auch finden: Nämlich dass man den schwächeren Stamm nach oben gehievt hat, ihn bewaffnet hat, ihn so lang die Drecksarbeit machen lassen ließ, wie es möglich war. Und wenn es nicht möglich war, als Schutzmacht mit eingriff. Das System finden Sie ab dem 17. Jahrhundert immer wieder. Und ich hab Ihnen gesagt: Ich hab mich mit Gewalt wirklich im weitesten Sinne auseinandergesetzt. Ich bin sogar aufgefallen, weil ich genau in dieser Zeit - des werd i a nie vergessen - gewalttätig worden bin. I hob einen amoi wirklich panscht, weil er net hören hat wollen. Im Gegensatz zu anderen bin ich nicht zu der Erzieherin gängen, aber i hab eam ane panscht. Ich streits auch gor net ab. Ja? Wenn wenn Kinder gegen Sie arbeiten, ham Sie keine Möglichkeit. Jeder kontrolliert jeden. Und zum Schluss kontrolliert kaner und jeder is so konditioniert, dass er glaubt, er wird beobachtet und der is in seinem Verhaltensmuster so geprägt. Genau das hat man hier schon gemacht, ja? (...) Um Kinder zu konditionieren ist man hergegangen, hat die Mädchengruppe, die den Tagraum übergehabt hat, den Buben-Tagraum kontrollieren lassen und die Buben den Mädchentagraum. Und der Sieger wurde dann zum Tagraumkönig gekürt. Also dort, wo weniger Schmutz gefunden wurde, das war dann der Sieger. Können sie sich vorzustellen, wie man Menschen zu prägen versucht.

### *Provisorische Entlassung zur Mutter*

Da stellt das Amt fest, also dass es also keinen ersichtlicher Grund gibt, warum ich nach Hause kommen dürfte. (...) Drei Monat später werd ich nach Hause entlassen. Kindermutter ist nach seinen Angaben ((des Vaters)) eine Schlampe, eine Hure, und so

weiter. Ich frag Sie: Welche Achtung kann ich dann noch vor dem Menschen haben? Und was soll da einen Zusammenhalt ergeben? Die Kinder? Der Amtsleiter bestätigt, wenn keine erwähnenswerten Gründe dagegen sprechen, die Kinder provisorisch zu entlassen. Was heißt provisorisch? Ich muss Sie ganz ehrlich fragen: Was heißt provisorisch entlassen? Zwa Tog, fünf Tog? Oder zwa Johr? Bei mir worns dann zwa Johr, das Provisorium.<sup>244</sup> Das Amt stellt fest: Die Zusammenarbeit mit den Kindeseltern gestaltet sich recht schwierig. Kindervater musste in betrunkenem Zustand von der Gendarmerie abgeführt werden. Alles kein Hindernisgrund, dass man diesen Personen Kinder wieder übergibt.

Also wir drei ((Geschwister)), wir sind also (1952) getrennt worden. Verschiedene Heime. Und 1964 sanma nach Hause kommen. Und [Erhart], [Pauli] waren vor mir zu Hause und wie ich die Wohnung betreten habe mit dem Vater und die mich gsehn ham, hams zum wana anfangt. Die ham zum Weinen anfangt. Nicht vor Freude, sondern vor Angst. Und glaubenS mas: Man lernt sehr schnell kennen, ob man vor Freude weint oder vor Angst weint. Man kennt den Unterschied. Ja? Des heißt, die Bande wurden total zerrissen, obwohl so eine enge Bindung vorhanden (//) I hab Ihna ja gsogt, es hatte gereicht, wenn ich die Kabinettstür aufgemacht hab. Weil die ham gwusst, wenn ich die Kabinettstür aufmach, jetzt bekommen sie das, was sie brauchen. (--) I hab sie gehört, ich bin da. Und die ham das gwusst. (--) Das hat gereicht. Und zwei Jahre später fangen dieselben Kinder zum Schreien an, wenn sie gesehn werden. Die Bande sind zerstört. Es geht nicht mehr. Es geht nicht mehr. Ja? Und das is das, was ich dem Staat vorwerfe, dass er alle sozialen Bindungen bewusst zerstört hat. Und ich sage bewusst. Denn auch hier lässt sich erkennen, dass eine Systematik dahinter war. Dass man die erstens Heime sehr weit ab von der Straße (//) oder sehr weit weg vom Elternhaus oder Bekanntenkreis, sag ma so, amal, dass ma diese (/) dass man Distanzen schuf. Da ist ein System dahinter. (...)

### *Im Kinderheim Altenberg: Widerstand gegen die Erziehergewalt*

In Altenberg hatte ich das Glück, dass der Heimleiter nicht vorhanden war in der ersten Zeit und man hatte dann schon sehr schnell festgestellt, dass ich extrem aufsässig und

---

<sup>244</sup> Der 12-jährige Paul wird laut Akte des Jugendamtes am 27. Oktober 1964 „zur Kindesmutter“ entlassen. Er bleibt bis Mai 1966 im Haushalt, wo er sich um die jüngeren Geschwister kümmert, da die Mutter kaum zu Hause ist.

renitent wurde. Des heißt also, ich hab schon (...) angefangen, mich der Gewalt zu widersetzen. Als Beispiel: bei einer Ohrfeige konnte es ihm passieren, dass ich mich ducke, sodass er daneben schlägt. (...) Ja dann hat er es für notwendig gefunden, mich zu ohrfeigen. Die Blamage war nicht ohne. Denn nach jeder Ohrfeige bin ich zur Wasserdusche gängen, hab mir das Gesicht gewaschen, hab mich abgetrocknet, bin wieder rein gegangen, hab mich niedergesetzt. Das Spiel hamma so lang gespielt, bis er zerbrochen is daran. Ab dann hab ich nie wieder Ohrfeigen bekommen. (--) Ja? Denn er wusste ganz genau, was ich damit dokumentiere, wenn ich raus gehe, mir das Gesicht wasche: Ich lass mich von Dir nicht beschmutzen. (--) Des dokumentier ich damit. Ich mach mich rein. Du auch? Und das hat er begriffen, was ich da indirekt gesagt habe, ja? Und nach mehreren Ohrfeigen hat er dann aufgehört, weil er gewusst hat, dass er das Spiel nicht mehr gewinnen kann. Ja? Und dann ab dieser Zeit hatte ich dann in diesem Heim ausgesorgt. Was da nie zur Erwähnung kommt, sind diese extremen Strafen, die Schranzhocke stundenlang, net? Und und und und bis 12 Uhr in der Nacht stehn ecetera. Weil es gibt ja auch andere Arten von Gewalt. Ja? Dessen konnte ich mich nicht entledigen. Aber die körperliche Gewalt hab ich mit dem Tag eigentlich besiegt und er weiß auch ganz genau, was er da eigentlich verbochen hat.

Das erste, was Sie lernen müssen in jedem Heim, ist sich zu beherrschen. Weil Sie müssen sich anpassen. (--) Also in Baden gehörte es zum Spiel, Kinder so lange zu schlagen, bis sie weinen. Also wenn Sie die Kraft haben, nicht zu weinen, dann hörn diese Kinder auf. (Ja, also ich habe sehr zeitig lernen müssen, mich zu beherrschen. Und eine Ohrfeige, da bringenS mich nicht um. Also i kenn ärgere Sachen. Und ich kann - i glaub net, dass Ihna des vorstelln können, welche Schmerzen es verursacht, über die Fusssohlen Hiebe zu bekommen. Und hab ich Ihnen ja gsagt: Ich hab schon zu Hause damit begonnen, mich dagegen aufzulehnen. Und ich hatte die Härte, die Kraft - is wurscht, wie Sie es nennen - die Sturheit - obwohl i des nicht als stur bezeichne, - die Härte, diese Dinge einzustecken und dagegen zu kämpfen. Und das aber auch heute noch. Und ich war also in meinem Leben mehrmals nachweislich (/) kann ich es nachweisen, dass ich mich gegen Systeme gestellt hab, die mir geschadet haben, weil sie ganz eklatant Menschenrechte, Gesetze übertreten haben. Es hilft Ihnen aber nicht. Sie werden ein Außenstehender. Sie werden ein Fremdkörper in der Gesellschaft. Sie sind verschrien. Denn auch wenn die Leut Sie bewundern, aber irgendwie halten Sie ihnen den Spiegel vor.

### *Die vorenthaltene Bildung*

Was ich diesem Heim extrem schwer anlaste ist das, dass es Unterscheidungen zwischen Kindern gemacht hat. In Altenberg durften drei Kinder öffentliche Schule besuchen. Drei Kinder. Alle anderen mussten die Heimschule besuchen. Man muss sich eine Heimschule so vorstellen: In der damaligen Zeit wars so, dass also mehrere Klassen in einem waren. Das heißt: Das Lernlevel war von Haus aus extrem gering. Und ich frage Sie ganz dezidiert: Wo hat der Staat die Aufgabe übernommen, wie er es nach UN selbst unterschrieben hat in den fünfziger Jahren, dass jeder Anspruch nach bestmöglicher Unterrichtung hat? I glaub damals wars nur drei Klassen, weil in Lanzendorf wars sogar alle vier Klassen. Also in Lanzendorf wars dann die sech- (/) also sechste, siebte, achte. Des haßt also pro Klasse hot man zwanzig Minuten Zeit. Nur dass man sich vorstellen kann, was den Kindern für das Leben für später mitgegeben wird. Weil man verurteilt - und i hab das wirklich kennenlernen müssen - also Heimkinder werden sehr schnell in der Gesellschaft nicht nur verurteilt, sondern sind verurteilt. Es wird nicht gefragt, warum war er in dem Heim? Ja?

### *Wenn das Essen zur Strafe wird*

KennenS Ihna das vorstellen, dass Essen zur Strafe werden kann? (...) Der Mensch braucht zwei Liter Wasser pro Tag. (...) Und Fett is sowieso ein Greuel gewesen. Ich iss auch selber kein fettes Fleisch. Aber jetzt müssenS Ihnen vorstellen die Erziehungsmethode: Gegessen wird, was auf dem Tisch ist. Dann wird es zur Strafe. Denn wenn Sie stundenlang vor dem Essen sitzen und (...) wann Ihnen schon graut vor fettem Fleisch, dann wenn es kalt is. Es wird ja nicht x-mal aufgewärmt. Sondern Sie sitzen stundenlang vor dem Essen und bringen das Essen net owe. Und ich habs sofort ausgespuckt. Also i habs net amoi owe brocht. Also des ging immer - lange Zeit no - bis der ((deutet auf seine Kehle)) und von do kummts sofort wieder hoch. Also i kanns net amoi unbewusst schlucken. So versteckt kann des gar net sein. (...)

Sie werden nicht zum Menschen erzogen. Sie brauchen nicht Mensch werden. Sie sollen nur ein funktionstüchtiges Irgendetwas für die Gesellschaft sein, das keine Fragen stellt, keine Wünsche hat etcetera. Auch wenn mas nicht hören will. Aber das ist die Erziehungsmethode dieser Zeit gewesen. Und ob es heute besser is, weiß ich nicht. Ich

kann es nicht beurteilen. Es ham sich gewisse Dinge geändert. Aber ich kann nicht beurteilen - Entschuldigung - ob es besser geworden is.

### *Die Kinder-Hierarchie im Heim*

Ich war keine vierzehn Tag dortn, hatte ich die Ehre, mich mit einem [Gruber] - das war der angeblich Fünftstärkste - (...) anlegen zu müssen und (--) die Gruppe wusste seit dem Tag, es ist besser, es nicht unbedingt zu probieren. Circa ein halbes Jahr später hats dann der [Flöter] - des war der angeblich Drittstärkste - probiert und damit hatte ich meine Ruhe. Heimhierarchie is relativ einfach. Sie können sicher sein, in jedem Heim, wo Sie hinkommen, ham Sie nach einer bestimmten und relativ kurzen Zeit den ersten Test. Und je nach dem wie Sie ihn nicht oder bestehn, ham Sie mehr oder weniger Ruhe. Und in jedem Heim ist es dasselbe Spiel. Dasselbe Spiel. Und was die Wenigsten wissen: Sie müssen es net amoi gewinnen. Sie müssen nur den Mut ham, hinzuhaun. Amoi treffen. Denn alle wissen zwar, dass sie den Kampf verlurn ham oder hätten. Aber alleine dass Sie sich gewehrt haben, hält die anderen ab, Sie anzugreifen. Selbst wenn der stärker war: Er probiert net, weil Sie zurückschlagen. Und das is das System und des wird toleriert und des wird auch unterstützt scheinbar. Weil es wird ja nicht ein (/) es wird ja nicht dagegen gearbeitet. (...) A Hefen und a Heim - entschuidigen den Ausdruck - macht keinen Unterschied. Dasselbe System, dieselbe Hierarchie und dasselbe Spiel. (--) Sie können Ihna nur mit Gewalt durchsetzen. Und das bringt man Ihnen sehr schnell bei, ja? Und das geht nicht anders.

(...) jede Art von Gewalt verursacht, dass Menschen immer misstrauischer werden; ob Sie das jetzt Angst nennen oder wie Sie das definieren wollen. Schlussendlich geht es um Misstrauen. Denn jede Angst setzt Misstrauen voraus. Denn erst das Misstrauen fördert die Angst. (...) Das heißt, das System hat mir gelernt, dass ich der Gesellschaft nicht trauen kann. (...) Es wird Ihnen jede Art der Kommunikation - nämlich der sozialen Bindung - genommen. Denn das müssen Sie als Kind lernen. Und wenn Sie das als Kind nicht lernen, fällt es Ihnen immer schwerer. Und da liegt etwas drinnen, was der Staat genommen hat, was er nie nehmen hätte dürfen. Denn er nimmt mir einen Teil meiner Menschlichkeit weg, die ich erst sehr mühsam und sehr schwer teilweise neu erlernen hab müssen. Im Nachhinein. Wann ich Ihnen sog: Also nach den Heimen. Sie ham mich gfragt: Danach? Ich bin mir weltfremd vorgekommen. I hab ja auch heute noch das

Gefühl, immer zu wenig zu wissen. Aber net weil ich mit dem Wissen glaub, irgendwas beherrschen zu können. Sondern weil ich damit nur unterbinden will, dass man mich manipuliert, missbraucht, etcetera.

Irgendwann fragt sich doch jedes Kind: Ja wieso grad mir? Die erste Frage, was sich ein Kind da stellt, wenn es solche Dinge erlebt: Wieso grad ich? Und noch dazu: Sie müssen Ihna vorstellen: In einer Zeit, wo ja das nimmer Usus wor. Wo das Kind - wenss zu Hause ist - gsehn hat, dass es Anderen besser geht. Und ich, ich hab jahrelang gsagt (/) ich hab Kriegszeit erlebt, wo ihr Friedenszeit ghabt habt. Also in einer Friedenszeit hab ich im Kriegszustand gelebt. (...) Es sind halt keine Bomben gewesen, es sind Fäuste geflogen. Aber wo ist denn der Unterschied? Verletzen tun sie mich genauso.

### *Kein Anspruch auf Entschädigung?*

In den den verschiedenen Heimen musste ich Kinderarbeit verrichten. Und ich sage, dass mir dafür zumindestens die Pensionsmonate zustehen. Ich hab eine Arbeit geleistet, für die weder Lohn, noch Sozialabgaben geleistet wurden und für diese Monate (/) diese Monate stehn mir zu als Arbeitsleistung. Und dafür dass ich mit neun Jahren zu arbeiten beginnen musste ((betont)), kann i nix dafür. Tschuidigung i sogs ganz offen und ehrlich: I hob mas net ausgesucht. Man hat mich gezwungen mit neun oder früher. Ich habe Arbeitsleistung vollbracht, für die ich nicht bezahlt wurde. Hab ich an die verschiedenen Ministerien geschrieben. Das höchste der Gefühle war, Sie bedauern, dass ich ein so schreckliches Leben mitmachen muss. Das is das höchste der Gefühle. Vom Bundespräsidenten bekam ich ein Schreiben: Man kann heute nichts mehr machen und die Gesetze und das is ja sowieso verjährt. Das sind Antworten, die man von den leitenden Stellen, die das Volk vertreten, zur Antwort bekommt.

Ausgenommen das Lehrlingsheim, war man wie in geschlossenen Anstalten. Das heißt, es wurde ihnen ja jede Minute vorgegeben. Und nur, weil i a Freizeit ghabt hab, wo i Fußball gspielt hab, entwickel ich mich nicht als Person. Meine Entwicklungsphase musste ich erst im Nachhinein nachholen. Und das is natürlich radikal. Und das wird Ihnen sehr schnell bewusst. Es wird Ihnen sehr schnell bewusst, dass Ihnen viele Dinge fehlen, die Sie jetzt aufholen sollen. Was ja nicht geht. (...) Im Gegenteil: Sie können den Schritt ja gar nicht aufholen, weil Sie viel mehr Stolpersteine davor haben. Des heißt, es wird Ihnen

bewusst, dass Sie immer mehr zurückfallen. Und Sie kriegen die Hilfe nicht. Sie kriegen die Hilfe nicht, die Sie brauchen. Im Gegenteil: Man macht Ihnen noch größere Vorwürfe auf Ihre Unzulänglichkeit hin. Aber das Problem ist, dass die Entwicklung, die nötige, fürs Frei-Sein, nicht wirklich stattgefunden hat oder nicht stattfinden konnte. Denn zu einer freien Entfaltung von einer Person gehört es, dass eine Reibung entsteht, nämlich Reibung zwischen Kind und den Eltern. Es ist eine wichtige Phase, dass er erlernt, dass er auch etwas durchsetzen kann. Dass er lernt, selbstständige Schritte zu machen. Das fehlt Ihnen ja eigentlich. Denn es ist ja alles vorgegeben. Es ist vorgegeben, wann Sie aufzustehen haben, es ist vorgegeben, wann Sie sich zur Nacht- (//) Essenszeit ist genauso reglementiert, wie alles andere. Es wird gefrühstückt um diese Zeit, es wird Mittag gegessen und und es gibt keine Spielräume. Und Sie lernen nicht selbstständig. Und ist ein krasser Schritt, der dann draußen fehlt. (...)

Heute will man mir dafür Hilfe geben, na? Die Hilfe wäre ja schon viel früher notwendig gewesen. Dort, wo ichs braucht hätte, hab ichs net kriegt. Na? Jetzt wo ich mein Leben sozusagen abschließe, jetzt wollens mir a Hilfe bieten. Sie müssen Jahrzehnte lang damit fertig werden. Werdens ja nicht.

## Anita Habernigg: „Ich bin ein Mensch und ich hab’ auch Bedürfnisse!“

Anita wird im Dezember 1965 in Wien Ottakring geboren. Ihre Mutter ist Alkoholikerin. Auf Veranlassung der Sprengelfürsorgerin kommt sie mit zwei Jahren in die Kinderübernahmestelle und in das ihr angeschlossene Julius-Tandler-Heim. Der von der Fürsorgerin angegebene Grund lautet „gröbliche Vernachlässigung“. Anita wird gleichzeitig mit ihrer ein Jahr jüngeren Schwester Gabi den Eltern abgenommen. Im Bericht der Fürsorgerinnen heißt es:

„Die mj. (Anita) scheint durch die lieblose Behandlung auch entwicklungs­mässig etwas zurückgeblieben zu sein. Die Eltern zeigen für die Kinder überhaupt kein Interesse und sind mit einer Heimunterbringung einverstanden. Die Wohnung ist total verwahrlost. Der Vater (leidet an Epilepsie, hat im Nebenhaus eine Hauswartstelle angenommen) unterstützt die Mutter in keiner Weise. Mit den väterlichen Großeltern sind die Eltern überhaupt nicht im Kontakt. Die mütterliche Großmutter ist kränklich und betreut Enkelkinder einer anderen Tochter. (...) Antrag auf Übernahme der beiden Kinder in Pflege und Erziehung der Gemeinde Wien. Gutachten der Kinderklinik wird nachgebracht. Fürsorgerin B., Fürsorgerin H. 24. 11. 1967.“

Laut Akte des Jugendamtes wird (Anita) vom Julius Tandler-Heim in das katholische Kinderheim St. Benedikt, in Wien 16, Liebhartstalgasse 52 überstellt, von wo sie im August 1972 in das städtische Kinderheim auf den Wilhelminenberg transferiert wird. Im Oktober 1969 berichtet das Bezirksjugendamt für den 13. und 14. Bezirk in seinem Terminbericht an die KÜSt über das „Elternhaus“:

„Die Eltern sind in Scheidung. Die Mutter hat einen Lebensgefährten, Walter F., Hilfsarbeiter, und wohnt in Großebersdorf, (...) NÖ. Laut Erhebung der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Jugendamt, bewohnt die Mutter mit ihrem Lebensgefährten ein aus Zimmer und Küche bestehendes Haus, welches nur notdürftig eingerichtet ist. Die Räume müssen erst instandgesetzt werden und sind

auch unordentlich gehalten. Die Mutter ist daher nicht in der Lage, die Kinder zu übernehmen. Der Vater ist Epileptiker, alleinstehend, und auch ihm können die Kinder nicht überlassen werden. (...)“

Im August 1973 wird Anita vom Heim Wilhelminenberg in das private Heim in Stiefern am Kamp<sup>245</sup> verlegt; schon im November 1973 transferiert sie das Jugendamt in das Kinderheim Klosterneuburg.<sup>246</sup> Ihre um ein Jahr jüngere Schwester Gabi teilt einige Heimaufenthalte, ist aber jeweils in anderen Gruppen untergebracht. Nach einem kurzen Aufenthalt im Haushalt der Mutter (1974) wird Anita neuerlich ins Julius Tandler-Heim gebracht, aber nach knapp zwei Monaten wieder zur Mutter „entlassen“. Es folgt ein halbes Jahr später neuerlich die Überstellung in das Julius-Tandler-Heim und von hier neuerlich in das Kinderheim Klosterneuburg. Nach weiteren Wechseln zwischen dem mütterlichen Haushalt und dem Kinderheim Klosterneuburg wird Anita im September 1981 in das St. Josefsheim in Salzburg<sup>247</sup> transferiert. Schließlich wird sie im Dezember 1983 nach dreimonatiger „Abgängigkeit“ aus dem Stand der Fürsorge genommen.

Vom Heim der Schwestern zum guten Hirten in Salzburg unternimmt Anita einige Fluchtversuche. Einmal ist sie zwei Monate abgänglich. Diese Zeit verbringt sie bei ihrem Freund und dessen Großmutter in Wien. Während ihres Heim-Aufenthalts in Salzburg arbeitet sie in einer Weißnäherei, erhält aber keinen Lohn für ihre Arbeit. Die Urlaube bei der Großmutter erlebt sie als „paradiesisch“. In den Heimen erträgt sie schwere Prügelstrafen durch Erzieherinnen, von denen sie auch einige Körperverletzungen

---

<sup>245</sup> Kinderheim Pauly-Gottwald, Stiefern am Kamp, Niederösterreich. 42 Plätze für Buben und Mädchen im Alter von 3 bis 10 Jahren; zwei Gruppen mit je ca. 20 Kindern; drei weltliche Erzieherinnen; Direktorin des Heimes ist Frau Lina Pauly-Gottwald; sie firmiert zugleich als Heimmutter und Heimleiterin. Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch Ma 11 – Psychol. Dienst, 1967, I/14, (Typoskript).

<sup>246</sup> Erziehungsheim der Stadt Wien Klosterneuburg, Martinstr. 56-58. 50 Plätze für weibliche Jugendliche zwischen 15 und 19 Jahren; Gruppen von 20 bis 25 Mädchen. Die Erzieherinnen sind weltlich und weiblich. Im Haus werden angeboten: ein Bürokurs, eine Berufsschule für Damenschneiderei („gewerbsmäßige Ausbildung mit Lehrvertrag“), einjähriger Bürokurs; gewerbsmäßige Näherei, Wäscherei, Küchen-, Garten- und Hausarbeit. 3 Wochen Sommerurlaub, 1 Woche Weihnachtsurlaub. S. Heimverzeichnis Mag 11 – Psych. Dienst 1967, V/5. (Typoskript).

<sup>247</sup> Mädchenheim St. Josef, Salzburg, Hellbrunnerstraße 14; geführt vom Orden vom guten Hirten; 118 Plätze, davon sind 25 für Mädchen aus Wien vorgesehen (!), Alter: 14-19 Jahre. Gruppengröße: 18-20. Das Heim enthält eine „Privatgruppe für 1jährige Haushaltungsschule“ von 15-16 Jahren; die Erzieherinnen sind weltlich und konfessionell; interne zweijährige Haushaltungsschule (HWF), Berufsschule, Damenkleidermacherlehre, Wäscheschneiderlehre, Wäsche- und Büglerlehren; s. Heimverzeichnis Mag 11 – Psych. Dienst 1967, V/11.

davonträgt. Narben sind bis heute zu sehen. Auch unter den Heimzöglingen steht Gewalt auf der Tagesordnung. Einzelhaft und Isolierung, sowie schwere körperliche Arbeit gehören zum Heimalltag. In einem der konfessionellen Heime erlebt sie verbale sexuelle Belästigung. Sie vermutet auch sexuellen Missbrauch, Erinnerungen daran sind aber nicht abrufbar. Anita gibt an, sich an Vieles nicht erinnern zu können und einiges verdrängt zu haben, das erst in letzter Zeit nach und nach wieder für sie zugänglich wird.

Nach ihrer Entlassung aus der Fürsorge lebt sie auf der Straße, bis sie durch Vortäuschung einer Vergewaltigung einen Platz in einem Frauenhaus ergattern kann. Sie ist fünf Mal verheiratet. Immer wieder erlebt sie in der Ehe schwere Gewalt. Sie beschreibt Gewalt als ihren ständigen Wegbegleiter. Sie „hantelt sich von Mann zu Mann.“ Auf dem zweiten Bildungsweg holt sie schließlich die Hauptschule nach und wird Heimhelferin. 1993 wird ihre Tochter geboren. Kurz darauf wirft sie ihr Mann auf die Straße. Sie zieht zu ihrer Schwester, bis sie 1994 ihre erste eigene Wohnung bekommt. Bis heute versucht sie, es jedem recht zu machen. Als weitere Auswirkung der Heimzeit sieht sie ihren Drang, Essen zu verstecken, sowie ihre Depressionen. Nach dem Tod des Lebensgefährten der Mutter, der sie auch sexuell missbraucht haben soll (was auf den Unglauben der Mutter stößt), hat sie wieder Kontakt zur Mutter. Nachdem sie aber den Fürsorgeakt gelesen hat, bricht sie jeden Kontakt mit der Mutter ab. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>248</sup>

\*\*\*

(...) Weil aner, der wos im Gfängnis sitzt heute, der hats dreimal besser als was mir ghabt ham. Also (/) Sie müssen jetzt a Frag stellen.

Interviewerin: Können Sie sich erinnern, wie das war, als Sie da plötzlich draußen gstanden sind?

Anita Habernigg: Kann ich mich sehr gut erinnern. Ich hab keine Wohnung bekommen. Ich bin mit nichts auf der Straße gstanden. Ich hab da 5.000 Schilling (/) da hab i als Friseurin a Lehre versucht zum anfangen und leider des Gschäft is Konkurs oder Pleite gangen laut Akt, na? Ich bin auf der Straßn gstanden mit nichts. Mit nichts. Und die 5.000 Schilling, die hat mir mei Mutter a noch weggnommen. I hab gschlafen in Telefonzellen, -

---

<sup>248</sup> Narrativinterview mit Anita Habernigg am 25. März 2011, 10:00-11:30 Uhr, geführt im Sitzungszimmer der KJA, Interviewerin: Mag. Andrea Smioski.

zellen, net? I hab an fremden Mann beschuldigt, (-- ) dass mi der missbraucht hat, nur dass i in a Frauenhaus komm, dass i was zum Schlafen hab. I bin glegen unter der Brucken. I bin betteln ggangen, dass i grad a Stückl Brot zum Essen hab. Sie miassen sich des vorstellen: Wir worn ob-isoliert. Wir san net aufs Leben vorbereitet worden. I wor (/) Des wor wie Tag und Nacht. Da warn Welten dazwischen, des kann man sich nicht vorstellen. Wann mi mei Großmutter ghoit hot (/) Ich geh wieder in die Heimzeit zurück.

I: Vielleicht fangenS einfach am Anfang an?

Anita Habernigg: (...) Und wie is es mir ggangen im Heim? Also wie kanns einem da gehn mit Schlägen, Misshandlungen? Da hats a Zucht geben, a Disziplinierung. Da hat die Erzieherin den Bund Schlüssel oman ghabt am (/) also auf dem Kleid, was sie anghabt hat. Also da san die Watschen gflogen. Dann hamma die ganz oiten Betten ghabt, die Gitterbetten, die großen. Wissens? Wos die drei Matratzen drin ghabt ham, wanns die kennen. Wosd umdrehn kannst die Matratzen. Die hamma ausklopfen müssen und die oiten Holzböden (/) Da samma (/) also Säle ham wir eingwachselt, wunde Kniea hamma da ghabt. Und mit die Fiass bürsten, dass des glänzen tuat, obwohl wir elektrische Bürsten ghabt ham. Also die hams uns aber net geben. Also wir ham des mit (/) Des worn Säle, Riesensäle. Fensterputzen mit Zeitungspapier. Oder können Sie heute noch stopfen?

Interviewerin: Nein.

Anita Habernigg: Na, also des worn Strumpfhosen. I man, wann ma ghabt ham. I hab meistens die St- Socken, Strümpfe dazu ghabt mim Strumpfband. Wies die Omas ham, ned? Des ham ma stopfen müssen olles. Da hamma mal a Erzieherin ghabt, die hat kiloweis des Brot im Kasten weggsperrt. Wir san hungrig ins Bett ggangen, na?

Katastrophal das Ganze.

Interviewerin: Wann sind Sie ins Heim gekommen?

Anita Habernigg: Laut Akt bin i (/) bin i siebenundsechzig, da bin i ins Heim kommen.<sup>249</sup>

---

<sup>249</sup> KÜSt Akt. 32. 11. 1967 Julius Tandler Heim. In einem Gutachten heißt es: „Beide Kinder sind intellektuell beträchtlich reduziert und in der koedukativ geführten Gruppe Außenseiter, die unter den Mitzöglingen auch objektiv (!) gesehen zu leiden haben. Sie sind häufig traurig verstimmt, weinen viel und wollen weg vom Wilhelminenberg („weil es nur zerbrochenes Spielzeug gibt und die Kinder so viel hauen“) (...) Da sich die Kinder im Heim so wenig wohl fühlen und andererseits der Gruppenbetrieb durch die Unterbegabung und den Schulrückstand (Gaby besucht im dritten Schuljahr – nach Rückstellung – die 1. Kl. ASO, (Anita) soll in die ASO umgeschult werden (sic!) bzw. durch die geringe Frustrationstoleranz der Kinder gestört wird, erscheint es angezeigt, den Wünschen von Mutter und Kindern nachzukommen und Transferierung einzuleiten. In Frage käme das Kinderheim Himmel bzw. Rücktransferierung nach Maria Enzersdorf. Dr. Sch.“ – Unsere Interpretation: die beiden Schwestern sind prädestiniert, Opfer im Heim, Opfer der Gewaltbereitschaft der Kinder zu werden, die wiederum durch die Strategie der Heimerziehung gefördert wird. Leicht

Interviewerin: Da warn Sie?

Anita Habernigg: Zwei Jahre laut Akt, na? Und dort im Kloster, da hams mi a in a Verlies eingesperrt. Da hab i an Mann neben mir stehn gsehn und i hab glaubt, des is a Engel. Da hab i (--) essen müssen. Speibe essen müssen und olles. Also i wor verkotet, verschmiert. Also des kann ma sich nimmer vorstellen, wie i aussehaut hab, gell.

Interviewerin: Was ist da passiert?

Anita Habernigg: Hm? Ja, wenn i das so wüsste, net? Des san eben (/) wo mei Therapeutin mant, da is eben a Sicherung rausgefallen, wo (//) I siech mi nur mehr im Verlies stehn, dass mi weggesperrt ham und dass i die Speibe essen hab müssen, na? Also des wor hundertprozentig der Foi, na? Und des is ja von Heim zu Heim gengan. Ob des jetzt in Salzburg wor vom Guten Hirten,<sup>250</sup> da hast kan Lohn gsehn, nichts hast Du gesehn. Da da da hast arbeiten können. Da warst eingesperrt. (--) Da ham-ma a Heft ghabt, also das war in der Weißnäherei drüben. Guat, i kanns sogor - Sie hams eh gsehn, dass i des nachweisen hab können, dass i da in der Orbeit wor, weil angemeldet hams mi, aber an Lohn hab i nie kriegt. Oder geschweige denn an Lohnzettel. Do hats geben a Heft und do hast drei Tofeln Schokolad krieagt, na? Des is da eintragen worden, aber des wor für uns a Luxus, bitte. Und den hast da versteckt. Na? Und dann bin i ja in Klosterneuburg vom dritten Stock runter gsprungen. Woit ich mich umbringen. Also des wor die Heimzeit direkt. Also es worn (---) (//) Den Psychoterror, wos ma ausgesetzt wor. Und Du musst beten, beten. Und da bist so gessen und wehe Du schaut auf, dann kommst Du in die Hölle. Also das könnens Ihna net vurstellen. Des is nur a - wie sogt ma heut dazua? - Einkehrtage hat sie des genannt, na? Also Rosenkranz beten, beten, beten und orbeiten. Also schen wors Leben net. Und nochher a net. Hm? (--) Des kann i bestätigen. Und des wor a horter (//) Wann i denk heute no zruck: Die ham eindroschen auf dich. Kann mi nu auf a Gschicht erinnern: Da samma in Klosterneuburg<sup>251</sup> mim Heim weggfahren auf

---

minderbegabt resp. debil – erregen die beiden Schwestern offenbar bei der Psychologin Dr. Sch. Mitleid. Die von ihr vorgeschlagene Transferierung scheitert aber an mangelnden Heimplätzen. Am 29. 8. 1973 enthält der Akt des Jugendamtes die handschriftliche Notiz: „Da weder im Kinderheim Am Himmel noch in Maria-Enzersdorf Unterbringungsmöglichkeit besteht, werden (wurden) beide Geschwister nach Rücksprache mit Herrn Dir. Neunteufl ins Kinderheim „Stiefern am Kamp“ eingewiesen.“

<sup>250</sup> Mädchenheim St. Josef, Salzburg, Hellbrunnerstraße 14, geführt vom Orden vom guten Hirten. Siehe Anmerkung 234.

<sup>251</sup> Laut Fürsorgeakte ist Anita Habernigg von 13. November 1973 bis 1. August 1974 im Erziehungsheim der Stadt Wien Klosterneuburg, Klosterneuburg, Martinstraße 58; dieses Heim hat 50 Plätze für Mädchen von 15 bis 19 Jahren; Gruppengröße 20-25. Das Heim bietet an: Bürokurs, Berufsschule für Damenschneiderei, sowie gewerbsmäßige Ausbildung in Damenschneiderei mit Lehrvertrag; gewerbsmäßige Näherei, Wäscherei, Küchen-, Garten-

Urlaub. Und i hab zu klane Wanderschuach anghabt. Und i bin halt net nachkommen als Kind. Die ham druckt. I hab riesige Blasen auf die Fiass ghabt, na? Und die worn olle weg und i bin dann zu aner Jagerhütten gangen und da bin i da owe gstürzt, also owegfallen. Ud da hab i so a Drumm Tafel Schokolad kriegt. Na wor i a Stoppel, a klaner. Na die hob i festghoiten, mei Schokolad und dann - wie mi die zruck bracht ham - die ham mi gschnoizen und gschlagen, da kann i Ihna heut no die Norben zeigen. Also des wor (//) Aber i hab net amoi n Mund aufgmacht, dass i da a Loch hab, weil i Angst ghabt hab, dass i wieder ane krieg. Jetzt hab i die Zähnd zam bisse, hab dort dann ins Bett gmacht und hab mi dann am nächsten Tag in a anders Bett glegt, weil sonst hätt i wieder die Watschn kriegt. Na?

In dem Kloster, da hams mi treten von hinten. Wer des wor - des hob i eh in Herrn Windsberger gsagt. Also da hab i a Zerschmetterung ghabt, bin operiert worden. Hab Schrauben ois drin ghabt. Ja ((gedehnt)), da hab i heut no die Norben. Da woit i ma a - na sehns eh die Norben no ((zeigt der Interviewerin Narben an der Hüfte)) - des Leben - na? (-- ) - nehmen, na? Ober Sie wern lachen: I hab ja nix glernt, net? I wor in aner Sonderschule, wo die (/) mei Therapeutin meint, also mich hätte man fördern können, aus mir wäre was worden. I hab nie die Chance ghabt. Aber ich bin trotz allem (/) hab i übers Arbeitsamt dann nachmacht den Hauptschulabschluss. Ober Englisch kann ich heut noch net. Des wor halt ohne Englisch. Na? Und hab halt (/) bin halt Heimhilfe worden. Und hab jetzta neunundzwanzig Dienstjahre beinand schon, geh immer brav arbeiten und immer am groden Weg. Also auf des bin i schon stolz, na? Hab a Tochter, die maturiert, macht die Fünfjährige. Wor immer alleinerziehend. Also des wor halt mei Glück, na?

Und Sie müssen Ihna vorstellen, wie i ausse kummen bin: I hab ja nichts ghabt, nichts. I hab scho also Kind nix ghabt. (-- ) Also es wor net leicht, na? Und mei erste Wohnung hab i ghabt 1994. Hm?

Interviewerin: Und davor?

Anita Habernigg: Ja auf da Straßn von Mann zu Mann bin i gangen. I hab fünf Ehen hinter mir, da hab i pure Gewalt nochmals erlebt dann, na? Also von Misshandlungen und und und, des is quer durch die Bank gangen, na? Aber dann, 1994 (//) 93 is mei Tochter aufd Welt kommen. Dann hamma die Scheidung ghabt, dann hat er mi rausghaut, bin i mim Kind auf der Straßen gstanden mit an Säugling. Und dann von dort aus bin i zu meiner Schwester zogen, die hat an Einzelraum ghabt und dann hab i a Wohnung zugewiesen

kriegt. (--)) Hob ober a net vü verdient, weil der hat kane Alimente zahlt und nix. Also was soll i Ihna erzöhn? Hm? Vos für Sie normal oder obnormal is, wor für mi normal eigentlich. Hm?

Interviewerin: Auf den Fotos is ja Ihre Schwester auch drauf, also wie war das mit der Familie, aus der Sie kommen?

Anita Habernigg: Familie. Mei Mutter wor schwere Alkoholikerin. Nach der Aktöffnung, i hab sie angruafen. Hab sie mit dem Akt konfrontiert und entschuldigen, die (/) dass i mi so artikuliern tua, hot sie nur gsagt, geh scheißen! Und i hab gsagt, Du Krampen Du, Du bist ein Teufel! Und dann hat sie aufgelegt, na? Is net meine Art, dass i mi so artikulier, aber des wor (/) sie woit sich dem einfach net stelln, na? Der Kontakt wor eigentlich nie dass i sog, i hätt an guaten Kontakt ghabt zu meiner Mutter. War nicht gegeben. Ich hab immer des wissen wollen, warum, warum, warum? Und ich bin heut schon der Meinung - auch nach der Aktöffnung - die Gesellschaft hat gwusst davon, die Angehörigen ham gewusst davon. Und i kann mi wohl noch erinnern: Bevor mei Großmutter gstorben is, hat die zu mir gsagt, das Leid, das an Dir, das Verbrechen, das an Dir begangen worden is, ist nicht wieder gut zu machen. Also des wor halt schon das Schlimme an der ganzen Sach. Und wo ich der Meinung bin - i tua sehr vü jetzt wieder überlegen, überhaupt nach der Aktöffnung. Des muass ma amoi alles verarbeiten des Ganze, net? Wo ich überleg: Die ham olle gwusst davon. Und auch in Salzburg vom Gute Hirten,<sup>252</sup> wie i do wor. Wo i da den Brief gschrieben hab, bitte bitte. Zumindest a bissl a Essen und a Tafel Schokolad oder irgendwas, na? Da hats nur ghaßen, da is ein Brief zruck kommen: Halte durch, Du schaffst das schon. Aber was da wirklich in dem Kloster über die Bühne gangen is oder auch in die andern Heime, des is (/) des wor a Hierarchie, des is durchgangen, na? Da hats Zucht, Disziplinierung ghaßen und in Zwarerrihen bist du marschiert. I siachs ja heut no. Dann ham uns die gjagt - in Klosterneuburg wor des - wandern, bitte wandern. Da samma in einem Tag aufn Kahlenberg und aufn Leopoldsberg marschiert. Kennens Ihnen des vorstellen? Dreiundvierzig Kilometer gehn? Mit an Butterbrot und mit an Wasser, des kann sich kaner vorstellen. Oder die ham uns gjagt in die Gstrüpp eini: Brombeern procken. So Sadisten worn des, dass ma offen und wund worn. (//)

Und des Schlimmste wor eigentlich das Einsperrt-Sein. Das Isolierte. Wissens? Sie müssen Ihna vorstellen, wann aner jetzta lebenslang ausfasst. I man Gefängnis. Der hot sogor an Betreuer, der wos ihm ins Leben einihöfen (hineinhelfen) tuat. Aber wir ham da

---

<sup>252</sup> Mädchenheim St. Josef, Salzburg, Anita Habernigg ist vom 29.9.1982 bis 2.8.1983 in diesem Heim.

des ois net ghabt. Des ke- des kennens Ihna net vorstellen. Wann ich Ihnen des da erzöh da mit der Aufarbeitung. Aber wenns das söber nie gspürt ham - des kann-ma gor net so bringa, wie des is. Des is a Psychoterror pur gwesen. Und wanns den siebzehn Jahr mitgmacht ham oder achtzehn Jahr - müssens im Akt nachschaun - also wos soll i Ihna sogn bitte? Hm? Des des is irgendwo mei Leben gwesen. Na? Und die Dazwischenstationen, wo ich im Schloss Wilhelminenberg war ich auch. Also wor für Depate hoit. Net? I wor in da in da Psychiatrie na? Weils mi deppert ghaut ham, hab ich schwere (epileptische) Anfälle ghabt. Also (/) Aber wie i dann draußen wor, hab i kan anzeigen Anfoi mehr ghabt, kane epileptischen. Na? Nur des hab i heut no: Des Vergessen, wissens? Also kann halt net so, dass i sag bumm. Des is (/) I hab schon meine Schwierigkeiten no, na? Die Angstzustände, wos i heut no hab. (...) Des tua i mit der Therapeutin grad aufarbeiten. Ich hoffe dass ich den Überblick hab. Da moch i immer die Zwischentürn zu. Oder kiloweis Brot kaufen, weil i Angst hab, dass i hungern tua. (--) I waß net, obs mi verstehn, net?

Interviewerin: Heut noch?

Anita Habernigg: Ja, ja, des hab i heut noch. Die Zwischentürn in der Wohnung, wo (/) mei Wohnung is vierzig Quadratmeter groß. Des is ja net groß bitte, na? Aber da moch i die eine Tür zu, die ondere zu und da hab i den Überblick. Net? Da kann mir keiner wos tuan. Do kann ma keiner weh tuan mehr, wissens? Da hab i immer den Überblick, wo i immer des Gefühl hab, da steht wieder wer vor dir - ned? - und zaht di ausse ausm Bett und tuat dir wieder weh. Also des des hab i heut no: die Angst vor großen Räumen. I kann net zum Kika gehn oder Möbelix. I renn davon. Also da geht mit mir (/) die Therapeutin will mit mir raufgehn. Des schoff i net. I hab Sperrmüllmöbeln daham von der Caritas. Des wor ma wurscht. Hauptsach, i hab a Bett. Ob des hin wor oder net, hm? Also (--) hm. Was wois no wissen?

Interviewerin: Könnens mir ein bissl aus dem Heimalltag erzählen?

Anita Habernigg: Die Struktur? Wie wor der Heimalltag? (--) Die Erzieher, die worn ja vierundzwanzig Stunden im Dienst. De san in der Fruah kommen und san am nächsten Tag gangen. Die ham die Gruppe zuagsperrt. Du hast aufstehn müssen, waschen, duschen zum Beispiel, des wor auch ein Luxus. Die hot genau auf die Uhr gschaut. (...) Und die Erzieherin, die is gstanden: Ausziehn, rein in die Dusche, Wasser aufdrehn, Wasser abdrehn, Einseifen, Runterduschen, Wasser aufdrehn und wieder abdrehn. Da is genau auf die Uhr gschaut worden. Also net dass die sagt, Du kannst Dich ausgiebig duschen oder Haare waschen. Du hast deine Zeit nur ghabt, dann hast frühstücken müssen, dann bist in

die Schui gangen, dann hast Mittag essen müssen, deine Aufgaben machen müssen. Do wor Schweigepflicht, hast nix reden dürfen. Da bist gessen. Und wann was nicht passt hat, da is Tusch gangen, net? Oder wannst wo net mitkommen bist, na? Dann was ham wir noch gmacht nachmittag? Dann war so a Gorten und der Hof unten mit der Kreide: Tempelhupfen wann-S das kennen. Gell? (...) Oder wir ham gmacht so mit die Buntstifte, Filzstifte auf die Knie so Maxln, so Gsichtln, gell? Dass ma wos zum Lachen ghabt ham, net? (...) Oder wir san spazieren gangen nachmittag. In die Auen samma vü spazieren gangen. Wochenende wandern. (...) Und dann Nachtmahl essen, Zähn putzen und ab ins Bett, net? Und wannst an Mucker gmacht hast, hams di ausm Bett ausse zaht und bist wieder verhaut und droschen worden, na? Des wor schon so der Tagesablauf.

Interviewerin: Mhm. Und Schule war im Heim auch oder?

Anita Habernigg: Die war direkt im Heim drin integriert. Also da hast das Heim ghabt und daneben wor der Nebenbau gleich die Schule. Also des wor ja olles abgsperrt. Also bist ja net amoi raus kommen, na? Dass ma sagt, Du gehst jetzt spazieren oder irgendwas. Na? Des wor net gegeben, na? Hm? Und dann hats an Direktor geben - net? - der hat auch die Uhr (die Armbanduhr) runter tan - net? - wann eam was net passt hat und hat dir auch Watschn runter ghaut. (...) Unterlagen liegen eh auf, da miasstens nachrecherchieren bei der Frau Seehorz, wiea i des Zeugnis gmacht hab übers AMS, also die Hauptschui, na? Ist der ORF kommen. Des is aber a scho zwanzig Jahr her, wenn nicht länger. Ich bin ja noch gschlagen worden und misshandelt worden im Heim. Hab i schon dazumals gsagt. Nur hat sich der Direktor fürchterlich aufregt. Das ist nicht wahr und das ist nicht wahr, net? Und i sieachs heut no - net? - dass der die Uhr runter tuat, net? Und auch die Erzieherinnen. Hm? Also die ham ja mit Fäusten auf dich eintreten und des war ein Psychoterror, richtig dass man einen brechen tuat, na? Hm?

Interviewerin: Ham Sie da noch Situationen im Kopf, was da die Auslöser warn?

Anita Habernigg: Sie miassen Ihna des vorstellen. Wie hat ma si gfühlt? (--). Des hab i am Anfang gsagt, des kennen Sie net nachvollziehn, wie fühlt ma si da, wie gehts einem dabei? Es geht am (//) Das Leben is nimmer lebenswert. Es ist ein Kampf und ich war immer irgendwie a Stehaufmänderl, net? Also anders kann ich mirs net erklärn, weil sonst wär net aus mir a Heimhilfe worden, aus meiner Tochter wär nix worden. I hab mich nicht unterkriegen lassen. Wie i mi gfühlt hab: Frustriert wor i, unglücklich war ich. Des sehns eh auf die Bilder. Schon von klan auf. Also da (--). Des wor (/) was soi ich Ihnen sagen - net? - spricht Bände, wenn ma da zwa oder drei Johr oit is, da braucht ma net vü. Wissens, was i man?

Interviewerin: Und Ihre Schwester, die war auch jetzt immer mit Ihnen im Heim gleichzeitig?

Anita Habernigg: Hm, die hat andere Stationen. Die war mit mir zwar zusammen in Klosterneuburg und auch im Lipnitztal, aber die war net in Salzburg, na? Die wor in Nussdorf und die hats glaub ich auch bissi leichter ghabt und mehr Freiheiten als wie ich, meine Schwester. Weil die ja do älter wor. Na, da hats in Klosterneuburg die Gruppen geben. Die Einser-, Zweier-Gruppe, Dreier-Gruppe, Vierer-, Fünfer-Gruppe. Ich war in der Dreier. Sie war in der Fünfer scho für die Größeren. Die ham dann schon rauchen dürfen, haben hinausgehn dürfen. Ja, ja, also des ham ja wir net ghabt mehr, na? Hm? Und wie ich dann fünfzehn worden bin, hams mich ja schon wegtan - net? - weil da bin ja runtergesprungen vom dritten Stock. Da war ich das Wunder von Klosterneuburg. Des wor i, net? Weil i hab ja keinen einzigen Bruch ghabt. Hat der Portier gsagt, na pf, is Dir nix passiert? Von wo kummst denn Du? Und i hab eam deut, von da oben, net? Hat der den Kopf beutelt. Also mit Blaulicht - des siech i heut no - ins Spital. Die ham gsagt nur Prellungen und keinen einzigen Bruch. Und von durt aus bin i dann wegkommen nach Salzburg raus. Zerst Niederösterreich. Des wor auch so ein Kloster, was ich mich erinnern kann. Da hab i eben die Lehre dann angefangen. Na die hätt ma recht guat gefallen. Und ich war zufrieden laut Akt, na?

Interviewerin: Friseurin auch?

Anita Habernigg: Ja, ja, aber die san in Konkurs gangen und von dort aus bin ich dann nach Salzburg in die nächste Hölle kummen, na? (...) Und dann von Salzburg bin ich ein zweimal abboscht (abgepascht, geflüchtet). Da hab ich einen Freund ghabt, net? Aber des müssens Ihna ja so vorstellen: An Besuch empfangen, die san in demselben Raum. Da is abgesperrt worden, da is die Nonne gessen, die geistliche Schwester. Da bist du gessen. Die hat ja alles mitghört. Also du häst ja net reden können oder wos kriegen können. Des wor ja net der Foi. Des kann sich ja keiner vorstellen bitte, na? Und auch wenn ich Ihnen des erzähl, aber Sie können das nicht nachvollziehn, wie es wirklich is, na? Hm? Wie es einem geht, wies einem heut noch geht, brauch i Ihna eh net dazöhn. Da gibts ein Sprichwort: Manche, die kämpfen Wochen, andere Monate. Aber die was ein Leben lang kämpfen, die sind unentbehrlich.

Und ich hab auch vor - des hab ich mit der Therapeutin schon besprochen - ich werd so Teddybären kaufen gehn für die Kinder, wissens? Für die Heime, net? Dass sie was zum Kuschn (/) I bin net geldgierig, i wü nur des ham, was mir zuasteht. I kann mi erinnern, da war ich erwachsen, da bin ich in die KÜST gangen und sag i, hörens, zumindest ein

Mantel steht mir zu. Weil den hab ich auch mitkriegt und des siech i no, den hat ma die geben. Ober des hab i a den Herrn gsagt da: A Wohnung will ich haben. Und de- des steht ma zu irgendwo rechtlich. Des bin ich der Meinung, weil die Gemeinde Wien hat mir mein Leben kaputt gmacht und genauso mit der Wohnung. Nein, Sie kriegen keine, Sie kriegen keine. Hm?

Interviewerin: Und wie haben Sie es gschaftt, dass Sie sich da durchkämpfen durch die Zeit?

Anita Habernigg: Die Zeit, die Jahre. Wie hab ich des gschaftt hab? Hab vü Schläge und Misshandlungen kriegt. Hab i heut no Narben, da sehns die? Beim Aug da ((deutet in ihr Gesicht, wo man eine Narbe erkennen kann)). Da hab ich auch Narben, wensn sehn woin ((zieht T-Shirt hoch, um eine Narbe an ihrer Hüfte zu zeigen)). Also i hab auf die Fiass überall Narben. Na? Also wie ich des überstanden hab, die Heimzeit. I hab an Ehrgeiz in mir ghabt. Ich war irgendwie nicht zu brechen, weil dadurch dass du von klein auf schon so geknechtet worst, hab ich gsagt, ich zeig euchs und ich beweis es euch. Die ham immer gsagt, Du bist a Trottel und bleibst a Trottel. Also die ham ja dich unterdrückt auch noch, net? Guat, ich war zwar in der Sonderschui, aber da hab i immer drei Zwarer und lauter Anser ghabt. I hab gsagt ich beweis es euch. Ich zeigs euch. Und ich bin kein Trottel und ich bin net dumm. Also und wie ich die Jahre überstanden hab? Depressionen, des könnens Ihna vorstellen in aner Psychiatrie. (--)) Dann hats guate Tage wieder geben, dann schlechte Tage. Wies halt so is. Also du hast dich arrangiern müssen, mit der Situation abfinden müssen. (...)

Ja, wannst dich besonders bemüht hast oder freiwillige Arbeiten so wie ich sie gmacht hab laut Akt, na dann haben sie (die ErzieherInnen) dich in Ruhe lassen halt, nat? Dasst amal net ane kriegt hast, na? Mit der Hand, sondern eher mit Schuach oder allem, was auf dich eindroschen ham. Mit Bürschten, mit Fäusten. Also des siech i heute no: Die ane Erzieherin, die hat mit Fäusten auf meinen Rucken eintreten. Also Decken drüber ghaut, also. Und is ja klor, wenn mehrere Personen in einem Raum sind - des müssen Sie sich vorstellen, gstört war ma sowieso alle miteinander, weil sonst wa-ma ja net im Heim gwesen - was sich intern dann no abgsput hat, net? Die pure Gewalt auch unter den Zöglingen natürlich. Na ja, freilich, na. Jetzt bist eingesperrt. Der eine is frustriert, der andere is auch frustriert. Is ganz logisch, des entladet sich, na? Die Erzieherin hats sicher net leicht ghabt, wenn i heute so zruck denk. Net? Die wor mit der Situation - glaub ich - halt auch überfordert. Oder wor net pädagogisch gschult auf des, ich weiß es ja nicht, na? Also es wor ja unter uns a, dass wir Raufferein, Schlägerein ghabt ham unter die

Heimzöglinge, na? Hm? (...) Wir worn fünfundzwanzig in einer Gruppen oder dreißig oft. Früher no, ganz früher, na? Wir ham in riesen Schlafsälen gschlafen. Also. Und a Erzieherin? Wie hätten des sooin geh, bitte? Wann mas von dera Perspektive hinterfragt amoi. Die Gewalt war nicht in Ordnung, des sehe ich ein. Net? Aber i denk ma, aus der heutigen Sicht wor die vielleicht auch überfordert. Wissens, des is so a Gedankengang, wo i scho oft überleg und wo ich an früher denk, warum und weshalb? (...)

Des haßt, eine Heimhierarchie is des: In den Gruppen, da gibts Schwächere und Stärkere. Die Schwächern, die ham sich zum unterordnen ghabt. Und desto mehr du im Rang gestiegen bist, desto mehr hast du zum Sagen ghabt. (--) So einfach is des. Is nix anders wie in an Hefen (Gefängnis).

Interviewerin: Und ham Sie Freundinnen ghabt da drin?

Anita Habernigg: Ja, ja, ja. Ja. Hm. Die hab i a ghabt, ja. Aber Sie brauchen net glauben, dass i aner der obersten wor, na? Dass ich ein Rudelführer war. Der war ich nicht (---) Ich war so in der Mitten hoit, wissens?

Interviewerin: Und die Freundinnen, halten die da zusammen oder wie funktioniert Freundschaft in so einer Institution?

Anita Habernigg: Na ja, i kann mi auf a Situation erinnern, einer für alle, alle für einen. Dann ham alle a Straf kriegt. Wissens was i man? Wie soll des funktionieren? Des hats net geben irgendwo: Den vernader i jetzta, net? Weil der hätt dann kriegt kalt worm, na?

Interviewerin: Wie gehts Ihnen jetzt, wenn Sie wenn Sie zurückschaun auf die Zeit?

Anita Habernigg: Heute mit einem weinenden Auge und mit einem lachenden Auge. Kann ich aber argumentiern. I hab Sachen glernt, i hab glernt zum Überleben, zum Kämpfen. Des hab i glernt. Aber mit an weinenden Auge: Was mir a irgendwo bewusst worden is, dass dich kaner wolln hat. Du stehst allan do, du hast eigentlich niemanden. Des muass Ihna mal bewusst werden. Du hast kan, der was dich will. Oder der was dich je geliebt hat. Weil jedes Kind braucht an Teddybärn oder irgendwas, na? Oder an Angehörigen. Obs jetzt Oma, Opa is. Aber des wird ja dann in dem (/) in dem Moment bewusst, wo sich jeder abputzt und wir woin mit dem Ganzen nix zu tun haben. Wir san der Abschaum. Also wie sois Ihna da gehn? Des kummt immer auf dieselbe Frag dann ausse, na? Gut, um- (/) Du lernst umgehn. I hab Jahre damit zum kämpfen ghabt, dass i mit der Situation fertig werd. Wo i a Schwierigkeiten ghabt hab, sehr viele, mi akzeptiern, so wie i bin. Wos i bin. Also des is a net so leicht, na? Hm? Wos kann i vorweisen außer nix, na? Das muasst lernen mal zum akzeptieren, net? Wer bistn schon? Bist eh nur a Trottel, na? Hm?

Interviewerin: Und das lachende Auge?

Anita Habernigg: Des lachende Aug is eher, weil i der Meinung bin: Kummt heut a Kriag (Krieg) oder kummt heut was Schlechtes, ich kann sicher überleben, weil ich habs glernt. I hab mit nix zum leben a glernt und hab sehr vü entbehren müssen, verzichten müssen. Also mi würd des gar net treffen. Und wenn heute aner sagt, bist obdachlos, wärs mir a wurscht. Wissens, was i man? Weil i wissat, wie i überleben könnt, na? Ohne dass i kriminell werd. Und des wos i a glernt hab a, des wor ja net nur schlecht. Gut, die Misshandlungen, die worn net okay. Aber zum Beispiel stopfen hab i glernt, net? Aus an Wasser Suppen kochen. Also mir ham ja nix ghabt, na? Und aus nix was machen, des is die Kunst, na? Des is halt des lachende Auge. Und a des lachende Auge, dass i irgendwo die Zeit überlebt hab, wo sich viele schon umbracht ham, na?

## Hilde Plank: „Man hat keine Worte dafür, was die gemacht haben!“

Hilde wird 1961 als letztes von fünf Kindern in einer Wiener Arbeiterfamilie geboren. Der Vater ist Schlosser, die Mutter arbeitet in einer Galvanisierungsfabrik mit uranhaltigen Substanzen. Sie erkrankt an Krebs und stirbt 1963. Der Vater muss gegen die Verwandtschaft der Mutter (eine Tante will das Kind adoptieren und wirft dem Vater vor, das Kind verwahrlosen zu lassen) vor Gericht um das Kind kämpfen, das ihm schließlich zugesprochen wird. Hilde lebt daraufhin bei Vater und Großmutter väterlicherseits im 21. Bezirk in Wien, bis die Großmutter stirbt. In dieser Zeit kommt Hilde in ein Erholungsheim in Tribuswinkel. Hilde erzählt von einer sehr netten Erzieherin, allerdings auch von einer sadistischen Erzieherin, von der sie zusammen mit einer anderen Insassin verprügelt worden sei. Auch psychische Gewalt und sexueller Missbrauch durch andere Heimkinder (ausgreifen, mit einer Bürste abreiben zwischen den Beinen) werden berichtet.

Nach der Rückkehr in den Haushalt des Vaters (den die Fürsorge verdächtigt, das Kind sexuell zu missbrauchen) wird Hilde von der Fürsorgerin in die Kinderübernahmestelle gebracht. Hier wird sie eines Nachts von einem Arzt und weiteren Personen mit einer Taschenlampe am Geschlecht untersucht, weil man ihrem Vater sexuellen Missbrauch vorwirft. Dies wird aber weder nachgewiesen noch wird der Vater deshalb jemals belangt. Allerdings bestimmt der Verdacht dennoch Hildes Kindheit und Jugend, da die Fürsorge das Kind dem Vater nicht mehr anvertraut.

Kurz vor dem sechsten Lebensjahr wird Hilde in das Kinderheim Stiefern am Kamp überstellt. Dieses private Heim für Buben und Mädchen wird von der Familie Pauly-Gottwald geführt.<sup>253</sup> Hier erlebt Hilde physische Gewalt, Züchtigung und Kinderarbeit; dennoch beschreibt sie dieses Heim positiver als andere Heime: Vor allem hätten die Kinder durch die Lage des Heimes in freier Natur einige Vorteile gehabt.

---

<sup>253</sup> Kinderheim Pauly-Gottwald, 3563 Stiefern am Kamp, Niederösterreich. Heimleiterin ist Frau Lina Pauly-Gottwald. Die schulpflichtigen Kinder besuchen die externe Schule in Schönberg am Kamp. Der Schulweg beträgt eine halbe Stunde. Die Dorfschule ist eine einklassige Volksschule. Kleinkinder werden von einer Kindergärtnerin und einer Helferin betreut. Vgl. Heimverzeichnis Ma 11 - Psychol. Dienst 1967, I/14 (Typoskript)

Am Ende der Volksschulzeit, mit zehn Jahren, wird Hilde in das städtische Kinderheim Pötzleinsdorf<sup>254</sup> überstellt (obwohl man ihr versprochen hat, sie käme wieder zum Vater nach Hause), wo sie dann eine externe Hauptschule und eine Handelsschule absolviert. Sie setzt durch, dass sie keine Lehre machen muss. Sie hasst das Heim Pötzleinsdorf und erzählt von psychischer und physischer Gewalt durch einige Erzieherinnen. Eine Meldung bei der Polizei stößt dort auf taube Ohren.

Ihr Vater kommt sie während der Heimzeit regelmäßig besuchen und macht viele Fotos. Er bringt Gewand und Spielsachen. Hilde entwickelt deshalb eine enge Beziehung zum Vater, der später Alkoholiker wird und bald nach ihrer Entlassung aus dem Heim stirbt. Mit 17 Jahren kann Hilde das Heim verlassen und wohnt kurze Zeit bei ihrem Vater. Dann sucht sie sich bald eine eigene Wohnung. Da sie – auf Initiative ihres Vaters – regelmäßig Ferienpraxis gemacht hat, kann sie in einer Firma zu arbeiten beginnen.

Es folgt eine eher orientierungslose Zeit, in der sie „an die falschen Männer“ gerät und sich herumtreibt. Erwachsene und Obrigkeiten machen ihr Angst. Sie versucht die Familie ihrer Mutter zu finden, was ihr auch gelingt. Ihr Vater stirbt, als sie 22 Jahre alt ist. Dann lernt sie ihren 19 Jahre älteren Mann, einen Handwerker, kennen, der ihr in den folgenden 25 Jahren Ehe sehr viel Kraft und Halt gibt und sie – wie Frau Plank sagt – zu der „selbstsicheren Frau“ macht, die sie heute ist. Der Ehemann stirbt 2009. Seither lebt Frau Plank allein, findet aber Rückhalt bei Freundinnen. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>255</sup>

\*\*\*

(...) Aber i hab Gott sei Dank meinen Mann gehabt. Also mein Mann - waß gor net (/) i man, i hab ihm eh zu Lebzeiten sehr gedankt, muass i sagen, aber jetzt im Nochhinein. Mir tuat ja lad, dass er nimmer lebt, weil der hätt ja (/) mei Psychotherapeutin jetzt, die i da hab vom Weißen Ring, die is ja a ur lieab, die sogt eigentlich, der hot eigentlich scho

---

<sup>254</sup> Kinderheim der Stadt Wien – Pötzleinsdorf, 1180, Pötzleinsdorferstr. 46; 56 Plätze, (zeitweise wegen Umbau nur 40) für weibliche Kinder im Alter von 6-19 Jahren; zwei Gruppen von 18 Mädchen, 1 Gruppe von 20 Mädchen. Die ErzieherInnen sind weltlich und weiblich. Externe Schulen aller Typen außer Allgemeine Sonderschule. Heimverzeichnis Mag 11 – Psych. Dienst 1968 III/11.

<sup>255</sup> Narrativinterview geführt von Mag. Andrea Smioski am 29. März 2011, 18:00-22:00 Uhr in der Wohnung von Frau Plank.

vü guat gmocht mit Ihnen. Der hat Sie praktisch wieder neu erzogen oder so. Sag i, Ja, oja, der hot mi wirklich (/) der hot mi wirklich umerzogen. Der hot ma des olles ausgetrichert, was ma die dort eingetrichert ham an Schlechtigkeiten. Also wirklich, also wos (//) oder an Ängsten und so weiter. Also des muss i a sagen. Also der hot ma scho sehr vü ghoifen und dabei wor er überhaupt ka Therapeut oder (//) Der wor ganz a normaler Handwerker ((lacht)). Und trotzdem, net? Des mocht die Liebe aus. Wahrscheinlich. Ja? Des mocht die Liebe aus. Na? Und mein Monn hob i wahnsinnig vü zu verdanken. (--)) Und der wär jetzt so stolz.

Interviewerin: Wann ist er gestorben?

Hilde Plank: Na ja, erst 2009 is er (/) am 31. August. Tuat ma eh no weh, also des hängt ma a nu sehr noch, muass i sagen. Dass ma in der Wohnung a bissl verändert, des wor ja da mal a Balkon ((deutet auf Wintergarten)), den ma aber eh nie gnutzt ham ((lacht)). Jetzt hab i ma da mein Wellnessbereich gmacht mit an Massagesessel ((lacht)).

(...) Jo. Also ich komm aus einer Familie (/) also mein Vater war Schlosser, Heizungsschlosser. War bei der Kriegsmarine. Hat meine Mama geheiratet, wie mein Bruder schon unterwegs war. (--)) Mein Vater war (/) also mein Großvater war Buchdrucker auch und meine Oma war Köchin beim Grafen Salm. Also auf das bin ich stolz. Ich koch ja selber gern. Und ((gedehnt)) wir ham halt (/) blöde Familienschichte: Es gibt a große Verwandtschaft mütterlicherseits, die san halt in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg verstreut. Aber meine Mutter war damals (/) also die hat (/) zwei Kinder sind ihr verstorben, also meinen Eltern. A Bruder mit drei. Na, meine Schwester war drei. Dann mei Bruder mit anahoib und a Totgeburt hats ghabt, ned? Und mein Bruder, der noch lebt, war der Erste eigentlich in unserer Familie und i wor die Letzte. Und dazwischen hats drei Kinder verlorn und a uneheliches Kind hats auch noch ghabt, das is bei der Großmutter mütterlicherseits dann in Oberösterreich aufgewachsen. Also auch a Bruder, a Halbbruder. Und (--)) meine Mutter hat Teilzeit gearbeitet. Des waß i von meinem Bruder und von meinem Vater, in aner Galvanisierungsfabrik und do wor halt der Schutz net so (--)) (//) I mein, sie hat zwar a Bleischürze ghabt, aber des wor no net so. Sie hat im im Schoß gearbeitet mit uranhältigen Sochen. Und sie hat dann Eierstock-Gebärmutterkrebs und Scheidenkrebs bekommen. Und es wor ihr damals nicht zu helfen. Sie is 1963 erkrankt und ist verstorben dann. Also erkrankt is früher. Eh kurz nach meiner Geburt und es wor hoit furchtbar, weil sie hams operiert zwar im Spital, aber hams dann nach Hause geschickt. Des hots damois net so geben mit Krebstherapie und so weiter. Also die wurde nach Hause geschickt, hat furchtbare Schmerzen gehabt.

Mein Papa war Schichtarbeiter. Und da hat ma mei Bruder erzählt, es wor oft furchtbar, weil er is von der Nachtschicht nach Hause gekommen und hat um zehne schau'n müssen, dass er noch an Orzt dawischt, wo er a Morphiumspritze auftreibt, weil es der Mama so schlecht gegangen ist. Und wies immer schlechter und schlechter wor, i man, die Oma hat eh - die Mutter meines Vaters hot ja damals noch gelebt - die hat uns eh betreut auch. Die hat auch der Mama gholfen. Es warn auch die Schwestern von meiner Mutter zum Teil do, um sie zu pflegen. Und dann wors aber schon so schlecht beinand, hams-as nach Oberösterreich zur Großmutter mütterlicherseits gebracht, dort is sie dann verstorben. Und es wor halt immer a Gries, weil meine Taufpatin, die Schwester meiner Mutter, die konnte keine Kinder bekommen, die wollt mich unbedingt. Und die wollt mich adoptieren. Und das wollt aber mei Papa net zulassen. Und sie hat mich aber nicht rausgegeben. Weil sie hat halt der Mama versprochen, sie kümmert sich ja. Das wär (/) mein Papa wär einverstanden gwesen, wie wie i so klein wor. Nur sie wollt mi unbedingt adoptiern. Sie streit des zwar heute ab, aber ich weiß es nicht, was wirklich wor. Ich kann nur des erzählen, was mir erzählt wurde. Jedenfalls hats dann a Gerichtsverhandlung geben, wo mein Papa um mich gekämpft hat und ich wurde ihm zugesprochen. Weil da hats ja gheißen, er ver- (/) er lässt mich verwehrlosen. Damals schon. Von der Verwandtschaft. Er gibt ma nix zum Essen. Dabei - Sie wern dann sehn, die Fotos - i wor a rundliches Kind immer und da san halt einige Lügenschichten und so Gorschtigkeiten hoit gwesen.

Ich war dann zhaus. Da hat mi halt meine Oma betreut und mein Papa, je nachdem. Und dann is halt meine Oma verstorben. Also dann is sie sehr krank worden, is ins Spital gekommen und da bin i eigentlich des erste Mal ins Heim<sup>256</sup> gekommen. Obwohl i sagen muss, das wor a Erholungsheim. Und da hat mi mein Papa hinbracht, eben weil er Zeit brauchte, um zu organisieren zhaus. Man hat gwusst, die Oma wird sterben. Er hat die Wohnung von ihr auflösen müssen und da is so ein kleinen Tschopperl im Weg, das is eh ganz klar, na?

Und do war ich eben in Tribuswinkel. Und ich muss sogn, da wor ganz a liebe Tante dort, die Tante Susanne. Nachnamen weiß ich keinen mehr. Die hab i sehr gern ghabt, da hab i schon glaubt, das wird meine neue Mama, weil die hat sich mit dem Papa - wenn er auf Besuch war - auch recht gut verstanden. I glaub sogar, dass die a Gspusi (Wienerisch für eine Liebesaffäre) ghabt haben. I hab ihm dann, wie ich älter war, einmal drauf

---

<sup>256</sup> Erholungsheim Tribuswinkel, in der Nähe von Traiskirchen, im Süden von Wien, Hilde ist vier bis fünf Jahre alt.

angprochen, da is er rot worden und hat so herumgestottert, hat ma aber nix erzählt. Sie war auch dann nicht mehr dort. I glaub deswegen musste sie vielleicht das Heim verlassen. Ich weiß es nicht. I glaub, die ham sich irgendwas angefangt, ham sich halt verliebt. Und i hab wirklich schon glaubt, das is meine Mama und durfte auch zu ihr - wenn niemand dabei war - Mama sagen. Das kann ich mich noch erinnern. Also die hab ich sehr gern ghabt. Hab sie aber dann nie mehr wiedergesehn. Eben mir fehlt der Nachname. Und Susanne – es gibt so viele.

Und dort in dem Heim, da war eine Erzieherin (----) und die hot a Mädchen, die auch dort war auf Erholung - die wor aber schon älter das Mädchen; die wor vielleicht zwischen zwölf und vierzehn, i konns net sagen, i wor damals sehr klein; i wor viereinhalb, fünf Johr - und das Mädchen war eine Sadistin. Also die hot mi gschlogen, i waß net warum. Die Erzieherin hot mi a net woin, die andere. (...) Und die hat ma immer Kaugummi weggenommen, die mir mein Papa geben hat. Hats gelutscht, hats kaut und hats mir nocha in Mund gsteckt. Dann hats mi - wenn i Lulu hab müssen – hat sie mi net gehn lassen und lauter so Sachen. Dann einfach gschlagen, dann die Decke in der Nacht weggezogen und und und. Und dann wars einmal so, da hamma (/) es war Winter, Faschingszeit muss gwesen sein, weil ma dann a Faschingsfest ghabt ham. Da bin ich als Marienkäferl ggangen. Und (-- ) da ham-ma eben am Abend no draußen so a Stunde vorm Abendessen ham-ma spielen dürfen. Und ich weiß, i hab Handschuhe anghabt, die verbunden warn mit a- an so an Banderl, dass mas net verliert. Und ich musste unbedingt aufs Klo. (-- ) Also der werd ich nie vergessen, des wor für mi furchtbor. Und die hat mich nicht ins Haus reinlassen und hat mich geschlagen. Sag i, ja i muss aufs Klo! I muss aufs Klo! Na die hat mich nicht reinlassen. Die wollte, dass ich unbedingt in die Hose mach. Ja. Sie hat mich dann so weit bracht. Ich hab auch in die Hose gemacht. Und da war halt eins, da hat sie diese eine, die böse Erzieherin geholt und dann hams mi auszogen, hams mi geschlagen, hams mich unter die kalte Dusche gestellt, ham mi beschimpft, also was ich für ein schmutziges Mädchen bin, was ich für ein Schwein bin. Also mit viereinhalb, fünf Jahr. MüssenS Ihna vorstellen. Und dann hams von so einem Schrubber die Bürste runtergnommen und ham mich zwischen den Beinen richtig fest abgeschrubbt. Das hat höllisch weh getan. Dann ham sie mich als nass und kalt auf (/) das war ein Zimmer, da wurden die Betten gestapelt, die nicht gebraucht worden sind. Und da warn so diese (/) mit diesen Metallfedern so Eisenbetten und so Metallgitter drauf. Und da hams mich hingeworfen auf das Bett. I hab mich gar net bewegen können, weil des hat so eingeschnitten in die Haut, das hat furchtbar weh getan. Und dann hat mich eben das

Mädchen noch verprügelt ordentlich. Und die Erzieherin auch. Dann hams mich drin lassen und ich soll keinen Muckser machen. Natürlich hab ich geweint, aber ich hab mich nicht bewegen wollen, weil des so weh getan hat. Mir hat der ganze Körper weh getan. Und dann sind Buben auch rein mit dem einen Mädchen da. Und die ham mich halt dann abgrabscht in der Zeit. Die ham mich halt überall betastet und angriffen. I hab gwisst, die machen irgendwas, was was man net machen darf, aber das kann man als Kind noch nicht benennen. Ma hat keine Worte ja dafür, was die gmacht haben. Und ja und do wor i glaub i drei oder vier Wochen wor i in dem Heim und das is permanent so gegangen. Also i bin immer geschlagen worden. Ich hab nicht gwisst warum. Also hob i (/) wor i wor i (/) hab i gschlofen wors net recht, wor i munter wors net recht. Und do hob i dann - i kann mi erinnern - i hab wirklich dann einen (/) da hab i begonnen zu träumen. Aber immer wieder denselben Traum. Den hab ich geträumt bis fast zu meinem siebzehnten Lebensjahr, immer denselben Traum. Ganz furchtbar. Und das hat erst wirklich dann, wie ich ausm Heim war, aufgehört. (...)

So und dann endlich war ich zu Hause. Gott sei Dank. Ja und dann - dürft net lang dauert ham, i (/) des Jahr waß i nimmer; i glaub es muss dann 1966 oder 67 gewesen sein - wurde ich von zu Hause geholt. Also da müssens mi abholt haben. I hab so a dunkle Erinnerung: Mi hat jemand ausm Garten geholt, weil es war ja, laut laut Fürsorgeakt wor des im April und ich hätte nur angehabt m (-- ) m na Unterwäsche, also Unterhemd, an Slip, a Bluserl und an Leibrock und Schuhe und Sockerl. Und sonst hätt i nix anghabt. Im April hätt mi mei Papa ohne Westerl oder Jackerl gor net weg lassen. Also müssen sie mich so abgeholt haben. Glaub ich. I weiß nur, es warn lauter fremde Leute und i wor zuerst auf der Fürsorge. Da bin i moi untersucht worden. Des kann i mi nu erinnern. Da hams mi untersucht und i glaub a Spritzn hab i a kriegt. Da hob i in Orzt damois bitten. I hab ja so Angst ghabt. Und dann hams mich gebracht in die Kinderübernahmestelle in die Lustkandlgasse.

### *In der KÜSt*

Und des hab i dort ganz merkwürdig gefunden: Da sinds in der Nacht gekommen, drei Personen, zwei Frauen und ein Mann. (-- ) In der Nacht mit Taschenlampen. Ham-ma die Decke von unten weggezogen und ham zwischen meinen Beinen herumgesucht. Es wor nämlich dann (//) Mein Vater soll mich angeblich nämlich missbraucht haben. Also ich

denk amal als Kind, i kann mi so weit zruck erinnern, i müsst a Erinnerung dran haben. Und wos i dann später vermutet hab - weil des wos ma die Buam antan haben da und a mit dieser Bürste, dass i da so gschruppt worden bin, das hab i in Papa nie dazöht. Weil i glaubt hab, i bin schuid, weil i mi angwischalt hab. Und und des hot er gor net gwusst. Und möglicherweise - i kann ma nur ans vorstellen, dass i vielleicht Verletzungen hatte, die man meinem Vater in die Schuhe geschoben hat. Ich weiß es nicht. Jedenfalls: Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater mir je weh getan hat. Ich hab auch die Verwandtschaft meiner Mutter vor diese Tatsache gestellt, obs (/) Na von dem hams überhaupt nix gwusst. Also des (/) Mei Vater hätt ma nie was tan, weil der hat mi sehr gern ghabt. Also des des können sie sich überhaupt net vorstellen. Sog i, Jo, ober irgendwer muss das in den Raum gestellt haben, weil (/) Ober es hot ka Verurteilung geben, i man, weil sonst wär i ja net auf Ausgang zhaus (/) hätt i net (/) oder auf Urlaub zhaus gehn können. Na hätt ja kein Besuchsrecht ghabt. Dann hätt er ja a Vorstrafe ghabt oder wär ins Gefängnis gekommen. Also dürftens ihm nix nachweisen ham können. (...)

Na jedenfalls hams mich dort in der Kinderübernahmestelle hams ma - glaub - zwei oder drei Mal (/) nächtens hams mi da zwischen den Beinen da begutachtet. Weiß net, wer des wor. Also eine Erzieherin wor auf olle Fälle dabei. Die andern beiden weiß i net, wer des wor. (-- ) Wos dort furchtbor wor, muss i sogen, durt san-ma a gschlagen worden. Und do wor a klaner Bua - i weiß nimmer, wie der gheißn hat - der hat noch keine Masche binden können. Und der (/) Jedes Moi, wens ihm nicht gelungen is, hot er a Ohrfeige kriegt. Aber ka ka schwache. Für (/) Und der wor a (/) der wor in mein Oiter, vielleicht sogar a bissl kleiner. Und jetzt hob i natürlich - wenn ka Erzieherin zuagschaut hat, hob i ihm die Masche gebunden. Nur die ham ja (/) die san ja a net bled, die ham des natürlich gsehn. Weil wenn man den Schuh vorne bindet oder oder von der Seite (/) von seiner Seite schaut ja die Masche anders aus. Die ham ja gwusst, dass das wer Fremder gebunden hat. Dann hab ich auch gleich Hiebe kriegt.

Und was mi durt - also des wer i a nie vergessen, des wor schmerzhaft und des hab i oft kriegt - ich hab heute noch (/) also ich geh morgens auf die Toilette auf die große Seite. Immer in der Früh. Manchmal am Abend a, aber in der Früh is das immer. Das hab ich aber als Kind auch schon gehabt. Und dort wolltens halt unbedingt: Ich muss nachm Mittagessen aufs Topferl. Ja. Da sam-ma olle gessen auf an Topf nach der Reih die Kinder. Ja. Ich konnte aber mittags meistens nicht. Und da hat ma dann a Zapferl kriegt. Aber Zapferl hat ma ein oder zwei Mal kriegt und dann hams - weils keine Zapferl ghabt

ham oder woiten (/) hats zviel kost, ich weiß es nicht - hams Seife abgeschabt, ham so Kugerl gmacht und ham des in Popo reingesteckt. Aber wirklich grob. Das hat so weh getan und dann natürlich irrsinnig gebrannt. Hot aber a net immer ghoifen. Ja wenn nix da is. Was soll da kommen? I man, i kann net (/) a Stund nachm Essen is des no net verdaut. Aber das hams wahrscheinlich früher olles no net gwusst. Und des wor für mich a Tortur, muss i sagen. Des wor scho grauslich.

### *Überstellung in das Kinderheim Stiefern*

Na und von dort bin i dann - das war im Sommer vor der Volksschule, vor der ersten Klasse Volksschule - bin i nach Stiefern<sup>257</sup> rauskommen. Und da muss i sagen, das war schon ein wunderschönes Heim. Schön gelegen muss ich sagen. Wir ham da Auslauf ghabt. Vorm Heim war so eine kleinere Wiese und Obstbäume und so weiter. Hendln hams ghabt, Gansln hams ghabt. A Hund war dort. Also es wor recht nett muass i sagen. Und dann oben a große Wiese und Woid hot da dazua gehört. Also es (/) wir ham wirklich sehr frei leben können, muss i sagen. (--) Und des Heim wäre wirklich ideal gwesen, wenn eben der Sohn von der Heimleiterin (/) Damois die Heimleiterin war die Frau Lina Pauly-Gottwald. Tante Lini ham-ma gsagt zu ihr. Und ihr Sohn (...) wor damals so zwei, drei, vielleicht vier Jahre älter als ich. Wor keine Leuchte. Also der hot (/) wor ka guter Schüler. Wie der sei Medizinstudium gschafft hat, waß i net. Also is ma a Rätsel, muass i schon dazua sagen ((lacht)). (...) Und i hab gmerkt, der der is net ganz helle. Ja? Also intelligent wor er net wirklich. Und vom Schuldirektor in Schönberg am Kamp hab ich Angst gehabt. Der Herr Doktor Buchberger. I war nämlich Linkshänderin. Also wor. I bins eigentlich noch immer.

### *Gewaltsame Umerziehung der Linkshänderin*

Und und damals is ma umerzogen worden, aber wirklich mit brutalen Mitteln. Der (Schuldirektor) hat mich oft so geschlagen, dass ma aus Nase und und Ohren das Blut rausgelaufen is. Also da wor i sechs, sieben Jahr oit und vor dem hab i wirklich a Angst ghabt. Der hot a die Wiener net woin. Also der wor (/) Die Heimkinder worn sowieso schlecht. Und der hat vor allen in der Klasse (/) der hat uns immer runtergmacht. Also

---

<sup>257</sup> Kinderheim Pauly-Gottwald, siehe Anmerkung 241.

wirklich. Die Wiener san- s Gsindel. Die Wiener woschen si net, des san lauter Drecksschweine. Wien is schiach. In Wien stinkst und laut alles grau in grau und des san lauter Trotteln. Und des (//) Aber fast täglich hamma das ghört. Des Anzige wos die Wiener können is schen singen. Ober des stimmt, weil den Chor ham wir Heimkinder hochhoiten. Weil die Gscherten ham net singen können ((lacht)). Gscherten sag i jetzt da. Es worn eh liabe Kinder muass i sagen dort ((spricht mit einem Lächeln)). Also vor dem (Direktor) hab i mi wirklich gfurchten. Dabei hot der an liaben Sohn ghabt und a a Frau. Also die ham a unterrichtet. Und die worn unglaublich liab, muass i dazu sagen. Nur er, er wor a Bestie und dieser (Sohn) eben. Des wor a Sadist. Also erstens amoi wor er ordinär. Der hot anscheinend schon in der Schule, da wor er wahrscheinlich schon a bissl frühreif, hot scho ordinär herumgredet, wo i manche Sochen ja no gor net verstanden hab. Manche Mädchen bei uns hams scho verstanden und Burschen a. I wor da no ziemlich unbedarf, muass i dazua sagen. Und wos er halt gern ghabt hat, er hot gern gelogen, dass wir ihn irgendwie geschimpft hätten oder sonst irgendwos. Und dann is er zu sein Papa glaufen und der hat uns dann vor ihm mitm Holzschlapfen den Popo verhaun, aber den nackten Popo und der Sohn durfte zuschaun. Und des wor furchtbor erniedrigend und weh hots a tan. Nur: Er wor ja feig a. Der Sohn, muass i dazu sagen. (...)

### *Von Stiefeln ins Heim Pötzleinsdorf*

Und da Onkel Erhart hat mi hoit dann im Pötzleinsdorfer Heim abgeliefert, wies halt so weit wor. Und wos mi dort a gstört hat furchtbar: Mein Papa hat mir wahnsinnig viel Sachen zum Anziehn gekauft. Mag schon sein, dass ma einige Sochn nimmer mehr passt ham. I hab olles kriegt: Unterwäsche, Kleidung, Röcke, Stiefeln, Schuh, Hauben, Mäntel. Also Un- Unmengen von Sochn. Und ich wurde von Niederösterreich nach Wien geschickt mit einer Garnitur Unterwäsche, die ich an hatte, einer Strumpfhose, die gestopft wor, Schuhn, die net meine worn, die worn ma zgroß, da wor a Zeitungspapier vorne drinnen, weils ma net gepasst haben und jo, a Bluserl und a Rock, der ma vü zgroß wor. Und eine Schachtel mit den Briefen und mit den Mecki-Karten von mein Papa, die er mir die ganzen Jahre gschrieben hat, net? (...)

Also des was ich am Leibe trug und eben die Briefpost und Kartenpost meines Vaters. Sonst hab i wirklich nix mitkriegt. Und keine Spiel- (//) Alles is draußen (//) Mei Teddybär, mei mei Sprechpuppe, die (//) Ich hab nix mitnehmen dürfen. Na für die

Spielsachen bist schon zu groß. Und des Gwand passt da nimmer. Nur mei Papa hat ja des Gwand, was ma nimmer gepasst hat, hot er ja verkauft wieder. Net? Da hats ja die Chance damois geben. Hot er wenigstens a bissl a Göd kriegt und hot ma was Neues kaufen können. Die ham si des olles einbehalten dort draußen. Also wos i a net in Ordnung find, muss i sogn. (...)

Und na da bin i dann nach Pötzleinsdorf kommen. Na, des hob i gehasst dort des Heim. Do hab i die Hauptschulzeit und und Handelsschulzeit verbracht. Und bin dorthin gekommen, hab eben nix ghabt. Na da hams schon amoi gsagt, Landpomeranze und was waß ich. I hab mi jo gor net auskennt, was die da olles woin. Die worn ja olle, na Stadtkinder hoit. Na? Des wor ja schon a Unterschied. Viel aufgeklärter. Und i hab ja gor nix gwusst, muss i dazua sagen. I hab wirklich keine Ahnung ghabt von irgendwas.

Interviewerin: Was war der Grund für den Wechsel?

Hilde Plank: Na jo, weil draußen - also in Stiefen worn an und für sich - hams ma damals gesagt - nur Kindergartenkinder und Volksschulkinder.<sup>258</sup> Es san aber dann zum Beispiel eben von den Mädln, wo i Ihna dazöht hab, die sind auch draußen geblieben. Die ham die Hauptschule dort gemacht. Nur mein Vater wollte mich nach Wien bekommen. Eigentlich nach Hause. Und das hams ihm versprochen. Und dann hams gsagt, Na. Ober dass er net so weit fohrn muass (--), derf er (/) also derf i noch Wien. Do war i aber lieaber (//) Na ja, waß i net, ob i jetzt - nachdem, was i da erfahrn hab, wie si der ent- entwickelt hat dann no ärger, der Sohn - waß i net. Aber i glaub, mir hätt er nix tan. Zumindest net in dem Ausmaß. Weil Schläg hab i dort kriegt oder do. Es war eh wurscht, wo i gwesen (//) Also ghaut bin i durt oder do worden ((lacht)). Is ja uninteressant. Und jo und mei Papa hat si natürlich schon (/) weil in Heim hob i jo (/) also wenn er auf Besuch wor, hab i ihm schon erzählt eben, dass i so gschlagen werd a mitn Holzschlapfn und so weiter. Und da hot er sich schon bei der Heimleiterin a aufregt. Ober es hot ma nix gnutzt. Nur i muss sagen, die hot mi recht gern ghabt dort, die Tante Lini. Weil ihr Puppe hot a Hilde ghaßen ((lacht)). Da hats mir immer die Geschichte erzählen müssen. Also mi hats recht gern ghabt, muss i sogn. Und die hat auch plädiert - da hab i in den Fürsorgeakt (//) der is jetzt leider bei mein Bruder, weil der wollt si des durchlesen. Da hats sogar gschrieben, also sie (--), dass ich net amoi Urlaub ghabt hab. Also des wor nach der dritten Volksschui. I wor net ein Mal - müssenS Ihna vorstellen - innerhalb von drei Jahren durfte ich weder in die Ferien, noch Weihnachten, noch irgendwann zhaus zum Papa. Er wor nur auf Besuch do

---

<sup>258</sup> Die Aussage ist zutreffend: Stiefen hatte Kinder zwischen 3 und 10 Jahren; Vgl. Heimverzeichnis.

und das stundenweise. I man, irgendwie entfremdet sam-ma uns schon worden. Aber i hab mi jedes Mal gfreut, wenn i ihn gsehn hab. Mei Bruder hat mi ja a manchmal besucht. Und (-- ) wo wo sie eben gschrieben hat an die Fürsorgerin, ja, also der Papa hat mi halt sehr gern. Und i wor net amoi no auf Urlaub zhaus. Und des mocht mi hoit scho sehr traurig, mi als Kind, net. Und in Papa auch. Und und er geht so lieb um. Aber wenn a Rücknahme net möglich is - also eine Rückführung nach Hause, hots eini gschrieben in den Akt -, dann plädierts dafür, dass i hoit die letzte Voikschuiklasse no do moch und dann hoit schaut, ob i zhaus in die Familie aufgenommen werden kann. Und die Fürsorge hat ja immer in die Akten einigschrieben, weil des a frauenloser Haushalt is. Überall kommt vor: frauenloser Haushalt. Na er hat eh versucht, dass er jemanden kennenlernt. Ja, da war dann a Frau, die hat gsagt, Ja, a fremdes Kind ziag i net auf. Na dann wär i erst im Heim gwesen. Und des woit mei Papa ja net. Hot er gsagt, Na wennst mei Kind net wüst, dann brauch i di a net. Und ja, er is halt dann allein geblieben. (...)

Jo, na jo, guat. Dann bin i da in des Heim nach Wien kommen, nach Pötzleinsdorf. Und da hams mi halt reingestellt in die Gruppe (--), ja, i soll mi niedersetzen ((Befehlston)). Da ham-ma Schwester sagen müssen. Des worn kane Nonnen, aber wir sind schon zu groß um Tante zu sagen, also wir sollen Schwester sagen. Schwester Johanna, Schwester Verena, wies halt alle gheißen ham. Ja, i soll mi niedersetzen. Na dann is schon der erste Aufschrei kommen: Schleich di, do sitz i! ((mit verzerrter, lauter Stimme)) Na a Mäd, na? I hob mi gor net auskennt. Na setz mi aufn nächsten, da is schon die Nächste auf mi hingsprungen. Die Erzieherin hot si net eingemischt. Na dann bin i stehn blieben. I hab ma dacht, Na jetzt wort i, bis olle sitzen. Irgendwo wird ja a Sessel frei sein. (-- ) Und de, die ham-ma net wirklich ghoifen. Die ham gsagt, Na setz di endlich hin. Sog i, Jo, ober auf wöchen Sessel? Wo derf i mi do hinsetzen? Und na, hams ma dann an Sessel zugewiesen. (...)

### *Spindkontrolle*

Jetzt hot ma nur so an klan Spind ghabt. Wenn do irgendwo a Zipferl viere gschaut hat, Der Kastn is net zamgräumt! Alles raus geschmissen. Alles rausgeworfen. Durcheinand auf die Erd. Ob da was zerbrochen is oder so, das wor olles wurscht. Weil do hot ma seine gonzen Habseligkeiten drin ghabt in an Spind von so aner Breite, ((zeigt die Breite von ca. 30 Zentimeter)) Do wor unten so a Facherl, oben so a Facherl, in der Mitte zum Hängen. Also i glaub, die beim Bundesheer ham glaub i größere Spind.

Und dort is a wahnsinnig gstein worden. Und die ham halt a (/) die ham halt a die Kinder gern gschlagen. Do hot ma gmerkt - also bei der an Erzieherin, bei der Schwester Johanna - wenn die mit ihrem Monn gstritten hat, do hots (/) da ham ma schon gwisst. Wenns so fuchtig kommen is am No- (/) also die san meistens (/) um ans, zwa sans kommen oder um öfe zum Dienst - und wenn die umadum ghaut hat oder was, ham ma schon gwisst, da hosl ma jetzt olle - also zumindest a poar von uns. Und des wor dann a immer so. Und dann hats a Erzieherin geben (//) I muss sagen: Essen. Meine Oma hat super gekocht. Mei Papa hats dann a glernt, der hat a sehr guat kocht. (--) Draußen in Stiefern das Essen - muss i sagen - hot ma a guat geschmeckt. Wos i nie gern - des mog i a heut no net - a fettes Fleisch. Das is egal, olles wos Fett drauf hängt oder so Flaksen, da graust ma. Das will ich nicht. Und des hab i a zhaus net essen müssen. Do in Stiefern manchmal, ober da hab is halt aussortiert. Des hob i hoit net gessen. Na die ham ma do nix tan. Also do hab i aber a kane Hieb kriegt oder sunst wos. Aber dort (im Heim Pötzleinsdorf) das Essen war dermaßen grauslich! Ich hab manchmal nicht erkannt, was ich da am Teller hab. Weil i hab zum Beispiel gern an Spinat gessen, muass i sagen. (--) I man, i hätt ihn net sehr oft woin, ober i hob eam gessen und jo. Und do hab i amoi was kriegt am Teller, ich hab (/) wie des des erste Mal in dem Pötzleinsdorfer Heim: Des wor net grün, sondern des wor so grau mit an Grünstich. Da war so dick eingebrannt. Dann hat er schon a Haut kriegt, weil er nimmermehr ganz heiß war. Dann waren des Erdäpfeln, die worn so komisch. Die worn net so gelblich, sondern eher so weiß-gelblich. Und lauter so schworze Flecken drinnen. Und da hat man mir dann (/) wer gsagt, das san echte Saueräpfeln. Die verfüttert man eigentlich an die Schweine. San eigentlich kane, die so zum Verkauf (//) Sag i, Na ja, hams billig einauft. Und a Rindfleisch. I hab sowas mein mein Leben nie mehr gesehn. Nie mehr. Also mei Papa hat sicher kan Tafelspitz zhaus ghabt, wenn er si a Rindfleisch kauft hat. Der hat si sicher a a billigeres Teil kauft. Ober so (//) Des wor dunkel, ganz dunkel. Dann worn da so wie so Adern durch. Guat da hat ma dann wer gsagt, das sind Flaksen, so Sehnen san des. Und so dick Fett, was so zittert hat. So dick. Und ich hab sowas noch nie in meinem Leben gesehn, geschweige denn gegessen. Jetzt musste ich das essen. (--) Ich musste. (--) Sag i, I kann des net essen, mir schmeckt des net, des is grauslich. Und dann hats mas aber einigschoppt, die ane Erzieherin. Und mir is so übel geworden. I hab natürlich erbrochen. Voll aufn Tisch in den Teller rein. Dann hats ma des verrührt, hats gsagt, jetzt muss i des essen mitsamt dem Erbrochenen. Na? Also des war für mich furchtbar. (...) Nur sie hat mas dann wieder reingschoppt in Mund mit an Löffel. Und dann is ma aber so übel worden und i hab total auf sie, komplett (/) sie wor komplett

voll. Die hot (/) so an blauen Mantel hams alle anghabt, die Erzieher. I habs total angspiebn, von oben bis unten. (...)

Und um so näher der Austritt kummen is, umso freier hab i mi auch schon gfüht. Da hab i mi a nix mehr so pfffen. Ham-ma si a a bissl gschminkt. Also i kann mi erinnern, da hab i ma amoi a Wimperntusch, wirklich a braune, sogor, net amoi a schworze, ham-ma probiert, eh nur wenig, dass net so auffoit. Is die Heimleiterin kommen und hat uns mit Seife des runtergwaschen. Mit Seife. Mit den Fingern da fest Seife drauf und hat uns des (/) I hab glaubt, des Aug is weg. Des hat gebrannt. Und dann amoi (-- da bin i vom Ausgang zruck kummen, wor (/) hob i a a bissl an Lidschatten (/) Des wor eh schon in der Handelsschui. Du willst in die Gosse!! ((verzerrte Stimme)) und kommst auch in die Gosse! Also immer so so so so Aussprüche. So richtig so runtermochen. Oder, Was wüist, das Essen is so guat. Fressts as! Zhaus fressts eh in Kitt aus die Fenster! Na zhaus hab i ober ollemoi no was Besseres kriegt. Und mei Papa hat si ja dann gwundert. Weil wenn i oft am Samstag, Sonntag bei ihm wor: Klopapier hab i mitgnummen von zhaus und dann so Fischdosen in Tomatensauce hab i mitgnummen ((lacht)), Nascherein natürlich. Kochschoklad. Sogt er, Vos pockst denn Du do ois ein? Hobts ihr net amoi a Klopapier? Sog i, Bitte, eine Rolle für zwei Personen pro Monat. Aber früher hab i mas a net traut von zhaus mitnehmen. Erst wie i in der Handelsschui wor. Der Papa gsagt, San die deppert? (-) Und sog i, Jo, net amoi Klopapier. Und i glaub, die ham si des mit ham gnummen. I waß net. I man, i wü da jetzt niemanden wos unterstön, ober...

### *Auf der Wachstube*

Wir ham in der Schule, in der Handelsschule kann i mi erinnern, da hat der Klassenvorstand amal gsagt, Ja, es ist verboten, dass Lehrer uns (/) ab heute is ein Gesetz heraußen, die Lehrer dürfen uns nicht mehr schlagen. Von Eltern und von Lehrern also dürfen Kinder von niemandem mehr gschlagen werden. Hab ma docht, Na eigentlich im Heim dürfat i dann a nimmer mehr gschlagen werden. (-- Ham ma dacht, Na was machen? Hamma beratschlagt, wir Mädln untereinand. (...) am Heimweg is eh a klane Wachstubn, da gehma jetzt gemeinsam rein und sagen, wir werden ghaut im Heim. Und ja, sam-ma rein gungen und hab i dann anfangt zum erzöhn und auf amoi der Polizist, na (/) I hab dann wirklich jahrzehntelang Angst ghabt vor der Polizei. Du Gfrastsackl, schleich di ausse bei der Tür, weil sonst kriegst von mir a nu. Und i gib da an Orschtritt dasst fliegst wos waß i wo hin! ((mit verzerrter Stimme)) Also des des (/) den letzten (/)

die letzten paar Worte hab i ja gor nimmer mehr ghört, weil do wor i schon bei der Tür draußen vor lauter Angst. I bin dann auf die andere Straßseiten (/) beim Nachhausegehn bin i immer ((lacht)) (/) beim Wochzimmer hob i mi nimmer mehr vorbei traut. Also da war auch keine Hilfe zu haben. Und Sie waren machtlos zu der Zeit.

## Paul Hubermann: „Den Körper könnens haben, aber alles andere nicht!“

Paul wird im März 1916 geboren. Er wächst mit Vater, Mutter, einer älteren Schwester und seinem Cousin auf. Die Mutter ist Schichtarbeiterin und oft nicht zu Hause. Der Vater ist gewalttätig und schlägt den Jungen. Als sich die Eltern scheiden lassen, wird Paul über die KÜSt in das katholische Kinderheim Retz eingewiesen.<sup>259</sup> Auch sein Schule-Schwänzen wird als Grund für die Heimeinweisung angeführt. Als das Bezirksjugendamt die Rückkehr zu den Eltern nach der Scheidung verweigert, beginnt sich Paul aufzulehnen. Mit zehn Jahren kommt er in eine Gruppe mit Älteren, weil sich Erzieher erhoffen, ihn dort eher im Zaum halten zu können. Immer wieder flüchtet Paul nach Hause zur Mutter. Nach Transferierung in das Heim Hohe Warte setzen sich die Fluchten fort. Zusammen mit älteren Freunden aus dem Heim beginnt Paul Hubermann auf den Fluchten mit ersten Diebstählen. Sie übernachten bei Freunden oder auf der Straße. Nach einer kurzen Zeit in einem Übergangshaus wird er in das städtische Heim Lindenhof in Eggenburg überstellt, wo Gewalttätigkeit an der Tagesordnung ist. Der Junge kann sich aber gegenüber anderen Heimkollegen und gegenüber Erziehern gut durchsetzen. Er provoziert gerne und lehnt sich auf. Ein Erzieher setzt sich allerdings für ihn ein. Schließlich wird Paul an seine Mutter zurückgestellt. Die Diebstähle (Autoeinbrüche) gehen weiter. Nach dem Polytechnikum beginnt der Junge eine Lehre als Mechaniker, verliert aber, obwohl er ein guter Lehrling ist, mehrere Lehrstellen, weil er immer wieder Streit mit Vorgesetzten führt und dabei auch Gewalt einsetzt. Schließlich findet er keine Lehrstelle mehr. Er kommt in Untersuchungshaft. Nach dem Grundwehrdienst beim Bundesheer, wo er bei den Pionieren dient, und nach seiner Heirat macht er den Meisterbrief zum Kellner nach und eröffnet mit seiner Frau ein Kaffeehaus, das er zwanzig Jahre lang führt. Heute lebt er außerhalb von Wien in einem Haus, das er sich größtenteils selber gebaut hat. Vor einem Jahr hat er eine erst 22 Jahre alte, magersüchtige Frau geheiratet. Derzeit lebt er in Scheidung, was ihn emotional sehr belastet. Er ist müde, immer wieder von vorne anzufangen und begibt sich öfter absichtlich in gefährliche Situationen. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>260</sup>

---

<sup>259</sup> Caritas Bubenheim „Turmhof“ der Erzdiözese Wien, Retz, siehe Anmerkung 244.

<sup>260</sup> Geführt am 31. März 2011, 14.00-17.00 Uhr im Sitzungszimmer der KJA von Mag. Andrea Smioski.

\*\*\*

Paul Hubermann: Bildmaterial hab i prinzipiell nur mehr von Eggenburg. Von der Hohen Warte oder was hab i überhaupt nix. Aber für mi (/) für mi san einmal diese Gründe (//) Und i waß von meinem Cousin, weil der hat mi a (/) der hat des a ghört, dass sich der Bürgermeister Häupl entschuldigt hat. Is zwar schen für eam, nur der hot nix gmocht. Die Personen, die Petzl zum Beispiel von Retz, wenn die heute vor mir standat, die war wahrscheinlich neunzig Jahr. Der hauat i heute noch a Floschn owe, (...) Nur des wor halt die Gruppenleiterin und des wor halt schon (//) I man, dass i im Heim a Hurenviech wor, is unbestritten. Wobei der Grund, warum i ins Heim kommen bin, net nachvollziehbar is. Für mi zumindestens aus heutiger Sicht. Weils ghaßen hat, i bin Schui stangeln gangen. Gangen bin i glaub i zwa Tog oder was. I bin aber nie in an Hort gangen. Des hob i da jetzta drinnen nachglesen ((deutet auf Akte)). Des stimmt. I bin Nachmittag nie in an Hort gangen. Also i bin von der Schui ausse und wega. Und (-- ) klor, der Vorteil: Mei Mutter wor Schichtarbeiterin (--), die is halt oft in der Nacht erst ham kommen. Wenn die um - Hausnummer - elfe net daham wor und um fünf nach öfe hat die Glocken gläut, hamma gwusst, es is die Fürsorge. Sanma gstanden wie die Flöten und ham uns alle anbrunzt. Nur weil ma so viel Angst ghabt ham. Und irgendwann - was mein Cousin heute sagt, das stimmt sicher net, dass i meiner Mutter gegenüber (/) dass mei Mutter woin hat, dass i ins Heim komm. Das is rein gangen: Weg von der Fürsorge. I man, dass i a schwierigs Kind wor, weil i halt net im Hort wor und net (-- ) daham gessen bin und gschrieben hab, is a anders Kapitel. Aber warum ins Heim? Keine Frage. Scheinbar nimmt er mi, weil sich meine Eltern damals grad scheiden ham lassen. (-- ) Und wies dann so weit wor - also i kann mi no an die letzte Nacht erinnern - is mei Cousin kommen ans Bett, weil da hab i bei der Mutter im Bett gschlafen. Is mei Cousin ins Bett kommen und irgendwann in der Nacht und hat zu mir gsagt, i soi mi zamreißen, es wird scho net so org werden. Hot leider net ganz gstimmt. Es is dann sehr org geworden.

Wobeis ghaßen hot: Bis die Scheidung vorbei ist. Dann kann ma wieder ham kommen. Dann worn meine Eltern gschieden. Bin aber net ham kommen. Und ab dem Zeitpunkt hab i dann anfangt zum durchdrahn. Wor ma gänzlich wurscht gegen was, gegen wen. (-- ) Wie groß, wie stark. Des wor ma wurscht. I hab ganz afoch nix mehr akzeptiert. Und wor nur mehr (//) I glaub mit zehn Jahr - neun oder zehn Jahr - hams mi dann zu die Großen gsetzt, versetzt, dass mich die Großen halt bissl owedrucken. Nur des hat a net

funktioniert. Weil die (/) mi hams irgendwann ins Spital gführt, weil halt in der Nacht (unverständlich), keine Ahnung, was ma anschaut ham, ham-ma müssen Schranzhocke knien. Und i bin genauso bin i halt dann einschlafen und irgendwann um drei in der Früh, vier in der Früh, is dann der Nachtdienst kommen und hat an uns wieder gedacht. Weil die andern sind ja ins Bett gangen. Nur i net. Bin einschlafen. Da hams mich dann ins Spital gführt, da hams so Unterwasserbäder gmacht, dass die Beinmuskulatur wieder aufgeht. Dann hab i irgendwann - das hab i dada heute noch - irgendwann - waß i net - neun, zehn Jahr irgendwann wollt i an ostechen. Da san glaub i fünf Leut auf mir oman ghängt und hamma so a Schnitzmesser - da ham ma grad gschnitzt oder wos und der hat ma keine Ahnung was gmacht - auf jeden Fall bin i auf eam losgangen mim Messer. Und da hams ma dann durch die Hand des Messer aussezahnt.

Dann: Die Erzieherin Petzl zum Beispiel wor- die hättat zum Hitler ghört, also in die Zeit vom Hitler. Weil i hab zum Beispiel nie was gessen oder sehr wenig gessen in Retz, weil des Essen wor a absolute Katastrophen. Wenn die Maden ausse kreuln ausm Salat, wirds dann haglich. Und wenn ein Schnitzel ausschaut so so groß ((deutet)) und des is Fleisch und der Rest is Fett, also des hab i ois net gessen. Und was i gern gessen hab, des wor Grieskoch. Und i woit no an Nachschlag ham. Dann hab i den Nachschlag kriegt. Dann woit i no an ham. Hats nix mehr geben. Hats von alle Teller des zamputzen lassen und hats mir am Teller geben. Und i sois essen. Und na. Und hin. Iss. Hin. Iss. Bis is halt dann gessen hab. Dann hab i mi angspieben. Dann hab i des a nu essen dürfen. Also des worn so diese einschneidenden Maßnahmen von der Erzieherin Petzl.

Dann hams mi versetzt zu die Großen und dortn (/) Mi hams schon bei die Klanen net dabändig können. Soboids Hieb geben hat, bin i davon grennt und am Bam auffe. Am Bam hot mi kaner dawischt. Is wurscht wo. Am Bam. Erzieher, andere Zöglinge, kaner hat mi dawischt. Also am Bam wor-i. Nur: Irgendwann treibt dich der Hunger oba. Damit hast die Hieb halt später kriegt, war ja wurscht. Und bei die Großen, die ham dann a glaubt, an Klanen, na klor hams mi haun können am Tag. Nur irgendwann schlaft a jeder und i vergiss nix. Irgendwann in der Nacht, wann der geschlafen hat - und wir ham so große Eisennachtkastln ghabt, so Nachtkriegszeit, wie mas in die historischen Film siecht - in der Nacht tack tack und ham eam des Eisenkastl am Schädel ghaut. Somit ham mi die Großen dann a nimmermehr angegriffen. Und i hab mit die Holzschlapfen gschossen vom Fuaß ind Hand gschupft und wega. Also troffen hab i immer.

## *Hohe Warte*

Dann bin i kommen auf die Hohe Warte. I man, i bin ja in Retz eh sehr vü abghaut. Hab a gstein. Irgendwas musst ja machen. Zum Essen einbrochen. Na, einbrochen hab i damals glaub i no net. Das hab i erst mit der Hohen Warte anfangen. (---) Und bist abghaut, hams dich dawischt. Is der Direktor kommen mitn Fichtenmoped und is da durch den Schädel gfaahr.<sup>261</sup> Jetzt bist im Sommer dann (/) hast da a Glatzen schneiden müssen. Bist im Sommer gangen in a öffentliche Schui, in die Stadt ausse, mit aner Pudelhauben, weilst Dich ja geniert hast.

Interviewerin: Was war das?

Paul Hubermann: Na mit so aner (/) so an (--) ja, Bortschere oder wos des is, da durch gfahren, dasst so an Irokesenschnitt hast. Und jetzt hast da natürlich alle andern a schneiden lassen, weil wie schaut des aus mit an Mittelscheitel? (--) Und des wor (/) Und damals hab i no den Fehler gmacht, i bin immer ham. Wenn i abghaut bin und wenn is amoi gschafft hab bis nach Wien, bin i immer ham zur Mama gangen. Die Mama hat mi gfüttert, anzogen, in Zug gsetzt, ausse ins Heim. Immer dasselbe Spiel. Irgendwann bin i halt dann nimmer mehr ham gangen. Und no dazu is dortn so gwesen: Jetzt bist ausse kommen mit an neuen Gwand, also mit kan Heimgwand, ka Nummer gwesen. Weil i hab die Nummer 171 ghabt. Hast des abgeben zum Waschen. Des hast nie wieder gsehn. Wor automatisch wega.

Dann bin i da kommen auf die Hohe Warte. Da wors natürlich einladend. Samt der Polizei in der Döblinger Hauptstraßen. Dochrinnen owekreut und Du bist in Wien gwesen. Na, da hast kane 85 Kilometer zfuß geh müssen amoi. Da hat des dann anfangen, glaub ich, mit die Einbrüche. Stehlen und so. Schon gröber dann, also wirklich einbrochen. (...)

Da wor i zwölf Jahr alt oder dreizehn Jahr alt: Sieben Polizeibeamte ham mi auf die Hohe

---

<sup>261</sup> Heim-Jargon für das gewaltsame Rasieren einer Glatze, in diesem Fall offenbar einer Schneise durch die Haare, die den Zögling zwingt, sich anschließend selber eine vollständige Glatze zu schneiden. Dass der Direktor zu diesem Mittel greift, erinnert an die Auseinandersetzungen zwischen der Hitlerjugend und den „Schlurfs“ in den 1930er und frühen 1940er Jahren; die Hitlerjugend hat „Schlurfs“ mit für HJ-Maßstäbe langen Haaren in ihre Heime gezerrt und ihnen auf genau diese Weise die Frisuren zerstört; die Frisur ist Symbol der Jugendkultur und emotional hoch besetzt. Bei einem Teil des Heimpersonals ist diese nationalsozialistische Leidenschaft für den Kampf gegen libertinöse Jugendliche noch in den 1950er Jahren nachzuweisen; vgl. den Text des Heimleiters Jalkotzky im Bereich der Anmerkungen 27, 95 und 105.

Warte überstellt. Siebene. Für an zwölf- oder dreizehnjährigen Buam. Also des is schon sehr makaber. Aber worn wahrscheinlich net so ausgebildet. Dann, da war ich dann nur ein halbes Jahr, weil da bin ich wirklich nur zum Essen kommen. Wenns mich dawischt ham, zwei Tag, drei Tag dableiben, dann bin ich wieder abghaut. Also da wor i immer nur: Ausschlafen, essen, Schui gehn. Nachlernen, des was ma versäumt ham in dera Zeit und dann bin i wieder abghaut. In den zweiten Bezirk meistens. Der [Heinzl] war vom Zweiten, der [Marcello] wor vom Zweiten. Also mit die vom Heim - das steht eh da in irgendan Bericht drinnen - bin i dann da im Zweiten halt stehlen gegangen. Die warn vom Zweiten, die worn halt schon 18, 19 Jahr. Weil die ham a relativ viel schlafen können. Also die ham uns immer was zum Essen geben oder Zigaretten geben. Oder ham uns a - weil der Ferdi] hat damals schon a Wohnung ghabt - da ham ma (//) Nur des wor quasi Sichtweite von der Elternwohnung. Jetzt hamma - wenna möglich war, dass ma dortn eini kommen - hamma dortn schlafen können. Ansonsten hamma - weiß nicht - Venediger Au, Reichsbrucken. I glaub, i bin zwa Moi den Donaukanal durchschwommen. Wos dann auf der andern Seiten mit der Zön (Zille?) vor mir gstanden san. Zehn Meter vom Ufer oder dort unten bei der Lobau ((lacht)).

### *Eggenburg*

Ja und dann bin i kommen nach Eggenburg. (--) Und genau im Sommer und wor aber (--) dadurch, dass i was angestellt hab und net freiwillig da ausse gehen bin, hab i kan Heimurlaub kriegt. Jetzt bin i da draußen. San von olle Gruppen die was halt kane Eltern ghabt ham oder so san zamgfangen worden (...) Und der (Erzieher) hat mi net beim Rauchen erwischt, sondern er hat gerochen, dass i graucht hab. Zigaretten? Hab i kane. Hin oder her. Klesch, klesch, klesch. Hat dann die Gruppen aufgrissen: Kästen alle aufgmacht. Also die üblichen Durchsuchungen. Und hat aber nix gfunden. Und hat gsagt: I soll des zambaun. Sag i: Nix gfunden, nix zambaun. Ganz afoch. (--) I sois zambaun, sag i, wenn i (/) wenna was gfunden hätten, dann ja. Ansonsten na. Moch is net. Sei Schuid. Watschnt mi ausse bis in Waschsaal. Und des wor wirklich ein Saal. Da hast ghabt auf der anen Seiten Duschen, beidseitig a Waschbeckenwand. Na dort net. Dort wor nur auf aner Seiten. Also a Seiten Duschen und auf der andern Seiten die Waschbecken. Und er watschnt mi o. Und Watschn worn ma eigentlich wurscht. Die hab i eh schon kennt. Und i hab an (/) dawischt er mi so deppert und (/) beim Aug. Und i drah mi zum Spiegel und

siech, wie ma da des Bluat owerinnt. Und wies Blut gronnen is, is gangen klick und aus wors und i bin auf eam omanghängt und hätt eam den Schädel auseinander ghaut. Also i hab ihn so bei den (/) hab ihn so am Steinboden auflegt. San die andern grennt. Dann is a Erzieher kommen, der hat mich owetreten, sonst war der hin gwesen. (--) Hat mi dann gschnappt und hat gsagt, warum i des moch? Sag i, keine Ahnung. Sag i, wurscht, was i da mach, Hieb krieg i für nix und nix. Wurscht was. Also. Na warum i so bin? Sag i, ja, es hat ghaßen, i komm ham nach der Scheidung und was weiß ich für an Scheißdreck und jetzt bin i noch immer in die Scheiß Heime. Sag i: Mi interessiert net. Und wenn i mit zwanzig ausse geh is ma a wurscht. Und er hat dann gsagt, er nimmt mi auf sei Gruppen und hat dann mit mir sicher relativ lang und sehr viel und sehr lang gredt. Sagt er: Wennst Di (/) I kanns da net versprechen, i kanns da net hundertprozentig versprechen. Aber i setz alle Hebeln in Bewegung, dasst ausse kummst. Aber Du musst Di zumindestens a Jahr lang da jetzta halbwegs führn, sagt er. Weil sonst hab i ka Chance. Du musst was tun und i schau, dass i des (/) mei Bestmögliches tu, dasst hamkummst. Des hot er a dann wirklich eingehalten. Wobei i sagen muss: I hab ihn einmal so provoziert, dass er ma a Watschn gibt. Weil er hat gsagt, wenn er mir a Watschn gibt, flieg i um. Sag i: Die Watschn gibts net. Und (--) des wor halt dann so lang hab i ihn provoziert. Er is a dann gangen. Er hat ma drei geben: A normale Watschn. Lächerlich. Dann hat er mir geben a Druckwatschn. Lächerlich. Und dann hat er mir ane geben mitn Haxl vor. Bin i drüber gstiegen. Wor a lächerlich. Also i man, es hat zwar weh tan, aber umgfoin bin i halt net. Und er is weiß worden, hat si entschuidigt, is gangen, is von der Gruppen gangen (--). Glaub i a Stund lang wor ma allanig. Dann hat er mi zu eam ins Dienstzimmer grufen und hat sich (--) no amoi entschuidigt. Es tuat eam lad, des is eam noch nie passiert. Dass er so aus- (/) dass er auf a Kind hinhaut. Ja. Für mi wor der Kas gfressen. Wor nach wie vor auf saner Gruppen.

### *Ein schwuler Erzieher*

Und dann hat mi - wo is der? ((sucht in den Akten)) - des wor a schwuler Erzieher. Zöglinge worn a schwul. Und der hätt mi dann umbracht. (...) Immer provoziert.. Wennst ma partout a Watschn gibst, kann i maximal lochen. Des Lochen wird da vergehn. I hab dann no glacht, dann war i bewusstlos. Dann hat er mi ogwatscht und i hab immer nur glacht. Dann hat er mit die Fäust auf mi einghaut. I hab glacht. Dann hat er mi bis ausse

trieben zum Dienstzimmer und vorm Dienstzimmer hat er mich dann so gnommen und hat mi mim Schädel so gegen die Wand ghaut. Da san die Andern wieder owe grennt und ham die andern Erzieher gholt. Der wor komplett weiß. Der hat nimmer mehr gwusst, was er tut und i wor halt bewusstlos. Mi hams halt dann zur Sani gführt. Und ja, wobei i sagen muss: Dominanz. Es is net des passiert, was der Erzieher gsagt hat, sondern es is des passiert, was wir gsagt ham, also der Herbert und i. Also wir worn die unter Anführungszeichen die Heros. Also wir ham des Sagen ghabt, was passiert und was net passiert. Und ja und dann hat der Meinreder --- da wor i grad beim AKH auf an Psychologentest und mit irgendwelche Leut reden - ob i überhaupt fähig bin, auf die Menschheit losgelassen zu werden. Und da muss i sagen, ja, des wor i eigentlich.

### *Wieder bei der Mutter*

I bin dann zu meiner Mutter kommen. Ich glaub i hab sieben Lehrstellen ghabt, weil es zieht sich - wie gsagt - wie ein Faden durch mein Leben. I schau lang zua, i lass ma aber von niemandem was gefallen. Und irgendwann, wens dann zu viel is, dann explodier i und den anen Chef hab i a Flaschen owe ghaut, der hat dann abghoben. Und den Direktor hab i abgwatschnt. Also wurscht wo i dann wor. Dann bin i im zweiten Bezirk a no dazua aufgewachsen. Heute, heute is das ein Märchenbezirk. Damals wars ja (--)(//) Wennst was zum Sagen hast, hast as durchsetzen müssen. Also da hast nicht sagen können: Ich geh jetzt, sondern Du hast as auch durchsetzen müssen. (...) Und da san halt relativ viel Vorstrafen. Wobei i da auch einbrochen hab. Also Autos aufbrochen hab i damals.

Des Anzige, was halt nicht konträr zu meim Heimerfolg - wenn man das so bezeichnen kann - steht, des san meine schulischen Leistungen. Weil i wor immer guat in der Schui. A wenn i da in der Hohen Warte (//) Mir foit aber der Name nimmer ein. Da hats geben an Lehrer, der hat gsagt: Komm her, Du Trottel, setz Di her. Wir ham morgen an Test. Du worst jetzt zwa Wochen net do. Des und des ham ma gmacht. Dann is er quasi in seiner Freizeit is er da blieben und hat mit mir des gmacht, was ma gmacht ham. Waß i net, an Tag später, zwa Tag später ham ma Schularbeit gmacht und i hab alle Anser gschrieben oder Zwarer gschrieben.

## *Rückblick im Zorn?*

Die Hohe Warte is zuagsperrt und in Eggenburg glaub i wor i vor fünf, sechs Jahren. Das is a Erholungsheim. Des wo wir zu viert in an Zimmer gwesen san, mit Bett und Kasten und Tisch, des hat heute einer mit allem, mit Fernseher, mit Internet, mit allem ((lacht)). Für mich ist halt eine nachträgliche Bezeichnung: All die, die was im Heim das Sagen ghabt ham, ham auch dann heraußen irgendwas gschafft. Nur all die, was im Heim unterdrückt warn oder tanzt ham nach die andern Pfeifen, san nix worden. Nix worden. (...)

Paul Hubermann: Ja, die hams auch herausen nicht gschafft, weil sa sich (/) weil sie (//) Also für mich is das irgendwie: Wennst Dich da drinnen irgendwie net durchsetzen hast können in der Hierarchie, hast as auch herausen net gschafft. Weil mir is das wurscht: ich bin jetzta da da am 28. April wird das ausstrahlit von der Barbara Karlich, (--)  
Selbstbewusstsein, Stolz oder Arroganz. Wennstas nicht gschafft hast und wennstas schon als Kind net schaffst, wirst as auch (/) ja, dann bist immer der, ja, der der mitschwimmt. Und das san dann diese verkorksten Wixer, die klane Kinder ficken gengan. Is aso. Oder die daham die Oide schnoizen. Weil wenn er aufd Straßen geht und irgendan, der nur in Augenhöhe is, auf den traut er sich sowieso net gehn. Und jeder lasst sich von ihnen (//) Des hat er gsagt. Des is Obrigkeitsgefühl. Weil des hat (/) is ma scheißegal. Wenn i net dera Meinung bin, is ma des wurscht, was der gsagt hat. Dieses Obrigkeitsgefühl und des Obrigkeitsdenken und des ham halt leider Gottes nach wie vor neunzig Prozent. (...)

Interviewerin: Wie gehts Ihnen jetzt mit der Sache mit den Kinderheimen, nachdem das jetzt wieder aufkommen is? Is das für Sie sehr schlimm, das alles wieder aufzurollen?

Paul Hubermann: Na ja des is a Fangfrag gwesen. Klar fangst dann wieder an zum Nachdenken. (...) I hab mas net ausgesucht, i bin net freiwillig hier eini gengan. Also i muass mi a net geniern dafür. Aber kane Details. Aber im Globalen hab i net drüber gredt. Nur jetzta mit dem (/)fangst natürlich an, wieder alles (//) Vor allen Dingen fallen Dir dann Sachen ein, des hast schon lang gstrichen. Ich könnte Sachen zeichnen. Nur i mein, i tu relativ gut zeichnen oder malen. I könntat manche Sachen (/) könntat i zeichnen. Wie ein Foto. Festbrennt.

Interviewerin: Was zum Beispiel?

Paul Hubermann: Also wie die Erzieher unterm Baum gestanden sind. Die hätten den Baum nur umschneiden können. Auf dem Baum hat mich keiner erwischt. Da san fünf

Leute oman gwesen und wollten mich owe zahn und es is net gangen. Des wor wirklich wie der Tarzan. Also auf an Bam woar i daham.

## Peter Ruzik: „Es ist wichtig, das Bewusstsein zu entwickeln, wie Herrschaft funktioniert.“

Peter Ruzik wird im Februar 1959 als das zweite Kind einer Wiener Arbeiterin (Bedienerin) und eines Griechen geboren. Für das Jugendamt gilt der Vater als „nicht festgestellt“, Peter somit als „Mündel“ des Jugendamtes. Die ältere Schwester wird adoptiert und Peter lernt sie später nur einmal kurz kennen. Später heiratet die Mutter einen Mann türkischer Herkunft (im Akt des Jugendamtes wird er als „Fremdarbeiter“ bezeichnet), mit dem sie zwei weitere Kinder, ein Mädchen und einen Jungen bekommt. Der türkisch-stämmige (Stief-)Vater schlägt die Kinder häufig und betrachtet den ersten Sohn der Frau offenbar als unerwünschten und „fremdstämmigen“ Konkurrenten. Herr Ruzik berichtet aber auch von emotionaler Vernachlässigung durch die oft mit ihren Liebesaffären beschäftigte Mutter. Zuwendung erhält der Junge von der Großmutter, auch von der Schwester der Großmutter. Die Familie verbringt einige Monate in der Türkei, wo Peters Stiefvater ein Geschäft eröffnen will. Das Vorhaben scheitert, daraufhin übersiedelt die Familie in die Bundesrepublik Deutschland, wo beide Eltern einer Arbeit nachgehen, aber bald nach Wien zurückkehren. Peter wird im Alter von sieben Jahren (1966) in einem privaten Kinderheim in Wien 20, Stromgasse<sup>262</sup> untergebracht, von wo er die zweite Klasse einer öffentlichen Volksschule besucht. Dieses sog. Brigittenheim wird von ihm rückblickend (und im Vergleich mit den folgenden Kinderheimen) positiv bewertet. Auf Antrag der Mutter beim Bezirksjugendamt für den 3. Bezirk wird Peter 1969 auf die Kinderübernahmestelle (KÜSt) überstellt. Den Aufenthalt dort erlebt er als traumatisierend und gibt davon eine eindrückliche Schilderung (s.u.). Das Bezirksjugendamt für den 3. Bezirk gibt folgenden „Überstellungsgrund“ an:

„Die Mutter ersuchte ha. am 21.2. (1969) spontan um Heimunterbringung des Minderjährigen (Peter) und seines kleinen Halbbruders, da sie die Kinder durch den Stiefvater, bzw. durch den Vater für gefährdet hielt. Sie selbst verließ die eheliche Wohnung und ist nicht bereit, ihren derzeitigen Aufenthaltsort zu nennen. Sie hat bereits die Ehescheidungsklage eingebracht.“

Wie die an der KÜSt begutachtende Psychologin in ihrem Gutachten festhält, wäre Peter

---

<sup>262</sup> Brigittenheim: in Wien 20, Stromgasse, ein privates Heim; Peter ist hier während des Besuchs der 2. Klasse Volksschule, also ca. 1966, auf Kosten der Mutter untergebracht.

„vermutlich nicht überstellt worden, wenn die Mutter nicht darum ersucht hätte.“ Jedoch scheint sich die Mutter schon innerhalb weniger Wochen nach einer Versöhnung mit dem Ehemann anders entschieden zu haben. Wie dieselbe Psychologin aus ihrer Unterredung mit der Mutter notiert, verlangt sie

„nunmehr sehr affektbesetzt die Rückgabe des Mj. und wird dabei aggressiv (verbal) gegenüber der Sprengelfürsorgerin. Sie ist ein unausgeglichener, wenig gereifter Mensch, leichtgläubig, realitätsfremd-optimistisch bezüglich der Verhaltensänderung des Partners, sie entspricht dem Typus der „ungeordneten“ Mutter. (...) ein Heim mit heiminterner Schule (Wimmersdorf) adäquater wäre. Es wird zu Entlassung zur Mutter und Betreuung in der EB (Erziehungsberatung) geraten. Vermutlich wird die Mutter bei neuerlichen Schwierigkeiten einer Überstellung zustimmen, dann wäre Unterbringung in Wimmersdorf ohne GEH (Gerichtliche Erziehungshilfe) möglich – was für alle Beteiligten günstiger wäre.“

Ungefähr gleichzeitig mit dem Befund der Psychologin des Jugendamtes an der KÜST (im März 1969) wird ein Befund des Oberarztes Dr. K. von der Heilpädagogischen Station der Universitäts-Kinderklinik eingeholt. Der Oberarzt schreibt genau sechs Zeilen und beginnt, wie bei ihm üblich, mit einer quasi schulärztlichen Feststellung: „leichtes Diasthema<sup>263</sup> der oberen Schneidezähne.“ Ohne Angabe von Daten behauptet er, das Kind sei „intellektuell durchschnittlich begabt“, aber „sehr leistungsschwach“. Er diagnostiziert ohne nähere Begründungen „partiellen Infantilismus“.<sup>264</sup>

Ganz anders als dieses lapidare Gutachten des in diesem Bericht nun schon dutzende Male zitierten Oberarztes und „Heilpädagogen“ liest sich das sehr ausführlich gehaltene Gutachten der Psychologin des Jugendamtes in der Kinderpsychologischen Station der KÜST vom 29. April 1969. Sie zitiert – kommentarlos – Ks. Behauptung des „partiellen Infantilismus“. Offenbar ist es ihr nicht möglich, dieses „Gutachten“ in Frage zu stellen. Der Oberarzt ist längst eine graue Eminenz im System der Fürsorge. Im Weiteren stützt sie ihre Aussagen dann aber auf die diversen und seit den 1930er Jahren üblichen psychologischen Tests. Sie verzeichnet eine „etwas überdurchschnittliche Intelligenz“ (HAWIK-IQ 114) und hebt eine „überdurchschnittliche Abstraktionsfähigkeit und Beobachtungsschärfe“ hervor. (Vier Jahre

---

<sup>263</sup> Diastema (im Gutachten falsch geschrieben als Diasthema) ist die griechische Bezeichnung für die Bildung von Lücken zwischen den Zähnen, besonders zwischen den mittleren oberen Schneidezähnen.

<sup>264</sup> Befund über Mj. R. Peter, geb. ( ) 1959, Wien, 28. 4. 1969 gezeichnet von OA Dr. Kuszen; im Fürsorgeakt.

später wird dieselbe Psychologin dieselben Tests an Peter Ruzik im Heim Wimmersdorf wiederholen. Dies erfolgt anlässlich des bevorstehenden Wechsels des Zöglings vom Heim Wimmersdorf in das Heim Döbling / Hartäckerstraße. Die Testung im März 1974 ergibt einen HAWIK-IQ 127. Die Psychologin schreibt: „maximale Leistung im Allgemeinen Wissen und im allgemeinen Verständnis“, das „Gesamtergebnis ist überdurchschnittlich gut“; neuerlich und wortgleich hebt die Psychologin hervor: „die Abstraktionsfähigkeit und die Beobachtungsschärfe sind überdurchschnittlich gut“.)

Im Oktober 1970 erfolgt eine erneute Befundung des Kindes, diesmal in der Erziehungsberatung im Bezirksjugendamt Wien 3. Der Grund sind die erneuten Schwierigkeiten der Mutter mit dem gewalttätigen Ehemann. Die unterzeichnete Psychologin (Dr. B.) verweist auf die Gutachten aus dem April 1969 und hebt die „verschlechterte häusliche Situation“ (intensive Ablehnung durch den Stv, bevorstehende Scheidung der Eltern, nervliche Überlastung der labilen und problematischen Mutter“ hervor. Das Kind sei noch wesentlich irritierter als zur Zeit der Beobachtung auf der KÜST im April 1969. Nun sehe die Mutter die „Notwendigkeit einer Heimunterbringung“ ein; da eine weitere Unterbringung im Brigittenheim in der Stromstraße aus Platzgründen und aus finanziellen Gründen nicht möglich sei, stimme die Mutter der „Überstellung ins Kdh. Wimmersdorf (Administration, die bereits an der Kinderpsychol. Station (der KÜST) vorgeschlagen wurde, zu.“ Dementsprechend wird Peter Anfang November 1970 in das Heim Wimmersdorf (bei Neulengbach, Niederösterreich) überstellt.

Nach vier Jahren in diesem privaten, von der Familie Stellbogen betriebenen Heim wird im August 1974 ein Heimwechsel vorbereitet, unter anderem mit der neuerlichen Testung durch die Psychologin des Jugendamtes (s.o.). Der nun beinahe 15jährige Bub soll das Heim wechseln, weil er am Ende seiner Pflichtschulzeit steht. Vorgesehen ist das städtische Kinderheim Döbling (Hartäckerstraße).

Während des folgenden, ca. einjährigen Aufenthalts im Heim Döbling (August 1974 bis Mai 1975) besucht Peter die erste Klasse des TGM.<sup>265</sup> Er beschreibt sich als kreativen, musisch begabten, aber auch technisch interessierten Menschen. Kraft findet er in erster Linie in der Natur (Waldspaziergänge). Er ist bildungshungrig und versucht zu höherer Bildung zu

---

<sup>265</sup> TGM: Technologische Gewerbemuseum in Wien, kurz TGM, ist eine Höhere Technische Bundeslehranstalt, der staatlich autorisierte Versuchsanstalten angeschlossen sind. Das TGM bietet Schülern, die das 8. Schuljahr vollendet haben, eine technisch orientierte Ausbildung zum Beruf des Ingenieurs an. Es hat den Status einer Technischen und Gewerblichen Lehranstalt.

kommen. Er will unbedingt eine Höhere Technische Lehranstalt (HTL) besuchen, was ihm aber aufgrund schlechter Noten (in Englisch und Mathematik) in der ersten Klasse des TGM verweigert wird. Auch der Besuch eines musischen Gymnasiums wird von der Heimleitung Döbling / Hartäckerstraße nach Aussage von Herrn Ruzik nicht ermöglicht. (In der Akte des Jugendamtes findet sich dazu kein Dokument.) Daraufhin beginnt er auf den Rat der Großmutter seines Heimfreundes hin eine Lehre als Fernmeldemonteur bei der Post.

Im Mai 1975 übersiedelt Peter in das städtische Lehrlingsheim Augarten, wird jedoch schon etwa einen Monat später in den Haushalt der Mutter entlassen. Gegen Ende der Lehrzeit arbeitet er in einem bekannten und nach wie vor bestehenden elektrotechnischen Unternehmen in Wien 3. Er empfindet den patriarchalen Arbeitgeber als ausbeuterisch, u.a. weil er ihm Familienersatz vorgaukelt und das Bedürfnis des Jugendlichen nach Bindung ausnutzt. Nach dem Ende der Lehrzeit (November 1975) übersiedelt er für zwei Jahre in das Gesellenheim der Stadt Wien in Wien 10, Zohmannngasse. Aus dieser letzten Heimzeit stammt ein lakonischer, aber wohlwollender Bericht der Heimleiterin, der freilich demonstriert, worum es geht: um die möglichst unauffällige Einpassung des Jugendlichen in den Arbeitsprozess.

„Der Bub ist der Typ des weltfremden Idealisten, des zerstreuten Professors. Er ist vielseitig interessiert, weiß eine Menge Dinge, von denen die anderen keine Ahnung haben, interessiert sich für Musik, aber auch für Parapsychologie, ist aber ein Versager in Belangen des alltäglichen Lebens. Er hat z. B. Schwierigkeiten beim Brotschneiden oder beim Einsteigen in die Straßenbahn (er hat sich beim Einsteigen in die Straßenbahn die Hand gebrochen!) (...) Disziplinar macht er keine Schwierigkeiten. Er hat gute Umgangsformen, ist immer höflich und nett, wenn auch etwas linkisch. Sein Äußeres wirkt immer gepflegt. Er ist pflichtbewusst, es gibt nie Schwierigkeiten mit dem Arbeitsplatz oder mit der Schule. Er hat einen guten Kontakt zu seiner Mutter und ist auch oft bei ihr. Sie dürfte ihn auch finanziell recht unterstützen.“<sup>266</sup>

Etwa in dieser Phase hat Peter Ruzik eine erste Freundin. Der einzige Freund, den er aus seiner Heimzeit erwähnt, stirbt kurz nach der Entlassung aus dem Heim an Leukämie. Im Dezember 1977 wird Peter mit 18 Jahren aus der Administration der Fürsorge entlassen. Erst dreizehn Jahre später, im Jahr 1990, bricht Herr Ruzik den Kontakt mit seiner Mutter ab. Er macht sich mit einer Computerfirma selbstständig, was er im Nachhinein als Fehler bezeichnet, weil er sich damit physisch und psychisch stark überlastet. 2004 erkrankt er an Krebs. Er bezeichnet

---

<sup>266</sup> Gezeichnet Bock. Führungsbericht. Gesellenheim der Stadt Wien, 10, Zohmannngasse 28 (23?), 10. Jänner 1977. Im angeführten Heim seit 24. 11. 1975.

sich als Einzelgänger und als einsamen Menschen. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.

\*\*\*

Peter Ruzik: (...) Und mir is es wichtig, dass diese drei Aspekte -- Elternhaus, Heimaufenthalt und ganz wichtig die Jetztzeit. Des wäre mir wichtig, meine Sicht der Jetztzeit und vor allem die politische Situation jetzt (/) Weil (...) Es hat sich in der Herrschaftsstruktur ja nichts geändert. Das Verbrechen wird nach wie vor fortgeführt. Das Problem ist, dass also gegen die Menschlichkeit, also die Versklavung von Menschen, die Entrechtung von Menschen ein Verbrechen is, ja? Das kennt man erst seit der Französischen Revolution, also zumindest seitdem überhaupt die Menschenrechte schriftlich festgelegt wurden. Und deshalb besteht nach wie vor der österreichische Staat ununterbrochen aus Verbrechen. (...)

Okay. Aber ich will jetzt zum Wesentlichen kommen. Des da (deutet auf seinen Akt aus dem Jugendamt, den er zur Lektüre erhalten hat). Brauch ich aber lang, weil des Problem is des: Es is so perfid und dreckig, was da in dem Akt drinnen steht. Vor allen Dingen diese Psychologen-Verbrecher. Jetzt würde man sagen, ja, die Frau Doktor Sch., ja, diese Psychologin, des is eine Verbrecherin, ja? Die hat mich im Kinderheim Wimmersdorf natürlich auch interviewt und mir diese Orschloch-Rohrschach-Teste eingeben und hat mich natürlich in die Irre geleitet, na? Sie hat gsehn, dass ich intelligent bin und hat nur Sochen gsucht, um mich noch blöder zu mochen. Des is ja in Wimmersdorf net möglich gwesen, weil alle Intelligenten worn sofort wiederum das Material, besonders für die Frau Direktor, dass sie sagen kann, Ja in unserem tollen Heim hamma die Leut so gut behandelt und so gut fürs Leben vorbe- (/) dass aus ihnen noch was werden konnte. Deshalb hams mir ja die die HTL-Aufnahmsprüfung erlaubt, ja? Aber des steht ja bei mir genau drin mit der Frau Oberlehrer (...), wias ma des verhindert ham, ja? Aber ich war natürlich technisch nicht so begabt, ja? Auf der andern Seiten - aufgrund dessen, was ich da gsehn hab, na? - ich wor afoch nicht trainiert durch diesen einfachen Pimperlunterricht ist man net in der Lage gewesen, ein entsprechendes Training zu haben, dass man sich entsprechend vorbereitet. Des hab i net ghabt, na? Und außerdem hab ich einen alten Fernsehtechniker gekannt. Der is amal zu meiner Mutter kummen. Des war bevor ich nach Wimmersdorf gangen bin. Der hat gsagt, Jaja, Du könntest

auch vielleicht die HTL machen. (...)

Dann meine Großmutter. Die war korrekt und nett, aber war auch eine problematische Person, weil sie hat immer ihren Sohn geliebt. Der Fredl. Der wor olles. Ja, also mein Onkel. Also Bruder meiner Schwester. (--) Und die Mutter war des blede Mensch. Na? Hats immer gsagt, Was stehst denn da vorm Spiegel. Ja? Schaut a Aff ausse. Na? Weil sa sich immer für die Freunde schön gmocht hat. I bin als Kind drinnen gewesen. Sie hat immer gwant, weils immer Liebesprobl- (/) Kummer ghabt hat. Hat si mit irgendwelche Typen einlassen - ja? - die ihr wiederum Kinder gmacht ham. Abgetrieben, ding, was waß i was, ja? Und dann hats gwant, wors unglücklich. Hats mi sozusagen natürlich, I bin so unglücklich. Und so weiter. Ober Du bist a lieber Sohn. Und so hots mi immer in Arm gnummen. I hab gwusst, die hot mi zwor in Arm gnummen, ober des is (/) die hot nur ihre eigenen Interessen. Sie war liebeskrank. Oder was waß i. Extrem liebesbedürfnis- bedürftig. Is ja keine Frage. Die hat ja a ihre Traumatisierung von der Großmutter ghabt. Des is klor, na? I hab kan Hass mehr auf mei Mutter. Na? Weil i waß, wie des is. Aber jedenfalls: Sie is fremd. Auch meine Geschwister. Das hat sie gschaft. Ja. (...)

Bei mir hots ja keine sexuelle Belästigung gegeben, na? Bei mir hats ja die Schläge gegeben, die brutale Gewalt und dann zu Hause kommt dann noch, was ich an Brutalität erlebt hab. Aber es is mehr oder weniger die Vereinsamung, die Verhinderung von allem und jedem. Die Verhinderung meiner Bildung und und und. Des können wir dann durchgehn.

(...)

Also meine Mutter war eben völlig rücksichtslos. Die hat halt nur (/) die hat halt die Kinder gegeneinander ausgespielt. Und sie war so wie sie war. I waß net, welche Person sie war. Schau, Dei Mutter is a irrsinnig guater Mensch. I hab immer fleißig gorbeit. I hab immer (/) Hots a. Na? Sie wor a Haklerin. Sie war Bedienerin. Da hat sich eine schwere Vergiftung in einer Zahntechnik zu- (/) da is ihr die Hand steif worden, da warats fast gestorben. Die hot sich zu Tod ghakelt. Halt wie alle andern Hakler auch. Nan? Also de des hams ja mit mir auch vorghabt. Na? Jetzt hab i mi halt in die Pension gerettet. Na Gott sei Dank. Bin ich in Pension, solange sas überhaupt zahlen können. Ja? Und irgendwann verreck ich sowieso an dem System. Aber bis ich verreck, moch-ma noch die Reflexion, wie Herrschaft funktioniert. Weil des is die anzige Möglichkeit.

(...)

Vielleicht zu Ihrer Information: Mei Mutter - das geht ja eh da aus meinen Akten hervor - war mit einem türkischen Gastarbeiter verheiratet. Da gibt es eben Seyfull, ned? Und die Andra. Des san meine Halbgeschwister. Der jo der hat randaliert und so weiter und so fort. Ja, da gibts

noch a Begebenheit: Da hab i mi miassen amoi (/) da hots eine Ehestreitigkeit gegeben. Na? Und mei Mutter hat Todesangst ghabt, na? Und i hab scho immer, i hab immer Höhenangst ja? Und hab mich müssen dann vom ersten oder zweiten Stock, ja also Mezzanin, erster Stock, glaub i; na also zwa Stöcke, hab i müssen in den Garten auf geknüpften Leintücher runterlassen. Ja? Aber da hab i a söber Angst ghabt. Bitte, ja, und hol die Polizei. (...) Na was macht die Polizei? Na? Wann jemand kummt und a Polizei holt, sogns, es is eh net so org. Wos is passiert? Ka Blut geflossen. Eh alles leiwand. Und dann hab i gsagt, Nein, nein. Meine meine meine Mutter ist bedroht worden! Und und und so weiter und so fort. Der Kieberer hat gsagt, Na jo, kann ma nix mochen. Und dann hat mei Mutter gsagt, Misch Dich nicht in meine privaten Beziehungsangelegenheiten. (...)

Bei mir wor er (der Stiefvater) wenig handgreiflich. I man, manchmal hat er mir irgend a Watschn geben oder an Rempler, weil er wor ja ziemlich stork. Ober i wor immer der Sohn vom Scheiß-Griechen. Jo? Weil mei Vater wor a Grieche. Des wor die erste Ehe, wo i meine echte Schwester, die eben dann in Pflege kommen is in der Steiermark - zu der hab i überhaupt ka Beziehung ghabt. Dann irgendwann bin i mit meiner Mutter moi mei Schwester besuchen gangen und da wor mei Mutter natürlich (/) also meine Schwester völlig entfremdet, na? Und dann wor mei Mutter angfressen, hat gsagt, Wau, meine eigene Tochter erkennt mich nicht mehr! Und und sie hat so Besitzverhä- - wie soll ma sagen - so ein Besitzbewusstsein gehabt. Na? Ihre Kinder san ihr Besitz.

So ungefähr hat es sich abgespielt. Also i wor immer der Scheiß-Grieche, ja? Und i wor der Beziehung im Wege, na? Dann hab i da natürlich irrsinnige Angst ghabt, weil i die vielen Abtreibungen mitbekommen habe, dass immer, wann die kopuliert ham - ja? - i gsagt hab, Um Gottes Willen, machts das net, weil es kommen dann wieder Kinder und die miassen in a Heim. Hab i schon als Kind gsehn. (...)

Die hot sich mit ihrem Mann sowieso das Leben zur Hölle gemacht. Die ham sich gegenseitig vernichtet. Körperlich, geistig, seelisch, ja? Vernichtet. Die hat zig Abtreibungen ghabt ohne Ärzte, ja? mit Engelmacherinnen und so weiter. Wies damals üblich wor. Und hot die Kinder beim Häusl owe lassen, na? Und dann hat mei Mutter immer gsagt, Wannst Du Di net so aufführst! Waßt eh, weil dann geh ich zur Polizei und dann sog i, Du hast mich angegriffen. Und dann kummt in a Heim! Also sei schön brav! - Des hob i a gmocht, aber bin trotzdem in a Heim kommen. (...) I glaub, des reicht, ja? Es ist eine völlige Vereinsamung gewesen. Ich habe auch keine Beziehung zu ihr. Sie war wie ein fremder Mensch.

Interviewerin: Es ist ein rundes Bild.

Peter Ruzik: Ja, es ist ein rundes Bild.

### *Exkurs zu einer ORF-Sendung und zu einem Strafprozess*

Peter Ruzik (Pseudonym) zeigt während des Narrativinterviews der Interviewerin auf seinem Laptop Bilder von Bernd J. Rantscheff – heute ein berühmter Maskenbildner in Hollywood – der ebenfalls im Kinderheim Wimmersdorf war. Außerdem zeigt er der Interviewerin einen Film, der auf 3Sat ausgestrahlt wurde, über Roland Zavani, der in der Zeit des Dritten Reichs im Heim Wimmersdorf war, als Frau Stellbogen bereits Direktorin war. Herr Ruzik erzählt den Film in Ausschnitten nach. Er hat versucht, mit Zavani Kontakt aufzunehmen. Behörden in Österreich haben ihm Auskunft verweigert. Nach Aussage von Zavani werden im Dritten Reich mit den Zöglingen von Wimmersdorf Waffenübungen und Geländeübungen – also eine Art vormilitärischer Ausbildung im Heim und dessen Umgebung abgehalten. Einige Kinder, die nicht als „erziehbar“ gelten, werden zwischen 1938 und 1945 vom Heim Wimmersdorf auf den Spiegelgrund überstellt. Dies geht aus jüngeren Untersuchungen über den Spiegelgrund hervor.<sup>267</sup>

Nach einem kritischen Bericht im Fernsehmagazin „Teleobjektiv“ 1980 kündigt das Jugendamt der Stadt Wien sein Vertragsverhältnis mit der Familie Stellbogen im Jahr 1981; in Folge dessen wird das Heim geschlossen. 1982 kommt es zu einem Gerichtsverfahren gegen die Familie. Der Vorwurf lautet, im Kinderheim Wimmersdorf seien Zöglinge misshandelt worden. Angeklagt werden Margarete Stellbogen (78) ehemals Direktorin, Heimmutter und Heimleiterin des Kinderheimes Wimmersdorf, sowie ihre Töchter Erika H. (Diplomfürsorgerin, 38) und Helga L. (52), beide Töchter leiten das Büro des Heimes. Die Staatsanwaltschaft wirft Frau Stellbogen und ihren Töchtern vor, im Kinderheim Wimmersdorf zwischen 1971 und 1980 Zöglingen körperliche und seelische Qualen zugefügt zu haben. Im Strafantrag ist von Schlägen bis hin zur Bildung von Blutergüssen und Striemen, von stundenlangem strafweisem Stehen in der prallen Sonne und Zwang zur Durchführung von bis zu hundert Kniebeugen die Rede.

---

<sup>267</sup> Zum Spiegelgrund s. Anmerkungen 60-74. S. Regina Böhler, Tabellarische Auswertung des Geburtsjahrgangs 1931 der Wiener KÜSt, in: Ernst Berger (Hg.), Else Rieger (Redaktion), *Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung*, Wien/Köln/Weimar 2007, 413 ff., S. 426: Tabelle 25: Todesort „Am Spiegelgrund“ im Geburtenjahrgang 1931 der KÜSt: Wimmersdorf: 3. D.h. aus dem Heim Wimmersdorf kamen 3 auf dem Spiegelgrund getötete Kinder, die dem in der KÜSt registrierten Angehörigen des Geburtsjahrgangs 1931 angehörten. Zum Vergleich: Aus dem KÜSt-Heim kamen 4 aller „Am Spiegelgrund“ getöteten Kinder dieses Jahrgangs.

Auch die Staatsanwaltschaft wird – wie das Wiener Jugendamt – durch die ORF-Sendung auf das Heim Wimmersdorf aufmerksam. Ein Fernsehteam der Sendung *Teleobjektiv* unter Klaus Gatterer erscheint im Herbst 1980 im Kinderheim Wimmersdorf und versucht eine Reportage zu drehen. Die Direktorin gestattet dies nicht und weist den Journalisten die Tür. Am 16. September 1980 sendet *Teleobjektiv* dennoch einen Bericht über das Kinderheim und bringt Interviews mit ehemaligen Zöglingen, ohne deren Identität preiszugeben. In diesen Interviews erheben die Zöglinge die dann vom Staatsanwalt aufgegriffenen Vorwürfe gegen die Leiterin und die ErzieherInnen des Erziehungsheimes. Am 25. Juni 1982 kommt es zu einer ersten Verhandlung vor Gericht, der Richter hat keine Zeugen geladen und die Verhandlung wird vertagt. Die Identität der Interviewpartner der Fernsehredaktion wird festgestellt: Es sind durchwegs Jugendliche aus Wiener Familien, d. h. sie wurden alle vom Wiener Jugendamt an das Heim Wimmersdorf überstellt. Am 4. August 1982 erfolgt eine zweite Verhandlung. Helga L., eine der Töchter der Heimleiterin, wird einvernommen. Als Zeugen des Staatsanwalts sind Helmut N. und Andreas A. geladen. Am 3. September erfolgt eine weitere Verhandlung. Erika H., Tochter der Heimdirektorin, ist geladen, erscheint aber nicht, angeblich wegen Erkrankung. Die Verhandlung wird vertagt. Der Anwalt der Angeklagten erreicht, dass Margarete Stellbogen wegen ihres hohen Alters als verhandlungsunfähig erklärt wird. Wie die Beschuldigten Erika H. und Helga L. vor Gericht angeben, sei das Heim regelmäßig von Vertretern des Wiener Jugendamtes besucht worden. Ein Arzt (Dr. R. aus Asperhofen) habe regelmäßig Kontrollen im Heim unternommen.<sup>268</sup>

Einige Zeit nach dem Interview mit ihm mailt uns Herr Peter Ruzik ein Schreiben des Österreichischen Staatsarchivs, das bestätigt, dass Herr und Frau Stellbogen, die das private Kinderheim Wimmersdorf bis 1981 führten und vom Jugendamt der Gemeinde Wien mit Kindern ‚beschickt‘ wurden, eingetragene Mitglieder der NSDAP waren. Alfred Stellbogen war von 1938 bis April 1945 Bürgermeister von Johannesberg, einer Nachbargemeinde, Mitglied der NSDAP und „Zellenleiter“; Margarete Stellbogen arbeitete seit 1924 in dem von ihren Eltern gegründeten Kinderheim. Sie war hier die gesamte Zeit des Dritten Reichs und bis zur Kündigung des Vertrags mit der MA 11 und zugleich Schließung des Heimes im Jahr 1981 Heimdirektorin, Heimmutter und Erziehungsleiterin.<sup>269</sup>

---

<sup>268</sup> Quelle: <http://erziehungsheim-wimmersdorf.blogspot.com/2011/12/meine-heimaufenthalte.html>; (gesehen 28. April 2012)

<sup>269</sup> Vgl. Heimverzeichnis der MA 11 – Psychol. Dienst 1967); Österreichisches Staatsarchiv, Brief an Peter Ruzik, Kopie im Besitz der Verfasser). Vgl. Karl Cervik, Kindermord in der Ostmark, Münster 2011, S. 28. Vgl. Robert Klement, Schläge aufs Glied. Prügelorgien und sadistische Exzesse zählten jahrelang zum Alltag in einem niederösterreichischen Pflegeheim, in: Profil Jg.,

*In der Kinderübernahmestelle (KÜSt)*

Also in der Kinderübernahmestelle. Da war ich zwei Mal dort, na? Einmal ein paar Monate.<sup>270</sup> Da bin ich natürlich auch in eine Sonderschule gegangen dort. Da war ich irgendwie so geschockt und traumatisiert. Aber i kann mich wohl an diese Repressionen erinnern, na? Und für mich wor ja (/) des Brigittenheim wor ja für mich schön, na? (...) Julius Tandler. Mutter. Kinderheim Wimmersdorf. (dies liest Peter Ruzik aus einem Formular des Jugendamtes, in dem die Stationen der Reihe nach mit Datumsangabe aufgelistet sind.) Ober dazwischen - ja? - bevor i nach Wimmersdorf - war i wieder im Julius Tandler Heim. Do wor irgendwas. Ober des steht da irgendwo net drin. Es kann sein, dass ich nur (-- ) in die Kinderübernahmestelle kommen bin und mi mei Mutter der Fürsorgerin mitgeben hat und die hat mich dann nach Wimmersdorf also geführt.

Interviewerin: Können Sie sich noch an irgendetwas aus der Zeit erinnern?

Peter Ruzik: Aus der KÜSt? Ja, des was ich gschrieben hab. Also es is dieses Schrein und Wimmern der Kinder - ja? Die Watschen von den Kindern. Der (/) Die Gewalt und immer diese Angst irgendwo hingbracht zu werden. Ja? Und die medizinischen Untersuchungen und dann die größeren Kinder, die uns Angst gmacht ham, ja? Und uns Horrorgschichten erzählt ham, na? Pfau, da is arg und da werds treten und gschlagen und pfau. Und so weiter. Weil die san wiederum zruckkummen in die Kinderübernahmestelle und dann woanders hin verfrachtet. Und für mi wor des a totaler Schock, na? Weil i wor kla. Also i waß jetzt net. Also für mich (/) ich kann mich (/) des wor so traumatisch, das ich mich praktisch an nix erinnere. Aber des: Ich hatte das Gefühl, der Aufenthalt schien ewig anzudauern. Des war wichtig, dass ich des gschriebe hab. Es es es war eine Art (/) i kann des net beschreiben, des Gefühl. Des is alles an mir vorbeigezogen. Und vor allen Dingen die Schui. Weil des wor ja a Sonderschui. Da wor ma ja mit mit mit Leut zusammen, also grauenvoll. Es wor eigentlich schlimm, na? Und i hab wirklich Angst ghabt vor Psychiater und Psychologen. Und da hat ma si ja net spün dürfen. Wann ma (/) wann ma da irgendwie falsch taxiert wurde - na? - is ma da irgendwohin gekommen. Und die ham uns ja natürlich auch gedroht. Na? Wanns ihr net brav seids... Und so weiter. Und natürlich warn in der Kinderübernahmestelle so viele Kinder unterschiedlichen Alters. Da hats natürlich Gruppen gegeben, ja, wann i mi so dunkel erinnere, wo die klanen zam

---

1982.

<sup>270</sup> Vom 21. Februar 1969 bis 30. April 1969. Laut Akte des Jugendamtes.

worn. Und glaub i Mädchen und Buam worn getrennt und die Altersstufen schon a bissl unabhängig voneinander. Aber im Hof ham ja olle gemeinsam gspüt und die die Hackordnung unter den Kindern wor ja damals a scho (...) Und dann hams eben erzöht, was alles so erlebt ham, na? Und dann hams gsagt: Na da is ganz besonders arg. Na des wos Du erlebt hast, des is nix. Do is eh nix. Aber da wirst schau. Und so weiter, na? Des wor, ja, es wor praktisch ein Ort (/) es wor eigentlich eine Art militärisch (/) militärische Disziplin, weil da hats keine Widerrede geben. Weil wir wurden verwaltet. Es waren irrsinnig viele Kinder in der Kinderübernahmestelle. Na? Des war so eine medizinische Betreuungseinrichtung<sup>271</sup> auch dabei, na? Und man war irgendwie wirklich gefährdet, in diese Mühlen zu kommen oder irgendwo hingebracht zu werden. Oder vor allen Dingen irgendeine Injektion zu kriegen. Ja, guat, des warn bitte die siebziger Jahr. Des wor zwanzig Jahr nachm Krieg. Na ja und der Gross war ja noch Gutachter. Also da hat man sich net spielen dürfen.

### *Im Kinderheim Wimmersdorf*

In Wimmersdorf war ich schon verlassen. Das hab i schon gwusst. Da war ich verlassen und verschissen. Und die Mutter ist wieder wie eine Glucke drauf ghängt, hot mi auf Ausgang gnummen deshalb. Des anzeige, was die Fürsorge guat gmocht hat, dass sie mir am Anfang net zu viele Ausgänge gestattet hat. Aber des wor auch nur halbherzig. Die hätten mich überhaupt meiner Mutter wegnehmen sollen und mich zu - wie haßt des - adoptieren, zur Adoptierung freigeben sollen. Ja dann gibts natürlich noch dann das Heim Döbling - ja? - da gibts ja die diversen Kiwanisclub und Rotariertreffen. Na das Fressen, was ausgerichtet wurde. I sag (/) die Fleischschau hamma immer gsagt. Auch die Erzieher ham gelacht. Und mei Erzieher war irrsinnig nett. Hat er gsagt, Ja, Du bist afoch zu oit. Du wirst nimmer mehr adoptiert. Und i hättat wirklich a Adoption braucht. Es hot an irrsinnig netten Rechtsanwalt geben, den Doktor Riemer. Des wor a irrsinnig dicker Mensch, irgend so a Kiwanis-Club oder Rotarier-Mensch. Den hob i amoi in seiner Praxis besucht. Und der hot ma (/) das wor a sehr netter Mensch. Und i hab gsagt, I tät ganz gern die Matura-Schule Doktor Roland machen. Aber die konnte ich nicht mochen, weil i ja ka Geld verdien mit meiner Lehre als Entschädigung. Hat er gsagt, ja, er spendet mir a bissl wos. Und i hab dann a poor Monate lang hob i dann Matura nachhoin woin. Und nachdem i a musisch interessierter Mensch wor, hab i dann versucht, Blockflöte und Querflöte zu lernen, ein Musikinstrument zu lernen. Weil ich ja eh auch ein

---

<sup>271</sup> Gemeint ist wohl die Psychologische Beobachtungsstelle, an der die Psychologinnen die Kinder beobachten und testen und ihre Gutachten verfassen.

humanistisch interessierter Mensch bin. Und hab gsagt, eigentlich für das brauch ich ka Matura. Weil i hab müssen mein ganzes Leben lang mir olles söber beibringen, na? Was mir bei der Matura rein geistig abgeht, wäre vielleicht ein gutes Wissen in Latein und Griechisch. Ober net, weils so konservativ is, sondern Latein und Griechisch - es is wichtig, dass ma Latein und Griechisch kann, weil es is einfach die (/) unsere Kultur is auf dem aufgebaut, na? Und unsere Sprache und auch die ganzen Englisch, Französisch, Italienisch ist auf auf dem gegründet. Und es is afoch wichtig, dass mas kann. Jetzt hab i des net glernt, weil i des sowieso übersetzen tua und sozusagen die Fremdwörter extra nachschlage. Ich war immer arm - ja? - war unterprivilegiert. Und i hab ma dann müssen schau, wie kann i jetzt mit aner Hackn - ja? - (/) als Fernmeldemonteur war-i bei der Post und wie i bei der Post fertig wor, bin i zu an Ausbeuter zum B(xxx) & H (xxx) kommen, in a Ausbeuterfirma. Na? Der hot mi (/) der hot mi natürlich psychologisch packt - na? - weil ich ich hab keine (//) Alle Leut, die zu mir freundlich warn, hob ich so als Art Familienersatz gesehn.

Interviewerin: Wir waren bei der KÜSt.

Peter Ruzik: Ja genau. Genau. Bei der KÜSt. (...) Mei Mutter hat mi dort abgeliefert und i hab so des - i muass jetzt die Augen zuamachen, dass i des Gfühl spür. Da bin i eini und es hat so nach Speisen gerochen und dann hab i schon die Kinder schrein ghört und dann bin i in des Ganze eingedrungen. Und i hab gwusst, da bin ich verloren. (--) Das Problem is des: Es is ja net nur die KÜSt. I kumm in a Heim, dann wieder ausse. Dann is do sche. Dann wird des wieder unterbrochen. Dann kumm i in die Türkei. Do wer i wiederum weg (/) ausse grissen aus der Struktur. Dann muass i wieder umdenken. Dann kumm i wieder zruck, dann muass i wieder Schui wechseln. Nach Deutschland, ja? Dann werd i wieder aussegrissen. Kumm wieder zruck. Dann kumm i in die KÜST. Kumm i wieder zu meiner Mutter.

(...)

Interviewerin: Wie is Ihnen das erklärt worden, dass man Sie ins Heim gibt?

Peter Ruzik: Des is a guate Frage. Mei Mutter hat afoch folgendes gsagt: Weil Dich der Onkel [Gülcan] nicht leiden kann, musst Du nach Wimmersdorf. Das ist ihre Begründung gewesen. Also die die Frau war a Wahnsinn. Also i sag net wahnsinnig, sondern des wor eine völlig haltlose (/) des (/) i muss ma diese Brutalität vorstellen. Des is unglaublich. I tät des meinem Kind net sagen. Na? Deshalb hob i a kane Kinder, weil wahrscheinlich sogat i des a. Schon aus Angst, dass i a Kind schlecht behandel, hob i kane Kinder, na?

Interviewerin: Können Sie sich noch erinnern an die Gespräche mit der Psychologin?

Peter Ruzik: Na an die kann i mi net erinnern. Na, na. Aber i kenn des. "Intellektuell durchschnittlich begabt, aber durch Konzentrations- - st- (//)" Da muass ma sich vorstellen:

Intellektuell durchschnittlich begabt. Aber: Durch Konzentrationsstörung gelegentlich sehr leistungsschwach. Also für den Staat nicht brauchbar. Eigentlich ins Gas mit ihm. Na? Des is die Übersetzung. (--) Und des kummt in mir hoch, ja?, dass ich immer diese diese KZ-Fantasien hab. Die hab ich jetzt no. Oder die die die Chefärzte in der Krankenkassa. Die Chefärztin, die Blonde, hot eh ähnlich ausgeschaut wie die Frau Direktor Stellbogen, wirklich. (...) Jetzt a poor Johr, bevor ich in Pension gangen bin - na? - wie in in Krankenstand wor vom Psychiater, weil i den den Druck vom AMS nimmer mehr ausghoiten hab in der Krankenkassa. Dann hams mich widerrechtlich abgemeldet von der Krankenkassa. Dann hab i müssen wiederum Rechtsmittel ergreifen, was irrsinnig er- erniedrigend und vor allen Dingen gefährlich war. Und ham des natürlich dann abgestritten. Und dann hams mich aber wieder angemeldet. Und solche Gschichten, na?

Da steht: „Motorische Unruhe, je nach Situation. Das ganze Zustandsbild entspricht einem partiellen Infantilismus.“ Na? Das is praktisch schon eine sogenannte Pathologisierung, ja? Und des Problem is ja des: (...) Des is genau a typisches Beispiel. Man richtet zuerst den Menschen zugrunde. Dann zeigt er ein gewisses Verhalten. Und des wird gleich zu seinem Nachteil interpretiert. Des is genau (/) und des macht der K. und des macht die [Psychologin Sch.]. Und die hat mich mehrfach begutachtet.

Interviewerin: An was erinnern Sie sich sonst noch aus der Heimzeit?

Peter Ruzik: (...) Natürlich ist mein Vertraun in meine Mutter nämlich instinktiv (...) völlig erschöpft. (...) Dann hats mi wieder nach Wimmersdorf und in Wimmersdorf kummt der ganze Schaß mit den Erniedrigungen, na? Weil über Wimmersdorf brauch i nix erzöhn. Diese pausenlosen Peinigungen - na? - die hob i eh gschildert. Es gibt nu a poor andere. Zum Beispiel des auf einem Fuß stehn und mit Hände vor und mit Büchern beschwert.

Abwechselnd die Füße bis zur Erschöpfung stehn. Mit dem nassen Handtuch geschlagen. Dann ham sich natürlich auch die Kinder selber Knöpfe in die Handtücher gmacht und wir ham uns selber geschlagen, na? Dann ham die Erzieherinnen zuagschaut und wanns zu vü wurden is, is der Peiniger und der Gepeinigte wiederum verhaut worden, na? (...) Ja, wie in einem KZ.

(...)

Es ghörn die Verwalter, die Beamten ghörn a dazua. Des ghörn diejenigen dazu - des is a Hierarchie, na? Do unten ist das Vieh. Des san in dem Fall die Kinder im Heim, na? Was kriegen die? Die müssen ins Heim (//) Die werden afoch nur beaufsichtigt. Da gibts ka Liebe. Da gibts nur Beaufsichtigung. Das heißt, sie (/) die Kinder müssen - i sog jetzt mit meinen Worten - sie müssen systemfähig gemacht werden. Des haßt: es is dem Staat wurscht, ob die

jetzt kriminell werden oder net. Des is sogar guat fürn Staat, dass sie kriminell werden. Weil je krimineller sie (/) sie so in rauschgiftsüchtig (werden, dann) sterbens. Is die Mortalität größer. Es geht im Kinderheim Wimmersdorf, das ist ja eine faschistische Veranstaltung gewesen, eindeutig, ja? (...)

Dann müssen sie systemfähig gemacht werden in der Schule. Ein möglichst einfacher Unterricht, (/) Und der Unterricht is a wurscht. Wichtig is, dass die Kinder Rechnen und Schreiben lernen. Und zwar so viel Rechnen, damit sie die Rechnungen zahlen können und beim Billa oder beim Anker einkaufen können. Lesen ist wichtig, damits die Kronenzeitung lesen und fernsehen können. Und dass sie Zettel ausfüllen können beim Amt. (...) Dann machens irgendeinen Beruf, handwerklich, ja? Da kriegens schon a Chance, ober nur ane. Und wanns dann net spuren, dann werns (/) dann richten sa si eh (dann begehen sie ohnehin Selbstmord). Weil wanns nur vier Jahre Wimmersorf durchlaufen, reicht des, dass Sie so zerstört san seelisch, dass Sie, wann die klanste Klanigkeit im Leben passiert, san sie einfach nimmer mehr systemfähig nach außen.  
(...)

Bei mir hats ja keine sexuelle Belästigung gegeben, na? Bei mir hats ja die Schläge gegeben, die brutale Gewalt und dann zu Hause kommt dann noch, was ich an an Brutalität erlebt hab. Aber es ist mehr oder weniger die Vereinsamung die Verhinderung von allem und jedem. Die Verhinderung meiner Bildung. Dann kommen die Psychologen. Und die Psychologen ham ja nur eine Aufgabe: Die Menschen irgendwie (/) das Gehirn so zu waschen, dass sie systemtauglich san, na? Und des (/) Und eben dem Staat die Möglichkeit bieten aufgrund von Krankheitsbildern - na das genügt ja, na, da bei: „Minderjähriger wirkt bei Gespräch schizoid.“ Danke. Des wor ois? Und damit hab ich natürlich keine Chance ghabt, dass ma die a Matura zahln, na? (...)

Ein Mensch versteht ja dieses Leid nicht. Deshalb ist ja des uninteressant, was ich und andere gelitten haben. Andere ham noch mehr gelitten als ich. Des is uninteressant, des Leid. Es geht immer nur: Welche Mechanismen führen dazu, dass sowas passiert. Das Geschehene kann sich jederzeit wiederholen. Jederzeit. Genauso is es. Und es wiederholt sich bereits. Egal wo ich daham war, ich hab kein Zuhause gehabt. Egal ob ich jetzt in Wimmersdorf oder bei meiner Mutter war.

Natürlich: „Minderjähriger wirkt bei Gespräch schizoid.“ Wann jetzt der Direktor vom Heim Döbling jetzta sagt, Der Erzieher Heinrich sagt, Na mit dem könntat ma was machen. Er braucht zwar irrsinnig lang, klor, aber er wäre humanistisch begabt. Geb ma ihm in a

humanistisches Gymnasium. Der Almhofer sagt, Na ja, der brodeln so lang. Wer weiß, ob er des schafft. Vielleicht kenntat ers oder a net. Dann gibts irgendn Sitzung in in der Gemeinde. Steht was? „Wirkt bei Gespräch schizoid.“ Na sam ma deppert, dass ma dem da die Matura brennen? Na? Zum Schluss kummt der nu auf irgendn Posten und und tuat Kinder verzahn oder irgendwas. Na? Des genügt. Nu ein Satz. I bin net schizoid, i bin Paranoiker, verdammt noch einmal, na. Damit is ma mei (/) hams ma meine Matura versaut, diese Gfraster. So. „Erzieher bemüht sich um Umschulung des Bubens ins Gymnasium. Wenig aussichtsreich.“ Na klor. Steht wenig aussichtsreich durch des schizoid davor. Übrigens, das is die gleiche Schrift. Wird wahrscheinlich der (/) der oder die Psychologin sein. (...) Die hab i söber ghabt. Die hat mir amoi an Rohrschachtest gmocht im Kinderheim Wimmersdorf, dieses Gfrast. Na? Da is ausse kummen. Da kann i mich an einen Umstand erinnern. Ich wor ja eigentlich wor ich ja sehr intelligent, ja? Ich wollte immer alles besonders guat mochen, ja? Einfach weil ich ein ein zwangs- (/) ich bin ein zwanghafter Mensch. I will immer alles guat mochen. Des woitat i do a. Dann wor i natürlich sehr immer auf Dankbarkeit aus. Und damit ich ja alles gut moch, weil mei Mutter hat ma des so eintrainiert. Na? Also und dass ich ja alles bestens mach, weil i hab ja an das System und an die Gesellschaft, an die guten Menschen und an den Staat und an des hab ich alles geglaubt. Übermoralisiert war i, ja? Die Psychologen sand so. Warum? Weil die Psychologen san die modernen Priester und tuan nix anders als die Menschen systemfähig machen. (-) Leider is es so. Ja, na dann hats ma an Test gmacht und hat sie mich gfragt folgendes Fremdwort: Modus. Was bedeutet Modus? Und i hab gsagt, Oi, i weiß es net. Ober hab i gsagt, Es steht sicher bei uns im österreichischen Wörterbuch drinnen. Fremdwort. Da müsstat i nachschaun. Und sie hat gsagt, Na, des is net guat, des vermindert jetzt die Punkte. (...) Ganz im Gegenteil. I hättat noch mehr Punkte kriegen sollen, weil ich nämlich gewusst habe, dass ich es nicht gewusst habe. Und dass ich gleichzeitig gewusst habe, dass i durtn nachschaun kann ((lauter und deutlicher)). Das is die Art. Na das erlebenS mit die Psychologen, na? Des Problem is des: irgendwann ist meine Anpassungsleistung an diese Art der Gesellschaft erschöpft. I kann mi a nimmer mehr anpassen an diese Gesellschaft. Des geht nimmer mehr. I bin zwar ethisch in Ordnung, ja, oder so. Aber i kann mi (/) i kann mi in diese Gesellschaft wirklich (/) wirklich, meine Anpassungsleistung ist erschöpft. Das geht nimmer mehr.

Interviewerin: Welches Verhältnis ham Sie zu Ihren Mit-Zöglingen gehabt?

Es ist ein KZ-Verhältnis. (...) Des haßt, die Kinder werden erstens amoi der Privatsphäre beraubt. Im Kinderheim haßt des, Du muasst durt hin gehn, Du muasst immer in der Gruppe

gemeinsam sein. Gemeinsam spielen, gemeinsam des. Du muasst aber in der Schui sehr guat sein, weil des is wichtig, des muass ma (/) Und moch jo kane Föhler, weil sonstn gibts ka Zukunft mehr. Des haßt Du wirst immer unter Druck gesetzt. Und in Wimmersdorf is es so, dass Du immer unter Druck gesetzt wirst mit einfachen Sachen. (...)

Interviewerin: Ham Sie sich einmal dagegen aufgelehnt in der Kinderheimzeit?

Überhaupt net. Das das unmöglich. Weil da hast ka Chance ghabt. (...) Die Erzieher schüren - ja? - schüren die Aggressivität der Zöglinge untereinander und bestrafen dann beide immer gleichzeitig. (...) Sie wisen eh, ein gewisser Prozentsatz verreckt, weil die Menschen schaffen ja diesen Druck nicht, na? Und im im Zuge des Systemfähig-gemacht-Werdens heißt: Du bist da praktisch in einem Gefängnis. Du derfst da net ausse. Des haßt: Wo sollst Du Dich beschweren? Bei welchen Sozialamt? Dann kommen die Lehrer. Und des hab ich ja auch aufgeführt: Die Lehrer selber sind noch gut, weil die Schule wor unsere - also zumindest hab i das empfunden - die Schule, dass ma da irgendwas glernt hat und sich gfreut hat, dass ma irgendwas gmacht hat, ja? Dass man sich interessiert hat. Aber der Unterricht war sehr einfach gehalten und die Lehrer warn eigentlich streng. Und Du hast Dir net erlauben dürfen irgendwelche depperten Fragen zu stellen. Und vor allen Dingen: Die Lehrer ham sich alle nicht interessiert, was im Kinderheim is. Die ham ihr Hackn gmacht. Des hams abspielt. Fertig.

Und dann hats welche geben, die ham natürlich aufbegehrt. Aber die san getreten, getreten, getreten worden und die ham dann später versagt, waßt? Und i hab gwisst, hab so an Instinkt ghabt: Es gibt einen Punkt - das ist so ähnlich wie bei der Folter und das ham die Erzieherinnen gwisst. Ham übrigens auch manche Lehrer gwisst. Du kannst einen Menschen brechen. Wenn ein Mensch gebrochen ist - und zwar so, dass es jetzt noch nicht auffällt, aber dass der Samen Jahre später wirkt. Und eigentlich fast alle Zöglinge - übrigens in an Mädchenpensionat passiert genau das Gleiche. Und die Menschen, die am meisten gebrochen sind, das sind diejenigen, die besonders hart aufbegehrt haben. Die wurden gschlagen, gschlagen, gschlagen (...) Da gibts ein Ding, wo sich die Buam zum Sport gmacht ham, gegen die Erzieherinnen und: Wer hoit am meisten Schläge aus? Und diejenigen, die am meisten Schläge ausghoiten ham, worn dann Jahre später die ersten, die daran zerbrochen san. Aber schon lang, wies ausm Heim draußen worn. Die san rauschgiftsüchtig worn, die san renitent worn oder die san afoch seelisch an gebrochenem Herzen zugrunde g- (/) Es gibt ja eine unglaubliche Dunkelziffer.

### *Sexualität: Schmauchelsklaverei*

Mit der Sexualität und mit der Schmauchelsklaverei. Ja. Also ich selbst habe nicht (/) also ich bin weder von Erzieherinnen noch von Lehrern noch von Zöglingen sexuell belästigt worden, ja? Jo, Ausgreifversuche als junger Bua, ja? Da fangst an a bissl zum Ausgreifen und dann sagst, na, wüsst net oder so, ja? Und i hab immer die Sexualität abgelehnt, durch die Beobachtung meiner Mutter mit den vielen Abtreibungen. Also prinzipiell is Sexualität in unserer Gesellschaft folgendes Problem, weil es ein Herrschaftsmittel ist. Und natürlich ein Tabu, und ist ein Erpressungsmittel, Und es geht darum, also bei der Schmauchelsklaverei - also beim Oralverkehr: Da muasst net unbedingt homosexuell sein. Und diejenigen, die ihn blasen ham lassen, worn net homosexuell. So ähnlich, wies in die Gefängnisse is. Da wird einer zur Frau definiert und das Arschloch rennt den ganzen Tag. Solche Sa- (/) also den Analverkehr hats meines Wissens nach nicht gegeben in Wimmersdorf. Aber sehr wohl des Schmaucheln. Also erstens einmal: Das Schmaucheln wurde Dir angetragen, ja? Du kannst ma an blösen. Na? Schmaucheln, eh schon wissen, na? Und so. Das hats immer geben. Und zwor von Stärkeren. Und da gibt es bestimmte Opfertypen, die auf dieses Spiel sich einlassen und auf diese Abhängigkeit drauf hineinfliegen, dass sie das mit sich machen lassen. Die ham sich zum Beispiel irgendwie geheim irgendwo in an Raum daneben oder unten im Schuhputzkammerl oder im Woschsaal oder irgendwo oder im Wald (/). A poor ham draußen Tschiff (Posten, Wache) gstanden und a poor ham drinnen was gmacht und es war ein Tabu, dass die Leut, die für das net worn, das nie zu Gesicht bekommen ham. Es ist wirklich so. Es is so wie im Gefängnis. Es ham die Erzieherinnen gwusst, es hot die Direktorin gewusst. Vielleicht hams sogar die Lehrer gwusst, i waß net. Aber das war ein Tabu. Wie eben Sexualität is.

I kenntat ma vorstellen, dass einer ein Schmauchelsklave war. I mechat jetzt sein Namen net sagen. Aber des wor so a Klaner, Zarter, der a bissl piepsend wor und si nix sogen hat traut. Der gerade ein ein ein Mensch (/) ein sehr sklavischer Mensch is. Vom Grund herauf. Natürlich worn wir alle Sklaven, weil wir ham nix anders glernt. Aber beim Schmaucheln is ja des: durch das sexuelle Tabu geht es darum, erstens einem Menschen etwas aufzuhalsen, der nicht homosexuell is. Eine Tätigkeit, die einem Homosexuellen zugeschrieben wird, na? Ah, er war ein Bläser. Na? Du Bläser, Du! Aber der muass söber net homosexuell sein, der eam an blösen losst. Sondern er bringt einen Anderen in eine unterwürfige Position, wo eigentlich derjenige, der im ondern an blost - jo? - sowieso der Stärkere is, weil der kann eam in jedem

Augenblick eam obeißen oder die Eier ausreißen und der is tot, ja? Ober der mocht des net. Und des is der der Triumph. Wann des in irgendeiner Weise nur aufflieagt - ja? - dann san beide psychiatriert. (-) Na? Bei der Psychiatrie, die es gegeben hat, ja? Des des Leben is zerstört. Des is höchst gefährlich. Des (/) also des schafft an Aufruhr. Und vor allen Dingen die Direktion, die Lehrer, die Erzieher, die müssen des olles vertuschen. Des muss ja ois vertuscht werden. Und die ham ja alles vertuscht.

In einem Kinderheim passiert das, was der Staat will und die Gesellschaft will. Das aber verheimlicht wird. Und zudem Du gebracht wirst. Und es ununterbrochen geleugnet wird. Es passiert alles zu Deinen Ungunsten. Natürlich hats Ärzte gegeben, die ausse kummen san. Zum Beispiel der [Roman Wunder]. Den kenn i. Der is Arzt geworden. Guat, manche sind Ingenieure geworden und so weiter. Aber die meisten Menschen ham Probleme ghabt. Aber söbst die, die Ärzte gworden san und Ingenieure - das kann nicht spurlos vorbegehn.

(...) das is ja ein wichtiges Wissen, was ich mitteile für die Gesellschaft. Da muss ich dahinter stehn. (...) Ich will nix anonymisiert. Und ich will haben, dass auch ein anderer Wissenschaftler mit mir reden kann. Muss ja net mit mir reden. Er kann ja a meinen Blog lesen, weil ich werd jetzt dann andere Sachen auch noch auf mein Blog schreiben. Vor allen Dingen das, was ich gesellschaftlich jetzt angedeutet habe. Ich hoffe gut genug. Ober des mechat i noch veröffentlichen, na klar. Weil des is ja das Wichtige. Es ist nicht wichtig, was ich gelitten habe. Die Schmerzen und die Qualen, das ist uninteressant. Wichtig ist, das Bewusstsein zu entwickeln, wie Herrschaft funktioniert. Das ist mir wichtig.

## Albert Thuner: „Und auf einmal ist man eingesperrt.“

Albert wird 1954 geboren. Er hat sechs Geschwister, die Mutter ist Hausfrau, der Vater kümmert sich nicht um die Kinder. Mit 16 Jahren kommt Albert wegen Drogenkonsum und Diebstahl in die Bundeserziehungsanstalt Kaiserebersdorf. Immer wieder flüchtet er heim zu den Eltern und Geschwistern. Darauf erfolgt in der Anstalt die Bestrafung mit Einzelhaft, Essensentzug und Aufenthalt in der Strafgruppe. Gewalt unter den Jugendlichen und auch gegenüber den Erziehern ist hier an der Tagesordnung. Nachdem er aus der Erziehungsanstalt entlassen ist, muss Albert noch drei Monate Gefängnis absitzen. Mit 21 Jahren heiratet er. Mit seiner Partnerin eröffnet er eine Damenboutique. Einen Posten bei der Gemeinde verliert er rasch wieder. In den 1970er Jahren dealt er mit Haschisch im Libanon. Später dehnt er den Drogenhandel auf Mexiko und Bolivien (Kokain) aus, von wo er nach Österreich importiert. Wegen Drogenhandels verbüßt er insgesamt fünf Jahre Gefängnis aufenthalt in Stein, St. Pölten und Garsten. Während eines Aufenthalts kommt es zur Scheidung seiner ersten Ehe, aus der ein Sohn hervorgegangen ist, der später bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt.

Er heiratet ein zweites Mal. Die Frau trennt sich von ihm, als er ein weiteres Mal inhaftiert wird. Das Kind, das er mit ihr hat, kann er nicht sehen und ist 2011 drei Jahre alt. Im Moment befindet sich Albert Thuner auf Bewährung auf freiem Fuß, lebt in einer Beziehung und bezieht eine staatliche Mindestsicherung. Er macht kleinere Drogengeschäfte, allerdings nicht mehr im Ausland. Er wartet darauf, dass die Bewährungszeit abläuft und er in Pension gehen kann. Dann möchte er nach Thailand auswandern. In Europa rechnet er sich keine Chancen mehr aus. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>272</sup>

\*\*\*

Albert Thuner: Also reinkommen (in die Bundeserziehungsanstalt Kaiserebersdorf) bin ich eigentlich übers Gericht. Da war a so a (/) in der Freiheit ham ma da so a Kleinigkeit ghabt und da bin i eingewiesen worden. Na ja, i kann des gor net sagen, wie lang i dort wor. Aber halt

---

<sup>272</sup> Narrativinterview, geführt von Mag. Andrea Smioski am 12. Mai 2011, 14:00-16:30 Uhr, im Sitzungszimmer der KJA.

mehr als die Hälfte von der ganzen Zeit hab ich auf der Strafgruppe verbracht. Na durch die Fluchten was i ghabt hab immer, na? Ich war sechzehn, siebzehn. I waß gar nimmer so genau, ehrlich gsagt, na? Und jetzt schaut ma natürlich, dass ma von dort wega kommt. Des is a logisch, na? Der Grund war: weil ich hab in Kommunen glebt, net? (...) Und da worn so Klanigkeiten immer schon mit an Joint und so Sochen hoit, na? Na ja und da bin i zu drei Monat verurteilt worden.

Interviewerin: Wegen Haschisch?

Albert Thuner: Na ja ((ausweichend)) und und so Diebstahl wor auch dabei da, ne? Na was glauben Sie, in die 1970er Jahr, was das war früher. Also heute gibts da nix, aber das war damals was Arges, na? Ja und da hab i die Verhandlung ghabt und dann bin ich eingewiesen worden. (--). Und dann war i mal dort, na? Und das Bestreben natürlich wor, na so schnell wie möglich von dort wieder weg zu kommen. Des is a logisch, na?

(...) Na ja und mit jeder Flucht natürlich is ma dann, wenn man wieder dawischt worden, is ja gor ka Froge, net? Das is ja net so wie heute, dass die Jugendlichen spazieren gehen und foit net auf. Früher, wenn man um elf am Abend auf der Straßen gangen is, wor ma schon amoi a suspekta Person. Na? Na ja und dann is ma auf die Strafgruppe natürlich kommen (--), des wor so drei Monat. Des wor so a Einzelzelle. Dortn hat ma es Bett ghabt, am Abend hat ma sei Gwand zam glegt. Das hat ma dann wieder raus geben. Hat a gewisses Pensum ghabt. Zum Beispiel: wir ham da so für die Etiketten so klane Splinter machen müssen, wo das Preisschüdl oman hängt. Des kennens eh. Oder Feierzeug. Na ja und je nachdem dann, wenn man des Pensum net gschafft hat, hat man natürlich kane Zigaretten ghabt. (--). Und amoi am Tog wor halt Spaziergehn und des wor die Stund und des wor die ganze Freizeit. Und hot ma des Pensum nicht gschafft, dann hat man auch am Wochenende keine Freizeit gehabt. Na ja und das hat sich dann immer wieder fortgesetzt. Na? Wenns mich dawischt haben, bin ich wieder geflüchtet und nach der zweiten Flucht dann hab i schon kriegt einen Tag Fasttag bei Wasser und Brot in der Absonderung. Weil die hats ja auch immer so geben ein, zwei Wochen dafür. Des is a ganz klor. Na ja und dann bei der letzten Gschicht, was i ghabt hab, da hamma an Ausbruchversuch ghabt auf der Strafgruppen. Da bin i dann auf a Außenstö (Außenstelle) kommen nach Neunkirchen, na? Das wor dortn a eigener Stock. Also des wor a Gfängnis eigentlich für die Leut von Kaiserebersdorf. Na ja und dann plötzlich is des geschlossen worden und dann hams mich entlassen: unerziehbar. Und dann hab i drei Monat a no sitzen dürfen dafür. Statt dessen, dass i des in Kaiserebersdorf gmacht hab, weil ich als unerziehbar entlassen worden bin - jetzta war auch kein Erfolg da - hab i dann drei Monat noch in Knast gehn a können noch der Entlassung.

(...)

Na ja und was der Werdegang war dann: I hab mit einundzwanzig Jahr dann gheirat (--). Da hob i bei der Gemeinde gorbeit sogor. Ja ((lacht)), als Portier. Ja und dann is da a was dazwischen kommen und so bin ich dann gekündigt worden und dann wor i eigentlich selbstständig. Da hab i a Damenboutique ghabt, eh da vorn in der Grüentorgassen mit meiner geschiedenen Frau. Na jo und dann is da auch was dazwischen kommen wiederum, net? Dann hab i fünf Jahr in Stein kriegt. Also vier Jahr plus zehn Monat Wertersatz, acht Monate Finanzersatz. Des wos i jetzt noch vom Zoll hab. A Treuhandschrift vom Komplizen. Es wird ja ein Zoll vergeben beim Drogenschmuggel geben. Na? Und der Zoll wollte für die geschmuggelte Ware einen Zoll haben, net? Weil ich ja das nicht verzollt hatte. Und da hab ich an den Internationalen Gerichtshof gschrieben. Die ham gsat, des is eigentlich (/) (...) Aber da war Österreich bei den Menschenrechten noch nicht dabei, also warn wir net zuständig dafür, net? Und da hab i insgesamt dann fünf Jahr gmacht.

Interviewerin: Und was heißt Finanzersatz?

Albert Thuner: Entweder zahlen oder sitzen. (...)

Interviewerin: Wieso sinds da erwischt worden?

Albert Thuner: Na, i bin net erwischt worden ((lacht)), sondern a Transporteur is mit dreißig Kilo verhaft worden auf der Grenz und der hat gsagt, des hab ich alles inszeniert. Na? Und des Gericht - jetzt gibts den Paragraf nimmer mehr - is zur Annahme gekommen, dass ich es war.

Interviewerin: Und die Konsequenzen ham Sie nie abgeschreckt? Sie ham ja doch Einiges dann ausgefasst, wie ich das verstanden hab.

Albert Thuner: Na ja, was hätt i denn anders machen sollen. I kann ja nix anders. (--). I kann ja nichts anderes. Im Libanon lang hab i mim Haschisch des gmacht. In Mexiko und Bolivien hab is mim Kokain gmacht. Aber des hat mi net abgeschreckt, weil i ma ehrlich gsagt bis heute nix denk dabei. Also ja klor, i krieg mei Straf, keine Frage, net. Und des is des anzige, wo is net versteh oder verstehn muass. Aber i hab ja niemand geschadet. Na? Dass i sagen könnt jetzt, i hab irgendjemand was weggenommen, betrogen oder bestoihn oder ausgraubt, net? Du wüsst was? I besorg das. So. Was is da so schlecht dran, na? Wennst jetzt a Zigarette brauchst, besorg is da. Der Zigarettenhandel is dasselbe. Denken si de was dabei? Genauso hats ja die Schmuggler geben beim Whiskeyschmuggel, na und. A jeder hat trinken. Wanns dich dawischt ham, hast halt a a Pech ghabt, na? Und heut is halt genauso mit die Drogen. Der

größte Dealer is der Staat. (--)) Weil was der mit die Jugendlichen aufführt, mit dem Subtitol, mit die ganzen Programme, des is a Frechheit.

Interviewerin: Sind das quasi Medikamente oder?

Albert Thuner: Na das san die Ersatzdrogen fürs Heroin ((aufgebracht)). Und jeder der was zum Doktor geht, bei der Apotheke, wenn man da schaut, stengan Schlangen, weilsas trinken müssen dortn. Des geht von der Pharma aus und des kostet den Staat ja ein Vermögen. Und die Pharma verdient sich krumm und dämlich. Also i bin als Drogendealer jetzt abgestellt worden. Des aber der größte Drogendealer, was überhaupt gibt. Des is die Pharma. Und der Staat unterstützt die ganze Sache. Und wens dann ins Gfängnis kommen, dann sitzens drinnen dortn. Ham natürlich gleich (/) kriegns die Drogen ja weiter, weils ja krank san. So und wenn er ausse kummt, was soll er denn machen? macht er dasselbe, was er zerst gmacht hat. Na? das is der ewige Kreislauf. Und die meisten (/) das Elternhaus is sehr desolat. Na? Beruf gibts kan. Weil wenn er auf die Drogen is, was soll er für an Beruf machen? Kann er ja nicht ausüben. Na ja. Is a Frage der Zeit dann, bis er da reinkommt wiederum, na?

Interviewerin: Wie war das bei Ihnen mit der Herkunftsfamilie?

Albert Thuner: Na, mei Vater hat si nie kümmert um uns. Wir warn sieben Kinder, also ka Zeit net. Ja? Orbeit. Die Mama am Herd quasi, wies halt früher üblich wor, na? Na jo und so mei Schwestern und Brüder, die ham alle an Job und san olle guat. Bis auf mein an Bruader. Der is a da jetzta. Weil der wor in Eggenburg, net? Von sieben zwa. Is ja net so arg die Quote. Oder? ((lacht)) Ja, wenn mans a so siecht. Na jo. Na jo. Aber es is ois (/) es fangt wirklich, wie gsagt, wenn i s jetzt so siech, alles mit der Jugend wirklich an. Des prägt. Und vor ollem, wenn ma vom Heim ausse kommt: Ma hot ja ka Orbeit mehr kriegt.

Wenn der gehört hat: Kaiserebersdorf, pf, na. Wos ((gedehnt))? Du worst durtn? Wor glei sofort amoi (/) Da worst gleich amoi unten durch. Aber der Ruf is so voraus geeilt. Genauso wens ghaßen hat: Man kommt nach Stein. Na? Das is dasselbige. Na? Also der Ruf is amoi do, net? Na und die Leut worn damois ja sowieso voreingenommen. Weil heute kann i mit 30 Jahr noch a Lehr anfangen. Aber früher, wennst kommen bist mit 18 Jahr und Du hast nix glernt ghabt, hat der gsagt: Na wos moch i mit Dir? Der wü ja net. Na Finger weg.

Aber wie gesagt, so gesehn übers Leben kann i mi net beschwern. Mit einigen Abstrichen halt, net. Überblieben is ma nix anderes, also was hätt i tuan soin? Hätt i einbrechen gehn solln oder

oder eine Bank überfallen? Des kann i afoch net ((lacht)), für des bin i zduhm oder zfeig, je nachdem ((lacht)). Ja, i sags, wies is. (...) Also das is wie wie ein Brandmal. Das nimmst einfach mit. Ja, das bleibt.

Interviewerin: Und das Heim war quasi ein Ersatz für einen Gefängnisaufenthalt?

Albert Thuner: Na als Jugendlicher wor des. (...) Also i hab quasi das Heim gmacht und nochher no die drei Monat Strof a nu dazua. Hätt i die drei Monat gmocht, hätt i ma das Heim erspart. Na, na, da bin i dann heeresunwürdig. Sofort am nächsten Tag wieder zaus gschickt worden.

Wengan Heim, ja. Ja, weil da (/) das war der Professor Mader, der wor in Kolksburg und der wor der Heerespsychologe von Österreich, na? Und den hab i von Kaiserebersdorf kennt, der wor so für uns do oder a nicht, je nachdem. Und der hat ma dann das Attest ausgestellt, dass net gut is, wenn i durtn wär. Der hat ma des ausgestellt zum Glück. (--) Ja, weil sunst (/) des war sicher net guat geworden für mi. Weil glei nach dem Heim wieder die Autorität. Wieder die Uniform, net? Obwois im Heim keine Uniformen ghabt ham, nan? Aber trotzdem, die Autorität is dieselbe: Platz, Fuß, Sitz. Na? na, wie mas bei an Hund sagt, net? Also deshalb hab i a die Probleme mit Autorität. Und auch am Orbeitsplatz, na? Deshalb hob i immer allanig gmocht, na? Und überhaupt in dem Gschäft muass mas allanig mochen. Muass ma si auf sich söber verlassen. Des geht ja net. Wenn da a poor sitzen und da ham ma a Gremium und tuan da beratschlagen ((lacht)), da wird nix ausse kommen. Des siecht ma nur im Fernseh.

Interviewerin: Ham Sie in Kaiserebersdorf, hat ma da nix glernt, kan Lehrberuf, nix?

Albert Thuner: Na ja, oja. I hab angfangt in der Buchbinderei, aber aus an anzigen Grund: dass i gschaut hab, dass i so schnell wir möglich wega kumm von dortn. Na geh, glernt. I hätt ja die Zeit gor net ghabt. Des anzige Bestreben wor, wie die nächste Möglichkeit do wor, nur schwupp, weg damit, na? Und bei der zweiten Flucht, was i ghabt hab, bin i vom dritten Stock bei der Dachrinne mitm Noththemd wega gwesen. Heute tät i mi vom ersten Stock nimmer mehr owetraun bei der Dachrinnen ((lacht)). Na jo.(--) Na jo, des is da so. Über die Jahre, ja, wie gsagt wissat (//) Ja, was anders machen, wenn i von Anfang an könnte, ja, tät is mit dem Sport mochen, ja? Aber das is dann a nimmer gangen. Für des wor i dann a schon zu alt. Also net zu oit, sondern da hab i schon a Frau ghabt und wega mit dem Ganzen, ja. Aber sunst. Oder i wär Finanzminister, na? Des wor zum Beispiel a Idee. Da könnt i a mochen wos i wü,

na? Und kaner könnt ma was tuan. Des wor zum Beispiel a Idee. (...)

Interviewerin: Könnens mir von Kaiserebersdorf was erzählen? Weil ich hab von dem Heim noch überhaupt nix gehört.

Albert Thuner: Na jo, wie gsagt, wie beim Bundesheer, net: In der Früh der Morgenappell um sechs Uhr, net? Da is Frühsport gemacht worden. Na ja und dann hat ma Feuerzeug gestopft oder Splinter zupft oder die andern waren in die Betriebe, in der Küche oder im Hof. (--) Hm? Das war jeden Tag derselbe Ablauf. Und am Wochenende vielleicht, wens gut gangen is, hat ma Besuch ghabt, na? (...) Und wie gsagt: Aufd Nocht hot ma eben den Nachtscherm eini kriegt. Wor ja nur a Bett drinnen. Und vorm Fenster wor noch a Gitter auf da Stroffgruppen, dass ma eben das Fenster aufmachen hat können, na? Na dass ma net irgendwie (/) Aber eh im zweiten Stock oman. Is eh niemand hinkommen, na? Hats eh kane Möglichkeiten mehr geben. (...) Also die Gruppe wor afoch abgesperrt und wenn was auf der Gruppe passiert is, war die Kollektivhaft und die Sippenhaftung.

Interviewerin: Und wie ham so Strafen ausgeschaut?

Albert Thuner: Na ja, Ausgangssperre zum Beispiel, na? Wenn der ham woit zur Mutter, net? Sofort wega die ganze Sache. Und das war das Härteste natürlich für die Leut, na? Und wenn aner geflüchtet is, hat die ganze Gruppen des mitbüßen müssen. (...) Die einen ham das hingnommen, die andern hams weniger hingnommen, na? Und ja, vor allem es war halt so, weil afoch Zucht und Ordnung, net? Und wens net passt hat, dann is der Schlüsselbund kommen. Des wor so a Lederriemen so brat, net? Mit den Schlüsseln und oim. Und den hat ma dann ins Kreuz kriegt oder so, ja? Oder zur Straf hat ma mim Zahnbürschtel die Fließen putzen dürfen. Na? Und des worn halt so Klanigkeiten halt immer. Und es wor immer permanent. Net? Und Du worst afoch (/) Du worst für die Leut net vorhanden. Der hat dich in der dritten Person angesprochen zum Beispiel. Orzt oder so irgendwelche Sachen. Nur was hast bei dem gmacht, na? Dort hat si zum Beispiel aner, der wor a bissi, na a bissi dumm oder so, ja? Der hat mit die Finger griffen in die (unverständlich). Die ganzen Fingerkuppen abgeschnitten, na? Is aber nicht entlassen worden. Na? So. Und es warn ja a Leut da drinnen - was i mi no erinnern kann - (---) da ham die Eltern sogor zahle müssen dafür, dass der dort is. Die worn natürlich länger dort, ne? Weil da hats a Geld geben. Bei mir hats ja ka Geld geben, weil i damois ja kans ghabt hätt. Also da warn so einige Leut dort, die dort wirklich net hinpasst hätten. Also die hätten in ein Lehrlingsheim oder in ein Internat ghört. Die ham dortn da (/) I waß net, wies denen nachher gangen is. Sicherlich net guat, weil die ham dortn alle Schikanen von die Häftlinge - kann ma net sagen, dass ma warn - von die Mitzöglinge und von die Erzieher. Und immer aufs schwächste Glied natürlich, na? Und da warn in jeder Gruppe einige

dabei. Also wirklich. Die, die hams wirklich net afoch ghabt. (--) Na, des worn de, die was mehr oder weniger über die Eltern reinkommen san. Also da war sogar der Sohn von einer Opernsängerin amoi dort, wie ich mich erinnern kann, ja?

Und des arge wor ja dann des: Du hast dann ghabt immer so nach einem Jahr vor der Entlassung zwei Kommissionen. So da san dann vier so Herrschaften zam gessen. Der Direktor und ich waß net wer. Und die ham gsagt, okay, ja, der ist entlassen. Bei der nächsten Kommission, bei der zweiten, hat aner gsagt, na. Und das ganze hat dann wieder von vorn anfangen. Na? Und olle drei Monat wor so a Kommission dann. Und wennst das erste Jahr eingreicht hast quasi, hast a Glück ghabt, dasst nach anahoib Jahr (/) dass a si ausgangen is vielleicht, na? Weil meistens am Anfang is immer alles abgelehnt worden.

Ja und was war sonst? Ja, Sport hamma a gmacht halt. Na, machen ham müssen, zwangsweise. Und sonst wor das alles die Monotonie. Na wie gsagt, i kann von die Betriebe net reden, weil i wor nur amoi ganz kurz und sonst war ich ja auf die Strafgruppen. Und dann wie gsagt, weils auflassen worden is, weils umfunktioniert worden is auf ein Gfängnis, na bin ich dann entlassen worden. Ja, achtzehn war ich, ja genau, weil sonst hättens mich gar net ausse ghaut. Richtig, genau so wors. Ja. Wenn i mi so richtig erinnere. Weils jetzt das Gfängnis is, ja.

Na ja und in der Korrektionszellen wors natürlich ganz fein, weil da wor gar nix drinnen außer des Klo und am Abend is dir geben worden eine Matratzen. (--) Ja und das wor a ganz lustig: Da san immer die Rotzn von der Gärtnerei aufd Nocht auffe kreut. Da wor so a so a soa Gummimatten so a schwere ghabt zum auffe legen am Abend aufs Klo, na? (---) Und dann is der Ratz kommen. Na, den hab i gfüttert immer. Der is da jeden Tag kommen. Des wor die anzige Abwechslung. War auch herrlich. Und in der Korrektionszellen zum Beispiel is ma gar net ausse kommen. Also net amal die Stund dann. Na? Is ma gessen und hat nichts da drinnen ghabt.

Interviewerin: Wie lang?

Albert Thuner: Na ja, an, zwa Wochen. Je nach Härte vom Direktor, was er halt verabreicht hat. Nach der Flucht oder nach irgendwelche Sachen, was ma halt angestellt ghabt hat, na? (--) Und des war a Raum, na des war der Keller. Und a Raum, a Plastikboden und das wors. Und am Abend is die Matratzen und die Decken kommen.

Interviewerin: Und wie bleibt man da bei Sinnen?

Albert Thuner: Des is a guate Froge jetzta ((lacht)). Na jo, des kann i Ihna gor net beantworten, wenna mi jetzta fragen. Na, waß i gor nimmer. Na, wenn ma jung is, steckt ma des afoch leichter weg. Heute tät das anders ausschaun bei mir. Weil graucht hab i a nix. Also wos net so wichtig für mi. (--) Jo und i glaub auch durch das Trotzverhalten und ois, net, also so quasi na, mit mir net und des und des. Ja? Und i hab mi so halt aufbaut ghabt. Na? I hab gwusst, wenn i ausse kumm, na ja, es braucht zwa, drei Monat wiederum. A Möglichkeit gibts immer, na? Na ja und des wor halt des ma (/) wos ma eigentlich egal war so gesehen, na? Weil i habs eh net ändern können, na? (--) Ja. Aber wie gsagt, des worn halt Leut, die dortn wirklich net hinghört hätten. So. Die hams verdammt schwer ghabt, ja. Aber so, wie gsagt, wenn man jung is, es geht afoch vorbei.

Aber wos ich mich eigentlich frag is: Wozu es die Institution überhaupt geben hat. Weil dacht hat sich niemand was. Es hat ja kaner profitiert von de, die was eini kommen san. Na ja, es war für die Erzieher wars halt a Job, na? Aber dass ma sagen hätt können, ja, es hat irgendwas gändert an der Einstellung von die Leut, so meines Wissens nach nicht. Weil wie ich dann in Stein draußen war, hab i gwusst, der is durtn, der is da. Und des wor alles von der Generation, mit der was ich war in Kaiserebersdorf. Des is quasi so der Werdegang: Kaiserebersdorf, Rüdengasse, Stein. Ja, des wor so wie ein Plakat, wast halt mitghabt hast, wennst von Kaiserebersdorf kommst. Und des hab ich dann auch in Stein bemerkt. (...)

### *Keine Chance auf einen Job*

Keine Chance auf einen Job, als Lehrling nicht oder wo anders auch nicht. Weil damals ham die Leut gwusst, was Kaiserebersdorf wor er, na? (...) Mit achtzehn Jahr hast keine Lehre mehr anfangen zu meiner Zeit. Wie gsagt, heute kann ma anfangen an neuen Umschulungskurs oder wie auch immer. Das war früher net der Fall. Na? (--) Na ja hab mi a umschaun müssen, dass i über die Runden komm, sag ma so. Und was ma no net kennt hat, das hat ma dort dann glernt in Kaiserebersdorf. Weil wirklich alles dort war. Vom Einbrecher bis Drogenhandel. Also alles, was es nur gibt. Net? Also im Frühstadium, ja? Und die Leut hat man dann draußen natürlich auch wieder getroffen.

Aber wie gsagt, irgendwelche Skrupel oder moralische Bedenken oder so irgendwas, das tät ma bis heut net in Sinn kommen. Weil i schädig niemand, i nimm niemand was wega. Also für mi moralisch is vertretbar. Sag ma so. Vom Gesetz her passts net, keine Frage. Aber na guat,

jetzt is des eh vorbei, na? ((lacht)) Jetzt hat sa si eh erübrigt. Na? Jetzt kann i nur warten, bis die bedingte Strafe aus is und dann schau, dass ich die Frühpension krieg, dass i dort owe (nach Thailand) mich vertschüss, dass ich meine Ruh hab. Andere Möglichkeit besteht nimmer mehr für mich. Na?

## Angelika Fischer: „Ich hab zwei tolle Kinder. Ich hab keines davon jemals abgeschoben!“

Angelika wird 1974 geboren. Sie ist ein ungewolltes Kind. Abtreibungsversuche der Mutter scheitern. Es ist nicht klar, wer der Vater ist. Die Mutter gibt das Kind schon früh zu Freundinnen oder zur Hausbesorgerin. Auch die Großeltern, bei denen die Mutter in den ersten Jahren noch wohnt, übernehmen das Kind gelegentlich. Die Fürsorge schaltet sich ein und das Mädchen kommt ins Heim Hinterbrühl, von wo sie nach einiger Zeit ins Heim Hohe Warte überstellt wird. Von den Heimen erzählt sie, dass die Erzieher lieblos und gewaltbereit gewesen seien. Es gab Ohrfeigen, aber vor allem wüste Beschimpfungen und Abwertungen und disziplinar eingesetzte Körperübungen (Liegestütze, Kniebeugen, Strafstehen). Spielzeug und Kleidung wurden entzogen. Angelika Fischer berichtet auch von längerer Isolation in der Krankenstation und einem sexuellen Missbrauchsversuch durch ein anderes Heimkind. Neben indifferent bis böseartig beschriebenen Erziehern erwähnt sie auch zwei positive Bezugspersonen.

Zwischendurch kommt das Mädchen wieder „nach Hause“, wo sie zwischen Mutter und Großeltern hin und her gereicht wird. Der Großvater ist gewalttätig und missbraucht das Mädchen. Die Mutter hat einen neuen Lebensgefährten, der das Kind nicht leiden kann. Als ein zweites Kind, ein Junge, geboren wird, unterstellt man Angelika – obwohl sie diejenige ist, die sich viel um das Neugeborene kümmert – sie wäre eine Gefahr für den Säugling. Neuerich wird sie auf die KÜSt gebracht, von wo sie auf ihren Wunsch hin in das Kinderheim Döbling (Hartäckerstraße) überstellt wird. Dies im Alter zwischen 14 und 15 Jahren. Sie ist ein wildes, ungebärdiges Kind, das schwer zu zügeln ist und auf andere Kinder einschlägt. Sie leidet unter ADHS. Von der Hartäckerstraße kommt sie wegen Verhaltensauffälligkeit in eine Wohngemeinschaft und danach wieder zu den Großeltern.

Die Großeltern wohnen in einer burgenländischen Gemeinde. Hier beginnt Angelika eine Lehre als Malerin und Anstreicherin, die sie mit Auszeichnung abschließt. Sobald sie Geld verdient, pendelt sie oft nach Wien. Sie bezeichnet dies als ihre Fluchten. Sie hat erste Beziehungen und schließt sich der Motorrad-Szene an. Ihren A-Führerschein hat sie schon mit 16 Jahren. Die junge Frau tut sich schwer, ein geregeltes Leben zu führen und sich an Arbeitszeiten zu halten. Sie gerät schließlich in die Prostitution. Diesen Beruf übt sie zwei Jahre lang aus und verdient gut. Sie ist mit einem Dealer zusammen und nimmt

selbst auch Drogen. Wiederholt wird sie betrunken am Steuer erwischt. Da sie sich gegen Polizisten auflehnt, muss sie auch eine Haftstrafe ableisten. Sie geht dann für zwei Jahre als Prostituierte in die Schweiz und nach Deutschland. Als sie wieder nach Österreich zurückkommt, beginnt sie als Kellnerin zu arbeiten. Sie gerät in eine Krise. Immer wieder kommt es zu Alkoholexzessen. Aber auch in der Krise ist ihr ihre Selbstständigkeit sehr wichtig. Genug Geld für Auto, Motorrad und Hund muss da sein. Sie hat viele Affären, bis sie mit 28 Jahren schwanger wird und beschließt – obwohl sie nie Kinder haben wollte – das Kind zu behalten und als Chance zu nützen, um ihr Leben umzukrempeln.

Es gelingt ihr streckenweise sehr gut, zu einer gewissen Regelmäßigkeit zu finden. Doch erfolgen immer wieder Ausbrüche und Einbrüche, während derer sie das Kind ihrem derzeitigen Partner, einem Alkoholiker, überlässt, von dem sie sich aber nach zwei Jahren trennt. Mit dreißig Jahren übernimmt sie die Wohnung ihres Stiefvaters im 19. Bezirk. Die letzten zwei Jahre beschreibt sie als glücklich. Sie hat ihre Ziele erreicht und ist stolz auf ihre Kinder. Sie macht mit ihrem Sohn Erziehungstherapie und hat auch selbst schon eine Psychotherapie hinter sich. Sie hat sich ein Zuhause aufgebaut, ist in Bezug auf ihre ADHS-Erkrankung medikamentös gut eingestellt und hat auch ihr Alkoholproblem im Griff. Aus orthopädischen Gründen ist sie zur Zeit unseres Gesprächs im Jänner 2012 arbeitsunfähig. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>273</sup>

\*\*\*

In der Hohen Warte, im Andrassy-Heim. Dort hab ich dann die erste und zweite Klasse gemacht. Da kann i mich noch erinnern. Also die erste und zweite Volksschule. Da bin i dann ausgetestet worden, welchen IQ ich hab. Da hab i noch (//) Da kann ich mich noch erinnern an diese diese psycho- psychologischen Tests da, na? Und na ja, i bin dort automatisch abgestempelt worden als verrücktes, dummes Kind. I hab zwar einen IQ von 118 ghabt damals, aber (--) eigentlich wildwüchsig, hm? Ohne dass ich wirklich irgendwie was gelernt hab bis zu dem Zeitpunkt, außer Stress mit denen, na?

Da hat sich das dann ausgewirkt, na? Also (...) alles was da so auf mich hereingepresselt

---

<sup>273</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski, am 18. Jänner 2012, 9.00-11.00 Uhr (1. Gespräch) und am 25. Jänner 2012, 9.00-10.30 Uhr (2. Gespräch, Nachfrageteil)

ist, das is dann dort regelmäßig zu einer Explosion (//) Da war ich dann jähzornig und rabiat und hab halt dann hingehaut und bin sogar auf die Tanten losgegangen, die was auch nicht grad sehr nett warn, weil die eine hat mich da durch das ganze (/) durch das ganze Foyer geschliffen mit die Haar ((lacht)). Na ja, die war a net nett, na? Also denen hab i nix gschenkt sozusagen, na? Die ham gsagt, das geht nicht. Ich bin gemeingefährlich. Da bin i dann in die (/) in so a WG kommen. Kurzfristig. Dort wollt ich vom Balkon owe springen angeblich. I habs anders gesehn. I wollt eigentlich nur flüchten, weil die ham mich eingesperrt, na?

Weil ich hab ja Briefe (/) ich hab noch Briefe vom Heim. Hab i daheim entdeckt, hab ich gefunden. Da siecht man, wie ich geschrieben hab und ((lacht)) was ich geschrieben hab und da steht eben schon drinnen, dass ich große Sehnsucht habe an Nachhause. Und weil die alle so gemein san im Heim. Und des war ja auch. Und in der Hohen Warte wars ja schon so, dass die (//) die ham eigentlich net wirklich an Bezug zu Kindern ghabt, muss i ehrlich sagen. Also dort is ma zwar untergekommen, weils sein musste, aber von Freundlichkeit, von Liebe, von von irgendeiner Wärme oder auch nur irgendwie nette Worte waren dort überhaupt net. Des hats überhaupt net (//) Das wäre niemals gewesen, na? Also die waren alle durch die Bank gleich.

Und dann wie ich so klein war, wor ein gleichaltriger Bub mit mir. Mit dem hab ich angebandelt. Mit dem (/) Der hat ma (//) Lauter Blödsinn, lauter Unfug hamma gmacht. Klebstoff hamma gschnüffelt, Kaugummi hamma kaut. Dann samma duschen gängen miteinander und lauter solche Sachen. Das war der Einzige, der was mit mir gleich alt war. Und hat net lang gedauert, hams uns getrennt. I hab den nie ((betont)) wieder (//) Ich hätte ja so gern gewusst, wer das war. Aber das werd ich wohl nie wieder herausfinden, na? Ich kann mich auch an seinen Vornamen leider nimmer mehr erinnern. Weiß nur, dass wir gleich groß warn, und gleich alt. Aber wer das war, weiß ich nimmer. Na ja, besucht hat mich kaum wer. Also von meine Leut. Die Mutter nie. Niemals. Die Großmutter sehr selten. Aber die hat dann auch was mitgebracht. I kann mich erinnern, da war (/) da hab i mal a bissl a Gwand kriegt. Das war sofort weg. Ich hatte niemals dieses Gewand an. Das ham immer andere Kinder anghabt. Wann i kriegt hab a Spielzeug - i kann mi erinnern, i hab amoi a Puppen kriegt - des is sofort entzogen worden. Das ham die Kinder (//) Das hat net a Stund ghalten, hams denen schon die (/) hams dera Puppen die Füß ausgrissen, des Eingeweide, diese Platte da, dies da damals geben hat. Also die ham (//) Nichts, nichts war da so, dass die gschaut ham, he Moment, das ghört dem Kind, das hat des Kind

bekommen. Nein. Und wenn ma sich aufregt hat, hat ma halt Strafen kriegt. Na? Also i hab immer zu denen gehört, die was dann bis um eins in der Nacht Kniebeugen ham machen müssen. Liegestütze. Und was weiß ich was alles. Dann hats gheißen Ecke stehn, am Gang stehn stundenlang, waß i net, bis um drei in der Früh. Also psychische Vergewaltigung kann man sagen. Des war schon an der Tagesordnung.

### *Kinderarbeit auf der Hohen Warte*

Wir ham dann (/) Die ham ja auch Großküche ghabt, also für mich wars damals a Großküche. Aber a Kuchl im Internat, na? Da ham wir müssen die riesen Reindln auffe tragen. Die kleinen Kinder. I war sechs, sieben Jahr. Die heißen Töpfe. Heiße Töpfe. Da war a Tee drinnen. Brennheiß. Wenn ma sich das über die Füß gschütt hätten (/) Dann hamma noch a Straf kriegt, wenn ma geblödelt ham dazu. Ich mein, normaler Weise hätt das müssen wer Erwachsener machen. Na die ham sich überhaupt nichts gepfiffen um die Kinder, gar nix. Und i waß sogar noch: Die ham mich einmal zehn Tag eingesperrt in einem Raum ganz allanig, wo die wo die Vorhang vor waren. Angeblich war ich krank. Aber anhand der Akten kann ich herauslesen, dass sie mich ruhig und stabilisiert haben. Also das hat mit einer Krankheit wohl nix zum tun. Die ham mich einfach abgeschottet. Die ham mich einfach in den Krankensaal einiglegt. Ich war ganz alleine dort. Ich weiß das noch ganz genau. I hab mich sowas von gfürchtet und ding. Und sobald ich aufstanden bin, hab i sofort ane aufn Deckel kriegt. Also (--) von Nettigkeiten keine Spur.

### *Versuch einer Vergewaltigung*

Von einem Buam weiß i noch, der war schon 14, 15. Der wor schon sexuell aktiv offensichtlich. Der der hat mich gegen die Wand gedrückt und wollt mich vergewaltigen. Das weiß ich noch. Da is aber (/) Der hat mich gewürgt. Da is aber dann eine Tante in den Raum kommen und hat mich (/) hat den wega zaht und hat mich halt gerettet sozusagen. Den hab ich auch nie wieder gsehn den Buam. I hab den nie wieder gesehn. Genauso wie den klan Buam net. Also wo die hinkommen san? Weil so groß war ja das Haus gar net. Ich hab keine Ahnung. Die zwei san verschwunden aus meinem Leben halt. Ja und ich hab halt dort dahin vegetiert eigentlich.

### *Die Herabstufung*

Na ja, aber es hat immer gheißen, ich bin ein extrem dummes Kind, ein blödes Kind. Ich folge nicht. Ich kapier die (/) ich kapier gar nix eigentlich, na? Dann steht aber im Gegenzug, dass ich in der Schul eigentlich eh auf alles neugierig bin und wissbegierig bin und was weiß ich alles halt. Aber dieses Owemachen war eigentlich immer präsent. Die Herabstufung. Permanent eigentlich. Du bist nix wert. Was glaubst, warum Du da abgeben worden bist? Weil Dich eh keiner mag. Die Eltern scheißen sich eh um Dich nix. Also so dieses war eh immer das Gleiche, na? Hat ja auch gestimmt im Grunde. Aber i man, ma wüs halt vielleicht net immer hörn ((lacht)). Und so bin ich eigentlich da durch die Runde marschiert. Und drum hat mir das auch eigentlich relativ wenig gmacht. (--) Ja, wie soll ich sagen. War da eh schon resistent dagegen ab an gewissen Zeitpunkt. Wenn man das gwohnt is, ja. Da weiß ma dann schon, was auf einen zukommt.

Interviewerin: Ham Sie da noch ein Gefühl dafür, wie Sie das erlebt haben?

Angelika Fischer: Anstrengend. Also wie soll ich sagen? Man kommt nie zur Ruhe. Man kommt buchstäblich nie zu Ruhe. Es war ja auch nie was geregelt. Ich hab in meinem ganzen Leben lang nie eine echte Regelmäßigkeit erfahren sozusagen. Mir hat auch kaner gsagt die Normen (/) also auf einen normalen Weg: Hörst, das is richtig, das is falsch. Oder wie auch immer. Ich bin entweder voll auf die Schnauzen gflogen sozusagen, gleich also mit dem Gesetz, oder auf der andern Seiten durch das, dass ich so so (--) immer gleich den Mund aufmach und mir so gar nix ((betont)) gfallen lass, hab i aber irgendwo immer wieder gwonnen in meinem Leben. Also bei die ganzen Ämter. Ich sitz immer auf dem längeren Ast. Die hätten ma schon so oft irgendwas streichen wollen. I bin ja gleich da irgendwo beim Verfassungsgerichtshof. Die müssen das alles jedes Mal nachzahlen. Also die große Klappe ist schon auch mein Vorteil irgendwo (lacht).

Interviewerin: Auch in der Zeit im Heim? War das damals auch schon da?

Angelika Fischer: Nein, nein. Da war ich Kind. Da war ich (/) da war ich hilflos eigentlich. Da war ich teilweise auch in mich gekehrt. Weil da hab i gar net gwusst, was mit mir passiert eigentlich. Warum ich da gelandet bin. Für mich war das (//) als Kind is das sowieso so (--) (//) Ja, war ich schlimm? War ich wirklich schlimm? Ich war schlimm, na? Anscheinend. Ich hab mich dann immer für was entschuldigt, weil ma des halt

eingredt worden is. I hab meiner Oma sogar Briefe geschrieben: Ich entschuldige mich bei Dir, weil ich so frech war. Ich werde nie wieder frech sein. Und lauter so an Schmorrn. Also anscheinend bin ich wirklich zu dem hingetrimmt worden, dass ich ein böses, schlimmes, gewalttätiges Kind war. Also als das wurde ich eigentlich abgestempelt. Seit eh und je. Des ja (//) Und wenn man nix anderes kennt, I mein, (//) Auf der einen Seite war ich eher schüchtern, zurückhaltend, bin dann aber in der nächsten Sekunden hingangen und hab einem a Watschn oweghaut. Also dieses (//) mal so und mal so. So überhaupt net die Mitte. Des hab i ja gar net (//) zu dem bin i ja nie kommen. Und a richtige Beschäftigung, dass die sich mit einem richtig beschäftigt haben (//) Außer bei diese Tests, des waß i noch. Also da war ich einmal selber der Mittelpunkt und hab (/) i hab mich immer nur gewundert: Warum mach i des? Des hat ma gfallen, da hab i gschaut. Des kann i guat, des kann i guat, des kann i guat. Des hat ma gfallen. Offensichtlich. Aber i man, dass das dann tituiert wurde als Förderkurs. Dabei war das eigentlich ein Test. Da bin ich als Kind eigentlich angelogen worden. I hätt vielleicht eh nix damit anfangen können. Wie auch immer.

### *Psychologische Tests*

Also da kann i mi noch erinnern. I waß des noch, dass da aso a Doktor gessen is und der hat das mit mir (//) Und da hab ich ma gedacht (/) also gedacht. Als Kind denkst da nicht, pfau, hat der a Geduld. Sondern da hab ich ma gedacht, da nimmt sich wer Zeit für mich. Der spüt mit mir. So irgendwie. Also ich hab mich dann tatsächlich schon gefreut, wenn ich zu dem hingehn hab dürfen und für mich war das wie eine Spielstunde. Die ham ja nichts mit uns gemacht. Gar nichts. I könnt mich net erinnern, dass einmal gespielt worden is. Also wir san uns irgendwo auch selbst überlassen worden. Es is zwar dann a Schui gwesen. Die Schui hat ma gmacht. Aber dann die Nachmittage. Pf, ja, mach was willst. Geh dort eini. Fertig. Da war nichts. Gar nichts. Man hat sich selber mit den Kindern beschäftigen können.

Ich hab eigentlich nie so die Chance - sag i jetzt einmal - ghabt, zu zeigen, was ich kann. Das war eigentlich überhaupt net net präsent. Das war net aktuell. Des hat kan interessiert. Des is (/) I hab ma wohl die Mühe gmacht, (--) anfänglich, des waß i schon (/) oder überhaupt eigentlich die Energie, des zu zeigen hätt ich eigentlich nie verlorn. Wann i dann irgendwas fertig mach oder irgendwas erreicht hab, das is für mich etwas, wo ich ma

denk: Na schau. Klar hab ich das im Hinterkopf. Des hab ich, des hast Du in deinem Leben geschafft oder so. Jetzt nur gegenüber mein- mein- meiner Familie. Also i bin jetzt, in dem Zeitpunkt, mit meinem Alter auf an ganz an andern Standpunkt, wie die früher war. I denk ma immer so: Du hast die Kinder abgeschoben. Du hast nix ghabt. Du bist von einem Bett ins andere ghupft, hast von an (//) Und i tua meinen Kindern net jeden Tag an neuen Vater präsentiern. Also die Psychologin sagt auch, des is schon (//) (--) Und die die die hat ma zum Beispiel mein Kind ausgetestet, des zweite Kind. Und da hab i gsagt - die is a Oktoberkind - i wü net, dass die erst mit sieben in die Schul geht, sondern mit kurz vor sechse. Wor i dort und die hats auch ausgetestet aufn IQ. Und die hat aber gsagt, so wie die is, vom vom (/) von ihrem Sozialverhalten und so, hab ichs eigentlich grundsätzlich richtig gmacht. Also da da kann ich (//) Auf das könnt ich stolz sein sozusagen. Und da denk i ma halt für mich: Das is okay. Ich hab etwas von der Vergangenheit, was ich da erleb, hab ich eigentlich mitgenommen, kanns vielleicht sogar in das Positive umwandeln. So siech i das irgendwie. Ich mein: Die Vergangenheit nimmt einem keiner weg. Des is (/) des ghört zu mir. I waß, wies eben net sein soll. Des is vielleicht etwas, was was andere halt net wissen. Wenn i vielleicht jetzt ka Kind net kriegt hätt, vielleicht wär ich schon tot. Vielleicht hätt ich mich schon versoffen im Bier. Des kann alles sein. Also ich sag immer, das Kind hat mich eigentlich gerettet, na? Das hat ma den Ausstieg aus diesem (/) aus dieser Spirale eigentlich verholfen.

Ich hab ja nie gewusst, wo ghör ich hin. Gehör ich jetzt dort hin, gh- (/) in dieses Heim, dort ein Heim, da. Und i waß net, wie viel Bezugspersonen es schon geben hat in meinem Leben. Oder angebliche Bezugs- (//) Vielleicht war das auch deshalb in der Hacken immer, dass des alles für mich keine Respektspersonen warn. Weil wenn ma dauern an Neuen vor die Nasen gsetzt kriegt und des (//) Wie i ma des durchglesen hab ((Akt)) (//) Erstaunlicher Weise steht auch drinnen, dass i ma sehr schwer tua, wenn i wenn i an a Bezugsperson gewöhnt war, mich an eine neue zu orientieren. Fast unmöglich. Stimmt auch. Das stimmt wirklich. Das is heute noch so irgendwo. Des merk ich in gewissen (//) Des stimmt schon.

Weil die warn ja dort ekelhaft zu mir. Weil i nix geschlafen hab um um Mittag, hams mich aufn Gang ausse gestellt. Mitsamt dem Bett. Des waß i no. Weil ich hab immer gestört. War immer der Störe- (/) der Kasperl. Na, also in Hi- (/) Hinterbühl sag i (/) in die ganzen Heime. In der KÜST, in dem Übergangsheim, war nie irgendeine Bezugsperson. Weil weil des kommt dort nie zustande. Im Heim Stadt des Kindes waß i net. Waß i nimmer.

Ob ich dort a Bezugsperson ghabt hab. In der Hohen Warte definitiv net. Bestimmt net. hundertprozentig net, weil des (/) weil die olle garstig waren. Da hab i mi an niemanden halten können. Erst in der in der Hartäckerstraßen (Heim Döbling) waß i, da hats dann (/) da hat man sich aussuchen dürfen eine eine eine Erzieherin oder einen Erzieher als Bezugsperson, an die man sich wenden kann mit Problemen. Und da hams a Praktikantin ghabt, mit der hab ich mich dann angefreundet. Die war auch zehn Jahr älter in etwa, als ich. Wenn überhaupt. Glaub, die wor gar net (//) Die war vielleicht sechs, sieben Jahr älter als ich. Die hätt ich gsehn, wie mei große Schwester. Mit der war ich dann auf guat. Die war (/) die is mei Busenfreundin gwesen und dera hab ich dann auch regelmäßig weh getan. Also nicht körperlich, sondern dera hab ich (//) Na ja, da hab ich aus der Haut nicht raus können und dera hab ich dann ein paar so Texte zuwebeutelt allerweil. So gehässige. Das war so in mir drinnen. Da hab ich gmerkt, a, da gibts jetzt einmal jemanden, der mag mich (--), na ja - und wie soll ich das sagen? Mir is das dann so vorkommen: Bevor mir die wehtut, muss ich ihr wehtun. So irgendwie war das. Aber dann hats wieder lang ka Bezugsperson geben. Gor net eigentlich. Und dann bin ich älter worden. Dann ham sich diese Bezugspersonen-Gschichten sowieso in Luft aufgelöst. Und Freundschaften hab ich dann aber erst ab dem 15., 16. Lebensjahr knüpfen können. Davor war ich ja nirgends lang genug. Ich war ja nirgends lang genug um auch irgendwie (//) Und da in dem Heim, wo ich die eine Freundschaft geknüpft hätte sozusagen, hams uns ja getrennt. I waß a net, was man da (//) I man als Kinder, i man, ja, wir warn blöd. Wir ham Klebstoff geschnüffelt. Aber wann sich die mit uns beschäftigt hätten, hätt ma des vielleicht gar nicht machen brauchen. Wir warn halt erfinderisch ((lacht)). Sozusagen.

### *Geistige und körperliche Gewalt*

Man is auch gegen diese Erziehungsmethoden und dieser Erzieher net wirklich ankommen. Weil die ham einen ja gar nicht (/) die ham ja für nix eigentlich was übrig ghabt. Und ich sag ja, wenn ma am Abend a Theater ghabt ham in dem Schlafzimmer, da ham ma glacht und kudert, hams uns ausse gholt. Ham ma zwei Stunden in der Nacht müssen Strafkörperübungen machen und so. Und gedemütigt sam ma worden, na? (--)  
Also: Du Abschaum du. So halt. Du bist das nicht wert. Du machst noch so und so viel (//)  
Und des war nicht gscheit. Du machst noch zehn Liege- (//) A siemjähriges Kind kann keine Liegestütze. Also i habs net können ((lacht)). I bin mehr am Boden glegen, als dass ich da (//) Na ja, das war schon irgendwo geistige und körperliche Gewalt, na? I man, dass

mich dort missbraucht hätten, das kann i mi jetzt net erinnern. So wirklich so (//) Bis auf das, dass mich der eine Bua da vergewaltigen wollte. Des waß i. Weil der hat das auspackt und woit schon da. Das kann i mi noch sehr gut erinnern. Nur da hams eben noch grad in der letzten Se- (//) Weil der hat mich gwürgt auch. Der hat mi da an die Wand ((ringt nach Luft)). Das kann ich mich noch genau erinnern. Das san so Erlebnisse, die bleiben einem vielleicht.

Schläge (//) Es hat schon geben auch Watschen. Aber die ham das wahrscheinlich zu meiner Zeit - diese brutalsten Schläge - ham die das eben dann in das umgewandelt. In diese (//) Wo man diese diese körperlichen Züchtigungen also eigentlich diesen Militärdrill und den Umgang mit der Owemacherei. Also man is wirklich gedrillt worden als Abschaum, als wertlose Kreatur, als (//) Du wirst es nie zu was bringen und Du machst jetzt des und des. Und man is auch eigentlich immer einteilt worden für irgendwas zu machen. Also Hausarbeit. Die (/) des Wegaräumen, wie auch immer. Diese Kuchlsachen da auffe zahn, diese schweren. Also man hat immer (//) Das is eigentlich wie a Straf eigentlich immer eingeteilt worden.

Im Hartäckerheim (Döbling), dort hats einen Erzieher geben, der war noch sehr jung. Der hat ma einmal am Skikurs a Watschn owe ghaut ((flüstert)). Des war aber ka Watschn, das war a richtige so, dass ma regelrecht die Luft weggeblieben is. Und eine von den Erzieherinnen, die hat ma schon öfters (/) die hat mich wirklich geprügelt. Die hat mich an den Haaren durch die ganze Ding dort gschliffen. Klar hab i mi versucht zu wehren. Klar hab ich auch hinghaut, na? Die war gewalttätig. Die war a echte gewalttätige Person. Die hab ich auch nicht mögen.

### *Hin- und Hergerissen*

Puh. Ich mein, ich muss auch sagen, es ist viel schuld das Jugendamt, weil das Jugendamt hat immer wieder befürwortet, dass ich mal da hin komm, mal dort hin komm, mal (//) Weil die ham ja eigentlich die Fäden gezogen. So gesehn. Da heißts zwar immer, das Jugendamt is für Kinder zuständig. Ja schon, aber was die dann schlussendlich mit die Kinder machen, das steht auf einem anderen Stern. Weil so is es net. So befürworten tu ich das nicht, was das Jugendamt macht. Man sollt eigentlich ein Kind irgendwo bleiben lassen. Selbst wenna im Heim is. Aber dann ist eine gewisse Stabilität da. Auch wenn

keine vorhanden ist. Aber das Hin- und Herreißen (//)

Na ja, die die Prüfung, also das von dem Buch- (/) von der Buchbinderei, da bin ich allanig hingangen. Das hat ma kaner gsagt. Da bin ich hingangen, das wollt ich machen. Ich hab die Prüfung bestanden und da hätt ich anfangen können. Und dann war ich weg. Die ham das (/) hinter meinem Rücken ham die übers Jugendamt (//) Mei Mutter, na? Die hat das so gehandelt, dass ich sofort aussekomm nach Niederösterreich. Na und am nächsten Tag war ich weg. Bin ich hingführt worden und dort war ich wie abgeschottet. Dort war ja nix. Da is amoi in der Wochen der Bus gfuhrn in der Ortschaft. Dann hab ich mal dort randaliert als wie. Da hab ich einmal die Wohnung zerhackt ((lacht)). Umbaut. Sozusagen, das Haus. Na ja, das war für mich wie ein Schock. Das hat man mich nicht lassen, na, na, na, na. Na weil ich halt scheinbar nicht im Griff war. Von eana aus. Dabei: Ich hätt eh die Lehre gmacht. Wann ich selber (//) Wenn ich selbstständig hingeh und mach die Prüfung und hab sogar das erreicht, was ich wollen hab. Ich hätt's wahrscheinlich schon gmacht. Auch mehr schlecht als recht, aber ich war ja net so schlecht in der Schui. Dafür hams dann gsorgt, dass ich da draußen die Malerlehre mach, na. Da hab i ma ja nur aussuchen können zwischen Friseur, Verkäufer, Maler und noch irgendwas ((lacht)). Jetzt hab i halt müssen das machen.

### *Angst vor festen Beziehungen*

Na weil es is schon so gwesen, dass ich (/) ich hab mich zwar immer auf Beziehungen eingelassen, aber sobald sie zu eng wurden, also wann das im Raum gstanden is: Ziehn wir zam oder tun wir Haus baun und tun wir heiraten oder mach-ma Kinder, bin ich schon auf der Flucht gewesen. Das war eigentlich nie so das ((lacht)) (//) Soweit hab ich nie gedacht, dass ich jetzt, wenn ich eine Beziehung eingeh, dass das eigentlich ein Thema werden kann. Vor dem hab ich mich immer gfurchten. Und ich hab auch bis zuletzt eigentlich immer die Flucht angetreten. Wann irgendwie was war, wann das zu ne (//) Ich mein, ich hab zwar zwei Kinder kriegt, aber das Drumherum hat halt dann nicht gepasst. Also ich hab wirklich sicherlich viele Jahre gebraucht, um damit umgehn zu lernen sozusagen. Aber ich hab mich bewusst dann nicht auf Beziehungen eingelassen. Weil ich immer Angst ghabt hab, dass das sowieso in Brüche geht. Das haltet nicht lang und so. Oder i will mi net sekkiern lassen, ich will mir nicht wehtun lassen, so halt. Die Hinterbrühl war das, wo ich in dem Kindergarten war. Das weiß ich, dass da die

Klosterschwestern warn und ich war dort auch nicht grad sehr beliebt mit meiner Art. Das war das, wo ich mit dem Bett immer am Gang ausgestellt worden bin und diese sehr alten Frauen.

#### *Zwangessen in der Hinterbrühl*

Aber dort warn dann solche Sachen, wie Zwangessen. Ich kann mich noch erinnern (//) Bis heute kann ich Letscho nicht leiden. Da is ma das Letscho gefüttert worden. Ich hab das wieder erbrochen und die ham das weiter gefüttert. Also solche Sachen hats da geben. Das weiß ich noch. Gut weiß ich das noch.

#### *In der KÜSt: wie auf dem Fließband*

Und (-- ) na ja (-- ) des andere war in der KÜST zum Beispiel. In der KÜST (//) Ich glaub das war in der KÜST. Da hab ich so einen Keuchhusten oder was auch immer was das war, hab ich ghabt. Da hab ich so gelitten. Da hab ich die ganze Nacht (//) Da war kein Doktor, die ham mich net (//) Die die san mit mir nirgends hin. Da hat ma schon (/) die ganze Lunge und so hat ma schon so weh tan. Da war ich irgendwie krank einmal. Ich weiß gar nicht, ob das irgendwo steht. Wahrscheinlich net. Die ham sich auch nicht um irgendwas gekümmert. Aber ja, Übergangsheim. Da wird man net auf Händen getragen. Da is ma dort und da wartet man wie auf einem Fließband, wo kummst jetzt eigentlich hin. Da kümmert sich keiner wirklich um um (//) Da heißt: Waschen, Aufstehn, Zähnd putzen, des und des. Fertig. Da is ma nix. Da is ma a Nummer quasi. Da kriegt ma eine Nummer aufs Hirn und ist beendet.

#### *Die Hohe Warte: Stress*

Ja und die Zeit, wo ich mich halt erinnern kann, das ist die Hohe Warte, wo diese diese Stresssituationen warn alle Tag, alle Nächte. Wo ma da aufstehn ham müssen und diese diese diese diese Kniebeugen und Liegestütze und Turnübungen mitten in der Nacht bis waß i net, in der Früh. Die warn ein Wahnsinn. Und dieses psychische Runtermachen, ja? Des war ja Gang und Gebe. Und diese Bestrafungen halt auch. Weil a siebenjähriges

Mädel kann man net mit an heißen Kochtopf (/) mit so an Kochtopf (//) Des kann man net. Und des san so Sachen, an die kann ma sich dann schon noch gut erinnern. Diese dies (---) (//) Das war schon. Und im Hartäcker-Heim (Döbling) waß i no, wo die wo eine Prügeltante war. Die war die Prügeltante. Die ane, die was (//) Na die hat net nur an den Haaren gezogen, die hat schon wirklich hinghaut. Die war ganz a (//) Und da ham die anderen Tanten und Erzieher oder was die halt dargstellt haben, die ham nix gmacht. Die ham da nie eingegriffen. Die ham net eingegriffen. Die wor nämlich auch ane der Ältesten dort, wenns net eh die Älteste war. Die ham das gsehn. Die ham das gsehn. Da hats dann ghaßen (//) Da is man dann eigentlich so zur Rede gstellt worden: Na findest Du nicht, dass Du Schuld hast und und und findest Du nicht, dass Du da übertrieben hast? Und warum bist Du so böse? Und warum bist Du eigentlich (//) Da is eigentlich net um des ggangen, was die macht. Klar bin ich auszuckt. Ich hab ja meine Aggressionsphasen ghabt. Aber das war sicherlich der falscheste Weg, da extra noch eins draufhaun. Weil ich hab mich dann gewehrt und dann hamma natürlich die Einrichtung miteinand zamghaut, na? Teilweise. Nicht einmal. Da sind die Tür gflogen und die Tisch ham ma durch die Ranklerei und Rauferei (//) Weil ich war ja schon ein großes Mädchen eigentlich. Ich war so groß wie jetzt. Zwar dünn als wie, aber aber sicher net (//) Und man weiß ja, wenn ma an Zorn hat und aggressiv ist, is ma ja drei Mal so stark. Aber es warn halt immer (//) Des san natürlich noch einmal so Einschnitte, na? So seelische Wunden eigentlich. Warum? Weil verstanden hab ichs ja trotzdem net. Ich war vielleicht schon 14, 15 Jahre. Also 15 eigentlich. Anlässe. Es hat immer Anlässe geben, weil es is (/) des warn (//) Ich kann mich nicht erinnern, was es für großartige Gschichten geben hätt, dass man eigentlich hinhaun müsst, aber vielleicht wars, dass ich frech war. Vielleicht wars, dass ich zruck gretd hab. Ich könnts nicht sagen. Vielleicht hab ichs auch geschimpft. Also es warn für mich als Kind sicher nicht solche Anlässe, dass ich sag (//) Also es ist nicht so, dass ich was verbochen hätte, wo ich jetzt mutwillig was kaputt gemacht hätte im Vorhinein schon. Vielleicht hab ich was gegen sie, gegen ihre Person damals gsagt. Das kann schon sein, aber das weiß ich nicht mehr. Aber trotz alledem denk ich, das sollt eigentlich keinen Anlass geben. Wann wann (//) Die Kinder kommen ja dorthin, weils eh schon an Schaden haben, na? Eigentlich.

*Der Großvater: im Unrecht*

Ich kenn bis heute keine Angst, wann wer auf mich losgeht. Weil ich das eh gwohnt war

immer, dass es Menschen gibt, die die einfach grundlos hinhaun. Der Großvater hat auch hinghaut. Der hat unzählige Bartwisch und Teppichpracker und Kochlöffel (//) Solche Holzkochlöffeln ((deutet)) warn auf meinem Hintern. Sind dort gelandet und gebrochen ((lacht)). Waß i. Mei Mutter a. Wenn die launenschwach war oder wie auch immer, diese Prüglerei. Des hab ich überall gekannt und kennengelernt. Drum hab ich dann auch grauft in der Schui, klarer Weise.

I hab des eigentlich über mich ergehn lassen. Das hat zwar weh getan, aber es hat in dem Moment (//) Man is dann so angespannt, so zornig, ja? Weil das ja eigentlich Unrecht is. Das is ja was, wo man gar nicht (//) Weil warum kommt jemand auf die Idee und prügelt einfach jemanden Schwächeren, wenn man das eigentlich mit Worten lösen könnte? Ich mein, ich weiß, dass das schwer ist, na? Aber aber des (//) Wenn man das dann so oft erlebt, da spannt man sich einfach an und da is ma so - wie soll ich sagen - das tut dann im ersten Moment gar nicht so weh. Da lasst man das über sich ergehn und und da spürt man - weil sich die Muskeln so verkrampfen, dass der Holzprügel abbricht - dann kann er eh nimmer hin haun. Und logisch wars dann so, dass ich teilweise auch gegrinst hab nachher. Das war die reine Proteststurheit ((lacht)). Das lernt man dann mit der Zeit. Aber es macht einen vielleicht innerlich auch stark, na? Man geht anders ins Leben vielleicht. Keine Ahnung. Wie auch immer ((lacht)). Also ich hau auf meine Kinder net hin. Das tu i net.

### *Wohngemeinschaft Eipeldauer Straße*

In der WG nachher, wo ich dann zum Schluss war, das war auch a Mädchen-WG. In der Eipeldauer Straße.<sup>274</sup> Das war ja das, wo ich über den Balkon klettern wollt. Na, weil das war für mich schon wieder wie eine Abschiebung. Weil da bin ich vom Hartäcker-Heim (Döbling) dann dorthin kommen und dort warn ja (/) dort san ja Erzieherinnen, die ham Schichtdienste. Die san (//) Da is immer wer da. Die schlafen auch dort und die schaun dafür, dass die Mädchen selbstständig werden. Und ich hab mich dort nicht wohl gefühlt. Ich hab dort net hin gehört. Die eine hat Joint graucht, die andere, mit dera hab ich ma müssen das Zimmer teilen. Also bin dort (/) hab ich mich net auskennt. Die Tür, die hat mich dort eingesperrt. In an so an klan Raum. Und da war ein Bett und ein Kasten und das war zugemüllt mit irgendwelche Gewänder von dera und von mir und was weiß ich und (//) I man, i kann so klane Räume eh net leiden. Des is für mich sowieso ein Horror

---

<sup>274</sup> Wohngemeinschaft Eipeldauer Straße, Wien 22.

((lacht)). Und dann is halt dort ein Balkon gwesen. So a Balkontürl. Das hat die Dame dort nicht bedacht und (-- ) na ja, ich wollt dort nicht sein. Ich wollt dort afoch mit Biegen und Brechen (/) Das war natürlich die schlimmste Zeit, weil in der Pubertät noch dazu und da bin ich ja nur herumgrissen worden. Na? Eigentlich, na? Da, dort, da, des Heim, da, pf.

Interviewerin: Was hätten Sie sich damals gewünscht, wie wärs für Sie ideal gwesen?

Angelika Fischer: Des waß i nimmer. Waß es net. Des kann i gar net sagen. I glaub, i bin zu diesem, dass ich ma was wünsch, wär ich gar net kommen. Weil die Zeit war so intensiv, alles, die ganzen Eindrücke, was ich da erlebt hab, das war (/) das is alles so nur auf mich eingedrasselt. Da kann man nicht mehr denken. Das is (/) Das war völlig wurscht, was ich gedacht, getan hab, es war grundsätzlich immer das Falsche.

Die Prügelei, ja, ja. Na wem hätt ichs denn sagen sollen? Das war damals kein Thema. Das is uninteressant. Weil man ist als Kind automatisch dafür zur Verantwortung gezogen worden: Du hast das selbst angezettelt. Wegen dir ist das so. Du bist selber schuld. Werde besser. Denk darüber nach. Das ist die Erzieherin. Die sitzt am längeren Ast. Das is ganz normal gwesen. In jedem Heim. Und ich bin davon überzeugt, dass das heute noch is. Ehrlich gsagt. Ich kann ma net vorstellen, dass sich das jetzt so ((gedehnt)) geändert hat. Es kann schon sein, dass einmal eine leiwand is, ja. Aber das kann man ja nicht riechen vorher.

Interviewerin: Ham Sie da eigentlich (/) ich mein, es gab ja ab 1970 eine Heimreform und Sie ham auch erzählt, Sie warn in einer WG. Das is ja schon quasi eine Form, wo man versucht hat, das runterzubrechen von diesen großen Heimen auf kleinere, mit persönlicher Betreuung und Bezugspersonen. Ham Sie das irgendwie positiv erlebt oder ham Sie da überhaupt erlebt, dass sich da irgendwas verändert während der ganzen Zeit, wo Sie da in den Heimen waren?

Na. Gar net. Für mich gar net. Durch des, dass ich ja (/) ich hab zu überhaupt nix mehr an Bezug gfunden. Des hab ich gar net können. Weil ich erstens viel zu kurz oder oder - wie soll ich sagen? Ich hätt viel länger braucht, zu jemandem einen Bezug aufzubaun. Das is mir nie gelungen in der kurzen Zeit. Gar nie. Und für mich hat das keinen Unterschied mehr gmacht, ob das jetzt WG heißt oder ob das a kleinere Form is. Für mich warn die ganzen Erzieher alle gleich. Hat man ja auch gsehn, weil die hat mich ja dann eingesperrt.

Zur Sicherheit ((ironisch)). Sie hat gemeint, zu meiner Sicherheit. Also für mich war das vom Anfang bis zum Schluss eigentlich immer das gleiche Schema. Egal ob jetzt in welchem Heim oder in welchem Kindergarten oder in welcher Institution sag ich einmal. Dort waren immer irgendwelche Erzieher, die für mich alle gleich waren. Da war kein Unterschied mehr. Das kann auch gar nicht sein.

## Thomas Kudic: „Es war nie was mit Liebe!“

Die Mutter leidet an paranoider Schizophrenie und kann sich nicht um die Kinder kümmern. Die Großmutter traut sich nicht zu, zwei Säuglinge (Zwillinge) zu betreuen. Die Kinder, 1971 geboren, werden bald nach der Geburt über die KÜSt in das Zentralkinderheim überstellt, kommen 1973 bis 1975 auf Betreiben des Jugendamtes in das Heim St. Benedikt in Wien 16, Liebhartsthal,<sup>275</sup> und werden 1982 in das Klosterheim nach Maria Enzersdorf<sup>276</sup> „transferiert“.

Die Großmutter besucht die beiden Kinder regelmäßig und holt sie auch übers Wochenende zu sich. Der Kontakt mit der Mutter bleibt aufgrund der Krankheit problematisch. Im Klosterheim leidet Thomas an Schlägen, Drill und psychischer Gewalt. Nach der Volksschule wird er ins Heim Döbling (Hartäckerstraße) überstellt. Dort findet er die Erzieher angenehmer. Immer noch kommt Gewalt vor, aber weniger willkürlich. Es gibt gemeinsame Urlaube, Sport und Spiel. Thomas darf die Handelsschule besuchen. Die Erzieher im Heim Döbling fördern sein Lernen für die Schule.

Als das Heim in der Hartäckerstraße in ein Mädchenheim umgewandelt wird, kommt Thomas in eine Wohngemeinschaft im 22. Bezirk. Dort fühlt er sich wohl. Die Jugendlichen wohnen in einer gemischten Gruppe zu siebt, haben Ausgang und guten Kontakt zu den ErzieherInnen. Nach zwei Jahren wechselt Thomas in das Gesellenheim Zohmannngasse in Wien 10, bis er eine erste ‚eigene‘ Wohnung findet.

Er beginnt beim Arbeitsmarktservice (AMS) zu arbeiten, wo er bis heute beschäftigt ist. Die ersten Jahre nach der Serie seiner Aufenthalte geht es ihm relativ gut. Der Job macht

---

<sup>275</sup> Kinderheim St. Benedikt, Wien 16, Liebhartstalgasse 52, Geführt von der Kongregation der Anbetungsschwestern vom Heiligen Benedikt; 35 Plätze für Mädchen und Buben zwischen 2 und 6 Jahren. 2 Gruppen mit 17 und 18 Kindern, fallweise aufgeteilt in 3 Gruppen. Geistliche Schwestern als Erzieherinnen. Heimverzeichnis MA 11- Psychol. Dienst 1967, I/9.

<sup>276</sup> Kinderheim Maria Enzersdorf, Gießhüblstraße 39, Geführt von der Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesu, gegründet von Clara Fey; das Heim hat Ende der 1970er Jahre eine Außenstelle in der Hinterbrühl, wird später eine Wohngemeinschaft. 135 Plätze für Buben und Mädchen im Alter von 2 bis 10 Jahren. Gruppengröße: 20-22. 15 Privatplätze, 60 Plätze für die Gemeinde Wien, 60 Plätze für Niederösterreich. 6 geistliche Schwestern, 1 weltlich Erzieherin, 7 weltliche Helferinnen. 4 Klassen Volksschule mit „Ganzheitsmethode“; Allgemeine Sonderschule. Heimverzeichnis MA 11 – Psychol. Dienst 1967, I/11. Das Heim wird 1981 geschlossen.

ihm Freude, er findet eine günstige Wohnung und hat längere intime Beziehungen und einige Affären. Doch um das Jahr 2000 (also etwa um das 30. Lebensjahr) erleidet er einen psychischen Einbruch, als seine Großmutter, zu der er immer noch den besten familialen Kontakt gehabt hat, einen Schlaganfall erleidet und überdies deutlich wird, dass sein Zwillingsbruder ein schweres Alkoholproblem hat. Immer mehr muss er sich um den Bruder kümmern, mit dem ihn eine Art Hass-Liebe verbindet, denn er braucht ihn auch, um dem zunehmenden Gefühl der Einsamkeit zu entgehen. Seit einem Burn-out leidet er trotz Psychotherapie unter Depressionen und Panikattacken. Thomas Kudic lebt mit seinem Bruder in einem Haushalt. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>277</sup>

\*\*\*

Die Zeit, wo ich mich ein bissl erinner, das sind dann die Klosterzeiten. Und ich kann mich jetzt noch ganz genau an eine Person erinnern. Man hat Tante gesagt, Tante Maria. Das war unsere Haupterzieherin für diese Gruppe. Das war unsere zuständige Erzieherin in unserer Gruppe in unserer Klein- (//) Volksschulzeit oder ein bissl vorher. Und des waren eben so diese typischen - wie soll ich sagen - so wie mans im Fernseh und den Medien auch hört, wo ja der Drill (//) Also die Watschn hast kriegt, wenn man schlimm war. Da san schon einmal Dinge geflogen. Also Gegenstände sind auch geworfen worden, wenn man nicht brav war. Ein Topf zum Beispiel, ein Schlüsselbund. Ich hab zum Beispiel da noch so eine Narbe von einem Teller, nein, das is von einem Topf, und ein Zahn ist mir ausgeschlagen worden durch einen Wurf von der Tante Maria mit einem Teller. Also der is mir so entgegengeflogen. Zahn ausgeschlagen, na? Das is jetzt schon alles gmacht worden, aber trotzdem. Zahn ausgeschlagen. Es war halt Gewalt. Alles vertuscht. Also es is aso, es is auch misshandelt worden körperlich, sowieso. Also ich sag jetzt einmal Gewalt, aber nicht dass man wirklich so blau gschlagen worden is, dass man nicht mehr gehn hat können. Es warn schon Schmerzen, aber es war nicht so, dass man jetzt wirklich, wies früher extrem war, wo man wirklich 20 Peitschenhiebe (//) Aber so Lineal oder so, das is schon noch gwesen. Es hat schon blaue Flecken manchmal geben und eben da bin ich auch genäht worden zum Beispiel. Ins Spital müssen und alles schön vertuschen, nix sagen, na? Nix sagen, nix dazählen. Hab mich eh nicht traut. Meine

---

<sup>277</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 25. Jänner 2012, 11.00 bis 14.00 Uhr.

Großmutter hat mich am Wochenende in der Regel immer abholen können. Das war so vereinbart. Im Wochenrhythmus, also wöchentlich kann man sagen. Und da hab ich mich gefreut. Großmutter, da hats wieder diese Geborgenheit gegeben. Das heißt, das Kloster war für mich so ein (//) Wir ham ja schon gweint, wenn ma am Sonntag wieder eini gefahrn sind. Müssma schon fahren?

### *Angst vor Tante Maria*

Und wie gesagt, diese Erlebnisse. Es war eine Angst schon da, eine Angst, eine Panik vor eben (/) vor dieser Tante Maria hauptsächlich. Also untereinander, zwischen unseren (/) zwischen den Klosterkindern hats nicht so ein Problem geben. Dass da so (//) Kann mich jetzt net so erinnern, dass wir untereinander sich manchmal (//) Ja, so hin und (//) Aber das san ja keine wirklichen (//) Aber ich kann mich nicht erinnern, dass extrem orge Schlägerein warn im Kloster, also wie wir noch so klein waren. Das war dann eher später im Heim ein bissl das Thema. Da war eher noch Zusammenhalt. Wir sind glegen in einem Zimmer, das warn sicher (--) (/) ja, da warn sicher acht oder zehn Betten drin, in so einem Zimmer. Also fast schon wie beim (/) kasernenmäßig, kann man fast sagen. Wies früher halt warn, die Kasernen. Acht bis zehn Betten. Und was ich mich erinnern kann, so Schlüsselerlebnisse, was da warn: Die Gewalt sowieso da. Körperlich.

### *Ein Hausarbeiter übt sexuelle Gewalt an kleinen Buben. Er geht durch die Zimmer und sucht sich das nächste Opfer aus*

Mein Bruder is auch sexuell missbraucht worden, das hab ich auch net (/) das hab ich erst viel ((betont)) später erfahren, durch einen Hausarbeiter. Der is immer durchs Zimmer marschiert und hat sich ausgesucht von diese Kinder. Sehr arg. Ich glaub (//) Ich weiß nicht, dass ich misshandelt (/) also ich kann mich nicht erinnern, aber ich glaubs nicht, wie gsagt. Mein Bruder is aber schon auch sexuell misshandelt worden. Das hat er mir erst viel später erzählt, das hab ich erst vor ein paar Jahren erfahren. Das hab ich gar nicht gwusst. (...)

### *Kasernenton und Ohrfeigen im Kinderheim St. Benedikt*

Und ja, so typische Sachen. Erstens einmal, es war so dieser typische Drill wie beim Heer.

Also in der Früh um sechse aufstehn, Fenster auf, Zähne putzen. Das muss in zehn Minuten erledigt sein. Also Zähne putzen, Gesicht waschen, schön nach der Reihe. Da hats a so einen Waschraum geben. Und dann in die Schule, in die Volksschule, die ja eh gleich da im Internat auch drin war, na? Und ja keine schlechten Noten bringen. A Dreier is schon a Watschn gwesen. Also Einser und Zweier nur in der Schule. Drei is schon schlecht, Drei hats schon a Watschn geben. Das kann ich mich erinnern, also Eins und Zwei hast haben dürfen. Das weiß ich noch zum Beispiel.

### *Das Essen als katholische Qual*

Dann das Essen war eher ja net wirklich. Das Kloster, das war halt wirklich nur (//) Also es hat geben an Grenadiermarsch zum Beispiel. Ich weiß nicht, obs heut noch (/) obs das gibt. So die Restln von der ganzen Wochen so zam auf an Haufen und was ich mich so erinnern kann, so Erlebnisse, so Abendessen so um sechs herum. Das was am Teller kommt, das wird gegessen. Das war damals die typische (/) also auch das katholische: Man wirft nix wegwerfen vom Essen. Das is eine Sünde. Man muss zam essen. Und ich hab das oft nicht zamessen können. Das war nicht essbar. Ich hab eine Linsenphobie zum Beispiel. Ich kann keine Linsen mehr sehn. Also Linseneintopf. Linsen sind glaub ich schon recht gut, wenn mas nicht so pappig macht. Wenn man kaut und kaut und man kriegts nicht runter. Ich bin dazwischen aufs Klo und hab das immer ausgespuckt. Auf's Klo, hab das ausgespuckt, wieder zruck gängen und weitergegessen. Das war so ein Berg. Da hat man sitzen müssen, bis fertig is. Also ich hab dann die Backen so ghabt und gschaut, wo die [Maria] is. Und die [Maria]. Und auf's Klo, habs ausgespuckt und bin wieder zruck gängen. Na, das hat a zeitlang dauert. Ich bin oft dann eine Stund gssen. Also Linsen, so ein Linsenberg ((stottert)), was so pappig war, ja? Wenn man Linsen gut macht, sind ja gsund, Linsen, ja? Nur ich iss keine (/) ich hab seit zwanzig Jahren keine Linsen mehr gegessen zum Beispiel. Oder so ein Grenadiermarsch. So grauslich. Keine Gewürze, sondern einfach nur so (//) Oder Kartoffeln und Butter. Das is a ganz afoches Essen. Oder der Bettler, das war so eine Milch, warme Milch mit an Brot drinnen. Also das war halt leider (//) Das warn keine (//) Da bin ich dann bei meiner Großmutter verwöhnt worden zu Hause dann. Die hat dann einkauft und dann hats gute Sachen geben. Mit viel Butter und so, also da is nicht gspart worden an den Sachen, wo dort gspart worden is. Wo also wenig Butter und alles was so (/) also Fleisch, was auch teuer war. Da bin ich verwöhnt worden bei meiner Großmutter. Da hats immer gute Sachen geben und

wirklich mit Liebe kocht für uns. Was im Kloster gfehlt hat. Das war so pappig und ich hab's nicht owe bracht. Und wie gsagt: Man hat essen müssen bis man fertig is. Also Du bist a Stund gessen bis nix mehr am Teller war. Dann hast as zruck geben können und dann is ins Zimmer gangen. Auf jeden Fall (//) So traumatische Erlebnisse, eben dieses Essen, das Ritual, es darf nichts übrig bleiben und (//) Zum Beispiel das hab ich jetzt auch noch so übernommen. Also ich ((stottert)) (/) jetzt mach ich eine Diät, aber wenn ich so (unverständlich), das ess ich zam. Ich lass eigentlich nix stehn im Prinzip. Ganz selten. Ja? Das dürft so im Unterbewusstsein gespeichert sein, dass man Essen (//)

### *Ohrfeigen für schlechte Noten*

Das sind so Schlüsselerlebnisse, die was dann aufgenommen werden, die was man später dann auch noch sich behält. Natürlich auch vor allen Dingen diese Zwangsneurosen, ja? Dieser extreme Drill. Diese Perfektions- (/) der Perfektionismus. Aufgrund der strengen Erziehung vom Kloster her, dieses Aufstehn Punkt sechs, Waschen, Zähneputzen, Gesicht waschen, zehn Minuten, Schule, Druck in der Schule, nur Einser und Zweier, für Dreier gibts a Watschen. Vierer war überhaupt schon mit dem Klopfer, mit so an Teppichklopfer. Da is der Hintern versohlt worden. Also extremer Drill, Leistungsdruck war da und Angst vor der Tante [Maria], weil die wirklich so einen (//) Die war nicht sehr groß. Die is vielleicht (//) Ich hab's dann später einmal besucht mit 19 oder 20. Da war ich ja schon groß gewachsen und sie is ma dann glaub ich nur bis zur Brust gangen. Also nur damals war ich ein Kind, bist ja selber nur einen Meter und dann einen Meter fünfzig oder sechzig maximal.

### *Nachtruhe: Zeit der Gewalt*

Auf jeden Fall Druck, wie gsagt, das und was auch war: Es war Nachtruhe so ein Thema. Wenns da ein bissl lauter war, dann is das Licht aufgangen, da hats ghaßen, der, der ,der, Ernst, Robert, Evo. Einen Chilenen hamma auch ghabt bei uns. Ich kann mich erinnern, einen Chilenen ham ma ghabt. Und dann raus, am Gang raus. Na? Was ist jetzt los? Gang raus und dann Schwammerlstehn. Schwammerlstehn, das war so der Begriff, wenn man dann nebeneinander am Gang - das war ein riesen Gang, dreißig Meter lang oder so im Kloster - Hockestehn muss und eine Decke übern Kopf. Also Decke übern Kopf, Hocke (-

-) und im Winkel, nach der Reihe irgendwie aufgestellt. Also Schwammerlstehn. Da schaut wie ein Schwammerl aus. Das war auch eine Demütigung sondergleichen eigentlich. Solange bist halt nimmer (/) bist umfliegst. Weil das hat dann (//) Ich kann mich erinnern. Vielleicht wars eine halbe Stunde, vielleicht auch länger. Dann wieder ins Bett. Natürlich bist dann eh gleich umflogen, weil da warst saumüd nachher dann. Da hast dann nix mehr gredt nachher. Solche Sachen sind (/) Methoden sind angewendet worden, um irgendwie die Nachtruhe nicht zu stören und da nicht irgendwie laut zu sein, na? Also das kann ich mich auch gut erinnern, an diese Misshandlung. Das war eine Misshandlung. Wie gsagt, das sind so Schlüsselerlebnisse, ja. Was im Kloster war. Und natürlich viel verdrängt auch später.

Der Hass war schon sehr groß da. Also der Hass war zu meiner Mutter sehr stark und eben zu dem Kloster, wie da die Erzieherinnen waren natürlich. Und da machtlos gegenüber diesem ganzen. Also machtlos. Nichts zu machen. Meine Großmutter hatte schon oft interveniert was ich weiß, aber ist immer gegen, wie sagt man da, gegen Wände gelaufen. Die hat ja keine Chance ghabt, da was zu erreichen. Weil der Zahn ausgeschlagen war, das hat sie ja gemerkt, dass der Zahn natürlich da fehlt zum Beispiel. Das Cut, das sieht man immer noch, das is genäht worden. Sicher hat man das damals auch gsehn. Hab ich meiner Großmutter erzählt natürlich, nur sie hat sich aufregt, aber es is nix passiert. Sie is ja zum (//) Da liegt auch da im Akt (des Jugendamtes) nix auf zum Beispiel. Es wird da nie was erwähnt von irgendwelchen (//) Also da sieht man ja sofort an den ganzen Akten, da is ja alles vertuscht worden. Da liegt nix auf. Von Zahn ausgeschlagen, Teller geworfen worden, von meinem Bruder steht auch nix in diese Richtungen drinnen. Und Gewalt in diesen ganzen Klosterzeiten, da steht nix drinnen. Ja, ein Ding noch: Wir sind ausgebrochen aus dem Kloster sogar. Also wir. Wir warn zu fünft oder so. Da sind wir sogar in der Kronenzeitung drin gstanden. Da hats dann Hiebe geben natürlich nachher dann beim Zurückkommen. Also richtige Hiebe, wie man sagt, mit dem Pracker am Hintern, das kann ich mich noch erinnern.

#### *Mitgebrachte Naschsachen werden eingezogen*

Und meine Großmutter hat auch immer wieder so Naschsachen mitgenommen für mich. Also für mich. Das ist konfisziert worden. Das ist gleich ins (/) da hat dann die Maria und das haben alle bekommen. Also nicht für mich, sondern das ist gleich abgenommen

worden. Nein, das ist nicht für Dich alleine alles. Das geben wir jetzt ins Kasterl rein. Selber hat sie sicher auch genascht, weil die hat selber neunzig Kilo oder was ghabt. Mit einem Meter sechzig. Die war selber pompös und dürft sich da bedient haben an diversen Geschenken, die da von Zöglingen mitgenommen worden sind von der Mama. Also Naschereien hats da nicht wirklich oft gegeben im Kloster, kann ich mich erinnern. Nur so zur Belohnung so hie und da einmal. Also das is ja gleich alles weggenommen worden. Drum habma gsagt, pass auf, brauchst ma gar nix mitgeben, Oma, weil mir wird alles weggenommen. Hat sie sich auch gleich wieder beschwert natürlich. Na das is nicht so, das stimmt nicht. Na ja, das sind so Sachen, das ist alles irgendwie untern Tisch gekehrt worden und hat so nichts genutzt. Es hat nirgends irgendwie (/) es hat sich nichts gebessert in der ganzen Klosterzeit, weil es is dann nie irgendwie besser geworden am Verhalten von der Erzieherin oder so, dass sich da was geändert hat. Ich mein, ich kann mir vorstellen, mit zwanzig, fünfundzwanzig Zöglingen ists nicht so leicht, da irgendwie eine Ordnung zu haben. Das stimmt schon. Aber menschlich, dass man da dran arbeiten kann. Es geht. Man schafft das. Nur sie hat halt die Variante genommen mit Hiebe und so schaff ich einen Drill. Und das ist ja in den Medien überall, dass das fast überall so war. Also dass nichts mit Liebe, sondern mit gesunde Watschen und mit dem Drill kann man die grade biegen, die Kinder. Die kleinen Zöglinge, die Heimkinder und Zöglinge, na?

Interviewerin: Können Sie sich da in die Situation noch hineinversetzen, wie es Ihnen gegangen ist, wie Sie da die Schläge kassiert haben?

Thomas Kucic: Ja, das (/) Schmerzen natürlich. Demütigung. Ich kann mich noch ein bissl erinnern an diese Situationen. Du hast Dich nicht wehren können, na? Also das is halt schon (/) Sicher kann ich mich erinnern. Aber ich hab dann viel verdrängt wieder. Das hab ich verdrängt. Wer erinnert sich gern an die Situation. Also verdrängt später, in späteren Jahren. Aber erinnern kann ich mich schon an so Situationen, an Schlägereien und (/) also diese Schläge. Entweder mit dem Lineal oder eben mit diesem Klopfer, der Teppichklopfer, auf die Art. Oder (/) Also eben diese Schlüsselerlebnisse. Kopf das weiß ich noch ganz genau, mitm Reindl. Das Reindl ist ma entgegen gflogen. Weil man muss ja Küchendienst auf irgendwie machen, da war ich zum Küchendienst eingeteilt. Da musst ich dann abwaschen oder so und das hat zu lang dauert oder so, da is ma ein Reindl entgegen gflogen und ein Teller is ma auch (/) hats ma (/) die Tante Maria so Richtung Kopf gschossen und is ma ein Zahn gflogen. Da is nix passiert. Net amal zum Zahnarzt, gar nix.

### *Das Badewannen-Ritual in St. Benedikt*

Und wie gsagt ja, dieses Badewannenritual war auch immer super. Wo einmal ein Wasser einglassen worden is. So jetzt kommt der Nächste kommt dann eini. Und die Maria kommt, die hat da gleich einmal den Schädel owetaucht. Kann mich noch erinnern, so woop. Also die Haar gwaschen, ins Shampoo eini taucht. ((lacht)) Wir lachen jetzt drüber. So untergangen im Wasser, auffe, abgschrubbelt, ausse, der nächste eini. Das Wasser eh schon dunkelbraun. Der Nächste ins Wasser. Da ist gespart worden. Am Essen. Da is überall gespart worden. Da sind zehn Leute im selben Badewannenwasser gewaschen worden. Also war der zehnte sicher nimmer sauber, der is dann dreckiger rauskommen. Egal. Ich kann mich erinnern, dass immer alles mit Gewalt gegangen ist. Es war nie was mit Liebe. Die Klosterzeit, ich kann mich nicht erinnern, dass da irgendeine Person war, die zumindest menschlich war, ja?

### *Lieber Gott hilf mir!*

Ich bin kein Kirchengescheher. Ich glaub zwar an Gott, aber bin kein Kirchengescheher. Gebetet hab ich damals schon natürlich immer regelmäßig. Sogar in diese Heimzeiten auch rein. Das Abendgebet oder auch das typische zum Essen, das Tischgebet, das war damals noch ganz normal. Da hab ich (//) in den Heimen glaub ich nicht mehr, aber im Kloster wars auf jeden Fall normal. Aber später hammas selber immer am Abend auch zum Schlafengehn und so. Bitte, lieber Gott und hilf mir. Also dieses Gebet dann, dass sich was bessert und also wirklich eine eine eine eine Hilfe, eine Hilfe, mit jemand sprechen. Und da hab ich schon gebetet am Abend, das stimmt, das kann ich mich erinnern. Also am Abend vorm Schlafengehn, Augen zu und Gebet gsprochen. Also auch das (/) die ganzen (/) das Vaterunser und so. Das hab ich damals auswendig gwusst. Jetzt hab ich alles vergessen. Gebetet und immer noch und bitte hilf mir und meiner Oma und das hat immer schon so (/) hat ma ein bissl geholfen. Das hilft ein bissl, wenn ma da sich irgendwie so (//) Man glaubt. Der Glaube kann ja doch Berge versetzen, ja. Hat ma dann schon a Kraft gegeben. Sowas durchsteht man ja auch nicht leicht. Also es (//) Ich weiß ja nicht (//)

Das is halt so. Ja. Das muss man jetzt über sich ergehn lasen und wehrn kann ich mich eh nicht und das is so ein großer Apparat das Kloster. Und die Kirche war ja doch irgendwie

sehr eine, kann man sagen, eine Institution, die nicht angreifbar war, ja? Und auf keinen Fall und im Kloster kann das nicht passieren.

#### *Wechsel ins Heim Döbling (Hartäckerstraße)*

Na ja nach der Volksschule: Hauptschule hats (im Klosterheim St. Benedikt) keine gegeben, somit war dann der Wechsel ins Heim Döbling. Also jeder ((Erzieher)) war ein bissl anders auch. Ist eh klar, weil einer ein bissl strenger, einer ein bissl lockerer. Aber ((betont)) es is so gewesen, es war trotzdem natürlich auch ein gewisses System da wieder.

Natürlich da ham ma natürlich schon im Heim, wo ma da schon mit elf, zwölf in die Pubertätsphase kommt, hats schon Rivalitäten geben zwischen Heimkindern. Ja, da hamma schon Schlägereien untereinander auch ghabt. Is dann nicht mehr nur Erziehergewalt, sondern da hats dann schon das Faustrecht gegeben, ja? Der Starke, ja das ist der Anführer. Das is der, der immer schlägt (/) Na mir musst was bringen, wenns is und so. Na? Wo wir die Chips oder Cola gholt haben und so. Das war dann schon so diese andere Richtung. So Rivalitäten unter den Heimkindern, ja? Also da hats dann m (-- ) also (/) ich hab mich ja immer ein bissl distanziert. Ich war immer so ein bissl in der Mitte. So immer net so richtig auffallen. I bin so immer so ein bissl geschickt, so diplomatisch umgangen. Net so auffallen oder stark machen. Net wichtigmachen. Sicher hab ich meine Schläge auch manchmal kriegt. Jeder hat seine Schläge manchmal kriegt, ja? Und m (-- ) m (/) Aber das war halt schon so, dass auch unter den Heimkindern Schlägereien geben hat oder eben verbale (/) Du Trottel und geh scheißen oder irgendwas, solche Sachen. Und die Erzieher waren, auch wenn sie (unverständlich), (/) haben auch noch immer Watschen austeilte. Das war immer noch. Das war auch noch da. Es war nimmer so wie im Kloster so extrem, aber immer noch also (/) Jetzt kann ich mich erinnern, zum Beispiel.

#### *Tscheckerpuff: ritualisierte Gewalt*

Tscheckerpuff. Tscheckerpuff hamma immer gsagt. Das hat der Egon, der Egon Strobek gmacht. Also jeder hat seine eigene Methode irgendwie ghabt so irgendwie. Das war zum Beispiel: Man steht dann, wenn man schlimm war, ist man ins Zimmer gufen worden, ins Erzieherzimmer. Also so groß wie das vielleicht oder kleiner, ein Erzieherzimmer. Bist

gstanden und dann is der Egon kommen, da is man so gstanden. Und der Egon is dann kommen von der Seiten, der Erzieher, und hat dir dann mitm Knie genau da schön, was wirklich schön weh tut, da genau eini. Bist dann ausse ghumpelt. Waß i net, wennst irgendwas gstohlen hast vielleicht einmal, a Kleinigkeit. Also es warn schon Kleinigkeiten, sind vorgefallen. Das ist nicht so, dass es generell (//) Also im Kloster kann ich mich erinnern, ist es nicht willkürlich. Also was ich mich erinnern kann nicht so willkürlich, einfach nur zum Spaß. Warn keine Sadisten drinnen. Das warn eher, die ham sich überfordert fühlt. Wenn irgendwas war, dass lauter war: Komm eina jetzta, kriegst ein bissl (//) Schon so (//) Warst ein bissl auffällig halt. Und klar is da ein bissl laut gwesen einmal. Wir ham an Tischtennistisch zum Beispiel drinnen ghabt, da ham ma gspielt. Und wenns einmal irgendwo lauter war oder Nachtruhe ist gestört worden, na dann hast ins Erzieherzimmer müssen, dann is der Tscheckerpuff. Oder kann ich mich erinnern, Ankerbrot ham ma gsagt. Das is ein Spitzname. Ankerbrot hat der Andreas gern gmacht. Da musst Dich so bücken, da macht er so einen Ding den Rücken runter und dann haut er Dich genau in die Mitten ins Kreuz. Dann bist wieder ins Zimmer eini ghumpelt. Das sind auch solche Sachen gwesen. Ankerbrot ham ma gsagt. Warum weiß ich nicht mehr so genau. Der hat immer am Rücken so einen Kreis markiert mit der Faust so. a. Und dann kriegst gleich eine und dann bumm genau in Richtung Wirbelsäule hat er dann draufhaut ordentlich. Wirst schon wieder (//) Hast schon Deine Schmerzen ghabt. Net so, dasst ins Spital hast müssen, aber es war halt (//) Natürlich hast an blauen Fleck auch ghabt oder so. So richtig Faust ins Gsicht kann ich mich nicht erinnern zum Beispiel. So was kann ich mich nicht erinnern. A Watschn oder so, das schon noch eher. Watschn hast kriegt.

### *Depressionen und Angstneurosen*

Ich leide noch und auch diese Depressionen und auch Angstneurosen. Das hat sich alles dann bei mir später erst entwickelt. Aber das sind so Schlüsselerlebnisse, was da eben (//) Also wo ich zum Beispiel auch am Boden glegen bin und da ham sich drei, vier Kinder auf mich drauf glegt. Dann bin ich fast erstickt da unten. Wenn man so nicht mehr raus kann. Wie beim Fußballspielen, wenn da so einer ein Tor schießt, fliegen einem fünf Leut drauf. Und so. Und ich hab mich da so gewehrt dagegen. Ich war da so dieses Enge, der Raum, ich bin machtlos, mir zu helfen. Oder einmal dann unter der Decken, da hams ma so eine Decke drüber zogen. Ich hab gschrien wie am Spieß, ja? Was schreist denn so?

Andere ham das vielleicht irgendwie net so extrem gfunden. Aber ich hab sofort, wenn ich irgendwo in was eingesperrt war irgendwo oder wenns beengt wird, hab ich sofort eine richtige Panik, eine richtige Panik kriegt. Aber eine extreme Panik. Ja. Das war irgendwie schon (/) das hat sich dann (//) Das sind so Erlebnisse, wo mir momentan auch (//) Weil der Weiße Ring jetzt momentan noch (/) und auch ich war ja schon in Psychotherapie. Da is ja einiges auch (//) Ich bin ja da schon, wie soll ich sagen? Ich hab ja schon einige Jahre da schon in Therapie und hab schon einige Sachen, wo ich weiß, a das kommt von dem und dem. Da sind so Schlüsselerlebnisse passiert, ja. Die was ich da so verdrängt hab. Aber grad das sind diese Erlebnisse, warum da auf einmal im Aufzug oder so Pa- (/) Angst vor engen Räumen, vor Menschenmassen, das kommt von irgendwoher, das hat ja irgendeine Ursache.

Viele ham auch was gestohlen zum Beispiel. Dass einfach irgendwas (//) Mein Bruder auch. Also er hat so eine Kleptomanie, da hat er damals sehr viel gestohlen sogar, ja. Gut, Du hast Deine Watschen sofort kriegt. Das warn nur Kleinigkeiten. A Tafel Schokolad beim Hofer, beim Billa. Das warn die Heimkinder da, das warn die Heimkinder. Weil da war unten die Obkirchergasse, das is die Einkaufsstraße, wo der Billa, der Hofer is. Dann Krottenbachstraße. Wenn da irgendwas gstholen worden is: Die Heimkinder warns. Oder in der Schule. Das warn die Heimkinder sicher wieder. Immer die Heimkinder sofort warn dran. Das erste war: die Heimkinder. Warns vielleicht gar net.

In der Hauptschule, da hab ich nix glernt. Weil einer war immer so laut und hat den ganzen Unterricht gstört. Der hat umadum gschrien. Das war seine Krankheit. Der hat umadum gschrien. Die Lehrer warn machtlos irgendwie. Der hat die Sessel umadum geschossen. I man, wir ham glacht natürlich alle, weil das (/) in der Schule lacht man. der [Clemens] führt sich schon wieder auf und ja, nix glernt in der Hauptschul. Die ersten zwei Jahre hab ich nix glernt. Weil durch den Unterricht, der is immer gstört worden. Andauernd. Also mit nichts (//) Eigentlich war ich ein Idiot nach der Hauptschule, weil ich hab nix (/) net wirklich glernt. Im Gymnasium warn bei uns die Wenigsten, weils für das nicht intelligent genug (/) eben durch die Kindheit her nicht wirklich die Gymnasiumsreife ghabt ham. Also vom Heim hats nur ganz wenige geben, die im Gymnasium waren. Es waren alle, also achtzig Prozent, in der Hauptschule. Und im A-Zug waren gar nicht so viel. Es warn viele im B-Zug.

## *Schullandwochen*

Wir ham dann regelmäßig auch diese Schulland- (/) also Schulwochen hats eh immer geben. Diese, wo man wegfahrt, Schifahrn, dann waren wir campieren vom Heim aus. Das war immer recht nett. Die Erzieher ham sich angsoffen. Wir ham trinken die, wie heißt das? Den Verdünnungssaft aus dem Zehnliterkarton, wo man dann einen Liter eini leert und dann zehn Liter Wasser drauf leert. Die Erzieher warn angsoffen. Amoi is einer auf mein Zelt einmal draufgeflogen beim Heimgehn. Der is auf meinem Zelt draufglegen. Sag, was is jetzt los? Das ganze Zelt war hin. Der is bsoffen gwesen, na? Also die Erzieher ham sich da schon (/) die Erzieher ham sich da schon eigentlich in Urlaub (/) die ham einen Urlaub gmacht draus. Also sie ham schon eine Verantwortung ghabt natürlich, aber die ham sich schon ein bissl mit Alkohol und so, was glaub ich nicht wirklich erlaubt sein sollte. Weil wennst Kinder betreust, hast eine Verantwortung. Die ham sich schon angsoffen. Also vielleicht net alle, aber fast alle, kann ich mich erinnern. Die ham schon ihre Doppler steh ghabt vorm Zelt und dann ist grillt worden. Wir ham natürlich dann abwaschen müssen alles. Also Waschdienst, wie im Kloster diesen Abwaschdienst und das war immer (/) so ein System hats immer noch geben. Oder den Aufräumdienst im Kloster, also im Heim auch. Da musste man den Tagesraum putzen. Da is einmal die Woche der dran.

(...) Man muss immer schau, dass man einen Beschützer irgendwie hat im Heim. So an (/) Und zwar so wie im Gefängnis oder so auf die Art, dasst in so einem geschützten Bereich bist. Wenn was is, dann hast zwei Leut, die was zamhelfen. Immer so a bissl so (/) Das hab ich ma auch schon so organisiert. Darwish zum Beispiel hat der gheißen dieser gebürtige Ägypter. Also nicht Aziz Darwish, sondern Darwish hat er gheißen mit Vornamen glaub ich.

Es war nicht mehr so wie im Kloster. Es hat dann schon eine Besserung gegeben. Es war eine Besserung da. Also wars nimmer so wie im Kloster so extrem. Es war ein Drill immer noch da, wir ham auch schon um neun, glaub ich, Bettruhe ghabt. Da hats auch wirklich (/) da hast ruhig sein müssen. Da war auch wieder (/) nicht das Schwammerlstehn, aber dann ist er eini kommen: Wer isn da schon so laut und so, komm ausse da. Dann hat er einen kurz angeschrien. Was da is? Das warn so irgendwie (/) Also ich war eh immer (/) ich hab mich immer zamgrissen. Ich war eher der Bravere, wie man sagt. Ich war eh brav.

Im Kloster war sie ((die Gewalt)) eher willkürlich, so auf (//) Ja, da hast Deine (/) da sind Schläge ausgeteilt worden und einfach nur so, dasst (/) weil ich ma denk (/) vielleicht sogar ein bissl (/) also ich würd sogar sagen, bei der [Maria] wars schon fast ein bissl sadistisch. Muss man fast schon sagen. Der hat das sogar taugt gleich. Das geht dann so irgendwie, dass da taugt die Gewalt. Im Heim is eher (/) kommt auf Erzieher jetzt wieder an. Es hat ein paar schon auch geben, die ein bissl gewalttätiger waren, aber es muss dann schon immer ein bissl was gwesen sein. Also von Haus aus generell hast jetzt net Deine Deine Deine (//) Also bei die Noten zum Beispiel warns auch nicht so. Also wennst einmal einen Vierer ghabt hast, ja. Jetzt lernst was, sonst derfst net Fußballspielen gehn. Also is andere Mittel. Das hat ma auch wehtan. Jetzt darfst eine Woche nicht am Platz ausse. Also darfst net a Wochen Sport machen oder Du frst nicht auf das Camping mit wennst einen Fünfer hast und sitzen bleibst. Na gut, da kann man nix machen. Keine Gewalt, aber es ist halt eine Sanktion. Es ist eine Sanktion, das schon.

Die HAK hätt ich mir nicht zugetraut, weil (/) durch diese Heimsituation. Weil die HAK ist schon (/) da musst ein bissl was lernen. Das ist dann schon ein Unterschied in der HAK. Fremdsprachen, Mathe war net meins. Mathe hast auch in der HAK zum Beispiel. Französisch hast damals als Pflichtfach ghabt.

Es war auch nicht grad das optimale Aufwachsen in einem Heim, weil Du bist ja doch auch nach außen hin irgendwie gedemütigt worden, na? Ein Heimkind. Ein Heimkind. Der war sicher schuld. Wenn was gestohlen wird, auch beim Campieren, wenn was gstohlen worden is, war wirklich auch oft so. Bei uns hams gern gstohlen, das stimmt leider so, ja. Aber net immer. Aber es warn halt doch ein paar so Auffällige, die warn so kleptomatisch. Also die ham wirklich gern gestohlen. Ich kann mich erinnern, in Podersdorf, Rust is ein paar Mal vorkommen, dass die Polizei kommen is, weil im Juwelierladen san so Ketterl und was gstohlen worden und solche Sachen. Das kann ich mich schon noch erinnern. I hab eigentlich, kann ich mich erinnern, eigentlich fast nie was gstohlen. Einmal hab ich ein Poster gestohlen, aber sonst. Bumm, da hab ich meine Watschn kriegt.

Dieses durch das, dasst ein dunkler Typ bist, bist ein bissl gängelt worden damals. Das war wirklich so, also in den 80er Jahren. Als dunkler Typ hast es noch schwieriger ghabt. Und warst ein Schwarzer, ein Afrikaner oder Ausländer: Jugoslawe oder Türke. Bist damals eben auch schon: Der Tschusch, der Türk da vorn. So ham die gredt mit Dir damals. Aber ich war damals sicher einer der wenigen mit schwarzen Haaren in der

Schule, in der Hauptschule. Also ich bin aufgefallen damals auch irgendwie. Da bist halt auch irgendwie diskriminiert worden. Hat mich dann auch sehr gelähmt in in in in schulischen Leistungen natürlich. Weil das is ja sehr (/) auch wieder ein Schub, eine Demütigung. Eine zusätzliche noch. Drum. Weil ich bin ja nicht unintelligent generell gewesen.

### *Intelligenz: IQ 130*

Also einen Bericht hab ich gelesen, ich habs ma angeschaut. Steht eh drin. Also ich hab einen IQ damals ghabt - IQ hams gemessen damals mit 14 Jahren oder so oder mit 11 oder so. Da hab ich knapp 130 oder so. Da steht überdurchschnittlicher IQ drin, ja? Ich bin ja kein Trottel. Nur das Problem ist: Durch diese ganzen (/) das Umfeld, das soziale Umfeld hat mich sehr eingebremst in den Leistungen. Das heißt, ich hätt sicher die HAK machen können wahrscheinlich. Oder HTL oder was man halt (//) Also von der schulischen Leistung hätt ich sicher Matura machen können, vielleicht sogar studierEn oder wie auch immer. Nur: Das hab ich einfach nicht (/) das war nicht möglich aufgrund meiner ganzen Situation. Ich mein es gibt Leute, die schaffen das vielleicht. Nur ich net, weil ich einfach (/) ich war verängstigt ja auch. Es gibt Leute, es gibt diese Ausnmege nies. Ja, diese ehemaligen (/) die was im KZ überlebt haben. Die san ja auch irgendwie (//) Der Frankl zum Beispiel oder wie auch immer. Das sind ja diese Extrembeispiele. Sicher gibts solche Leute auch. Die extreme Sachen erlebt haben und ham trotzdem den Doktor und was weiß ich was sie worden sind. Aber bei mir war das Problem, ich bin ja auch sehr verängstigt auch gewesen aufgrund der ganzen Familie. Da war ja kein Kontakt da. Ich hab ja nicht gwusst, wo kann ich mich eigentlich ausweinen. Wo ist die Ansprache. Weil das fehlt. Das ganze Emotionale. Also Familie ist nicht da, Geborgenheit, sich auszusprechen, auszuweinen, Unterstützung, wennst was brauchst. Das is ja nicht da gwesen. Keine Unterstützung. Na gut, der Erzieher hat manchmal gsagt: Pass auf, ich helf da beim Englisch. Kann ich da ein bissl was helfen. Das stimmt schon. Nachhilfe oder so. Also Du hast schon ein bissl (/) wennst was brauchst hast, bist zum Erzieher gegangen, na? Der hat ein bissl was gholfen, Nachhilfeunterricht oder so. Aber sonst so diese Hilfe, Hilfe von Ausreden und so, sich etwas von der Seele zu reden: Ja, in der Kirche. In die Beichte gehen. Aber sonst in Wirklichkeit (//) meiner Oma natürlich. Sicher hab ich dann meine Oma (//) meine Oma war zum Glück eine der wenigen (/) die einzige Person. Ja? Also da hab ich natürlich schon (--)) mich ausweinen können. Da war die Geborgenheit auch da,

ja? Wenn des net warat, wär ich vielleicht gar nicht da wahrscheinlich. Da wärs wahrscheinlich noch viel schlimmer. Ich weiß von einigen Fällen, die leben alle nimmer. Die ham sich umbracht, Drogenszenen. Also ich kenn einige, die gibts nimmer. Einer hat sich erschossen, der [Meisel] mit der Pumpgun. Der andere Bekannte hat sich einen Drogencocktail mit zwanzig gemacht. Viele schon gestorben. Einer hat sich aufgehängt im Park. Also sehr viele Heimkinder gibts glaub ich gar nimmer. Ich glaub dass 5 Prozent von den Heimkindern gar nicht mehr leben. Oder mehr vielleicht. Oder in so Kreisen sind. In so Drogenszenen.

### *In der Wohngemeinschaft*

In der Wohngemeinschaft wars dann schon anders. Da wars dann schon nur noch (/) Da war ma glaub ich zu siebt. Da hamma an Spaß ghabt. Wir san oft schwimmen gangen dann. Es hat da keine (/) da hats keine Misshandlungen mehr gegeben. Also keine keine Watschen oder so. Da bist nur ein bissl (/) ja, wenn was is, dann bist angeschrien worden oder so. Also Wohngemeinschaft war eigentlich in Ordnung.

### *Depressionen und Psychotherapie*

Also das is alles jetzt in Therapie im Laufen. Ich war ja schon auf cirka vier Jahre in Therapie, in Psychotherapien und diese Heimzeiten spielen da schon eine Rolle natürlich auch. Das ist ganz (/) spielt sehr wohl eine Rolle hams gsagt, na klar. Weil diese (/) Also ich hätt mich ja viel mehr (/) Wenn ich mehr Kraft hätte, hätte ich das ja viel mehr (/) Nur durch diese Heimzeiten hab ich doch a diese Sensibilisierung net und und diese Gewalten was da waren, ich fühl mich da oft sehr (/) Also ich hab da oft so - wie soll ich sagen? Es kommen immer so Gefühle wieder hoch wieder von (/) Also ich kann mich nicht durchsetzen zum Beispiel richtig. So diese Durchsetzung, der Selbstwert, ja? Selbstwert, ja. Oder das Selbstvertrauen ist total (/) Das war eine zeitlang (/) eine zeitlang is gut gangen eben die Jahre nachm Heim, da wars da. Da is gut gangen. Da hab ich mich gut gefühlt, da is ma (/) da war ich jung. Und dann auf einmal ist das irgendwann schön langsam bergab gangen. Ich hab dann schon meine Depressionen ghabt schon, dann die Schlafstörungen, das ganze volle Programm is losgangen mit die ganzen (/) also was da noch dazu gehört zum richtigen. Und seitdem bin ich in Therapien.

## *Das Alleinsein*

Ich hab ein Problem gehabt, als ich wieder alleine war. Ich hab mich sehr isoliert gefühlt, ja? Ich hab keine Freundin mir eine zeitlang gefunden. Irgendwie hab da (/) mir is auch nimmer so gut gungen und ich war sehr isoliert, ja? Und Einsamkeit kann Dich auch brechen dann. Irgendwann willst net immer allein sein. Irgendwann einmal. Es gibt Menschen, die sind gern alleine, das gibts auch. Denen taugt das Alleinsein. Mir genau nicht. Weil ich bin gewohnt immer dieses in Gesellschaft zu leben, also mit Menschen im Umfeld. Heim- und Klosterzeiten. Drum is jetzt der Status quo so, dass ma jetzt eben (/) dass ich gsagt hab: Ich hab diese Heimzeiten einerseits eh kann man sagen recht gut noch überlebt, überstanden, wie man sagt. Weil es gibt einige, die leben gar nimmer. Aber wie gsagt, es is so, dass die Situation für mich nicht gerade jetzta sehr - wie soll ich sagen - befriedigend ist, ja? Es ist halt nicht ein Leben, was ich ma (/) So wünsch ich mas nicht, das Leben. Nur ich tu mir sehr schwer damit, da was zu verändern, ja? Beziehungsweise ich weiß ja selber nicht genau noch, was ich will. Das is überhaupt das Schwierigste. Weil dieses mit die Ängste und so was da auftauchen, die hab ich immer noch nach wie vor. Das Alleinsein, ja, das Alleinsein zum Beispiel, ja? Das Alleinsein, ja, das wirkt bei mir immer so: Da kommt diese Unruhe in mir wieder hoch. Und da muss man dran arbeiten, wo is das oder wo kommt das her. Aber es gibt halt so Sachen, wo ich mich auch manchmal fast zerbrochen fühle. So eine Gefühlslandschaft. Ich bin irgendwie ein gebrochener Mann so irgendwie, weil weil weil das so eine Phase is, wo man net so irgendwie (/) Wie gehts weiter? Wie solls weiter gehn? Wie wie geht das Leben weiter?

## Manuel Weiler: „Ich bin überall angeeckt.“

Manuel wird 1977 geboren. Bis zu seinem achten Lebensjahr wächst er mit seiner psychisch instabilen Mutter, einer zwei Jahre älteren Schwester und der Zwillingsschwester der Mutter auf. Ein Jahr verbringt er bei der Großmutter in der Steiermark, ein Jahr, das er aufgrund der harten Erziehungsmethoden der Großmutter in sehr schlechter Erinnerung hat. Bald nach Schulbeginn zeigt sich, dass er sehr auffällig ist und die ganze Klasse aufrührt. Mit acht Jahren versucht er sich in der Schule zu erhängen. Daraufhin wird er in die Kinderpsychiatrie im AKH gebracht und anschließend in das „Heilpädagogische Kinderheim Hütteldorf“ (s. u. das Experteninterview 3 mit einem ehemaligen Heimleiter dieses Heimes im Kapitel IV). Auch dort ist der Junge laut und aggressiv. Mehrmals wird er in die Psychiatrie zur Begutachtung geschickt. Man diagnostiziert ein Borderline-Syndrom und stellt das Kind medikamentös ein. Schon nach nicht ganz einem Jahr wird der Junge nach Linz ins „Spatzenheim“ transferiert. Aber auch dort will man ihn wieder loswerden und er wird in das städtische Kinderheim der Stadt Wien in Biedermannsdorf verlegt. Hier setzt man die Medikamente ab und steckt ihn in eine Gruppe mit älteren Kindern, um ihn so besser unter Kontrolle zu bekommen. Gewalt gibt es auch hier. Besonders deutlich wird der „Gruppendeckel“ beschrieben.

Als Manuel mit 14 Jahren eine Lehrstelle antreten soll, kommt er nach Eggenburg in den Lindenhof, wo man ihm eine Lehre zum Stahlbauschlosser anbietet. Er sieht darin für sich keine Zukunft, bricht aus und lebt ein halbes Jahr lang in Wien auf der Straße, bei seiner Freundin und bei Freunden. Er arbeitet schwarz in der Gastronomie. Dann kommt er über ein anderes Heim, das Lehrlingsheim Auhof, wieder zurück in das Heim Biedermannsdorf und beginnt eine Lehre zum Koch, die er – mit Unterbrechung – fertig macht. Er weigert sich, in das Gesellenheim Zohmannngasse zu ziehen. Über einen Arbeitgeber kommt er zu einer ersten Wohnung. Nach Abschluss der Lehre arbeitet er eine zeitlang als Koch, probiert dann aber andere Berufe (Lastwagenfahrer, Taxifahrer), bis er eine Ausbildung zum Lockführer bei den ÖBB macht. Er schließt ein Fachhochschul-Studium an. Den Kontakt zur medikamentenabhängigen Mutter hat Manuel Weiler inzwischen abgebrochen. Auch zum Rest der Familie besteht kein Kontakt mehr. Seine Heimzeit holt

ihn immer wieder in Form von Depressionen ein. Im letzten Jahr hat er aber, wie er sagt, in der Psychotherapie viel aufgearbeitet. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>278</sup>

\*\*\*

Warum ich ins Heim kommen bin hab ich eigentlich erfolgreich verdrängt, na?  
Anscheinend. Und dort (im Akt des Jugendamtes) hab ich glesen, dass ich mit acht Jahren an Selbstmordversuch in der Schule gmacht hab, na? Mit acht oder sieben Jahren in der Volksschule in Wien. Und das war der Grund, wieso ich zuerst in die Klinik Spiel kommen bin. Und in der Klinik Spiel hams dann nichts festgestellt mehr oder weniger. Da bin ich ins Kinderheim (/) Also nichts Schwerwiegendes, also schwerwiegendere Sachen. Außer dass ich ein Gedächtnis wie ein Fünfjähriger hab. Und dadurch bin ich dann in die Obhut von der Stadt Wien gekommen. Na ja, es war schlimm für mich natürlich die erste Zeit, na? Von zu Hause weg, weit wega und so.

#### *Heilpädagogisches Heim Hütteldorf*

Ich weiß nur im Heim Hütteldorf hamma am Gang stehn müssen. Und da hats einen Erzieher geben, einen Sporterzieher, der war relativ gewaltbereit, na? Wenn ich so am Gang gstanden bin, na, is er runtergekommen. Also es war eine andere Erzieherin für mich zuständig. Hat mich mim Fuß gleich einmal ins Kreuz treten und dann bin ich halt ziemlich ausgetickt dortn, na? Mit acht Jahr. Was man so austicken kann, na? Ich hab auf den Erzieher probiert zum hinhaun, na? Und so. Und dann hat er um mich einen Bogen eigentlich gmacht nach dem. Nachdem er zweieinhalb Stund braucht hat, dass i wieder owe komm, na. Also das kann ich mich noch erinnern. Und dass dann in Wien im Hütteldorfer Heim das (/) also die wollten mich abschieben. Die wollten mich nimmer mehr haben. Weil ich die Gruppe störe und so weiter. Und zwischen der Klinik Spiel und Hütteldorf bin ich dann hin und her gespielt worden die ganze Zeit. Wie ein Ball. Also die Klinik Spiel. Die ham mich wieder in die Klinik Spiel bracht, die Klinik Spiel hat wieder gsagt, da is nix. Wieder zruck, dann wieder in die Klinik Spiel, dann wieder zruck. Na.

---

<sup>278</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 25. Jänner 2012, 14:00-16:00 Uhr.

Und nachdem das Heim Hütteldorf die Berichte über mich so aufgebläht hat dermaßen, hamma dann das nächste Problem ghabt: Dass mich in Wien kein Heim mehr nehmen wollte. Was ich mich so erinnern kann. Es war irrsinnig schwer. Ich bin dann nach Linz kommen, na? Also Wien hat mich kein Heim (/) Weil die eben so übertrieben haben den Akt. Weil die eine Erzieherin wollte mich loshaben unbedingt und hat mit einer Freundin, die was anscheinend Psychologin damals war, zusammengearbeitet. Und die hat auch komplett wirres Zeug geschrieben und hat komplett das ausgeschmückt und in der Klinik Spiel hams halt nix festgestellt, na? (...) Also sie wollten mich beide nimmer haben. Also weder die Klinik Spiel, noch die Mutter hat mich kriegt, noch das Heim Hütteldorf. Ich bin dann in Linz, da hat auch die Stadt Wien das Spatzenheim, Spatzenstraße heißt das. Da hat die Stadt Wien auch die Finger im Spiel. Dortn bin ich dann gelandet. (--) Das muss gewesen sein mit acht, neun. Acht, neun.

(...) Na ja, mei Mutter hat versprochen, sie holt mich raus, na? Wenn da die Noten passen. Das steht auch im Jugendakt drin. Und ich hab dann die Noten gebracht, na? Und bin aber trotzdem nicht rausgekommen. Und dann hab ich aber auf stur geschalten. Also ich hab den Stoff so aufgeholt, na? Ohne Probleme. Aber ich hab halt dann auf stur geschaltet.

Ja, dann hab ich (/) genau, weil dann diese Versprechen, die eben nicht gehalten worden sind. So wies mich im Sommer die kompletten zwei Monate nimmt, na?

Aus Linz (/) das Heim in Linz hat mich auch abgeschoben. (...) Weil ich dortn auch auffällig war und die angeben hat, dass ich die Gruppen tyrannisiert hab und alle unterbuttert hab mehr oder weniger. Ich hab in Linz die ganze Gruppe übernommen ghabt mehr oder weniger. Und es war für die Erzieher schwer, weil die andern Kinder eben leicht beeinflusst sein. Und da stimmt das tatsächlich, dass ich die beeinflusst hab und dann wars fürm Erzieher schwer, einen normalen Dienst dort zu schieben. (...) Wenn ich über die Brücken spring, kann man sagen, hüpf die ganze Gruppe auch nach mehr oder weniger, na? So in die Richtung kann man das sagen, war das in Linz. Es is mit mit mit mit körperlicher Gewalt gängen. Mit Kraft, na? I hab auch dortn leider keinen ebenbürtigen Gegner gehabt oder irgendwie und das hat sich dann irgendwie so herauskristallisiert. Man kommt in die Situation von Haus aus rein, na? Es is net so, dass das jetzt mein Plan war, sondern das hat sich einfach so ergeben das Ganze, na?

*Gruppe 5 in Biedermannsdorf: die schlimmste Gruppe im ganzen Haus*

(...) Ich kenn auch beide Seiten. Ich kenn die, wo man oben ist und ich kenn die Seiten, wo man nicht oben ist. Das war eben dann in Biedermannsdorf, na? Da bin ich auf eine Gruppe kommen mit viel Älteren. Ich war zwölf, die waren fünfzehn und sechzehn. Und hab mich dortn gleich angelegt. Gleich am ersten Tag und hab dort natürlich gleich einmal eine Schelle kassiert. Eine halbe Stund später hab ichs gleich nochmal probiert, na? Weil das ungewohnt war für mich die Situation, na? Ja, die warn fünfzehn, sechzehn, das war komplett gemischt, na? Und das war die damals die Gruppe in Biedermannsdorf, die was komplett verschrien war. Also das war die schlimmste Gruppe im ganzen Haus. Ich weiß nicht, ob andere Leute das auch gsagt haben, die was von dortn kommen. Das war die Gruppe 5, na?

Interviewerin: Also es war quasi eine Erziehungsmaßnahme, Sie als Jüngeren, Auffälligen einfach einmal von den Größeren, Stärkeren erziehen zu lassen?

Manuel Weiler: Genau. Und was ich noch vergessen hab zu sagen: Also ich hab von der Klinik Spiel weg bis Biedermannsdorf permanent Medikamente kriegt. Also irrsinnig viel Medikamente, um mich probiern zum ruhigstellen und so weiter. Und das hat dann auch nicht richtig funktioniert und Biedermannsdorf hat gsagt: Wenns mich nehmen, müssens die Medikamente absetzen sofort, na? Und dann war ich dortn auf Probe und die ham mich dann gnommen nach zwei Monat. Und in Linz (//) Sie wollten mich in Oberösterreich noch in ein anderes Heim weiter verschieben, also nach Kleink oder nach Graz sogar. Und die ham mich alle abgelehnt, na? Die ham nicht gwisst, wohin. Weil diese Akten anscheinend so deftig waren.

Interviewerin: Und ham Sie da auch irgendwas diagnostiziert? Ist das ADHS, also so Aufmerksamkeit-

Manuel Weiler: Borderline-Syndrom wurde diagnostiziert, na? Wobei das Borderline-Syndrom, das ist relativ, na? Das kann nach dem heutigen Wissensstand eine Erfindung von den Ärzten sein. Weil so kann man das nicht definieren, na?

Interviewerin: Ja. Mhm. Und dann sind die Medikamente alle weg kommen? War das eine Umstellung für Sie?

Manuel Weiler: Ich glaub schon. Weil die Absetzzeit gefehlt hat von die Medikamente,

na? Man setzt die normalerweise retour und das war relativ radikal und ich hab wirklich sehr viele und sehr starke Tabletten kriegt und ja, also ich hab das dann schon gespürt, na?

Man muss sich in einer Gruppe ja mehr oder weniger (/) also da ist wirklich eine Gruppenbildung und da gibts halt schon a bissl a Art von Hierarchie eventuell. Man wächst dort net normal auf. Also im normalen Umfeld. Weil jedes Kind irgendwie a schwere Störung hat und die Schlimmsten probiert man zusammenzupferchen. Das is net guat, na? Also für beide Seiten blöd. Für die Erzieher ist es blöd und für die Kinder ist es auch nicht sonderlich gut eigentlich gwesen, na?

*„Gruppendeckel“*

Ja also in Biedermannsdorf ist es so, dass die Erzieher teilweise auch gewaltbereit san, na? Und so weiter. Beziehungsweise die andern Jugendlichen auf Dich hetzen. Also Gruppendeckel hat sich das damals genannt bei uns. Gruppendeckel, das heißt, der Erzieher will sich die Arbeit nicht machen und hetzt die ganze Gruppe gegen einen auf, na? Damit sich die ganze Gruppe auf einen stürzt, na? Das hab ich erlebt aus beiden Situationen. Und geht dann absichtlich weg oder schaut wega, na? Während die andern den dögn. Also er verlässt den Raum, um sich die Arbeit zu sparen, die auf ihn zukommen sollte als Pädagoge, na? Also ich glaub, es gibt bessere Erzieher und schlechtere Erzieher. Wie bei Lehrern: Es gibt bessere und schwächere Lehrer und da is halt auch so, dass die schwächeren Erzieher einfach (/) die wollten die Arbeit sich nicht - mit einem Kind da zu diskutieren - sich aufnehmen, sondern ham probiert, dass sies abwälzen. Wenns körperlich nicht gewachsen waren, wenns das Gefühl ghabt haben, es ist zu heiß, dann hams probiert eben das über die andern Leute zu machen. Und man steigt als Jugendlicher drauf ein, na? Hab ich mich aktiv beteiligt. Ja, also diese Gruppendeckel, die hab ich auf beiden Seiten erlebt, ja. Mir is das glaub ich einmal passiert nur und aktiv hab ichs miterlebt zwei oder drei Mal. Das haben nur zwei Erzieher gmacht, muss man auch dazu sagen. Und eine Erzieherin hat sich dabei sogar den Fuß brochen, na? Weils drüber gflogen is über die andern mehr oder weniger halt ungewollt. (...) Sowas wird natürlich offiziell natürlich nicht festgehalten. Also generell Gewalttaten und so weiter, das verschwindet, na? Ich glaub schon, dass gewisse Erzieher das mitkriegen, aber jeder macht seinen Dienst wie er glaubt und gestaltet. Und die ham zusammen ja ihre Teambesprechungen ghabt und so und dass mans Team aufrechterhaltet, geht man

wahrscheinlich ab und zu einem Streit ausm Weg, na? (----)Einfach wega schau. Das is in der heutigen Zeit ja eigentlich bei vielen Menschen auch so, na? Wenn irgendjemand draußen dögelt wird, ist es ganz selten, dass jemand eingreift. Das war der Alltag. Also diese Rüpeleien, Remplereien und untereinander war eigentlich im Prinzip der Alltag. Oder gegen andere Gruppen. Dass man auf andere Gruppen losgangen san. Da war eine geschlossene Einheit. Also wie am Fußballplatz kann man sagen, na? Da entwickeln sich auch lauter Leut mit ähnlichen Problemen zusammen gegen irgendwas anderes auf einmal. Das ist so ein Gruppenphänomen mehr oder weniger. Ja, wenn irgendwo da Probleme warn mit einem und der hat ein paar kriegt von irgendwelche anderen von der Gruppen, dann hat sich die Gruppe geschlossen gmacht und ist halt über die andere Gruppe hergezogen. Und das war relativ leicht, weil die Gruppe, unsere Gruppe relativ stark war. Zwischen 12 und 13 Leut aufwärts. Also relativ groß. In einem Zimmer waren vier bis sechs Leute. Da warn noch so ganz alte Eisenbetten, die was quietscht ham (...). Das warn so Gitter (/) sind da ghängt.

Interviewerin (...) gabs dann auch sowas wie Freundschaften?

Manuel Weiler: Ja, aber natürlich, ja eingeschränkt, na? Na also ich hab an Freund ghabt - das hat sich aber jetzt auch erledigt vor ein paar Jahren. Der is leider (/) der stürzt auch komplett ab. Also is am Absturz mehr oder weniger. Den Kontakt hamma verloren. Dem is zum Beispiel ein Gruppendeckel passiert und der hat an Erzieher ghabt von einer andern Gruppen, der hat ihn dann aus der Gruppe rausgenommen, na? Mit dem hat er eine Bezugsperson ghabt, wieso auch immer. Und der is dann auf eine andere Gruppen kommen, nachdem auf ihn die ganze Gruppe eingedroschen also hinghaut hat. Also in die andere Gruppen ist er dann kommen. Wir san auch die einzigen zwei, glaub ich, was ich weiß, die jemals einen Beruf erlernt haben, na? Also der Großteil ist mehr oder weniger abgestürzt. Man wird in einem Heim leider nicht vorbereitet aufs tatsächliche Leben. Es wird alles (//) Man erklärt niemandem richtig was, die Zeit verrennt doch relativ flott und dann steht man da ohne Kenntnisse, wie man einen Umgang mit anderen Mitmenschen macht, wie man Kritik überhaupt annehmen kann, ohne dass man lautstark wird oder gewaltbereit ist, na? Genau. Das führt natürlich zu Problemen. Auch bei mir. Meine erste Lehrstelle hab ich gleich nach drei Tag (/) hams mich ausse gschmissen, na?

Ich hab die Möglichkeit ghabt am Anfang, dass mich das Heim Biedermannsdorf behaltet aufgrund des Erziehers, mit dem was ich Vertrauen aufbaut hab. Aber aufgrund mehrerer Sachen und aufgrund einer anderen Erzieherin, die was mich wieder wega haben wollte

von dieser Gruppe, ist's dann so gewesen, dass ich dann nach Eggenburg kommen bin in den Lindenhof. Und dort hab ich dann (/) hams mich in eine Lehre gesteckt, was ich gar nicht machen wollte. Sie ham dortn zu wenig Leut ghabt und ich hab gsagt: Ich will das nicht, mich interessiert das nicht und hab aber dann hingehn müssen. Ich solls ma anschaun. Und da bin ich gleich mehr oder weniger zwangsweise dortn blieben. Das war Stahlbauschlosser. Dortn hab ich keine Zukunft gesehn für mich, na? Außerdem bin ich dortn auch gschlagen worden von einem Erzieher, dann von den Lehrlingswerkstätten, also Lehrlingsausbildern dortn. Und (-- ) für mich war das keine Zukunft, einen Beruf zu machen, der was ma eh kan Spaß macht.

### *Berufswahl*

Also mehr oder weniger bin ich dann zufällig a Kochlehrling durch Zufall geworden, weil das war das Einzige, was man auf die Schnelle gefunden haben jetzt noch.

Interviewerin: Aber wolltens das auch machen?

Na, eigentlich net. Das war halt ein Zufall. So genau, was ich machen wollt, hab ich net gewusst. Das das war halt in der Nähe und ich bin wieder Kochlehrling geworden.

Interviewerin: Und sagens, hat da jetzt in den Heimen wo Sie waren niemand erkannt, wies Ihnen geht? Hats da irgendeine Form von Hilfe geben? Das war ja schon eine Zeit, wo jetzt therapeutische Unterstützung oder irgendwie (...)

In dem Heim, das ist glaub ich mehr oder weniger (/) wird das alles oft schön geredet. Und wies hinter den Wänden abgeht, da wird vieles gefaket. Zum Beispiel dass die Gruppen für Besuche aufpoliert werden und jeder schön hergerichtet wird. Dann kommen halt Medien. Da san nur brave, lieabe Kinder und alle gestylet und so na? Dortn also wird viel, viel gefälscht mehr oder weniger.

Also ich hab ausm Heim ziemlich viel zwischenmenschliche Schwierigkeiten ghabt. Also ich bin nicht normal grennt, wie andere Leute, sondern ich bin überall angeeckt. An jeder Ecke was irgendwo vorhanden war, hab ichs eigentlich mitgenommen mehr oder weniger. Und für mich wars schon Erholung ((die Zeit nach den Heimaufenthalten)), aber das Denken, das normale Denken, da hab ich länger braucht, bis ich gwusst hab, was ich jetzt mach und so weiter. Also das hat sich mit 22 Jahren, 24 Jahren eingependelt, dass ich auf

ein ruhiges Level kommen bin. Solang hab ich braucht, dass ich irgendwie die Vergangenheit irgendwie ja bewältige.

Interviewerin: Ham Sie da bewusst sich damit auseinandergesetzt oder hams das weggeschoben?

Na ich habs dann schon bewusst gmacht, na? Das ist ja der Grund, warum ich einen Beruf erlernt hab und die meisten nicht im Heim. Man hat einen emotionalen Kern, der was einen beschützt. Also jeder hat seinen emotionalen Kern und ich glaub, da hab ich ein Glück ghabt, na? Dass der mich vor vielem beschützt, dass ich nicht zu sehr abstürz in die Kriminalität oder sonstiges, na? Weil des wäre dann (//) Da landen die meisten. Sterbens an Drogen oder sitzens im Hefen. Das war die Heimkarriere. Und dann genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort und ich glaub irgendwie da ham mehrere Zufälle zusammen gespielt, dass ich im Gegensatz zu anderen jetzt besser mit dem Leben dasteh als wie andere, die was das überlebt haben und vielleicht irgendwie din vegetieren ohne Beruf, ohne sonstige Perspektive. Und in meinem Alter sind.

Na, na, aber ich hab eine Jugendvorstrafe gekriegt, da war ich mit andere unterwegs damals im Auhof, wie ma warn, im Zwischenheim. Ja und die war ziemlich gewaltbereit diese Gruppe und ham auf mehrere Leut eingeschlagen und weil ich da mit dabei war, bin ich mit vor Gericht kommen, na? Aber Gott sei Dank hab ich das nur passiv miterlebt, na? Ich war zur Zeit im richtigen Alter. Bin dann schon so gestanden, dass ich nicht unmittelbar wen gehabt hab, auf den ich eindreschen kann daneben und das war wahrscheinlich das Glück, das bisschen Glück. Weil sonst im Affekt bist wahrscheinlich so geschockt, dass man automatisch dann auch hingreift.

Interviewerin: Was ham Sie da für Schulen besucht?

Im Heim wars die Hauptschule und dazwischen bin ich in die Sonderschule abgeschoben worden. Ich hab eigentlich dortn net viel glernt. Wir warn zu dritt in der Klasse, dann war ma eine zeitlang nur zu zweit. Wir ham fast nur Fußball gspielt oder sonstige Sachen gmacht, na? Also wir ham wirklich nicht viel glernt. Also (//) Und das hat man dann in der Berufsschule gmerkt, weil dortn hab ich gmerkt, dass ich in Englisch ganz hinten bin und Französisch ham ma angefangt jeder am gleichen Wissensstand, also bei Null und da hab ich ma natürlich relativ leicht tan. Und in Englisch is überhaupt net gangen.

Also von der Heimzeit das einzige was ich hab san noch die Depressionen. Dass ich noch

am Aufarbeiten bin. Aber das mach ich jetzt eh. Also das hab ich lang nicht erkannt, na? Also gewisse Sachen. Ich hab ja etliche Zertifikate gmacht und so weiter und Kurse besucht und dort und da. Das war aber eher getrieben von einer Manie, na? Das heißt, wenn ich was gemacht hab, hab ich mich nachher net gefreut. Das heißt, ich hab das gemacht, da war ich noch drinnen Feuer und Flamme und dann war ich fertig, dann hat ma das überhaupt kan Kick geben und ich hab ma was Nächstes nehmen müssen, na? Und das hab ich jetzt eine zeitlang so gmacht. Das hab ich jetzt auch mittlerweile abgelegt, na?

Wir ham probiert im Heimalltag, dass ma eine Regelmäßigkeit ein bisschen rein bringen. Dass jeder in der Gruppen irgendwelche Dienste übernimmt. So Pläne vom Abwaschen bis zum Trocknen, bis zum Gschirr wegräumen, bis zum Aufdecken. Solche Sachen ham wir im Heim halt gmacht, um in einen Ablauf irgendwie reinzukommen. Das war eben so eine Pflicht aufs Auge gedruckt. (---)

Interviewerin: Und so? Ich mein, Sie haben schon erwähnt, dass die Erzieher sehr gewaltbereit waren.

Also net alle. Muss man ein bissl aufpassen was man sagt. Also nicht alle. Es warn sicherlich welche dabei, die sind gewaltbereit gewesen. Oder hams ausgelebt. Also nicht nur bereit, sondern hams auch ausgelebt. In Form von Schlägen und so weiter, ja. Ein Erwachsener ist ja doch einem Jugendlichen oder Kind im Normalfall überlegen. Das war in Linz also eigentlich nicht so, aber in Hütteldorf wars so, in Eggenburg wars so und in Biedermannsdorf wars auch so. Das waren alles Heime von der Stadt Wien eigentlich. (--)

Also Leut, die was sich unsichtbar machen, die werden automatisch angegriffen. Also auf der Gruppe nur unter die Jugendlichen. Der Stärkere überlebt mehr oder weniger so. Der am kräftigsten ist und das überwiegt: Der tut sich halt meistens mim Zweit-, Drittkräftigsten zam, weil dass sa sich nicht untereinand gefährlich werden, na? Und die tun dann meistens die Gruppe dann dominieren.

Interviewerin: Und wie kann man sich da diese Hierarchie vorstellen? Wie wirkt sich das aus? Schafft man denen jetzt dann was an oder...

Manuel Weiler: Ja genau, dass man die Dienst, die man eben hat ablegt auf jemanden andern, na? Dem sein Taschengeld abnimmt und und, na? Dem seine Zigarettten wega nimmt, na? Und alles Mögliche noch. (--). Ja. So schaut das aus. (--). Also Kinder sind untereinander ziemlich gemein kann man sagen, na? Also ganz, ganz gemein. Vor allem:

Jeder hat seine eigene Geschichte, warum er dorthin kommen is und das san keine normalen Leut, sondern gefährlich gewesen. Und jeder wirklich ganz extreme Gschichten. Aner hat eine Drogenmutter die was gestorben ist, der andere hat das, der andere hat das, na? (--). Und der Schüler, der Freund, was ma so jetzt ins Gedächtnis kommt, der hat sich umbracht, na? Das war in die Medien. Der hat das Auto, das Auto vom Erzieher gestohlen und is gegen einen Baum gekracht mit Vollgas ohne zu bremsen auf einem Feld. Der hat sich umbringen wollen. Der war dreizehn Jahre damals noch. Also der hat den Schlüssel gestohlen vom Auto. Da samma auf Urlaub gefahrn.

### *Eine arge Alkoholzeit*

Das war überhaupt eine Zeit lang: Ziemliche arge Alkoholzeit im Jugendalter ghabt. Da war ich ziemlich im Alkohol dann drin. Also zweimal Alkoholvergiftung binnen einer Woche. Also mit Krankenhaus alles Drum und Dran. Ja. Ich hab so viel trinken, dass sich der Körper dran gewöhnt hat und mir is nimmer mehr übel worden. Ich bin einfach bewusstlos worden. Das heißt, ich hab wirklich so viel konsumiert jeden Tag, also in der Lehrzeit schon, dass mein Körper wirklich nur (/) Eigentlich nur überhaupt dingelebt. Also (--)(/) Und natürlich: Wenn da das passiert, man denkt dann an das. Also mir wars ziemlich egal, ob da was passiert oder net passiert. Also dass man stirbt und so weiter. Und im Augenblick wars ma eigentlich ziemlich wurscht. Da merkt man dann, dass in der Vergangenheit doch irgendwas net stimmt, na? In gewissen Situationen na, muss i mich zum Beispiel (/) muss man sich beherrschen. Ich bin schon einmal ausgetickt auch bei der ÖBB bei einer Weihnachtsfeier. Seitdem ham ma keine mehr. Das war vor drei, vier Jahren und das ist dann schon (/) da hab ich schon gmerkt, dass das sehr auffällig ist, na? Bin bei meinen Kollegen schon seit ein, zwei Jahr ohne dass wir eigentlich viel miteinander gredt ham. Da hat sich ein Spannungsverhältnis aufgebaut. Und bei der Weihnachtsfeier da war eine Beziehung aus zufällig noch. Dann hab ich noch Alkohol getrunken und der hat sich auch anscheinend Mut angetrunken und einmal richtig was gesagt und dann bin ich dort mitten im Lokal ziemlich ausgetickt, na?

Man lernt keinen normalen Umgang mit anderen Leuten. Man steigert sich manchmal selber dann mit rein. Also man kann ja den einfach ignorieren. Dann wär vermutlich nix passiert, na? Ok, man lernt also quasi keine Umgangsstrategien mit Konflikten, weil es gab eigentlich nur Gewalt. Man ist auch nicht kritikfähig wirklich. Also am Anfang

gewesen. Weil man nimmt das alles so persönlich, na? a. Und beim Alkohol wars auch so. Ich bin gflogen, weil ich nach drei Tag eine Schlägerei mit an Gesellen ghabt hab dortn. Da hats wirklich gstaubt, kann man sagen, im Mehl ((lacht)). Also in der Bäckerei, da hats wirklich gestaubt.

Also in Beziehungen hab ich mich sehr weiterentwickelt. Ich war am Anfang eben komplett schlimm. Die ersten zwei, drei Frauen waren sehr arm dran, na? Mehr oder weniger mit mir. Und ich hab mich dann weitergebildet noch. An diesen Beziehungen.

Interviewerin: Ja Sie sind ein irrsinnig flexibler Mensch was jetzt auch so Bewältigung betrifft und und auch Weiterentwicklung.

Jein. Also ganz zufrieden bin ich nicht mit mir, na. Weil mich diese (//) Eben durch die Matura und so weiter mir is vorkommen, so ein Burn-out hab ich dann erlitten kurzzeitig noch. Wegen der Vergangenheit. Das hab ich schon mitgeschleppt. Ich hab das einfach verdrängt alles.

### *Erinnerungen kehren zurück*

Ich hab mich dann nur mehr probiert an das Schöne zu erinnern, an die Urlaube und den Rest hab ich zur Seite geschoben. Und das war ein Fehler. Im Unterbewusstsein hat sich doch einiges abgespeichert hab ich dann jetzt feststellen müssen, na? Und eigentlich hab ich glaubt, das ist schon alles erledigt für mich und das war aber nur der Wille. Aber im Unterbewusstsein wars anders. Der Körper hat mich dazu (/) ich hab körperliche Signale ghabt mehr oder weniger mit Schwindel und so weiter. Also wirklich ganz ganz krass hats mich erwischt. Und zuerst hab ich glaubt, das ist was Organisches, na? Und hab dann überall durchcheckt alles und Gott sei Dank ist (//) Das Pfeifferische Drüsenfieber hab ich ma eingfangt ghabt. Das kann natürlich auch sein, dass das zusammenhängt mit (/) dass das ein Mit-Grund war, dass das dann so stark worden ist, na? Ja. Und bin draufkommen, dass da was nicht stimmt. Und dann bin ich mehr oder weniger schon zu Privatärzte gangen, weil ich so verzweifelt war. Und die ham mich dann weitergeleitet und gsagt, bei mir hängt das wahrscheinlich seelisch zusammen. Psycho-somatisch. Und das ja (//) War ich dann ganz schockiert, dass es mich eigentlich so wieder einholt. Dass der Körper das nicht (//) Der hat das nur verdrängt und dann (---) kommt das wieder irgendwann zum Vorschein anscheinend.

Interviewerin: Und wie gehts Ihnen mit der Aufarbeitung?

Ja eh ganz gut. Ich mach gute Fortschritte. Und bin sehr zuversichtlich. Also es ist bald alles abgeschlossen mehr oder weniger. (...)

Ich hab Vieles versucht zu verdrängen. Das kommt erst stückelweis wieder zum Vorschein jetzt. Ich merk auch das Reden und so weiter, dass das meine Psyche also leicht belastet, na? Also die ganzen Bilder wieder in Erinnerung rufe. Man denkt ja in Bildern.

Interviewerin: Und die Depressionen? Ham Sie die immer noch?

Also das muss man mal erkennen. Das hat lang gedauert. Ich hab ja das selber nicht erkannt. Depression heißt ja nicht, dass man jetzt down ist und komplett nix mehr macht, sondern ich war sehr aktiv noch und so weiter. Und dann noch zu erfolgsorientiert überall gewesen. Also überall im Sport der Beste zu sein, in der Freizeit. Also generell immer oben zu sein, na? War mein persönliches Anliegen. Und das kostet natürlich sehr viel Kraft irgendwann ohne dass man (//) Also man kriegt das erst mit der Zeit später mit, dass die Seele das sehr belastet, na? Dass man das dann gar nicht aus Genuss macht, sondern nur dass man halt dabei ist.

Interviewerin: Sehen Sie da auch irgendwie Wurzeln oder Gründe in der Heimatzeit?

Ich glaub schon. Da sind schon Gründe. Man kommt raus und denkt sich als Heimkind ist man vielleicht undercover. Also mit undercover mein ich, man ist weit unterhalb den Anderen gegenüber. Man ist in dieser selben Ebene. Und dann probiert man sich zu profilieren. Dass man einfach entweder viel mehr leistet wie die in derselben Zeit und so weiter. Das war in der Lehrzeit so. Der sagt noch heute: So einen Lehrling hat er noch nie ghabt. Und seitdem nie mehr ghabt. Man muss doppelt so viel leisten und über viele Grenzen drüber gehn. Das ist halt (//) Man hat dieses Gefühl. Damit man sich auf gleicher Ebene fühlt, na? Also man hat dann irgendwie teilweise Minderwertigkeitskomplexe. Das ist sicherlich ein Mit-Grund gewesen. Als Heimkind war man schon verschrien. Also ich war in Linz in einer öffentlichen Schule, in der Hauptschule und so und es ist schon so, dass man als Heimkind dortn ziemlich verschrien war, na? Also man is schon gemobbt worden auch von die anderen Kinder. Und dann is man natürlich (/) hat man diese Rolle wieder bestens gefüllt, dass man natürlich die anderen Kinder dann mehr oder weniger niederdögelt dortn und dann natürlich war ma schon in dem Klischee drinnen: a, eh klar. Ein Teufelskreis. Man is jung und man haut das (/) man siecht das eigentlich rundumadum

net, na? Man tappt da leicht in die Falle.

Ich glaub auch, dass man als Heimkind härter ist als wie andere, na? Ich glaub, dass man einfach härter und abgeblockter ist wie wer anderer, die einfach verweicheln teilweise. (---) Ja, das ist das Positive, dass man halt einfach mehr Willenskraft hat, na? Wenn man da über den Punkt drüber kommt natürlich, na? Wenn man nicht so wie andere vorher abstürzt. Und das schaffen, wie gsagt, nur wenige. Ich hab ein Buch gelesen über emotionale Intelligenz, na? Und ich glaub schon, dass ich einen emotionalen Kern in mir irgendwo hab von Haus aus, also genetisch bedingt, der mich vor Vielem bewahrt hat. Also ich hab mich in der Jugend relativ weit entwickelt, so wie ich jetzta. An der Jugend hab ich mich permanent in andere Richtungen entwickelt, an? Also ich bin nie (unverständlich) gleich und so geblieben. (----) Zumindest bin ich gerade dabei das Ganze zu integrieren, zu schlichten. Also ich geh, wie gsagt, wöchentlich zur Therapie, jetzt schon seit fast einem Jahr.

Interviewerin: Und sexueller Missbrauch, war das bei Ihnen irgendwie...

Manuel Weiler: Also ich hab ein Glück ghabt. Bei mir is überhaupt nix gwesen, na? Also ich glaub, weil ich so kräftig bin gewesen dortn. Dortn, es erwischt eher die Schwächeren, na? Mir ist zumindest bekannt von einem Erzieher und einem Jugendlichen. Und was man so mitbekommen hat schon, dass es da was gegeben hat. Der Erzieher hat dann gewechselt in eine andere (/) anderes Heim, nach Hinterbrühl. Soweit ich das mitverfolgt hab. In Linz bin ich in Judo gegangen und das hams ma dann leider auch weggenommen, weil da hab ich von der (/) kann mich erinnern, in der ersten Haupt war ich, und da hab ich zwei Leut von der dritten Haupt umadum gehaut, na? Und drum (/) weil die Eltern alle so drauf eingeredt haben, hab ich nachher Judo nicht mehr gehn dürfen dort, na? Aber die sind mich angegangen. Aber das ist halt so, als Heimkind ist man halt abgestempelt. Das hat ma auch weh getan, na? Das tut ma weh, weil das war halt das im Kopf, was (unverständlich) war. Die sind mich angegangen und ich hab mich verteidigt. Und man wird dann (//) Die zwei liegen und man steht dann als Heimkind einfach abgestempelt da. Man hat einfach diesen Stempel oben und das wars. Und ich hab mich nur verteidigt.

## Tobias Mainz: „Man ist halt anders als die andern.“

Tobias wird 1971 geboren. Er kommt schon früh von der psychisch labilen Mutter weg in die KÜST und von dort in das Heilpädagogische Kinderheim Hütteldorf. Die ersten Jahre unter dem alten Direktor sind schlimm. Dann kommt ein neuer Direktor (s. das Experteninterview 3 im Kapitel IV), mit dem sich vieles zum Besseren ändert. Neue ErzieherInnen werden eingestellt, einige aus der älteren Erziehergarde werden entlassen. Der Kontakt zwischen den Kindern und den ErzieherInnen wird zumindest in einigen Gruppen freundlicher. Strenge Strafen und körperliche Gewalt werden verboten. Auch die Heimkleidung verschwindet und das Heim wird nach außen etwas geöffnet. Als Tobias nach dem Polytechnikum eine Lehre beginnt, wird er in die Stadt des Kindes transferiert, die er noch positiver erlebt. Dort erlebt er die Erzieher in seiner Gruppe als herzlich und liebevoll und die Jugendlichen dürfen alleine nach draußen. Während der ganzen Heimzeit und bis heute besteht guter Kontakt zu beiden Elternteilen, die aber getrennt leben. Tobias lernt Installateur, arbeitet aber nur kurz in dem Beruf, bevor er zu seiner jetzigen Tätigkeit wechselt, die ihm Freude bereitet. Er hat einen 18jährigen Sohn, lebt aber getrennt von der Mutter des Kindes, die ebenfalls ein Heimkind war. Er gibt an, sich aufgrund der Heimzeit nicht ausreichend durchsetzen zu können. Mit dreißig Jahren begibt er sich aufgrund von Depressionen in Psychotherapie. Jetzt will er nach vorne schauen und mit der Vergangenheit abschließen. Es folgen Auszüge aus dem Narrativinterview.<sup>279</sup>

\*\*\*

Ja, im Kinderheim Hütteldorf, das weiß man eh, das war halt (--)/ da is halt streng zur Sachen gängen, na? Da hats halt keine Überwachung geben vom Magistrat was ich weiß, also von der Gemeinde. Die ham halt da schon freie WI ghabt, wies halt mit die Kinder umgehn. (---) Na ja, es war halt sehr streng dort. (--) Ja mit so Strafsysteme. (--) Dann war noch die Heimschule auch, also war keine öffentliche Schule. Es is zwar draußen gstanden, aber ich hab kan Einzigen kennt, der was auswärts war in der Schul. (----)Ja

---

<sup>279</sup> Geführt von Mag. Andrea Smioski am 27. Jänner 2012, 9:00 bis 10:15 Uhr.

schlimm war die gleiche Kleidung. War halt ziemlich (/) Da hat ein jeder (/) Das war wie im Gefängnis halt, na? Gleiche Kleidung, acht Leut in an Zimmer zum Beispiel. Wie mans aus so manchen kommerziellen Filmen kennt, na? (--) ja, körperliche Gewalt hats natürlich auch geben. Ka Frage. Dann Strafsystem. In der Nacht, weiß nicht, Bücheln halten und Zeichen halten und Stiegen steigen und lauter so Sachen. Ja. (-----) Ich muss dazu sagen, das hat sich dann, wie ich so 13 war, gändert, weil da dürft dann sich doch das Magistrat einschalt haben. Dann hat sich das verbessert. Sind andere Direktoren kommen und so. Und so hat sich das dann schrittweise verändert, verbessert dort im Kinderheim Hütteldorf, ja. Ja, genau, schlimm warn nur die ersten sieben Jahre. Das war halt schon (/) Da hats einen alten Direktor geben, der war wahrscheinlich ein bissl (/) der war glaub ich 90 Jahre alt. Und die Erzieher halt, die warn ja (/) Net alle, na? Aber der Großteil war halt schon (/) Warns überfordert oder sie hams einfach nicht gwusst wahrscheinlich, na? Das hat sich so eingespielt. I bin a heute kan bös mehr. (---) Aber für jede Kinderseele ist das ein Mord. Und wahrscheinlich bis (/) das lasst sich aber schon nimmer (/) Mit 30 Jahren is ma net gut gungen und so mit 30 hab ich anfangen meine erste Therapie zu machen. Da kommt man ja da (/) da wird da das bewusster. Aber wahrscheinlich trotz allem, auch wenn man immer dran arbeit, das wird wahrscheinlich immer ein bleibender Schaden bleiben, na? (---)

Interviewerin: Wieso ist das mit dreißig Jahren aufgekommen? Ist da irgendwas passiert?

Na ja, in die Beziehungen und so is halt reines Fehlverhalten, na? Das wird (/) is ma halt zu dem Zeitpunkt bewusst worden. Das viele Fehlverhalten. Ein Resultat von der ganzen Gschicht. (---) Na. Aber dann is bergauf gungen, dann is alles besser worden. Ich hab insgesamt jetzt drei Therapien gmacht. Das hat sich schon natürlich stückweise verbessert. Aber die Zeit bis din war halt (-----)

Interviewerin: Was warn da so die Dinge, wo Sie sagen, das ham Sie im Heim nicht gelernt und das hat Ihnen später geschadet?

Na ja, das is einmal das Grundlegende: Das ist Liebe und Zuneigung. Das hats einmal dort nicht geben, na? Also das weiß ich, wenn das ein Mensch nicht kriegt, das ist wie wenn man einer Pflanze kein Licht und kein Wasser gibt. Das hats einmal dort net geben. (---) Das war ein reines Funktionieren. (-----) Ja, dann sind halt die strengen Methoden, was die dort ghabt haben. (---) War wie mit einem Gefängnis gleichzusetzen, na? Teilweise. (-)Also wie gsagt, das war ein reines Funktionieren. Das kann man jetzt glaub ich net (/)

Umgangen. Das is einfach passiert. Das hat man, weiß nicht, zur Kenntnis genommen. Reine Überlebenssache. Ja, ich hab das sicher zur Kenntnis genommen. Also mich eher anpasst. Weil ich bin ziemlich jung kommen und je jünger, umso leichter is das auch zum Biegen. Oder gefügig zu machen. (--) Na ja, die Älteres was dort waren, die ham sich natürlich gestellt, na? Also je älter einer ins Heim kommen ist, mit älterem Alter, vielleicht pubertierendes Alter, ich glaub, die ham sich eher gestellt, wie wennst von ganz jungem Alter dorthin kommst. Da bist eher anpassungsfähiger. (----)

Was ma net gefallen hat zum Beispiel, was ich mich sehr gut erinnern kann, nackt duschen vor den Erziehern in der gemeinsamen Dusche. Also da is nix passiert oder was, sowas ist auch mir nicht passiert. Das muss ich deutlich dazu sagen. Sowas kenn ich net, so sexuelle Übergriffe oder was. Das hats bei mir net geben. Das muss ich klar und deutlich sagen. Ich weiß net, was andere erzählen. Ich hab das nur glesen nämlich zehn Jahre später über das Heim, dass solche Sachen passiert sind. Dass as verkauft ham oder was? Also ja, war ich net dabei, das is viel später. Aber bei uns (//) Also mir persönlich ist das nicht passiert. Gott sei Dank, ja. Weil das warat noch viel schlimmer gewesen. (---) Ja. Das hat ma net (//)

Ja, wenn sich einer daneben benimmt, dann is dem einen oder anderen schon zur Sache gegangen, ja. Wenn sich der ein oder andere daneben benommen hat, na? Da hats schon solche Strafen geben. Die Älteren ham oft dann die Kleineren auch unter Druck gesetzt, weil die ham die Hacken manchmal von die Erzieher übernommen. Das is ja ganz simpel, Leut zu beeinflussen. Na, ich weiß das. Is wie beim Bundesheer oder was: Einer für alle. Das ist ganz simpel. Wenn einer sich daneben, müssen alle büßen. Natürlich was passiert dann: Der muss ich das natürlich den Druck und die Angst ergehen lassen über die andern, na? Die was da mit büßen müssen. Also das warn ganz simple und einfach psychologische Systeme. Ja, ja, da braucht der Erzieher gar nimmer mehr jetzt handgreiflich werden, weil da hat ers von die Andern kriegt, ja. Ich kann mich erinnern, ich hab schon Watschen von Älteren wegen solchen Gschichten und so (//) Aber bei mir wars sicher nicht so alltäglich also was (//) Weil das lasst natürlich nur einmal über Dich ergehen, dann überlegst das dreimal.

*In der Stadt des Kindes*

Also ich war ja in der Stadt des Kindes nachher. Das war ein super Heim. Also von Liebe keine Rede. Ein Fremder kann da das gar net geben. Und dann wars auch glaub ich schon zu spät. Also wenn da das in die ersten Jahre net geben wird, das is schwer. Das, was da die Mutter nicht gibt. Und das ist halt schwer. Aber sie warn halt viel menschlicher und das war auch schon viel wert. Da hats keine Hieb mehr geben und diese ganzen Strafsysteme hats dann auch nimmer geben. Das, weiß nicht, Tausend Mal schreiben: Ich darf nicht frech sein, ich darf nicht, weiß ich net, Zehn oder Nägel oder irgendeine Gschicht. Das war auch so eine Strafe: hundert Mal schreiben irgendwas. (--) Das hats dann alles nicht mehr geben. Und dann hats auch die Freiheit geben in die Öffentlichkeit. Das heißt, ich hab zum Beispiel (/) mit 13 hab ich Fußball gspielt schon in an Fußballverein außerhalb der Heimsgschicht. Also diese Grenzen, die ham sich dann geöffnet. Ich bin dann auch gangen als letzte Schule ins Polytechnische, in a öffentliche Schule. I hab dann schon mei eigene Kleidung tragen dürfen. Nimmer mehr die Heimkleidung. Das war (unverständlich), mit die Heimsachen. Das war ja eine Katastrophe. Alle das gleiche. A Wnsinn. (----) (--) I hab sogar einmal weggehn dürfen. Das hats früher net geben sowas. Na, es warn schon kometenhaft die Veränderungen. (--)

Weil die Menschen halt net gwusst haben, warum die Kinder in einem Heim sind. Die ham glaubt, die Kinder sind schuld. Na? Heut weiß man, wenn ein Kind verstört ist, sinds meistens das Umfeld und die Eltern dran schuld. (---) Oder schwererziehbare Kinder. Das ist so, wie wenn das Kind schuld war. Also die Leut ham überhaupt ka psychologisches Grundwissen ghabt.

Interviewerin: Ja, vor allem was das im Nachhinein dann auch bedeutet, wenn man dann rückblickend sieht, ok, ich war in einem Heim für Schwererziehbare.

Ja, das manifestiert sich ja im Unterbewusstsein. Mit dem musst ja leben Dein ganzes Leben. I find sogar, dass nachher die Zeit schlimmer war, diese (/) das innerliche Trauern, wost gar nicht gwusst hast warum, als die Zeit vorher.

### *Schon Tausend Mal erzählt*

Interviewerin: Ich hab jetzt so ein recht vages Bild eigentlich noch von Ihrer Kindheit. Is das für Sie so, dass das ein Kapitel ist, dass Sie auch gar nicht aufschlagen wollen oder..

Nein, das tu ich nimmer mehr. Das hab ich schon so oft zerkaut. Ich kann es nicht mehr hören. Die ganzen Therapien. War alles wichtig und so, aber ich mag auch nicht, dass mich irgendeiner drauf anredt oder was, weil ich hab das schon Tausend Mal erzählt. Ich muss das nimmer mehr dazöhn um das zu verarbeiten oder was. Im Gegenteil: Ich hab mit dem abgeschlossen in Frieden. Also ich bin keinem bös wie andere. (--) Es war nicht lustig. Es war halt ein Schicksal. Is halt so. Mit dem muss man umgehn. Groß (/) was mich am meisten demütig macht im Leben, dass ich ein großes Glück ghabt hab. Net ghabt hab, hab, dass ich jetzt da steh, wo ich jetzt steh. Dass sich das so entwickelt hat. Weil ich kann Ihnen sagen, das ist sicher auch wichtig. Ich weiß von viele Ältere, die sind a ganze a andere Laufbn eingeschlagen. Chancenlos, ja? Also die san (/) Damals die (unverständlich) im Prater ham sich die herumtrieben. Und ich weiß auch von Leut, die was sich umbracht haben und lauter so Gschichteln. Also (---) was ich weiß, das san (/) Also das hab ich als Kind (/) das hab ich mitkriegt schon stark, dass die Älteren, also die nach Eggenburg kommen san. I wü jetzt net mit Zlen jongliern oder da wo vorgreifen. Aber die san ganz andere Wege gängen, na? Das is für die ganz anders ausgegangen.

Da san ja viel (/) die Älteren sind immer ausbrochen, na? Die san ja abghaut. Davon grennt. Na no, na net. (---)

Interviewerin: Ham Sie das auch einmal probiert?

Nein, das hab ich nie probiert. Na ja, das hätt auch keinen Sinn ghabt. Erstens Mal, so schlau war ich schon: Wo hätt ich hin sollen? Wer hätt ma helfen sollen? Wer hätt ma glaubt? Sie wissen eh mit die ganzen Gschichten was was passiert: Wer hat da früher als Kind glaubt? Du redst nur an Blödsinn. und dann wennst zruck kommst, dann kannst Dich warm anzieh. (--) Wie gsagt, die Mutigen, die was die was sich da aufglehnt haben, warn immer die Älteren. (--)

Interviewerin: Und was die Gewalt betrifft, haben Sie da jemandem davon erzählt?

Nie.

Interviewerin: Wieso nicht?

Ja wahrscheinlich ham die (/) Das kann ich mich zwar nimmer erinnern so, aber die ham schon schön ihren Beitrag dazu gliefert, dass das nicht erzählt wird, na? Das hams mit Sicherheit gut beherrscht.

Interviewerin: Und die Prügelstrafen, wie weit is das gängen? Warn das Watschn oder so?

Ja mit Schlapfen kann ich mich erinnern. (--) Was ich mitkriegt hab: Die Älteren ham mehr abkriegt. Also ich hab nur kriegt Watschn und mim Schlapfen einmal oder was oder Haarreißen oder so, wissens eh. Wenn halt ein Erwachsener, der was überfordert wird, narrisch wird und dann handgreiflich wird. Aber die Älteren, glaub ich, die ham (/) Aber dazu kann ich nix (/) Das hab ich nur vage mehr im Gedächtnis. Das ist nur mehr verschwommen alles. Da müssat ich zu tief owe graben. Das will ich nicht. Dann gehts ma wieder tagelang net gut und das kann ich (/) das geht nimmer mehr. (---)

Interviewerin: Aber was war dann der Auslöser dafür, dass Sie das mit dreißig Jahren eingeholt hat?

Na ja, erstens einmal ein depressives Verhalten ghabt hundertprozentig. Weil wenns keine elterliche Liebe haben, is das nicht gsund für die Seele. Da brauch ich nicht einmal (/) Das weiß jetzt im 21. Jahrhundert ein jeder. Dann (--) dieses ganze Fehlverhalten, was ich dort (/) was sich bei mir dann manifestiert hat durch die Heimtschicht. Man is halt anders wie die andern. Also das hab ich schon gsehn. So sensibler. So fangt das schon einmal an. Vielleicht a Spur (--) also anpassungsfähiger. Das war halt schwer das mit den Jahren alles abzulegen, na? Man muss halt schon sich (/) wissen, sich richtig zu wehrn können, wenns wenns (/) Das hab ich erst mit die Jahre glernt. Weil ich eben schon gwusst hab (/) Es ist halt so ein Prozess. Ich will nicht mehr obe schau oder hintere, sondern auffe. So wies ghört, na? Ja, in Beziehungen, dann Eifersucht, warum is man eifersüchtig? Na klar, weil die Mutter hat an verlassen und dann hat man die Angst, dass wieder die Frau an verlasst. Diese ganz normalen Gschichten, na? Was abrennt unbewusst das Programm. Und des zum Durchschaun, das ist alles mim Alter erst kommen.

Interviewerin: Okay. Und das war für Sie aber auch klar, dass das jetzt mit Ihrer Kindheit zu tun hat.

Na hundertprozentig. Ja, ja, da braucht man nicht viel wissen, dass das zamhängt. (--) Kindheit, Eltern. Auch vererbbar bis zu einem gewissen Grad, hab ich auch beobachtet. Mei Mutter war ja auch so, a schwache Persönlichkeit. Ja auf der einen Seite a Starke, weils bis jetzt überlebt hat mit dem Dilemma, aber...

Interviewerin: Und Sie ham sich jetzt beim Weißen Ring gemeldet, wie das da in den Medien war?

Genau. Na mich hat einer von damals drauf aufmerksam gmacht. Mit den Medien hab ichs zwar wahrgenommen, aber hab ich drauf net so reagiert. Und dann derjenige - auch in meinem Alter - hat mich drauf aufmerksam gmacht, hat er gsagt: Ich mach das. Wie schauts aus? Du auch? Hab ich recht lang überlegt und hab erst mich später dafür entschieden, dass ich das auch. (---)

Interviewerin: Was waren da Ihre Überlegungen warum/ warum nicht?

Ja, erstens einmal, dass a gewisses (/) ja, je mehr sich melden und (/) Erstens einmal gewinnt das dann wahrscheinlich an Dynamik mehr. Dann is sicher je mehr sich melden (/) Weil es hat ma (/) Ich muss eh überlegen, wie ich damals mit dem Herrn gredt hab, den Wahrheitsgehalt: Da gehts ja darum na, wer sagt die Wahrheit? Da werden sicher auch Leut kommen an andern anschwärzen vielleicht. Oder aus Zorn, aus Wut. Ja, dann (---) dann die Therapie war ja auch, das is ja unbezahlbar sowas. Na? Ich bin dann noch einmal gegangen, hab das in Anspruch gnommen. Und die ham ma sogar zahllt über den (--)

(/) mit dem hab ich sehr gute Erfahrungen gmacht, mit dem Therapeuten. Bei dem war ich schon einmal, da war ich 34 oder 35. Da war ich bei dem ein Jahr. Na sicher die Entschädigung (/) sicher hab ich mich drüber gfreut. Es is ein Tropfen am heißen Stein. Ich hab gsagt, ich bin dankbar gegenüber der Gemeinde Wien, der Kommission, es ist wirklich ein schöner Zug. Hab mich gfreut über das Geld. (--)

Aber ich hab schon dem Herrn gsagt auch: Dazöhn, dazöhns. Sag ich, hörns, ich erzähl die Wahrheit, weil was anders bringts ma net. Weil ich leg mich net in den eigenen Sarg, weil das kommt irgendwann einmal retour. Ja. an das glaub ich schon. Net dass ma vielleicht mehr kriegt oder was. Das will ich nicht. Hab ich gsagt. Ich bin zufrieden mit dem, was ich kriegt hab. Das war hundertprozentig die Wahrheit, was ich gsagt hab. Vielleicht hab ich sogar untertrieben, ich weiß es net. Eher das. Aber es ham sicher alle drei Faktoren eine Rolle gespielt. Für mich das Wichtigste, das Allerwichtigste - das hab ich auch gsagt per Protokoll - dass es für mich der Zeitpunkt jetzt is, jetzt an Deckel (/) dass das der Abschluss ist. Der krönende Abschluss. Irgendwann muss mit dem a Ruh sein, na? (--)

Und die Anerkennung, das is natürlich auch wichtig auch für die Zukunft für andere Kinder, na? Für mich is das (/) Na ganz zu wirts nie sein. Wird immer ein Thema sein. Aber nie (/) Immer jetzt drüber reden und so will ich nicht. Wenn das in meinem Dienst wer erfahrt, dann fragen mich alle warum, weshalb und (--)

Ja und dann so Fehlverhalten interpretiern: Ja, Du bist ein Heimkind, ist eh klar. Ich will mich weder stützen auf das, noch will ich mich im Gegenteil dass ma das in Rucken fällt. (---) Weil manche stürzen

sich ja vor Gericht: Na, ich war im Heim, ich kann nix dafür. Schlechte Kindheit. Na das is halt billig. Ich will weder das eine noch das andere.

## Kapitel IV

### ExpertInneninterviews

#### Die Sicht und Erfahrung von Professionellen im Wiener Fürsorgesystem

Es folgen Auszüge aus drei ExpertInneninterviews mit einer ehemaligen, an der KÜST beschäftigten Fürsorgerin (ExpertInneninterview 1), mit einer Psychologin des Jugendamtes (ExpertInneninterview 2) sowie mit einem ehemaligen Heimleiter (ExpertInneninterview 3). Diese ExpertInneninterviews sind wissenssoziologisch und theoriegenerierend angelegt. D. h. wir konfrontieren die ExpertInnen mit den von uns im Forschungsprozess gewonnenen Hypothesen und erbitten ihre Meinung und Einschätzung dazu. Alle Experteninterviews wurden von Reinhard Sieder *nach* Lektüre der Narrativinterviews mit ehemaligen Heimkindern geführt.

#### ExpertInneninterview 1: Sprengelfürsorgerin, Fürsorgerin in der Kinderübernahmestelle (KÜSt)

Interviewer: Welche Erfahrungen haben Sie mit Heimen der Stadt Wien bzw. mit Vertragsheimen der Stadt Wien? Es geht mir darum, was Sie als Fürsorgerin davon wussten oder wie viel man wissen konnte, was in den Heimen passiert.

Fürsorgerin R: Ich bin 1949 fertig geworden mit der Ausbildung nach der Matura. Hab dann gleich zu arbeiten begonnen, natürlich eine ganze Weile im Sprengel, wo man außer was sich in dem Bezirk tut, nicht viel mitkriegt. Aber ich hab damals schon Folgendes gewusst: Nach dem Krieg waren Erzieher Mangel. Diese Nazi-verbreitenden Leute, die da waren, mit der Ideologie, die wollte man nicht, die waren dann weg, und da war eine Leere und keine ausgebildeten Erzieher da. Man hat, nicht von der Straße, aber über irgendwelche Seilschaften, wo man spekulieren kann drüber, wer die Anstellung bei der Stadt Wien gekriegt hat, Erzieher beschäftigt. Das waren ungelernte Leute und so hat es dann auch ausgeschaut.

Das war eine Zeit lang so, und dann gabs schön langsam eine Erzieherausbildung, die ähnlich wie meine damalige Fürsorgerinnenausbildung, so hat das dann früher geheißen,

weniger – das war eher auf zum Beispiel bei mir auf Medizinisches ausgerichtet. Weils auch notwendig war. Es war sehr viel TBC nach dem Krieg, sehr viele Geschlechtskrankheiten, sehr viele Mangelerscheinungen, weils ja nichts zu Essen gegeben hat. Da gabs also dann einen Ausweg für die nicht vorhandenen Heimplätze, dass die Kinder in Pflege geschickt wurden. Und zwar gabs da zwei Regionen: in Radkersburg, Südsteiermark, und in Jennersdorf, Burgenland. Richtige Pflegeelternkolonien. Das hat sich so abgespielt: die Pflegebewilligung geben die Bezirkshauptmannschaften, wo die Leute wohnen. Diese beiden Gegenden, da war wenig Geld drin für die Leute. Die haben nicht viel verdient mit ihrer kleinen Landwirtschaft oder was immer sie gearbeitet haben. Und mit diesem Pflegegeld kam jedes Monat ein gewisser Geldbetrag, kein sehr großer, aber immerhin, in die Familie.

Interviewer: Können Sie sich noch erinnern, wie groß dieser Schillingbetrag war?

Fürsorgerin R: Keine Ahnung. Das müssen Sie nachlesen. Es sind hauptsächlich kleinere Kinder vermittelt worden, weil für die war erstens einmal kein Platz in Wien außer im Zentralkinderheim - und ein privates Säuglingsheim gabs. Die Pflegekinder standen unter Aufsicht der Sozialarbeiter, die dort am Ort gearbeitet haben. Die haben mit uns kooperiert und ich hab in diesen Gebieten die Großpflegefamilien betreut. Die hatten die Bewilligung, bis zu zehn Kinder aufzunehmen. Ein Horror, aber das gabs. Geboren aus der Idee, dass man Geschwisterreihen nicht auseinanderreißen muss. Da gabs ein Kleinkinderheim, ein Bubenheim, ein Mädchenheim und die Geschwister warn zerstreut und die Eltern, wenn sie Kontakt (zu den Kindern) haben wollten, die haben sich aufsprageln müssen. Aber nach Jennersdorf oder Radkersburg wars noch weiter. Wenn überhaupt Beziehungen bestanden hatten, sind die (Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, RS) verkümmert oder verschwunden.

Interviewer: Hat man das in Kauf genommen oder war das Teil des Plans?

Fürsorgerin R: Nein, das hat man, glaub ich, gar nicht abschätzen können. Die Grundlage aller Pläne war: Was kostet es. Die Pflegefamilie ist wesentlich billiger als ein Heimplatz und war vorhanden. Da musste man nicht irgendwas organisieren. Und in Zukunft gilt das meiner Meinung nach auch für die Heimversorgung der Kinder: was kostet es?

Was haben die wirklich? Was gehört denen? Gar nichts eigentlich. Die Kinder haben keine eigene Kleidung gehabt, die haben eine Heimkleidung gehabt.

Es gab ein Beschaffungsamt in Wien, die haben billig eingekauft. Alles wurde entschieden von der Verwaltung. Kein Fachmann, Psychologe, Sozialarbeiter hat da mitreden dürfen. Sondern die haben geschaut, wo kriegt man was und das ist im Großen

eingekauft worden. Die Pflegekinder am Land waren nicht so schwer betroffen, weil dort die Landkinder auch nicht weiß Gott wie gekleidet waren. Aber wenn sie in eine Schulklasse in Wien gekommen sind, haben sie die Pflegekinder herausgekannt. Die haben schwarze Schuhe – Böck – gehabt, blaue Leiberln, die so ausgeschnitten waren, und irgendwelche Gwandeln drüber, die auch einheitlich waren. Und so waren die Heimkinder auch gekleidet.

Ein Gschichtl dazu, um sich vorzustellen, wie es den Kindern gegangen ist: Ich war damals so um die vierzig und am Raxblick - ein Erholungsheim der Stadt Wien für Gemeindebedienstete, da war ich zur Erholung - da hat sich ein ungefähr gleichaltriger Mann an mich angeschlossen und hat mir erzählt von seiner Heimkarriere. Und was ihn am meisten gekränkt hat war: Er hatte aus irgendeiner Spende im Gegensatz zu den anderen Kindern zweifarbige Schuhe. So beige-braun. Auch hohe Schuhe, aber hübsche. Und er hatte so ein Paar. Das war sein einziger Besitz. Der ist in anderes Heim überstellt worden, weil er zu alt geworden ist und hat diese Schuhe dort lassen müssen. Und das hat einen vierzigjährigen Mann noch so bewegt, dass er geweint hat. Sie können sich vorstellen, wie tief man da verletzt ist und in welcher Situation diese Kinder waren. Und sie waren auch abhängig von dem Umfeld. Wenn sie Glück gehabt haben, haben sie nette Erzieher gehabt, wenn sie Pech gehabt haben, nicht. Und wenn jemand etwas erzählt hat, es hat ihnen niemand geglaubt. Zugehört wohl, aber niemand geglaubt, weil es einfach nicht vorstellbar war für den, der das überprüft hat, dass es das gibt. Und daher waren das so unglückliche Kinderkarrieren. Da kann ich noch ein paar Geschichten erzählen. Aber das Beispiel mit den Schuhen, das ist so anschaulich. An so einer Kleinigkeit, würde man heute sagen, aber das war für ein Heimkind was so Besonderes, dass es was anderes gehabt hat als alle anderen.

Als ich dann schon nicht mehr im Sprengel gearbeitet hab, sondern im Pflegekinderbereich in der Lustkandlgasse (KÜSt), waren die Wiener Pflegeeltern auf den Barrikaden, weil sie die Kinder nicht mehr so herumlaufen lassen wollten, ihre Pflegekinder. Da haben wir mit großer Mühe bei der Stadt Wien erreicht, dass sie das Geld, das sie ausgeben würde für die Bekleidung, zur Verfügung stellt, sodass die Pflegeeltern mit den Kindern selber einkaufen gehen konnten.

Interviewer: Können Sie sich erinnern, wann das ungefähr war? Wann haben Sie denn angefangen, mit den Pflegekindern zu arbeiten?

Fürsorgerin R: Ende der 1960er Jahre, Anfang der 1970er Jahre. Und so hat sich das für Wien vorläufig gelöst. Natürlich hat der Betrag nicht ausgereicht, denn ein

Beschaffungsamt, das im Großen einkauft, kauft natürlich billiger ein. Aber wenigstens ein paar Sachen haben sie selber aussuchen dürfen.

Interviewer: Darf ich Ihnen kurz eine Geschichte dazu erzählen? Und ich möchte Sie fragen, ob Sie glauben, dass das stimmen könnte.

Fürsorgerin R: Ja.

Interviewer: Ein Heimkind hat uns erzählt, dass in einem bestimmten Heim das Gewand, das sie aus dem Beschaffungsamt bekommen haben, gar nicht für das einzelne Kind gegeben wurde, sondern es wurde, wenn Samstag war und wenn die geduscht hatten, wurde jedem Kind ein Gewand auf das Bett gelegt, das vorher ein anderes Kind hatte. Das zwar gewaschen war, aber das war gar nicht der Person zugewiesenes Gewand.

Fürsorgerin R: Es war nicht so schlimm, weil alle gleich ausgeschaut haben.

Interviewer: Aber es hat dann oft nicht gepasst.

Fürsorgerin R: Ja, das glaub ich aufs Wort. Es war gar nicht so viel Bekleidung vorhanden, dass Kinder zwei Garnituren von etwas hatten. Sondern das wurde miteinander gewaschen, gereinigt, gebügelt und dann hat jeder Hose, Hemderl, Strümpfe, Schuhe gekriegt. Es hat ihnen nichts gehört, außer irgendwer aus der Familie oder Bekanntschaft hat ihnen was hineingebracht.

Interviewer: Da gibt es den Vorwurf, dass bei Gegenständen oder auch Essen, das die Kinder von zu Hause mitbekommen haben, es ihnen oft weggenommen wurde. Der eine Vorwurf lautet, der Erzieher hat es den Kindern weggenommen und selbst gegessen und andere Vorwürfe lauten, dass man Spielsachen, die man bekommen hat, wenn man das Heim gewechselt hat, nicht mehr ausgefolgt bekam.

Fürsorgerin R: Das kann ich mir auch vorstellen. Es war nicht üblich, dass einem Kind etwas gehört hat. Und wundert man sich, dass wenn diese Kinder ohne Verantwortung für eigenen Besitz großgeworden sind, sie das später auch nicht gehabt haben? Es war für die, wenn sie jemand anderem etwas gestohlen haben, eine andere Situation, als bei einem Kind, das anders aufgewachsen ist und gelernt hat, das gehört nicht Dir und das kannst Du nicht nehmen. Das haben die nicht erlebt.

Interviewer: Sie waren so ab Ende der 1960er Jahre für die Pflegekinder zuständig.

Fürsorgerin R: Nicht ganz. Ich war nur zuständig für die Großpflegefamilien, weil das eine besondere Betreuung gebraucht hat. In Wien hat es ungefähr so an die zehn Großpflegefamilien gegeben, die hatten mehrere Pflegekinder. In Jennersdorf und Radkersburg kann ich es gar nicht mehr abschätzen. Aber das lässt sich in Archiven sicherlich nachschlagen.

Interviewer: Gut. Aber Ihr Arbeitsplatz war in der KÜST, in der Lustkandlgasse. Und dort hatten Sie natürlich auch Kontakt mit anderen Kolleginnen, die für andere Dinge, zum Beispiel für die Heimunterbringung, zuständig waren.

Fürsorgerin R: Ich hatte auch ein Heim, ich hatte die Stadt des Kindes. Das war eine Missgeburt.

Interviewer: Aber es gilt ja als Reformheim. Fortschrittlich, mit kleinen Gruppen, moderner Architektur.

Fürsorgerin R: Ich kann Ihnen die Entstehungsgeschichte von dem Heim erzählen. Wir hatten damals eine Stadträtin (Jacobi, RS), die sich sehr profilieren wollte, die hat sich in einer Riege von lauter Männern bewähren müssen und wollte sich da was Schönes bauen. Die war in Ungarn und hat in Ungarn so ein Großheim gesehen. Und war begeistert und hat in Wien den Gemeinderat überzeugen können, dass die Stadt des Kindes gebaut wird. Mit der Erwartung, dass die Kinder auswärts in die umliegenden Schulen gehen, sich dort Freundschaften bilden und dass von außen herein auch Kinder die Heimkinder besuchen und dass da ein Austausch zwischen der Bevölkerung und den Heimkindern stattfindet.

Interviewer: Eine sehr fortschrittliche Idee.

Fürsorgerin R: Einmal habe ich gefragt, wieso sie nicht in die Nachbargruppe hinüber gehen, die Erzieher. Na das sind nicht unsere Kinder. Das sind ja Fremde. Und weil sie mich nach den Privatheimen gefragt haben: Als ich noch im BJA im Sprengel gearbeitet habe, bevor ich in die KÜST gekommen bin, hat etwas stattgefunden. Und zwar waren die Kolleginnen, denen das eine oder andere Heim gehört hat zur Beschickung und Betreuung, mit einer nicht bei der Gemeinde Wien angestellten Kinderärztin in diesen Heimen und wir haben die Kinder dort untersucht, ob sie was brauchen, ob sie Zahnregulierung brauchen, medizinisch oder anderes auch. Und das wurde dann plötzlich abgeschafft. Die Erzieher oder die Zentralstelle haben gefunden, die Sozialarbeiter und die Ärztin werden dort nicht benötigt, weil wir sind Pädagogen und wissen was zu tun ist und wir haben einen Heimarzt, der kann das übernehmen. Ich kanns nicht sagen, wann das war. Es war, bevor ich in die KÜST gekommen bin, also circa 1970. Möglicherweise gab es wirklich Angst, dass man da auf was draufkommen könnte. Der Gedanke ist nicht so absurd. Ich spreche von den städtischen Heimen. Ab dann wurden die städtischen Heime von der Sozialarbeiterin und von der Kinderärztin nicht mehr kontrolliert. Es wurde nicht mehr hineingeschaut.

Interviewer: Das ist meine zentrale Frage, die ich mir auch stelle und die auch wichtig ist für unsere Untersuchung: Welche Formen von Kontrolle und Einsichtnahme in das

Innenleben der städtischen Heime gab es denn?

Fürsorgerin R: Die Kontrolle war der eigene Dezernent. Bei den Sozialarbeitern war das die Fachaufsicht und bei den Erziehern war das eine ähnliche Person, ein Erzieher. Der Chef der MA elf war ein Erzieher und Jurist. Der hat auf der Hohen Warte Dienst gemacht und hat während seiner Dienstzeit als Werkstudent Jus studiert und kam aus seinem Erzieherberuf an die Spitze des Jugendamtes. Die Beschwerden oder Kontrollen gingen von unten, von der Basis der Heime in die Zentrale, in die MA elf, wieder zu Erziehern, von der Grundausbildung her. Die Leiter der MA elf sind beide schon verstorben. Der Dezernent und der Leiter der MA elf sind beide schon verstorben, man kann sie nicht mehr befragen.

Interviewer: Und höre ich das richtig heraus, dass sich so viel Missstand im Erziehungsbereich ergeben hat, könnte damit zu tun haben, dass der Leiter der MA elf aus dem Stand der Erzieher gekommen ist?

Fürsorgerin R: Ich kann es nur mit dem katholischen Pendant vergleichen. Auch bei den katholischen Heimen kamen die Leiter aus dem gleichen Beruf. Und dort wie da wollte man eigentlich die eigene Institution nicht in Verruf bringen und hat verschiedene Dinge vielleicht nicht so geahndet, wie wenn das jemand, der nicht in diesem Heimklüngel drinnen war, gesehen hätte. Ich persönlich hab dann noch ein paar andere private Vertragsheime der Stadt Wien besucht. Und dort ist das nicht abgeschafft worden, dass ein Sozialarbeiter der KÜSt, dem dieses Heim zugeordnet war, mit einer Kinderärztin, beschäftigt in einem Werkvertrag, in ein solches Heim geht und schaut, ob den Kindern etwas fehlt. Und wir haben schon des öfteren Dinge gefunden, die nicht in Ordnung waren. Wir waren in Retz,<sup>280</sup> das ist ein Heim für Buben gewesen, Schulkinderheim, und die Ärztin hat einem Buben irgendwas, Einlagen oder Augengläser oder irgendwas verschrieben und sie wollte das überprüfen. Da hat man ihr gesagt, der Bub ist in der Stadt, der ist nicht da. Nach ein paar Stunden hat sie gefragt, ist der schon da? Nein, die sind noch nicht zurück. Dann ist ein ganz junger Erzieher vorbeigegangen und hat ihr zugeflüstert: Der sitzt im Keller eingesperrt. Und daraufhin sind natürlich wir beide wild

---

<sup>280</sup> Caritas Bubenheim „Turmhof“ der Erzdiözese Wien, 2070 Retz, Fladnitzerstraße 45; Schülerheim mit 100 Plätzen für männliche Kinder, Lehrlingsheim für 30 männliche Jugendliche zwischen 15 und 19 Jahren. Weltliches Erziehungspersonal, im Schülerheim fünf weibliche Erzieherinnen und zwei männliche; im Lehrlingsheim vier männliche und eine weibliche Erzieherin. Interne Allgemeine Sonderschule, 4 Klassen Volksschule, extern A-Zug und B-Zug der örtlichen Hauptschule, Polytechnischer Lehrgang. Lehrberufe: Maler, Schlosser, Tischler. Vgl. Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch), MA 11 – Psychol. Dienst, 1967, Typoskript.

geworden und haben dort den Direktor konfrontiert und gesagt, wir wollen jetzt das Kind sehen! Der Bub war so blau geschlagen, das können sie sich nicht vorstellen. Das hab ich selber erlebt. Alle anderen Dinge traue ich mich nicht zu wiederholen, weil es auch Gerüchte gewesen sein könnten.

Interviewer: Das scheint das Problem gewesen zu sein: Kontrollen, die sporadisch stattfinden, auf die man aber gefasst ist und gerade geprügelte Kinder aus dem Blickfeld räumt. Das höre ich immer wieder von den ehemaligen Zöglingen. Und Sie bestätigen das. Also man muss sagen, dass die Kontrollen offenkundig nicht gereicht haben.

Fürsorgerin R: Ja. Und die einzige Kontrolle, die eine andere Profession damals gehabt hätte, war ja keine Kontrolle, sondern ein Anschauen der Kinder, ob sie was brauchen. Die war in den städtischen Heimen nicht mehr drinnen. Das ist so weit gegangen, dass es in der Stadt des Kindes keine Psychologen der MA elf gab, die dort die Kinder betreut haben. Es gab den Herrn Hinsch als Psychologen und die Frau Breser, die hat die Fürsorgerinnenaufgaben übernommen. (...)

Es war ja zuerst der (ehemalige) Chef von Eggenburg (bis ca. 1970 in Eggenburg) der Leiter. In dem Komplex der Stadt des Kindes war ein Institut für Erziehungshilfe, unter anderem war dort die Frau von einem Bundeskanzler Psychologin. Am Anfang waren nur der H. und die B. Die haben die Funktion übernommen, was in den anderen Heimen die Psychologen der MA elf hatten. Bei Schwierigkeiten und bei Auffälligkeiten, wo man einen Psychologen braucht und der vielleicht ein Gutachten schreibt, um etwas zu erreichen. Eine Transferierung in ein anderes Haus.

Interviewer: Aber es war nicht die Aufgabe der Psychologen, die Arbeit der Erzieher zu supervidieren?

Fürsorgerin R: Die hatten ein Team, da konnte ich hinkommen, weil sie mich ja auch gebraucht haben. Ich war diejenige, die ihnen die Kinder zugewiesen hat. Die haben für sich selber erstritten, dass sie den Überstellungsakt (Akt, der angelegt wird, wenn ein Kind in die Gemeindepflege kommt, RS) zuerst bekommen haben. Dann haben sie schauen können, ob das Kind zu uns (ihnen, RS) passt oder nicht. Es gab kein anderes Heim, das das durfte. Sondern der Psychologe im Bezirksjugendamt, der oft eingeschaltet wurde, bevor ein Kind aus der Familie genommen wurde, hat auch bestimmt, in welches Heim das Kind hineingeht. Das Heim wurde vorgeschlagen und wenn die Stadt des Kindes vorgeschlagen war, konnten die in ihrem Team sagen, dieses Kind nehmen wir nicht. Aber ein anderes Haus hat es müssen nehmen.

Interviewer: Da gibt es eine Geschichte, die ich Ihnen kurz erzählen möchte. Und zwar ist

jemand in die Stadt des Kindes gekommen, ein Mädchen aus dem Heim Pötzleinsdorf. Es war in Pötzleinsdorf schon gut angewöhnt und wollte unbedingt dort bleiben und musste in die Stadt des Kindes wechseln. Die Erklärung war: Die Stadt des Kindes ist neu eröffnet und man braucht Kinder, um das Heim zu füllen. Und es werden in diversen Heimen Mädchen ausgesucht.

Fürsorgerin R: Das ist eine mögliche Erklärung, kann ich aber nicht bestätigen, weil ich das selber nie gemacht habe. Die Transferierung in andere Heime - ob das die Stadt des Kindes war oder nicht - war so, dass es Schwierigkeiten gab mit dem Kind und dass man es in einem anderen Heim probiert hat. Das Kind hat sich vielleicht dort angewöhnt, aber man ist mit ihm nicht fertig geworden. Da kann ich auch eine Geschichte erzählen: Ich hatte eine Großpflegefamilie, die ich auflösen musste, weil es nicht funktioniert hat. Der Pflegevater war begeistert vom Militär, der war eine hohe Persönlichkeit und hatte Pflegekinder. In Wien. In die Wiener Pflegefamilien konnten wir jederzeit hinein. Und es war möglich, mit Kindern einmal so zu reden, wenn sie wirklich bedroht waren oder so. Und einer der Buben ist immer wieder davongelaufen, immer wieder, so lang, bis er einmal gesagt hat, er hält den militärischen Drill von diesem Vater nicht mehr aus. Darauf haben wir reagiert und haben ihn in einem Bubenheim untergebracht. Aber der war inzwischen schon geübt im Aufmüpfigsein und man muss sich nicht alles gefallen lassen und ist auch aus den Heimen weggelaufen. Und dort, wo er nicht weggelaufen ist, ist er ausgespuckt worden, weil er so schwierig war. Inzwischen ist er schulmündig geworden. Er war fertig mit der Schule und ist zur Frau Bock ins Gesellenheim<sup>281</sup> gekommen. Und dort ist er geblieben. Auch nachdem er schon Arbeit gefunden hat und sie sich sehr bemüht hat, dass er einen Einzelraum von der Gemeinde Wien gekriegt hat, ist er dort immer hingekommen zum Wäschewaschen. Da könnte ich ein paar Geschichten erzählen. Nur die Frau Bock war - das war innerhalb von einer Gemeindebausiedlung - überhaupt nicht beliebt dort, weil sie solche schwierigen Buben gehabt hat, die nicht ohne waren. Nur im Haus hat sie sie unter Kontrolle gehabt. Was die draußen gemacht haben, war schon manches Mal wild. Viel später, als schon die Flüchtlinge da waren, sind die dort vor der Türe gesessen und haben gefroren. Bock hat gesagt, Kinder, ich kann euch nicht nehmen, ich hab kein Bett. Wir schlafen auf der Erde. Und das haben sie dann auch gemacht. Und da hätte sie beinahe den Posten verloren und ein Disziplinarverfahren von der Gemeinde Wien gekriegt. Aber dann haben so viele Leute - einschließlich mir - gesagt, dass das die einzige Möglichkeit ist, wo man solche Buben unterbringen kann.

---

<sup>281</sup> Gesellenheim, Wien 10, Zohmannngasse, Leiterin: Ute Bock.

Und was sie heute macht, wissen Sie eh. (...)

Interviewer: Hatten Sie in der KÜST mit dieser Phase des Beobachtens der Kinder etwas zu tun? Die Kinder wurden ja beobachtet nach Charlotte Bühlers Methoden.

Fürsorgerin R: Nein, das war nicht in meinem Einflussbereich. Das war im Erzieherbereich angesiedelt. Da gabs eine Heimmutter, die Frau Hoffmann, und der ganze Heimbereich war ihre Aufgabe. Aber sie hatte auf dieser Beobachtungsstation fast keinen Einfluss. Da war der Feigelfeld, und der hat sich auch ganz schön abgegrenzt.

Interviewer: Erinnern Sie sich an diese Glaswände?

Fürsorgerin R: Als ich ausgebildet wurde, war der Haupttenor der Ausbildung am Medizinischen. Das heißt, die Glasboxen waren deswegen da, dass die Infektionen nicht auf alle Kinder übergreifen. Die waren abgeschirmt von den Glaswänden und wenn einer Husten, Schnupfen, was auch immer gehabt hat, hat es das Nachbarkind nicht gekriegt. Aber sie waren isoliert da drinnen. Hat man dann aber bald aufgegeben. 1965. Außerdem waren damals, als die Glasboxen wegkamen, die Kinder nicht lange in der Kinderübernahmestelle. Sind gleich ins ZKH.<sup>282</sup> Vorher waren sie bis zu drei Wochen zur Beobachtung.

Interviewer: Aber die Entscheidung, ob ein Kind zu Pflegeeltern kommt oder in ein Kinderheim kommt, diese Entscheidung muss doch auch mit Ihnen etwas zu tun gehabt haben.

Fürsorgerin R: Nein, überhaupt nicht. Das war eine reine Heimentscheidung und hat sich zum großen Teil, weil es (und wenn es, RS) eben Kleinkinder waren, im Zentralkinderheim abgespielt. Und die Leiterin war eine ganz tolle Frau (Dr. Margarete Bründl), die geschaut hat, dass es den Kindern gut geht. Sie hat aber die Notwendigkeit gehabt, dass sie mit dem Schulalter oder schon etwas vorher die Kinder abgeben hat müssen. Weil die haben die Plätze gebraucht. Und daher hat vor allem auch die Psychologin dort geschaut, welche Kinder an eine Pflegestelle vermittelt werden könnten. Und dann ist dieser große Abgang nach Radkersburg und nach Jennersdorf gewesen, weil dort viele Plätze vorhanden waren. Dort hat eine Bäuerin neben der anderen gesagt, ich nehm auch ein Kind. Und sie haben am Jugendamt angesucht um eine Pflegebewilligung, die sie auch meistens bekommen haben. Und dann haben sie ein Wiener Kind bekommen. Das Kind wurde in schrecklicher Situation überstellt. Es gab immer mehrere Kinder in

---

<sup>282</sup> Zentralkinderheim der Stadt Wien Heim für Säuglinge, Kleinkinder und eine beschränkte Anzahl von Müttern während der Schutzfrist, mit einer Beobachtungsstation für Kleinkinder; Wien 18, Bastiengasse 36-38. Später in Charlotte Bühler-Heim umbenannt, 1998 umstrukturiert in Wohngemeinschaften, im Jahr 2000 geschlossen.

einem Bus, einem Kleinbus, begleitet von einer Amtsgehilfin. Weder von einem Erzieher, noch von einem Sozialarbeiter. Und die waren nur vorher ausgewählt im Zentralkinderheim. Jedes Kind hatte am Zielort eine Pflegemutter wartend, die dieses Kind nehmen hätte sollen. Die haben sie auch zum großen Teil genommen. Aber dann hat sich dort oft Folgendes abgespielt: Diese Frauen haben sich gut gekannt und die Kinder ausgetauscht. Die waren im Stande dazu, weil diese Amtsgehilfin war dem ausgeliefert, was die Leute dort machen. Die musste die Kinder anbringen. „Ich hab immer a Mäderl wollen und Du hast ein Mäderl kriegt!“ Und die andere sagt, „Na ich nehm einen Buben auch.“ Und schon waren sie vertauscht. Ich weiß nicht, ob das Schicksal, das diese Kinder dann gehabt hätten, ein anderes gewesen wäre, da diese Pflegeplätze relativ gleichwertig waren. Die menschlichen Beziehungen waren natürlich unterschiedlich. Die Tragik war nur: Die sind groß geworden. Und wenn die Kinder mit der Schule fertig waren, haben (die Bezirksjugendämter, RS) Jennersdorf und Radkersburg gesagt, jetzt müsst ihr (das Wiener Jugendamt, RS) sie wieder nehmen, weil wir haben keine Lehrplätze oder Arbeitsplätze.

Die Mädchen haben meistens in ungelernten Arbeitsstellen bleiben können, weil die haben sie brauchen können in Landwirtschaft oder Gastwirtschaft. Und es gab auch ein paar Lehrstellen, aber wenige. Die Grazer hatten selbst genug Kinder und konnten die Wiener Kinder nicht in ihren Lehrstellen unterbringen. Dann sind die Buben mit steirischem Dialekt in die Wiener Lehrlingsheime gekommen, wo unsere Strizzis von der Straße waren. Und die wurden gemobbt Tag und Nacht, gepflanzt über ihre Unwissenheit, wie sie mit der Großstadt fertig werden sollen und was sie für einen komischen Dialekt reden. Das war ganz furchtbar! Auch eine Folge von dem, dass man nach dem Krieg wenig Heimplätze hatte, wenig Erzieher, wenig zu essen in der Stadt. Und am Land war das alles vorhanden und die Kinder mussten ja versorgt werden.

Interviewer: Aber die Kinder haben wahrscheinlich in diesen ländlichen Familien auch ganz ordentlich mitarbeiten müssen, oder?

Fürsorgerin R: Jein. Nicht anders als die eigenen. Wobei das nicht das Störende war. Das Störende war, dass die Wohnverhältnisse nicht entsprochen haben. Diese Bauernhäuser waren nicht eingerichtet auf Kinder. Ich war einmal bei einer Großpflegefamilie, die ich übernommen habe und komme in ein Kinderzimmer hinein und es sperrt sich so die Türe beim Öffnen. Da waren die Fußbodenblätter, die waren von dem Türblatt, das schief drinnen gehangen ist, abgeschliffen und darunter war der Lehm Boden. Das war kalt und feucht. Die Steirerinnen haben, um die Matratzen zu schonen, Kukuruzstroh

hineingestreut. Die Popos der Kinder waren zerkratzt. Ich kann da Geschichten erzählen. Aber gemütsmäßig waren die Kinder meistens eingebunden in diese Familien. Die Unterschiede zu den eigenen sind erst dann schlagend geworden, wie sie dort nicht mehr behalten werden konnten. Die Leute hätten sie weiter behalten, wenn sie eine Lehre gekriegt hätten. War aber nicht vorhanden in diesen Gegenden.

Interviewer: Was wir sehr oft erzählt bekommen ist, dass man Kinder von Pflegeplätzen wieder abziehen muss seitens der Fürsorge, weil sie zum Beispiel immer unsauber angetroffen wurden. Eine Frau erzählte, sie lag in ihrem eigenen Kot, sie war Bettnässerin und ihr Bettzeug wurde nie gewechselt. Die Fürsorgerin hat sich zwar angemeldet, aber trotzdem hat man nichts dagegen gemacht. Die Fürsorgerin hat sie drei Mal so gefunden und dann wurde sie abgenommen.

Fürsorgerin R: Die Fürsorgerin war nicht angemeldet. Ich bin ja mit einem Dienstwagen hinuntergefahren und hab natürlich die Kollegin von draußen mitgenommen. Wenn wir nur auf der Landstraße in Richtung der Dörfer gefahren sind, haben die schon gewusst, dass wir kommen. Sicher gab es diese Ausnahmefälle auch und dass man dann dieses Kind dort weggenommen hat war klar. Aber komischer Weise waren manches Mal die persönlichen Beziehungen trotzdem da und das schmutzige Kind war aber der Anlass, dass man das nicht lassen konnte. Das heißt, die (Kinder) haben dann einen neuerlichen Pflegewechsel gehabt. Und das ist nicht lustig für Kinder.

Interviewer: Wenn Sie die Geschichten, die heute durch die Presse gehen, hören, was davon halten Sie für unglaubwürdig?

Fürsorgerin R: (...) Ich kann Ihnen eine Geschichte dazu erzählen: Wir haben in Kaiserebersdorf ein Klosterheim für Buben und Mädchen (ein Klosterheim, lang schon geschlossen, später unter Kreisky waren dort die jüdischen Flüchtlinge aus der Sowjetunion untergebracht, die über Österreich nach Israel geflohen sind) mit Nonnen gehabt. Das Heim war recht gut, weil die Kinder gern dort waren und in eine öffentliche Schule gegangen sind. Dort hat das stattgefunden, dass diese Kinder auch in der Gegend integriert waren bei Schulfreunden. Wenn sie im Kloster aufwachsen, sind das keine schlecht erzogenen Kinder. Das war die Einschätzung im Unterschied zu der Stadt des Kindes, weil dort hat es nicht funktioniert.

In den Vertragsheimen haben die Kinderärztin und ich die Kinder untersucht und geschaut, was sie brauchen. Und es ist uns aufgefallen, dass vor allem die Buben entzündete Penisse hatten und in der Popofalte nicht geputzt waren. Und auffallend viele, fast alle Buben. Dann hat die Ärztin mit den Kindern geredet und gefragt, wascht ihr Euch

in der Badewanne nicht? Oja, aber wir haben die Unterhose an in der Badewanne. Daraufhin war alles klar, von wo das kommt. Bei den Mädchen war das nicht, da waren die Nonnen nicht behindert. Die waren ausgezogen in den Badewannen. Es war ein schweres Stück Arbeit, der Oberin beizubringen, dass das nicht geht. Die Argumente der Schwester waren: Da lernen wir ihnen das Onanieren. Es war schwierig, aber genau das Gegenteil von dem, was da im Fernsehen gebracht wurde. Und ich kann mir gut vorstellen, dass dort jemand diesen debilen Buben versucht hat sauber zu kriegen. Und bei den nächsten Untersuchungen waren diese Verschmutzungen weg. Wir konnten die Oberin überzeugen und haben auch mit den Schwestern gesprochen und gesagt, wie notwendig das ist. Die waren gar nicht so dagegen. Es war halt angeschafft von jemandem.

Es ist ja nicht nur der Fokus auf sexuelle Übergriffe. Es war überhaupt Gewalt oft zu finden. Wir sind einmal nach Brunn (am Gebirge) gekommen, in ein Heim für große Mädchen.<sup>283</sup> Die waren alle dreckig am Körper. Die Ärztin hat gefragt, geht ihr nicht unter die Dusche? Nein, weil wir nur kaltes Wasser haben. Daraufhin haben wir die Oberin gefragt, wieso nur kaltes Wasser da ist. Weil eine Gruppenstrafe ausgesprochen wurde, weil ein Mädchen etwas angestellt hat, die von den anderen Mädchen aber nicht verraten wurde. Daraufhin hat man das warme Wasser verboten. Das ist auch Gewalt. In Wien gab es ein Bubenheim nur für Gymnasiasten in der Hartäckerstraße.<sup>284</sup> Da haben wir gehört, dass die Heimleiterin ziemlich streng mit ihren Strafen ist. Da kam einmal ein junger Mann in meine Sprechstunde, der dort untergebracht wurde. Der hatte eine schizophrene Mutter und ist als relativ kleines Kind von dort (von der Mutter, RS) weggenommen worden. Man hat der Mutter zugetraut, dass sie in ihrem Wahn dem Kind etwas antut. Der war gern in dem Heim, weil er Freunde dort hatte, die auch in seiner

---

<sup>283</sup> St. Josefsheim Brunn am Gebirge, 2345 Brunn am Gebirge, Gatterburggasse 42; katholisches Privatheim, geführt von der Kongregation der Schwestern vom heiligen Josef, Region Österreich; 60 Heimplätze für Mädchen zwischen 14 und 19 Jahren. 1 Gruppe mit 12 Mädchen, 3 Gruppen mit je 16 Mädchen. Erzieherinnen weiblich, konfessionell und weltlich. Ab 1967 interner Polytechnischer Lehrgang; hauswirtschaftliche Berufsvorbereitungskurse, Anleitung zum Kochen, Nähen, Handarbeiten, Waschen, Bügeln, Gärtnerarbeit. S. Heimverzeichnis (Nur für Dienstgebrauch), MA 11 – Psychol. Dienst, 1967, V/2. (Typoskript).

<sup>284</sup> Erziehungsheim der Stadt Wien Döbling, 1190 Wien, Hartäckerstraße 26. 80 Plätze für männliche Zöglinge von 6 bis 20 Jahren; Gruppengröße durchschnittlich 20. Die ErzieherInnen sind männlich und weiblich, alle weltlich. Die Burschen besuchen externe Schulen aller Typen außer Allgemeine Sonderschule. Dass hier „nur Gymnasiasten“ untergebracht gewesen wären, bestätigt das Heimverzeichnis der MA 11 nicht, wohl aber, dass extern „alle“ Schulen bis zum 18. oder 20. Lebensjahr besucht werden können S. Heimverzeichnis MA 11 – Psychol. Dienst, 1967 II/4.

Klasse waren. Und die zwei Buben, er und sein Freund, haben in der Nacht bei einem Fenster die Ski hinausgeschubst. Das Heim liegt an einem Abhang. Sie sind in der Nacht Skifahren gegangen. Das hat die Heimmutter natürlich nicht toleriert und hat den Buben vor Weihnachten die Sonntagskleidung eingesperrt, die sie hätten anziehen sollen, wenn sie am Weihnachtstag nach Hause gehen. Und außerdem hat sie ihnen verboten, dass sie am 24. nach Hause gehen dürfen. Der war aber gescheit genug, um ins Jugendamt zu kommen und zu sagen, dass er bei einem Klassenfreund eingeladen ist. Die Eltern haben ihn schon öfter eingeladen und er darf dort auch übernachten. Aber er kann ja nicht mit dem Schulgewand dorthin gehen, wenn gefeiert wird. Daraufhin habe ich mit der Heimleiterin verhandelt und gesagt, das können Sie nicht machen. Wir verhandeln jetzt eine andere Strafe, aber zu Weihnachten geht der in diese Familie und feiert dort Weihnachten mit einem ordentlichen Gewand. Was auch gegangen ist. Aber wenn der nicht zu mir kommt, dann sitzt der im Heim zu Weihnachten, obwohl er eine Einladung in eine Familie gehabt hat.

Interviewer: Das ist eine sehr spannende Geschichte, weil sie zeigt, dass wenn ein Kind einmal den Kontakt zur richtigen Stelle sucht, auch in ein Heim hinein interveniert werden kann. Aber was uns ständig erzählt wird ist, dass die meisten Kinder keinerlei Anlaufstelle hatten für irgendwelche Beschwerden.

Fürsorgerin R: Das stimmt. Das unterschreibe ich voll und ganz.

Interviewer: Wieso konnten Sie in diesem Fall so wirksam intervenieren? War Ihre Autorität als Fürsorgerin, als Sozialarbeiterin im Jugendamt so stark, dass Sie in ein Heim hinein regieren konnten? Oder war das Ihre persönliche Autorität?

Fürsorgerin R: Eigentlich nicht. Ich hab einfach versucht, ob man das nicht hinkriegen kann. Aber wenn die auf stur geschaltet hätte, hätte ich gar nichts machen können. Es hat auch niemand probiert, den Kindern zu vermitteln, dass sie sich trauen können ins Jugendamt zu gehen. Weil ja auch in der Maschinerie vom MA 11 Feinde sind. So haben Kinder einfach nicht erzählt, wenn ihnen etwas Schreckliches passiert ist. Entweder hat man ihnen nicht geglaubt. Diese Erfahrungen haben sie schon hinter sich gehabt. Oder es hat sich niemand darum geschert, sondern sich gedacht, so ist es halt.

Aber Sie dürfen nicht den Fehler machen, den viele machen, wenn man das hört in den Medien. Die Zeit damals war auch eine andere. Sexuelle Übergriffe auf Mädchen waren äußerst gefährlich für die, als dass man das angezeigt hätte. Eine befreundete Kollegin von mir hatte (...) einen Angestellten. Das war kein Heimangestellter, aber ein Angestellter der Magistratsabteilung 11, der kein Sozialarbeiter, kein Erzieher war,

sondern einfach für Lehrlinge zuständig war, die vorm Hinausschmiss aus der Lehre waren, weil es irgendwelche Bröseln gegeben hat. Wir haben den sehr geschätzt, weil er sehr oft Erfolg hatte. Aber da kam eines Tages ein Mädchen, ein siebzehnjähriger Friseurlehrling, und hat uns erzählt, dass der Mann mit dem Chef einig geworden ist, dass sie weiter in der Lehre bleiben kann und sie war ihm sehr dankbar und er hat sie zu sich eingeladen auf einen Tee. Er hat sie vergewaltigt in der Zeit, wo sie bei ihm war. Und sie hat gesagt, ich lass mir das nicht gefallen, ich will ihn anzeigen. So geschah das auch und die Kollegin hat mir dann die Gerichtsverhandlung geschildert. Die hat sich so abgespielt: In dem Gerichtssaal waren nur Männer. Sie war das einzige Mädchen und unerfahren in Gerichtssachen. Das allein war schon eine zweite Vergewaltigung. Der Richter hat sie gefragt, was haben Sie mit dem Ejakulat gemacht? Daraufhin hat sie keine Antwort geben können, weil sie nicht gewusst hat, was das ist. Der Rechtsanwalt hat sofort eingehakt: Weils keines gegeben hat und das ist der Beweis dafür, dass sie nicht vergewaltigt wurde. Der Mann ist freigesprochen worden im Zweifelsfall. Dadurch dass er nicht verurteilt wurde, hat er seinen Posten bei der Gemeinde Wien nicht verloren und die MA 11 hat ihn versetzen lassen ins Wohnungsamt. Es ist ihm nichts passiert. Dieses Mädchen ist Jahre lang von meiner Kollegin betreut worden, weil sie es einfach nicht fassen konnte, dass das, was ihr passiert ist, keiner geglaubt hat und der Richter den Mann auch nicht verurteilt hat. Die war so zerstört, das können Sie sich nicht vorstellen. Meine Kollegin hat sie begleitet, da war sie schon eine junge Frau. Dann hat sie einen Mann kennengelernt. Dem hat meine Kollegin versucht zu erklären, wieso es da ein Andersverhalten des Mädchens gibt. Er hat sie geheiratet und die haben dann ein liebes Kind gekriegt. Meine Kollegin war Taufpatin. Also es ist gut ausgegangen. Daher: Wenn Sie irgendeinen Einfluss darauf haben, was die Stadt Wien tun könnte, dann wäre das, Therapeuten zu bezahlen.

Wie ich angefangen habe zu arbeiten, waren wir verpflichtet, eine strafbare Handlung anzuzeigen. Wir haben aber dann nachher, wenn das geschehen ist, gesehen, dass diese Familien kaputtgehen. Nicht die Männer, sondern die ganzen Familien. Erstens einmal war kein Geld mehr da, wenn der Mann im Hefen war. Zweitens war es für die Mädchen schwierig - wer auch immer sie befragt hat, ob Psychologe oder Richter - gegen den Papa auszusagen. Die Mütter haben die Mädchen beschuldigt, wegen Dir hab ich kein Geld jetzt. Nachdem das in vielen Fällen so passiert ist, haben wir gesagt, das ist keine Lösung. Die Strafen, die die bekommen haben, waren lächerlich und die Familien waren kaputt. Wir waren dann nicht mehr verpflichtet anzuzeigen, wenn wir eine Lösung finden, wo der

Mann freiwillig aus der Familie geht, sich verpflichtet weiter zu bezahlen und eine Therapie macht.

Interviewer: Mir fällt auf, dass es viele Berichte gibt über kleine und große Formen von Gewalt, wo auch körperliche Verletzungen passiert sind in den Heimen und wahrscheinlich auch bei den Pflegefamilien. Und zumindest in den Heimen haben ja Ärzte Dienst gemacht bzw. wo Krankenstationen waren, wo Krankenschwestern Dienst gehabt haben. Aber in den Akten findet sich keinerlei Anzeige. Das heißt, wenn es eine Verletzung gibt, dann ist die angeblich beim Sport passiert, im Bad usw. Aber diese vielen kleinen, aber auch schweren Verletzungen, vor allen Dingen auch psychisch gravierenden Verletzungen, die finden keinen Niederschlag in den Akten.

Fürsorgerin R: Ja, aber wundert Sie das? Die Spitäler haben auch nicht angezeigt! Die haben kaputte Kinder geliefert bekommen und haben geglaubt, das Kind sei vom Tisch gefallen, was weiß ich was. Und nicht einmal uns verständigt haben.

Interviewer: Bei Verdacht auf gewaltsames Fremdeinwirken bestünde eine Anzeigepflicht des Arztes.

Fürsorgerin R: Ja natürlich. Aber das gibt unendlich viele Scherereien.

Interviewer: Und aus dem Grund werden die Kinder dann zum Beispiel in die Krankenstation gesperrt, bis sie halbwegs ausgeheilt sind. Solang dürfen sie nicht raus, weil es könnte sie jemand sehen. Und erst wenn sie halbwegs verheilt sind, kommen sie raus.

Fürsorgerin R: Die Retzer<sup>285</sup> haben die verletzten Kinder in den Keller gesperrt. Sie dürfen aber nicht vergessen, dass in dieser Zeit ein anderes Verständnis auch in der Öffentlichkeit zu Gewalt und sexuellen Übergriffen war.

Interviewer: Aber die Gesetze, die gabs.

Fürsorgerin R: Ja. aber die allgemeine Meinung in der Bevölkerung war eine andere. Sie sind vielleicht auch vom Jugendamt weggebracht worden aus der Familie, weil sie dort Gewalt erlebt haben und dann passiert ihnen das noch einmal. Aber man darf nicht vergessen, dass es eine ganze Menge ganz tadelloser Erzieher gibt.

Interviewer: Natürlich. Aber ich sage Ihnen zum Trost, jeder von denen, mit denen wir sprechen, hebt Erzieher hervor, die gut waren. Jeder einzelne. Die Frage, die wir uns dann stellen ist, waren die wirklich so gut, wie sie dargestellt werden? Die haben halt mit anderen Mitteln gearbeitet, aber vor allen Dingen haben sie kollaboriert. Sie haben nichts

---

<sup>285</sup> Die Belegschaft des Kinderheims Retz. Caritas Bubenheim „Turmhof“ der Erzdiözese Wien, 2070 Retz, Fladnitzerstraße 46. Siehe Anmerkung 244.

aufgedeckt. Und da ist die Frage, warum hat fast niemand etwas aufgedeckt? Wir kennen schon einen Fall, wo ein junger Erzieher einen älteren Erzieher zur Anzeige gebracht hat. Der hat sich aber dann umgebracht, bevor ein Prozess stattfand.

Fürsorgerin R: Sie dürfen nicht vergessen, dass man gar nicht schwer bestraft worden ist dafür, selbst wenn man schuldig war. Auch in den Familien die Eltern. Die meisten Übergriffe finden ja in den Familien statt, weil da die meisten Kinder auch sind. Also in Relation zur Anzahl der Kinder ist es auf der Seite gefährlicher. Wenn Erwachsene, die das erlebt haben, sich trauen das zu schildern, die waren so vor lauter Angst, dass sie einfach sich nicht getraut haben. Es ist ihnen gedroht worden vom Vater, ich lass Dich ins Heim bringen. Es haben auch die Mütter eine eigenartige Rolle gespielt. Zum Teil waren sie selber von der Gewalt betroffen und es war halt üblich und so ist es.

Als ich noch im Sprengel (als Sprengelfürsorgerin, RS) gearbeitet habe, war ich mit einigen solchen Fällen konfrontiert. Ich habe das nie gelassen, wie es war, sondern habe immer nach einem Ausweg gesucht. Einmal hatte ich eine körperbehinderte Frau. Eine kleine, bucklige, hässliche Frau, die hatte einen großen, feschen Mann und der hat sich mit der Tochter vergnügt. Und zwar in der Früh, immer wenn die Frau um Semmeln gegangen ist fürs Frühstück, dann ist das passiert. Und zum Glück hat die Volksschullehrerin gemerkt, dass da was nicht stimmt. Das war zufällig eine Schulfreundin von mir. Wir haben das miteinander aufgeklärt. Den Mann haben wir angezeigt und versucht, der Frau eine Arbeit zu verschaffen, dass sie leben kann. Wissen Sie, da hängt so viel Arbeit dran, da geht man ganz gern vorbei und denkt sich, na wird eh schon nicht so arg gewesen sein. Das ist eine Sisyphos-Arbeit, so einen Fall aufzulösen. Es gab auch unter vielen Sozialarbeitern welche, die bereit waren, solche Arbeiten zu machen.

Interviewer: Die meisten Fürsorgerinnen und später Sozialarbeiterinnen im Sprengel haben nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet. Da sehen wir bis jetzt keine großen Vorwürfe. Mit einer bestimmten Einschränkung, dass es eine Generation von Fürsorgerinnen in den späten 40er und 1950er Jahren oder auch noch später gibt, die sich dessen rühmt, dass sie so schnell wie möglich Kinder abnehmen, dann haben sie keine Troubles im Revier.

Fürsorgerin R: Das kenne ich. Als ich angefangen habe zu arbeiten war das üblich. Es war üblich, dass der Symptomträger aus der Familie entfernt wird. Der, der verprügelt wird oder sonst was mit ihm geschieht. Alles andere bleibt beim Alten. Nachdem das nicht freiwillig geschehen ist, ist man in der Früh als Sozialarbeiter mit einem

Gerichtsbeschluss, den man sich vorher beschaffen musste, dass man dort ein Kind aus der Familie entfernen darf, mit der Polizei hingekommen. Es waren noch alle in den Betten und man hat die Kinder geschnappt und man war weg. So war das noch, wie ich angefangen habe zu arbeiten. 1949 hab ich angefangen zu arbeiten. Also die Jahre danach. Dann gabs eine Menge von Sozialarbeitern in meinem Alter, die gesagt haben, wir machen das nicht mehr, dass wir in der Früh die Kinder aus den Betten holen und sie einfach wegschleppen. Die Kinder ham das erlebt, dass sie geraubt worden sind dort und haben nie wieder mit irgendjemand, der der gleichen Behörde angehört hat, ein Wort gesprochen, weil sie so voller Misstrauen waren. Wir haben das dann für uns geändert, was im Rahmen der damaligen Dienstordnung möglich war. Ich hab den Leuten vorher gesagt, wenn das nicht aufhört, hole ich dieses Kind weg von Ihnen. Und ich hole es mit der Polizei weg und Sie können dem Kind das ersparen, wenn Sie es uns übergeben. Was manches Mal gelungen ist. Die Belohnung, die sie dafür gekriegt haben war, dass ihnen die elterlichen Rechte nicht aberkannt werden. Wir haben mit dem Gerichtsbeschluss, das heißt gerichtliche Erziehungshilfe, einfach die Verfügungsgewalt für dieses Kind übernommen.

Interviewer: Vorhin haben Sie erzählt von einem Heim, von dem ich noch nichts gehört habe, einem Heim, das ausschließlich für Mittelschüler war.

Fürsorgerin R: In der Hartäckerstraße. Da waren nicht viele Kinder. Das war ein Stadt Wien Heim. Da waren ausschließlichGymnasiasten.<sup>286</sup> Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass die wenigsten Kinder, die in Gemeindepflege waren, Gymnasiasten waren. Nicht weil sie blöd waren, sondern es ist wieder ums Geld gegangen. Ich hatte in einer Großpflegefamilie ein Geschwisterpaar. Buben. Als der ältere aus der Volksschule heraußen war, wollte die Pflegemutter, weil es ein gescheiter Bub war, dass er ins Gymnasium geht. Das musste der Chef der Kinderübernahmestelle bewilligen, weil ja die Gemeindepflege sich um vier Jahre verlängert hat. Ich bin mit dem Psychologen dorthin gegangen und der Bub war grenzdebil nach dem Test. Und dann bin ich zu der Pflegemutter noch einmal hingegangen und hab gesagt, was haben Sie mit dem Kind angestellt? Hat sie gesagt, sie hat ihm gesagt, pass auf, da kommt ein Herr Doktor, der will wissen, ob Du bei mir bleiben darfst oder nicht. Der war außerdem noch zur Adoption freigegeben. Bei der Gelegenheit wurde natürlich auch die Intelligenz geprüft. Wenn Du bei mir bleiben willst, bist Du so blöd, dass Du als Antwort gibst, was Dir an Blödem einfällt. Damit Du bei mir bleiben kannst. Dann war da ein Gutachten da, wo der

---

<sup>286</sup> Vgl. Anmerkung 285.

Junge grenzdebil war. Ich komme dort hin und palaver mit meinem Chef und sage, der soll in die Mittelschule gehen. Der sagt, der ist ja grenzdebil. Daraufhin hab ich ihm die Geschichte erzählt. Der hat maturiert dann. Weil der Verwaltungsbeamte nicht gut zu sprechen war auf die Psychologen und sich gedacht hat, jetzt mach ich das einmal. Das war ein Glücksfall. Aber sonst war es kaum möglich, dass ein Heimkind maturieren konnte. Pflegekinder eher.

In der Hartäckerstraße waren die Kinder auswärts in Schulen. Da war sie (dieses Heim, RS) eine Ausnahme als städtisches Heim. Das war ein ganz kleines Heim. Zehn, fünfzehn Burschen. Es waren besondere Kinder dort, die das geschafft haben im Gymnasium.

(...)

Interviewer: Heute wissen wir viel mehr. Aber hatten Sie damals eine Vorstellung vom Ausmaß regelmäßiger gewaltsamer ...

Fürsorgerin R: Nein, weil man einfach nicht glauben will, was nicht sein darf. Es gab eine Menge Gerüchte. Ich könnte noch ein paar erzählen, aber ich tus absichtlich nicht, weil ich nicht weiß, wieweit das wahr ist oder nicht. Es gab ein paar Heime, wo man auch in Sozialarbeiterkreisen gewusst hat, dass dort miese Dinge passieren. Aber gesehn hat das keiner von uns.

Interviewer: Meine vorläufige Aussage dazu ist, dass diese Gewalt möglich war, weil man wusste, dass nicht kontrolliert wird. Und weil das Formen der totalen Institution sind.

Wenn Sie ein Heim haben, das in der Nacht zugesperrt ist, wenn Sie einen Nachtdienst machenden Erzieher haben, der sadistisch oder auch pädophil veranlagt ist, ist das für den sozusagen ein kleines Paradies und für die Kinder die Hölle. Wir hören von Ihnen, wie von anderen Fürsorgerinnen oder Sozialarbeiterinnen, dass es Gerüchte gab. Aber es gab niemanden, der die Gerüchte zum Anlass genommen hat, ernsthaft nachschaun zu gehen.

Fürsorgerin R: Wissen Sie, was eine Hierarchie ist? Die einzige, die in der Hierarchie nicht drinnen war, war die Ärztin. Und die hat oft genug Krach gemacht. Es hat ihr aber nichts genutzt.

Interviewer: Aber wir sehen keinen Krach in den Akten.

Fürsorgerin R: Glauben Sie, die schreiben das in die Akten hinein. Wozu? Das darf nicht hinauskommen. Wieso also sollen sie es aufschreiben?

Interviewer: Ich bin schon geneigt hier zu sagen, dass auch medizinisches Personal seine Pflichten verletzt hat. Wenn Sie mir jetzt sagen, es gab eine Ärztin, die hat Wirbel gemacht, stimmt mich das nachdenklich. Aber grundsätzlich liegt es ja nicht an einer Ärztin, sondern es gibt in jedem Heim einen zuständigen Arzt.

Fürsorgerin R: Was glauben Sie, welcher niedergelassene Arzt möchte mit so einer Institution wie dem Jugendamt in Clinch kommen? Die Parallelen zu den Klöstern sind klar: Man will die eigene Institution nicht in irgendwas hineinziehen. Das kann man nicht zugeben. Die einzige Ärztin, die es gab, die war nicht Angestellte der MA 11. Die, mit der ich in die Privatheime gegangen bin, weil wir in die städtischen Heime nicht mehr hineinkamen. Es haben die Erzieher selber betrieben, dass sie die Sozialarbeiter und die Ärztin nicht mehr brauchen. Sie sind selber im Stande, dass sie alles erledigen. Und die Spitze der Hierarchie waren ebenfalls Erzieher. Das waren Kollegen. Und dem einen Mann, von dem ich vorher erzählt habe, dem ist nichts passiert. Wir haben dann von unseren Parteien gehört, dass im Wohnungsamt einer ist, der sagt, wennst den Nachmittag mit ihm verbringst, hast Du morgen eine Wohnung. Ob das der gleiche war, weiß ich nicht. Ich glaube nicht, dass dieses Nicht-Kooperieren mit den Erziehern in den Heimen von der Spitze ausgegangen ist, sondern dass es die Forderung der Erzieher war. Dass sie sich das vom Hals geschafft haben. Ich bin aber nicht sicher, ob wir die Dinge alle aufklären hätten können. Ich glaube auch, dass die Kinder uns identifiziert haben mit denen, von denen ihnen das passiert ist. Wir haben ja dazu gehört. Wir waren von der gleichen Institution. Wenn der eine Erzieher in Retz uns das nicht geflüstert hätte, hätten wir das damals auch nicht gewusst. Wir sind dort weggegangen mit dem unguuten Gefühl: Was passiert da alles noch?

Interviewer: Haben Sie sich darüber mit Kollegen ausgetauscht, die darüber ähnlich gedacht haben oder die ähnlich besorgt waren?

Fürsorgerin R: Natürlich hat man das erzählt. Aber im Grunde genommen haben sie ja keine Machtbefugnisse, da irgendetwas zu verändern. So wie den Kindern nicht zugehört worden ist, waren Beschwerden von unserer Seite auch für die Katze.

Interviewer: Können Sie sich noch an 68/69 an die Kampagne „Öffnet die Heime“ erinnern? Die Kampagne kam aus Deutschland, wo linke Gruppen gefordert haben, die Heime zu öffnen (Spartakusbewegung)?

Fürsorgerin R: Mir fällt da jetzt nichts ein dazu. Ich glaub, das war in Wien nicht so stark. Das würde mir sonst in Erinnerung sein.

Interviewer: Und die erste und zweite Heimenquete, wo der Professor Spiel an der Spitze einer Kommission stand und Empfehlungen gab?

Fürsorgerin R: Auf Spiel bin ich so allergisch, dass ich gar nichts erzählen will (lacht). Ich habe in meiner Dienstzeit dienstfrei gekriegt, um einen psychiatrischen Kurs zu machen. Sozialarbeiter wurden gebraucht, weil es gab ja unter dem Klientel viele, die Psychosen

gehabt haben. Vor diesen Menschen hat man Angst gehabt, weil man nicht abschätzen konnte, was wirklich los ist. Ich und eine Kollegin waren dienstfrei gestellt und haben auf der Psychiatrie beim Spiel und beim Strotzka eine Supervisor Ausbildung bekommen und auch in der Psychiatrie gearbeitet. Beim Strotzka in der Tiefenpsychologie. Der Sinn des Ganzen war, dass man wenigstens ein oder zwei Leute hat, die, wenn etwas sonderbar erscheint, die Symptome der Geisteskrankheiten erkennen. Wir sind natürlich als erstes hingegangen um festzustellen, müssen wir den wo anschauen lassen oder den überreden, dass er sich wohin begibt, um sich anschauen zu lassen. Im Zweifelsfall hat man dann auch die Kinder dort entfernt, wenn keine Verständigung möglich war. Da hab ich den Spiel kennengelernt. Und ich muss sagen - nein, ich erzähls Ihnen lieber nicht. Die Konferenzen, die er so mit seinen Ärzten hatte, wo auch die Heimpsychologin teilhaben konnte, waren oft so, dass wir, die Psychologin und ich, hinausgegangen sind, wenns arg geworden ist. Ich will das heute nicht mehr erzählen. Allergisch bin ich gegen ihn noch immer. Den Professor Asperger habe ich auch gekannt. Der Spiel hat mir menschlich nicht gefallen. Der Asperger hatte Scheuklappen. Seine Theorie war ja in vielen Fällen nicht die Schlechteste, aber was anderes hat es daneben nicht gegeben. Kuszen habe ich auch gekannt.

Interviewer: Was haben denn diese Heilpädagogen für einen Ruf gehabt bei den Fürsorgerinnen?

Fürsorgerin R: Es gab nicht viel anderes. Die Tiefenpsychologie war noch nicht am Vormarsch damals. Strotzka und seine Kollegen waren noch junge Ärzte und das gabs noch nicht. Als ich ausgebildet wurde und dann auch gearbeitet hab, gab es auch keine Methoden in der Sozialarbeit. Die kamen erst in den sechziger Jahren mit dem Casework. Es war nicht für alles brauchbar, aber immerhin, es war eine Methode. Es war leider fokussiert auf den Störenfried, auf den Symptomträger. Und das war an dem ganzen verkehrt. Haben wir aber bald überzogen, dass das nicht ganz das Gelbe vom Ei ist. In den siebziger Jahren kam die systemische Wende, das hat mir schon ein bisschen besser gefallen. Trotzdem war ich oft böse auf die Gutachter bei Gericht. Da gab es manchmal Sachen, wo wir uns gedacht haben, dass es eine Schweinerei ist. Die Tragik war, dass es nach dem Krieg wenige Fachärzte auf dem Gebiet gegeben hat. Gross war eindeutig während der Nazi-Ära derjenige, der entschieden hat, ob Kinder leben oder sterben. Das glaube ich, dass das wirklich so war. Und nachher konnte er das nicht mehr machen, aber seine Einstellung war nach wie vor so wie früher.

## ExpertInneninterview 2: Psychologin des Psychologischen Dienstes der MAG 11

Dr. G: Ich habe Psychologie studiert und hab dann in Wien eine Stelle gesucht und bin am Wiener Jugendamt genommen worden. Ich habe zu katathymem Bilderleben Kurse gemacht und da war die ganze Wiener Gruppe und mit denen habe ich mich sehr wohl gefühlt. Da wusste ich, dass da ein Kommen und Gehen ist und es war 1978, da wurde die Child Guidance Klinik ausgebaut, da gabs plötzlich viele Psychologiestellen ein, zwei Jahre später. Ich bin grad noch zu einer Zeit gekommen, wo es noch nicht so viele gegeben hat, aber ich wusste, dass vom Jugendamt Leute weggehen und hab dort angerufen und keine Chance. Dann sagte die Chefin, aber Sie werden doch von Tag zu Tag älter. Sie sind noch so schrecklich jung. Da war ich 23 oder 24. Das hat ja tatsächlich gestimmt. Aber ich wusste, dass da Leute gehen. Und die, die mit mir in dem Jahr aufgenommen wurden, waren acht Leute. Ich bin die einzige, die geblieben ist. Weils so viele Möglichkeiten dann gab, eine Stelle zu haben.

Die Idee war, zuerst zur Beobachtungsstation, wo mehrere Psychologen auf einen Haufen sind in der KÜSt. Mit Kindern, die bis zu acht Wochen aufgenommen wurden, wie in der Klinik auch. Die dort untersucht und getestet wurden, in die Schule gehen mussten, in diese Heimschule. Und da sind die sozialpädagogischen und psychologischen Befunde und die Meldung von der Schule zusammengetragen worden und dann gabs eine Abschlussbesprechung, wo entschieden wurde, was passiert mit dem Kind.

Interviewer (Reinhard Sieder): Haben Sie noch was mitgekriegt von den legendären Glasboxen oder waren die schon unsichtbar?

Dr. G: Die Hetzer hat damals die Kinder auf den Balkon gestellt. Das gibts heute nicht mehr. Das weiß ich nur historisch, aber das hat damals anders gewirkt. Die haben damals die Balkone gehabt und viele Kinder sind über die Balkone abgehaut. Das hab ich in Erinnerung. Es war ja nicht so, dass die Kinder ausgeliefert waren, sondern eher das Gegenteil. Die haben alles Mögliche angestellt. Die Polizei war öfter im Haus. Dann waren die Kinder irrsinnig nett zu den Polizisten, weil da haben sie viel mehr Zugänge gehabt als zu den Sozialpädagogen. Die sind wieder abgezogen und die Sozialpädagogen haben weiter ihr Leid gehabt. Die Hauptarbeit war, mit den Kindern Kontakt

aufzunehmen, sie psychologisch zu testen und mit Angehörigen und Sozialpädagogen sowie mit der Schule Gespräche zu führen. Dann musste man diese Lösung verkaufen.

I: Können Sie sich an die Test noch erinnern?

R: Intelligenztests auf alle Fälle und die projektiven Tests haben wir auch gemacht. Satzergänzungen waren etwas ganz wichtiges. Tests waren in der Zeit nicht ganz so wichtig wie Gespräche. Das war so eine kleine Zeit, wo wir eigentlich von Tests gar nicht so viel mitgekriegt haben. Außer Intelligenztests und Entwicklungstests.

I: Und die Gespräche haben in welchem Setting stattgefunden?

Dr. G: Wir hatten ein Zimmer und haben sie bestellt. Manche haben angerufen, das Kind soll kommen. Ich bin zu den Sozialpädagogen gegangen, hab mit denen geredet und gefragt, ob das ein guter Zeitpunkt ist, dass das Kind kommt. So dass ich schon sehr viel mit den Sozialpädagogen in Kontakt kam und mehr Kooperation gekriegt habe, als wenn sie mir das Kind schicken und ich weiß gar nicht, in welcher Stimmung das Kind ist. Und dann krieg ich das mehr im Test heraus als alles andere.

I: Sie haben also das Kind mit sich in Ihr Zimmer genommen und versucht, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen.

Dr. G: Das ist jetzt reine Erfindung, weil ichs nicht mehr weiß. Einmal in Kontakt zu kommen. Wie ist das Leben da und was ist da anders und was vermisst das Kind. Aber ich hab damals überhaupt keine Ahnung gehabt von Gesprächsführung und von Elternschaft. Ich habe zwar sehr viel Entwicklungspsychologie gelernt, aber das hat nichts mit den Kindern zu tun. Ich war beim Herrn Schindler in Salzburg, wo ich damals schon gedacht hab, da weiß ich jetzt fast mehr als er. Die haben eine Kinderambulanz gehabt. Das war nicht sehr ergiebig, was ich da gelernt hab. Also das Studium hat mich da wenig vorbereitet für irgendetwas. Aber die Kollegen, die dort waren, die ich von der KB-Ausbildung kannte, die haben mir extrem geholfen. Wir haben uns privat getroffen und die haben mir gesagt, wie man ein Gutachten schreibt und was man da machen kann und wie der Fall verlaufen kann. Das war wirklich Intervision. Ganz toll. Ich bin heute noch dankbar für diese Unterstützung. Von der Leitung gabs überhaupt nichts. Da gab es sehr viel Kritik, was man nicht alles falsch gemacht hat. Von der psychologischen Leitung in der KÜSt. Das waren der Herr Neubauer und die Frau Hoffmann. Die Frau Hoffmann war die Erziehungsleiterin und der Herr Neubauer war der ökonomische Chef sozusagen. Die saßen auch bei der Abschlussbesprechung und denen musste man das praktisch verkaufen, was man da vorgeschlagen hat.

I: Welche klassischen Optionen gibt es da, über die Sie zu entscheiden hatten?

Dr. G: Weiter Erziehungsberatung, Empfehlungen an die Eltern, Heimeinweisungen und Vorschläge in welches Heim. Wir hatten nur eine kleine Stimme. Das haben mehr oder weniger die Anderen bestimmt.

I: Wenn Sie ein Heim vorgeschlagen haben, haben Sie da eines vorgeschlagen oder zwei?

Dr. G: Das kam sehr selten vor. Das kam dann im Jugendamt relativ häufig vor, aber dort nicht so. Weil wir Interventionsmöglichkeit hatten und eigentlich dann eine Empfehlung an die Eltern gemacht haben bzw. das vorher schon erarbeitet haben, dass die das einmal ausprobieren bei den Ausgängen und so weiter.

I: Aber alle Kinder, die in ein Heim kommen, laufen über die KÜSt?

Dr. G: Ja, über die KÜSt, aber nicht über die Beobachtungsstation. Die Beobachtungsstation war eine Einrichtung in der KÜSt, aber ist eigentlich individuell gelaufen. Es gab Kinder, die von den Jugendämtern kamen, in der KÜSt zwischengelagert wurden, bis sie einen Heimplatz bekamen.

I: Das war dann quasi ein Durchzugsheim.

Dr. G: Genau. Oder zum Beispiel in Krisensituationen. Die KÜSt war damals Kriseneinrichtung, wenn Kinder aufgegriffen wurden von der Polizei oder abgenommen wurden oder die Eltern plötzlich im Krankenhaus waren oder so, dann kamen die Kinder auch dorthin. Das waren sozusagen Notfälle, Krisen, die sich zugespitzt haben, sodass das Jugendamt eingreifen musste. Und Kinder von der Beobachtungsstation. Die waren alle gemischt in den verschiedenen Gruppen im Haus. Sechs oder acht Gruppen. Dann gab es in meinem Lehrgang die Idee von einer zusätzlichen Gruppe, die nicht nur acht Wochen da ist, sondern bis zu einem Jahr. E-Gruppe hat man die dann genannt. Wir Psychologen haben uns dort in der Zeit konspiratorisch getroffen, weil wir mit der Leitung immer wieder andere Ideen gehabt haben, die nicht ausdiskutierbar waren. Da waren der Herr Fiebinger und die Frau Schwanner. Der Fiebinger hat mich dann dazu eingeladen. Das war ein bisschen kompliziert, denn die zwei wollten eigentlich diese E-Gruppe dann weiterleiten, aber dann plötzlich war ich dabei von der Partie. Aber ich bin dann ins Jugendamt gekommen und die haben dann weiter diese E-Gruppe geleitet. Das ist eine sehr enge Zusammenarbeit zwischen Sozialpädagogen und Psychologen gewesen, mit Elternarbeit und so weiter. Die Kinder in der Heimschule. Sodass das eine sozialpädagogisch intensive Interventionsform war und Idee war nicht, dass die Kinder im Heim bleiben sollen, sondern so lange die Intervention gelten soll, dass die wieder nach Hause gehen können. Hat zwei Jahre gelebt, dann ist sie wieder zugesperrt worden. Das war 80/81/82 muss das gewesen sein. Es war eine Zeit, wo experimentieren so

möglich war, dass sogar Formen der Unterbringung entstanden sind. Ich hab dann später beim BIWAG mitgemacht. Das war eine Stelle für Kinder und Jugendliche, für die die Stadt Wien keine Lösung wusste. Da hatten wir auch sechs Wochen Zeit – viele sind länger geblieben – die Kinder oder Jugendlichen, mehr Jugendliche, dort zu betreuen. Die Sozialarbeiter. Der Herr Fiebinger und ich waren dort Psychologen. Also ein sehr intensives psychologisches Aufgebot sozusagen. Dort haben wir wöchentlich über die Jugendlichen geredet. Die waren ab 10/12 Jahren und bis zu 10 konnten gleichzeitig dort sein. Längere Krisenaufenthalte waren dort möglich. Das waren Jugendliche, die sind zum Beispiel abgängig gewesen und kamen aus ihrer Abgängigkeit mit ihrem Zuhälter zu uns und sind dann wieder in die Abgängigkeit. Sind beim nächsten Termin wieder erschienen. Da haben wir ganz tolle Gruppen gehabt. Oder Kinder, die nach Hause gelaufen sind. Dann haben wir die zu Hause besucht. Wir sind mit dem Kind mitgegangen. Was das Kind gerade ausgehalten hat. Aber wir haben sie nicht aus der jugendamtlichen Struktur ganz entlassen. War ganz spannend.

I: Zurück zu der KÜSt. Da gibts diese Beobachtungsstation. Die ist spezialisiert, ganz nach der alten Idee aus der Gründungszeit, nach einigen Wochen der Beobachtung und Expertise zu entscheiden, was mit dem Kind geschehen soll.

Dr. G: Was das Kind braucht eigentlich mehr.

I: Das trifft aber nicht das Gros Ihrer Klientel, sondern Sie sind eigentlich dort beschäftigt gewesen mit Kindern, die nicht zur Beobachtung dort waren, sondern die zwischengelagert waren.

Dr. G: Nur zur Beobachtung. Also nicht aus einer Krise kamen, sondern das war ein geplanter Aufenthalt, um zu sehen, was das Kind braucht. Damals war die KÜSt hauptsächlich ein Ort, wo man etwas tun musste. Dann kamen die Kinder dort hin und dann gabs eine administrative Antwort. Aber dort, wo ich gearbeitet habe, war die psychologische Beobachtungsstation. Da gab es schon eine Idee, dass das Kind irgendetwas braucht und wir wissen nur nicht was.

Es gab einen heilpädagogischen Psychiater, der Herr Kuszen von der Universitätskinderklinik, der war Konsulent. Der ist ein Mal in der Woche oder alle vierzehn Tage gekommen. Wir haben ihm die Kinder vorstellen müssen. Er hat fast alle unsere Kinder, die wir beobachten mussten, auch beobachtet. Und hat ein Kurzgutachten geschrieben.

I: Und da gabs natürlich auch einen Kontakt mit dem Oberarzt zum Beispiel?

Dr. G: Wir haben vorher darüber geredet, das Kind ist vorgeführt worden und dann ist das

besprochen worden.

I: Können Sie sich erinnern, wie mit dem Kind gesprochen wurde? Würden Sie sagen, dass das Kind auch eine Stimme hatte?

Dr. G: Wie bei Gericht. Eine antwortende Stimme auf alle Fälle. Ich hab hauptsächlich Kinder in Erinnerung, die sich nicht sehr viel gefallen lassen haben. Wo wir eine Stimme finden mussten, damit man mit dem Kind reden konnte. Viele Verweigerungen und so. Also das war nicht eine Zeit, wo Kinder so brav waren. Zumindest nicht die, die dort waren. Sondern das waren schwierige Burschen und Mädchen und besonders ältere, die oft im Einzelkontakt überhaupt keine Schwierigkeit gehabt haben. Aber wenns dann auf die Gruppen gegangen sind, musste die Polizei geholt werden. Aus wirklich guten Gründen, weil was die alles den anderen Jugendlichen angetan haben und den Sozialpädagogen, da sind wir Gott sei Dank manchmal gut weggekommen.

I: Da ist schon einiges passiert vorher im Leben dieser Kinder.

Dr. G: Genau.

I: In dieser Zeit, von der wir jetzt reden, da waren Sie ausschließlich auf der KÜSt?

Dr. G: Ein Jahr lang. Das galt als Einschulung in die psychologische Aufgabenstellung der Stadt Wien innerhalb des Jugendamtes. Und dann sind wir in ein Jugendamt gekommen und in Heime. Dann war die Einschulung, dass wir möglichst viele Stellen kennenlernen, aber so schnell hin und her geschubst worden sind, dass wir uns kaum an etwas gewöhnen konnten. Ich habe dann gehört, dass das Modell der Turnusarzt ist, der auch drei Monate da ist, drei Monate dort und dann wieder drei Monate woanders. Ich war in der Scheidungsberatungsstelle, in Klosterneuburg (städtisches Kinderheim für Mädchen, RS), im Europahaus, dann in verschiedenen Horten, in der Obdachlosenherberge, in der Adoptionsberatungsstelle, Pitten und verschiedene Wohngemeinschaften. Das Europahaus war eine private Angelegenheit. Das war eine gesonderte Sache, wie die Stromstraße später auch.

I: Da gibt es zum Beispiel ein Gutachten des psychologischen Dienstes, das empfiehlt, Internat wie Europahaus oder Hohe Warte. Nach allem was ich bis jetzt weiß, ist das ein extremer Unterschied. Das Europahaus ist ein Internat mit nur 40 Plätzen für die Gemeinde Wien. Die anderen Plätze waren privat.

Dr. G: Vor allem aus rechtlicher Sicht ein Unterschied. Das Europahaus war privat organisiert und die Eltern haben die Hoheit über das Kind.

I: Die Internatskinder sind aber alle Wochenenden und Feiertage nach Hause gegangen.

Dr. G: Aber auch diese Kinder, die dort untergebracht waren. Das war also relativ offen.

I: Wie kann ein Gutachter sagen: Dieses Kind ist überdurchschnittlich intelligent, das hat keine auffälligen Schwierigkeiten. Das hat nur keine Zuwendung, weil die Mutter nicht da ist, der Vater weg ist. Und es sucht sozusagen in einer manche Erzieher überfordernden Weise nach Nähe und Zuwendung. Ich schlage vor Internatsunterbringung Europahaus. Wenn das nicht geht, Heim Hohe Warte. Das Heim Hohe Warte war ein Hort von Erzieher-Gewalt. Wie ist das erklärbar, dass der psychologische Gutachter diese Alternative stellt?

Dr. G: Dazu muss ich sagen, dass es die Aufgabe des Psychologen war, ein Heim vorzuschlagen. Wir mussten die Heime alle einmal kennenlernen und konnten das auch. Aber wir haben nur die Einrichtung gekannt und wie groß das Zimmer ist. Aber wie es dort gerade ist, wie die Gruppensituation ist oder so, da haben wir keine Ahnung gehabt. Und ob schlagen oder nicht schlagen oder ob repressiv oder gewährend, das war Daumen mal Pi, welchen Eindruck man da gehabt hat. Man war als Gesamtgruppe dort eingeladen, um das Heim einmal kennenzulernen. Das war mehr als komisch. Das ist später besser gelaufen, weil da gabs dann Verbindungssozialarbeiter, die haben ständig Kontakt gehabt und es war dann mehr deren Aufgabe, über die Heime zu entscheiden, und nicht mehr die Aufgabe der Psychologen.

I: Halten Sie es für denkbar, dass zwischen den Verbindungssozialarbeitern und den Sozialpädagogen oder Erziehern, dass es da so etwas wie eine professionelle Kluft gegeben hat und dass die Erzieher sich von den Sozialarbeitern nicht gerne etwas sagen lassen?

Dr. G: Genau. Und umgekehrt genauso. Das war eigentlich eine Kontrollinstanz. Der Verbindungssozialarbeiter und der Psychologe auch, der dort war. Egal, wie lang ich in der Institution schon gearbeitet habe, ich habe immer erlebt, dass es mindestens ein Jahr oder länger dauert, wenn man in einer Wohngemeinschaft oder einem Heim anfängt zu arbeiten, bis ein bisschen ein Vertrauen da ist, sodass die einem die Kinder dann tatsächlich auch vorstellen. Aus diesen Gründen. Nicht nur, dass es eine Kontrolle ist, sondern die wollen auch ihre Kinder beschützen. Da kommt wieder ein Fremder und interviewt die Kinder auf intimste Art und Weise und verschwindet dann wieder. Also dass die die Kinder schützen wollten vor diesem komischen Psychologen, das hab ich sehr gut verstanden. Und zu Recht, sehr zu Recht.

Aber dieser Vorschlag der Heime, das hab ich schon verstanden. Europaus wird dann vorgeschlagen, wenn man sieht, dass die Eltern Kapazität haben, aber vielleicht zu wenig zu Hause sind aus beruflichen Gründen. Zum Beispiel Straßenbahnfahrer, die so Dienst

haben, dass das nicht familienfreundlich ist. Wenn das Kind im Internat ist, ist die Zeit abgedeckt und das Kind ist nicht so viel alleine. Und nur wenn es das nicht gibt und das Kind wirklich viel alleine ist, dann schlägt man ein Heim vor. Also ich kann das gut nachvollziehen, dass eine solche Lösung vorgeschlagen wird. Wer wusste damals, dass die Hohe Warte so ist? Ich nicht. Ich wusste das überhaupt nicht.

I: Das ist natürlich dann die Frage: Wie viel Kontrolle wird organisiert und was ist in der Verantwortung der Institution darüber zu wissen, was in dem Heimen ist. Das ist weniger die Frage des einzelnen Psychologen, sondern eher die Frage, wer trägt in der Institution die Verantwortung. Da habe ich den Eindruck, dass sehr stark geteilt wird zwischen der Verwaltung der Heime und dem Jugendamt.

Dr. G: Es war früher anders organisiert. Der Psychologe hatte relativ viel Macht und konnte das vorschlagen. Es kam dann aber auf die Plätze drauf an, da war wieder der ökonomische Faktor wichtiger. Aber die Idee war, das Kind auf den richtigen Platz zu geben. Die Alternative war nicht so wirklich anders, das muss man dazu sagen. Außerdem hab ich das nicht so gut gewusst, welches Kind wohin passt. Nur generell war so die Idee: Wie viel Autonomie schafft die Familie und wie viel Kontrolle brauchen die? Oder muss das Kind in Wien bleiben oder kann das der Familie zugemutet werden, dass das Kind weiter weg geht, so wie nach Pitten<sup>287</sup> oder Stiefern. Das sind übrigens auch sehr belastete Namen heutzutage. Oder eine Pflegefamilie in der Steiermark. Wie viel Geld und Aufwand das wieder für die Leute war, ihre Kinder zu besuchen. Es war so die Idee, dass die Kinder die Eltern möglichst wenig sehen und deshalb war eigentlich diese *Kilometertherapie* mit anderem Heimaufenthalt.

Später ist es mehr so gehandhabt worden, dass die sozialpädagogischen Leiter viel mehr mitreden konnten, ob das Kind in die Wohngemeinschaft passt. In den letzten zehn Jahren haben die Regionalleiter ein Kind versorgen müssen und die sozialpädagogischen Leiter sind eine Stufe weiter unten. Die waren tatsächlich in den WGs und konnten mitreden, welches Kind wohin passt. Die Sozialpädagogen wollten das schon immer bestimmen, welches Kind gerade in die Gruppe passt.

---

<sup>287</sup> Kinderheim Pitten, Niederösterreich, Wiener Neustädterstraße 11; in der Nähe von Neunkirchen an der Südbahnstrecke. Heimträger ist der „Verein Volkshilfe Wien“. Das Heim hat 56 Plätze für männliche und weibliche Kinder im Alter zwischen 4 und 25 Jahren sowie für 16 Kleinkinder in einem Nebenhaus. Die Schulen (Volksschule und Hauptschule mit 1. und 2. Klassenzug sind extern; fünfminütiger Schulweg; das Heim hat einen großen Garten und einen Kleinkinderspielplatz, in Pitten steht ein „großes Schwimmbad“ zur Verfügung. Als Typus des Heimes gibt das Heimverzeichnis aus 1968 an: „indiff – leicht, Geschwister“. Heimverzeichnis 1967 Mag 11 Psychol. Dienst (offenbar laufend ergänzt), Typoskript.

I: Aber da sind wir jetzt schon in der Zeit nach den großen Reformen.

Dr. G: So ist es. Das hat sich dann ziemlich verändert. Zuerst sind die Kinder wie ein Paket weitergeleitet worden. Und jetzt übrigens wieder.

I: Was auffällt in unseren Studien ist, dass eine Heimkarriere dadurch gekennzeichnet ist, dass es ein Hin und Her gibt zwischen Familie und Heim. Dass oft aus dem Heim zurückgestellt wird und dann recht bald wieder aufgenommen werden muss.

Dr. G: Das haben wir nicht so negativ gesehen. Wir haben das eher so gesehen, dass Heimerziehung eine Ergänzung zur Familie ist und wenns halt gerade notwendig ist, einen Entwicklungsschritt mit dem Kind leichter zu leisten, als es die Eltern zusammenbringen, dass die dann wieder im Heim sind. Aber die Hauptidentität ist in der Familie. Also das Hin und Her hab ich nicht so negativ empfunden, sofern den Eltern Kompetenz zugesprochen wurde. Wenn ihnen das abspenstig gemacht wird, dann ist es problematisch. Aber es gibt ja bei den Pflegefamilien heute noch immer diese Meinung, wenn das Kind einmal wo ist, bitte nicht verpflanzen. Aber wir wissen, dass die Kinder immer wieder zur Ursprungsfamilie zurückkehren als Erwachsene. Also insofern, wenn die einmal ein Jahr im Heim sind und dann vielleicht noch einmal ein paar Monate, dann find ich nichts Falsches daran. Man geht ja auch öfters als Spital. Oder auf Kur. (sic!)

Wenn wir Familie schützend und ergänzend und unterstützend denken, dann ist das eine ganz normale Konsequenz.

I: Das ist auch ein Teil des Reformdiskurses der 1970er und 80er Jahre.

Dr. G: Nach dem Krieg war eher die Idee, dem Kind einen optimalen Platz zu geben. Aber was ist optimal? Was tut man da den Kindern eigentlich an, wenn wir entscheiden, was für das Kind optimal ist? Und noch dazu nicht wissen, wie es dort aussieht. Weil die werden dann verschickt irgendwohin.

I: Die Fürsorgerinnen und dann Sozialarbeiterinnen wissen ja sehr wenig über die inneren Zustände in den Heimen.

Dr. G: Man muss sich halt in einer großen Institution darauf verlassen, dass die anderen auch gute Arbeit machen. Sonst kann man ja nicht in einer Organisation leben oder arbeiten.

I: Da tauchen auch noch Erinnerungen auf an die Fürsorgerinnen der ersten Zeit, so der 1950er und 1960er Jahre, wo es ziemlich ideologische Klüfte gibt zwischen menschenfreundlichen, demokratischen Personen und Fürsorgerinnen, die sagen, in meinem Sprengel muss es anders sein.

Dr. G: Genau. Familienschützende und parteiliche Vertretung von Familien. Und mit

meinen Familien passiert da nichts Böses. Ihr lasst unsere Familien in Ruh, bitte.

I: Oder umgekehrt: Fürsorgerinnen, die sagen, bevor ich mir den Vorwurf gefallen lassen muss, dass ich da zugeschaut hab, nehme ich das Kind ab. Da gibts so ideologische Kämpfe zwischen den Fürsorgerinnen. Und einige waren noch sehr stark vom Nationalsozialismus geprägt.

Dr. G: Genau, das auch. Aber viele auch, die die Familien in ihrem Sprengel beschützen wollten. Das habe ich auch sehr stark erlebt. Und sich wirklich identifiziert haben und denen sehr viel Unterstützung zuteilwerden ließen. Ich kann mich erinnern, wie ich gekommen bin. Die ersten fünfzehn Jahre waren geprägt von Unterstützung und nicht von Drohung. Ich nehme Ihnen ein Kind weg, das habe ich nie gehört. Sondern, was brauchen Sie? Und da sind eher Eltern gekommen mit Pubertierenden, die gesagt haben, jetzt müssen Sie meine Tochter erziehen, ich kann das nicht mehr. Und das war eher ein Kampf dann mit ihr zu reden, dass das eine Krise ist, die man bearbeiten kann und wir werden sie nicht verlassen, sondern sie unterstützen auf dem Weg. Dann wird es schon wieder gehen. Mitunter war es eine Strategie der Sozialarbeiterin, einmal einen Termin bei der Psychologin zu machen und in der Zeit bis dahin hat sich die Krise schon ein bisschen gelegt und dann war das psychologische Gespräch eigentlich eine Verzögerungstaktik, aber auch ein Zeichen, dass wir die Eltern und die Jugendlichen ernst nehmen. Das war im System so eingebaut, dass die Eigenressourcen der Familien wieder gestärkt werden. Wir haben dann alles Mögliche probiert. Nur wenn die Eltern das wirklich wollten, dass das Kind nicht mehr bei ihnen ist, haben wir manchmal nachgegeben. Aber sonst haben wir immer den Versuch gemacht. Wenn der Versuch scheitert, kann man noch immer unterbringen.

I: Das ist so der Tenor der späten 1970er und 1980er.

Dr. G: Ja.

I: In den 1950er und 1960er Jahren kommt mir vor, ist es für die Fürsorge fast bedenklich, dass eine Frau und Mutter ihr Kind alleine aufzieht. Das ist ja auch historisch begründet.

Dr. G: Obwohl so viele im Krieg geblieben sind.

I: Jede ledige Mutter, deren Mann verschwunden ist, steht im Verdacht, völlig überfordert zu sein und die Hilfe und Kontrolle des Jugendamtes und allenfalls eine Abnahme zu benötigen.

Dr. G: Was auch stimmt. Das ist ein großer Stressor. Aber welche Konsequenzen dann daraus gezogen werden, ist wieder eine andere Sache. Die ledigen Mütter sind ja alle besucht worden. Die haben Zwangsbesuch gehabt.

I: Und umgekehrt konnte sich das Jugendamt nicht vorstellen, dass ein Vater sein Kind erziehen könnte.

Dr. G: Das ist dann immer mehr gekommen. Das gabs schon, nur wussten wirs nicht gleich. Wenn so eine Geschichte war, nur mit einem Mündel, wars schwierig, weil das musste besucht werden. Aber sonst haben ja die Leute immer so gelebt wie sie eben leben. Und das hat sich ideologisch sehr verändert. Und es kamen sehr viele psychosoziale Berufe dazu, die ein Knowhow hatten, um Veränderungen zu unterstützen.

I: Was halten Sie denn da für die größte Errungenschaft?

Dr. G: Die Leute haben ja alles Mögliche an Zusatzausbildungen gemacht. Da hat es sehr viele kleine Workshops gegeben noch vor dem Psychotherapiegesetz. Da hat man da einen Workshop gemacht, dort. In der Psychologie hat man sehr viel angeboten. Im ersten Jahr habe ich eine Verhaltenstherapieausbildung gemacht, katathymes Bilderleben habe ich vorher schon gehabt. Später bin ich dann zur Systemik gegangen und dazwischen auch habe ich etliche Workshops besucht. Viele haben da auf den Markt geschaut, was sie an Methodik brauchen, um das erreichen zu können was ihnen wichtig ist. Da waren sehr viel persönliche Überzeugungen im Spiel und wir haben viel darüber diskutiert, was man tun soll und wir haben die Institution hinterfragt. Jede Dienstbesprechung war wichtig, um Vorschriften umzudrehen.

I: Also eigentlich ein latenter Kampf gegen die Bürokratie.

Dr. G: Mit der Bürokratie. Wir nehmen das nicht alles so hin, sondern nur das was Sinn macht. Wir liefern das zurück und ihr müsst euch das und das überlegen. Das dialogische Prinzip herrscht jetzt, ob ihr das wollt oder nicht. Das war eine sehr spannende Zeit.

I: Würden Sie sagen, dass die Spitze des Jugendamtes mit Prohaska ein Problem war?

Dr. G: Zu der Zeit, wo ich dort war, nicht. Ich glaube, er war schon lange genug da, dass er das abgearbeitet hat. Er hat sehr viele Projekte zugelassen und mit dem Grestenberger hat er zum Beispiel das BIWAG, eine Einrichtung für nicht betreubare Jugendliche der Stadt Wien, gemacht. Das muss man sich einmal einfallen lassen. Ich glaube, der Grestenberger hat ziemlich viel erfunden und zugelassen und wenn Leute was wollten, hat er das sehr unterstützt. Im BIWAG haben wir dann nach einem Jahr eine Evaluation gemacht und alle Leute eingeladen, die das BIWAG gut gefunden haben und die für die Geburt zuständig waren. Die haben gesagt, ihr müsst uns nichts zurückmelden, sondern sagt uns, was ihr noch braucht, damit ihr weiterarbeiten könnt. Das war auch so eine Durchlässigkeit auf jeder Ebene. Diese Leute habe ich aber jetzt schon Jahre nicht mehr sehen dürfen sozusagen, weil die Hierarchie wieder ganz stark eingezogen ist. Jetzt ist der

Dienstweg wieder wichtiger und nicht die Initiative und die Ideen.

I: Gleichzeitig findet man heute punktuell erstaunliche Fortschrittlichkeit. Zum Beispiel, dass man einem homosexuellen Männerpaar ein Kind anvertraut.

Dr. G: Das ist vom Jugendamt eine Fortschrittlichkeit oder ist das der gesellschaftliche Druck? Ich denke, das ist die Öffentlichkeit, aber nicht die Mitarbeiter. Die dürfen nicht mitreden. Die Innensicht und die Außensicht sind da sehr unterschiedlich.

I: Aber im Jugendamt muss es ja jemand zulassen.

Dr. G: Unter sehr viel politischem oder sonstigem Druck vielleicht. Das hat nichts mit Identität zu tun. Das würde mich sehr wundern. Außer er ist eine Führungskraft. Das Zaubermittel war ja, Führungskräfte einzuziehen und die müssen ja irgendwas dürfen und können. Zum Beispiel beim psychologischen Dienst waren, wie ich begonnen habe, zwanzig Mitarbeiter. Dann irgendwann einmal 35. Und das Wichtigste waren Zwischenhierarchien. Jetzt gibt es Teamleiter, drei oder vier. Und die Teamleiter sind dazwischen und die müssen ja eine Funktion erfüllen. Das heißt, die Durchlässigkeit ist nicht mehr so gegeben. Es ist nicht mehr so ein offener Dialog, jeder gleichberechtigt, sondern es gibt Anweisungen. Und so ist es nicht nur bei uns passiert, sondern auch bei den Sozialpädagogen. Da sind auch die Regionalleiter gekommen. Wieder eine Zwischenhierarchie. (...) Aber vom System her ist es klar, dass nicht mehr der Mitarbeiter, der die Probleme wirklich sieht, gehört wird, sondern eben die Führungskraft. Die berichtet dann allenfalls nach oben. Und das ist semioperabel, mehr nicht. Das andere war natürlich nicht im Zaum zu halten. Da hätte ich gesagt, da hat man mitgestalten können in der Reformphase oder auch wie Sie sagen, dass homosexuelle Eltern Pflegekinder nehmen können.

I: Einerseits kommt der Druck von der Öffentlichkeit sich zu modernisieren, zu liberalisieren. Auf der anderen Seite kommt aber auch ein Druck zu mehr Kontrolle.

Dr. G: Wenn die Kinder zu Pflegeeltern kommen, dürfen die noch immer nicht die Eltern sehen und hören. Besonders in der Anfangszeit. Nicht einmal anrufen. Da lebt man noch mehr als im Mittelalter. Da sehe ich nichts von einer moderneren Art und Weise. Wenn man im Sinne der Kinder denkt, dann verschwindet für die all das, was sie bis jetzt erlebt haben. Irgendein Kontakt wäre ganz wichtig, um die Existenz des Kindes psychisch zu schützen. Nein, was macht man? Man verbietet das. Damit das Kind dort Wurzeln schlägt. Ist das nicht sadistisch? Einem kleinen Kind. In den Krankenhäusern hat der Cermak schon dafür gesorgt. Das war schon im letzten Jahrhundert. Und das ist eine moderne Pflegeelternschaft?

Eine meiner Heldentaten am Jugendamt war: Ich war auf einer Beobachtungsstation für bis Sechsjährige im Charlotte Bühler Heim. Nach einer Woche bin ich zur Chefin der Sozialpädagogen gegangen und habe gesagt, die leben im Mittelalter. Da dürfen die Mutter oder die Eltern die ganze Woche lang nicht anrufen oder die Kinder besuchen. Das kann man den Kindern nicht antun. Da hat sie gefragt, ob ich das auch laut sagen würde. Hab ich gesagt, natürlich. Da bin ich dann eingeladen worden zu einer großen Runde. Aber vorher hab ich ein Schreiben geschrieben an alle, warum mir das so wichtig ist und warum Kinder das brauchen in einer Krisensituation. Dann haben alle dort, die Mitarbeiter von dieser Krisenstation, behauptet, das machen wir immer. Und ich war so glücklich, weil ich hab das dann kontrolliert, was sie immer machen. Die Psychologin, die vorher dort war, die hat gesagt, ich könne da überhaupt nichts machen. Also das war wirklich eine Heldentat, das so schnell wie möglich zu machen, weil sonst wäre ich auch verkauft worden und hätte die Kraft nicht mehr gehabt. Aber nach einer Woche... Und die waren dermaßen stinksauer auf mich, wie ich das behaupten kann nach einer Woche. Aber sie mussten dann das Gegenteil beweisen und das war wirklich eine Heldentat.

I: Das war unter welcher Direktion?

Dr. G: Margarete Bründl. Die war eine gute Einschulerin für Sozialpädagogen. Das hör ich immer wieder.

I: Sie hat auch einiges geschrieben über das Heim.

Dr. G: Aber die hat mit der Station glaub ich gar nicht so viel zu tun gehabt. Die haben so ein Eigenleben gehabt und so wie ich auch meine Methoden. Da hab ich mir nicht so viel dreinreden lassen von den Anderen mit der Zeit. So haben die dort auch ihre Methode entworfen, von der sie dachten, dass man das Kind leichter beruhigen kann. Dass der umgekehrte Effekt viel leichter ist, auch wenn die Kinder weinen, wenn die Mutter weggeht, aber sie wissen, die ist nicht ganz gestorben, das haben sie dann beweisen müssen.

I: Und was war Ihre Aufgabe in der Beobachtungsstation?

Dr. G: Die Kinder zu testen. Was schrecklich ist. Ein zweijähriges Kind in einer Krise testen. Was soll man denn da herausfinden? Außer wie das Kind in einer Krise reagiert. Weiß man ja vom Hospitalismus: In der ersten Woche sehr stark, in der zweiten nicht mehr so und in der dritten Woche hat man dann gesehen, wie die eingegangen sind.

I: Worin bestand die Krise für diese Kinder?

Dr. G: Das war oft ganz schrecklich. Sauftouren und so weiter und: Meine Mama soll nicht so viel Cola-Rum trinken und so. Das war wirklich traurig. Nicht dass das so tolle

Geschichten waren, aber dem Kind zuliebe war wichtig, dass die Eltern nicht von heute auf morgen verschwinden. Dass das Kind einen leichteren Übergang hat. Dass das dann schwerer ist für die Sozialpädagogen, dem Kind dann zu sagen, Du musst jetzt wieder woanders hin, das ist eine andere Geschichte. Das wäre sonst leichter gegangen, stimmt schon.

I: Das Charlotte Bühler Heim, vorher ZKH, Zentralkinderheim, hat ja auch Mutter-Kind-Paare aufgenommen.

Dr. G: Ja, da waren sie fortschrittlich eigentlich. Dann gabs die Pleischlgasse, wo Minderjährige mit ihren Kindern untergebracht wurden.

I: In der Zeit, die wir untersuchen, gab es so etwas in Wien überhaupt nicht. Da musste man dann immer in katholische Heime zu den Schwestern vom guten Hirten in Graz ausweichen.

Dr. G: Oder in Brunn am Gebirge.

I: Das Charlotte Bühler Heim war ja ein riesen Ding.

Dr. G: Ein riesen Haus, ja. Die Räume waren so schrecklich hoch.

I: Wenn man in einer Station ist, kriegt man da was mit vom ganzen Haus?

Dr. G: Dadurch, dass wir eine Einschulung hatten, nämlich viele Einrichtungen in kurzer Zeit durchlaufen zu müssen, war das eine totale Überforderung für uns. Ständig musste man sich auf neue Situationen einlassen. Aber wir haben sehr schnell gelernt, Strukturen zu erkennen: Wo tut sich was und wo tut sich was im Untergrund? Für Arbeit am Kind war es immer wichtig, vernetzt zu arbeiten. Sonst kriegt man nur ein punktuelles Bild, wie das Kind mit der Erzieherin heute gerade nicht zurechtkommt oder zurechtkommt und das interpretiert man dann falsch. Da war die Vernetzung mindestens gleich wichtig als irgendwas mit dem Kind zu machen. Die Vernetzung mit Personen, die mit dem Kind etwas zu tun haben. Auch Lehrer.

I: Da fällt mir auch ein, dass die psychologischen Gutachten mit dem, was die Lehrer schreiben bzw. die Erzieher schreiben, in den 1950er und 60er Jahren oft überhaupt nichts zu tun hatten und umgekehrt. Das heißt, die Lehrer und die Erzieher wissen überhaupt nicht, was im Gutachten steht. Und umgekehrt hat man manchmal das Gefühl, dass die Gutachter im Wesentlichen das aufschreiben, was die Lehrer und Erzieher vorher schon aufgeschrieben haben.

Dr. G: Ja, so haben wir das gemacht. Es gab ja eine Rubrik für die Meinung der Lehrerinnen und Sozialpädagoginnen und dann meine Tests. Das waren eigentlich extra Rubriken.

I: Da kriegt man den Eindruck, dass der Psychologe im Wesentlichen das, was vorher über das Kind geschrieben wurde, wiederholt und sich dann vielleicht noch dazu bemüht, den ein oder anderen medizinischen Terminus hinzuzufügen.

Dr. G: Genau. Ein bisschen eine Theorie und eine Entwicklungspsychologie dazu. Das war das Gutachten.

I: Und am Beginn des Gutachtens - und ich spreche von den 50er, 60er, 70er Jahren - steht irgendeine Art von körperlicher, physiognomischer Auffälligkeit, wie zum Beispiel bestimmtes Gebiss oder leichter Hydrozephalus oder so?

Dr. G: Genau, so ist es. Motorische Fähigkeiten oder besonders hübsches Kind.

I: Dann kommen Statements der Vorgänger.

Dr. G: Die Vorgeschichte, was ist mit der Familie vorher passiert.

I: Zum Beispiel, da könnten hereditäre Faktoren eine Rolle spielen, weil die Mutter ist doch auch so. Dann die Empfehlung.

Dr. G: Genau. Und die Empfehlung hat nichts mit vorher zu tun.

I: Wie sehen Sie diese Art von Gutachten?

Dr. G: Es war notwendig als bürokratischer Akt.

I: Wie zuverlässig war das?

Dr. G: Das habe ich vorher versucht mit der Krisensituation zu beschreiben. Die Kinder waren meistens in einer Krise, die wir gesehen haben. Wir wussten über die Krise und wie das Kind in der Krise reagiert. Das war das einzige, was wir gesehen haben. Sonst nicht sehr viel mehr. Aber das ist so üblich, die Meinungen von den Leuten wiederzugeben, die mit dem Kind mehr zu tun hatten als wir mit unserer punktuellen Beobachtung.

I: Also man hat der Lehrerin oder dem Erzieher mit ihren Urteilen mehr vertraut, weil man annehmen konnte, die haben mit dem Kind über Jahre gearbeitet.

Dr. G: Die hatten viel mehr mit dem Kind zu tun und haben die ganze Woche gesehen, wie das Kind reagiert und nicht nur diese eine Stunde, wie bei mir. Die Lehrerin hat innerhalb des ganzen Jahres gesehen, womit sich das Kind beschäftigt.

I: Stößt aber schon auch auf Widerspruch, wo zum Beispiel der Gutachter sagt, dass der Lehrer etwas behauptet hätte, wofür er keine Glaubwürdigkeit sieht.

G: Ja. Aber es gab damals Vorschriften, wie man ein Gutachten schreibt. Heute muss man das ganz anders schreiben. Da muss man immer schreiben, vom wem eine Aussage kommt. Die Gutachten mussten geschrieben werden, aber was wir mit den Kindern und mit den Familien gearbeitet haben, das war eine ganz andere Sache. Das Gutachten schreibt man für den bürokratischen Akt.

I: Aber es ist entscheidend, weil es ja eine Entscheidung legitimiert.

Dr. G: Das ist entscheidend für eine Entscheidung, ja. Aber wichtiger war uns eigentlich, komischerweise (//) Wir haben vielleicht die Entscheidung nicht so ernst genommen, weil wir eh nicht entscheiden konnten, was man mit den Kindern weiter macht. Also die psychosoziale Intervention ist mehr im Vordergrund gestanden als eine Entscheidung. Weil die eh in den Händen der Sozialarbeiter lag. Das ist der Zwiespalt, dass die Psychologen durch dieses grüne Papier, auf dem die Gutachten geschrieben wurden, eine gewisse Macht hatten. Das war aber eine Ohnmacht gleichzeitig. Man konnte das auch verschwinden lassen. Der Psychologe hat gar nichts zu sagen, außer ihm fällt etwas Gutes ein. Aber als Autorität im System hat er nichts zu sagen. Das hab ich nach wie vor als sehr gute Position gefunden. Dass er nicht zu viel Macht mit dem grünen Zettel hat.

I: Aus meiner Sicht sieht es aber so aus, als würde das Gutachten wesentlich dazu dienen, um den Administrationsvorgang zu legitimieren.

Dr. G: Das war bis Anfang der 90er Jahre und dann ist das total verschwunden. Dann sind die Sozialarbeiter kompetenter gewesen und der Sozialbericht war das Wichtige. Den Psychologen vergessts einmal. Die Sozialpädagogen haben dann den sozialpädagogischen Bericht aus der Krise geschrieben, der viel wichtiger ist. Den Psychologen brauchen wir gar nicht. So um Heim 2000 oder davor.

I: Diese Reform wurde in den 90ern begonnen.

Dr. G: Vorher hat der Psychologe sehr viel Macht gehabt.

I: Doktor Kuszen haben Sie schon erwähnt. Kennen Sie auch die Frau Doktor Agricola?

Dr. G: Die Frau Doktor. Ja, die kenne ich noch. Die war im Dienst, wie ich gekommen bin. Wir waren immer Kirschenessen bei ihr. Die war in der Rochusgasse, wo die sexuell auffälligen jugendlichen Damen waren. Oder die Frau Löwenthal, die war Verhaltenstherapeutin. Die war, glaube ich, am Wilhelminenberg. Der Herr Pecko war, glaube ich, in der Hohen Warte. Wir waren zuständig. Wir hatten alle zwei, drei, vier Stellen.

I: Das heißt aber nicht, dass diese Psychologen sich häufig in diesen Heimen aufgehalten hätten?

Dr. G: Ich glaube, einmal in der Woche oder so. Oder vielleicht alle 14 Tage.

I: Wenn ein ambulantes Gutachten gemacht wurden?

Dr. G: Das weiß ich nicht mehr, wie die vorher gearbeitet haben. Als ich im Heim begann, war es mehr das Betreuen von Kindern und Gespräche mit Sozialpädagogen. In den 90er Jahren hab ich mir das selber zurechtgelegt, da war ich mehr bei den Teambesprechungen

dabei und nicht mehr bei den Kindern so sehr. Die Kinder hab ich dann gesehen, wenn die Sozialpädagogen das wollten. Aber bei den regelmäßigen Besprechungen über das Kind. Alle 14 Tage haben wir über alle Kinder geredet, was es da zu beobachten gibt. Da war ich psychologische Besserwisserin, die das aber so verkaufen musste, dass das angenommen wird, weil sonst werde ich als Besserwisserin abserviert. Aber die haben sich meistens gefreut, wenn ich meinen Senf von einer Außenseite dazugegeben habe. Weil ich natürlich das alles nicht so gekannt habe, aber dann doch alles Mögliche beigesteuert habe.

I: Und da ist man immer in den zwei Heimen gewesen, für die man zuständig war?

Dr. G: Ja.

I: Und wenn man empfohlen hat, hat man diese zwei Heime empfohlen?

Dr. G: Nein, das eine hat mit dem anderen überhaupt nichts zu tun gehabt. In der Zeit, wo wir dann so intensive Heimarbeit geleistet haben, zumindest ich, war das schon lang nicht mehr in unserer Hand, dass wir was empfehlen können. Oder wir konnten empfehlen, aber es ist was anderes passiert. Da gab es dann nicht mehr diese Großheime, wo so viele Plätze waren. Da waren wenige Plätze und das hat die KÜSt zugewiesen, wo halt gerade ein Platz war. Die haben oft monatelang warten müssen auf einen Platz in der KÜSt.

I: Aber vorher, in den 50er, 60er, 70er Jahren ist es schon so, dass man sieht, dass die Psychologen, die auch im Heimverzeichnis stehen, dass die auch oft ihre Heime empfehlen.

Dr. G: Okay, aber man könnte auch sagen, dass sie das Kind so vielleicht länger beobachten wollten und dazu beitragen konnten, dass das Kind tatsächlich in der Entwicklung gefördert wird.

I: Das trifft ja auf bestimmte Heime, wie Döbling oder Hartäckerstraße zu, dass da gefördert wurde und Resilienz erzeugt wurde, aber bei bestimmten Heimen kann man das überhaupt nicht sagen. Da fragt man sich dann schon, wieso der Psychologe bzw. die Psychologin so wenig über das Heim weiß.

Dr. G: Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie wir da mehr wissen hätten können, außer wir arbeiten dort. Und selbst dann. Von der einen Stunde sieht man überhaupt nicht, was in der Nacht passiert oder wie die tatsächlich mit Strafen umgehen. Die Kinder waren sicher nicht fähig dort, den Mund aufzumachen. Außer sie waren so aufständisch, dass man gar nicht gewusst hat, ob das so ist, was die gerade sagen. Ich kann mich gar nicht erinnern, dass die Kinder da irgendwas erzählt haben, wo ich mir gedacht hätte, das hätte ich lieber nicht gewusst.

I: Das ist ja der Vorwurf, dass es eben keine Stelle gab, wo die Kinder jemandem etwas erzählen konnten.

Dr. G: Aber konnten die Kinder zu Hause jemandem etwas erzählen, der ihnen zugehört hätte?

I: Eben auch nicht.

Dr. G: Und außerdem ist das Züchtigungsverbot in Deutschland erst in den 90er Jahren gestrichen worden. Also von was redet man da eigentlich? Das ist ein bisschen aus dem Kontext genommen, diese Idee.

I: Aber Sie werden dann in unserer Untersuchung lesen können, dass es weit über Züchtigung hinaus geht.

Dr. G: Andererseits muss man sagen, es gibt auch sehr viele Berichte über Unterwerfungsszenarien von den Kindern selber. Darüber haben manche Kinder später geredet.

I: Freilich. Die sind ja ein Resultat dieser Heimstruktur. Das Kapo-System führt ja dazu, dass die Kinder sich untereinander disziplinieren.

Dr. G: Ich glaube, da waren wir sehr naiv. Das haben wir mehr den Kindern angelastet als dem System. Da muss ich mich direkt ein bisschen schämen. Wie ich angefangen habe, war zum Beispiel der Wenninger draußen in Eggenburg. Eggenburg war ja sehr bekannt früher für riesige Gruppen. Die sind dann Fußballspielen gegangen und wenns da ein bisschen anders zugegangen ist als Zucht und Ordnung, das war gar nicht so leicht von den Erziehern durchzusetzen. Diese Geschichten habe ich mehr gehört. Und in der Wasagasse ist es auch so ähnlich zugegangen. Da habe ich Supervision in den Krisenstationen über lange Zeit gemacht. Die haben mir manchmal so harte Geschichte erzählt, wie es da zugegangen ist in dem großen Saal. Dass sie dann Theater gespielt haben und so. Aber es waren alles Massenveranstaltungen. Und wie kann man Massenveranstaltungen mit Kindern in einer Krise, die vielleicht gar keine Angehörigen haben oder schon lange nicht mehr gesehen haben, so machen, dass das human ist. Schwer vorzustellen.

I: Dann wäre es wieder die Struktur, die man beschuldigen muss.

Dr. G: Andererseits haben sie auch gesagt, dass die Struktur manchen Kindern gut getan hat.

I: Auch, ja. Dann gibt es wiederum kleine Heime, katholische oder auch private Heime, wie Wimmersdorf, wo so ein Heim geführt wird, das 50 oder 60 Kinder hat und von einer Familie geführt wird.

Dr. G: Die sind besonders gut angeschrieben gewesen, weil sie viel familienähnlicher angeblich waren. Die Professionalisierung hat schon dazu beigetragen, dass jeder nach außen gehen muss und kann und dann wieder diese Information hinein trägt. Und ich glaube, das weiß man heute: Wenn ein geschlossenes System ist, wo die Erzieher keine Fortbildungen machen und keine Supervision und so weiter, dass die viel gefährdeter sind, immer radikaler zu werden. Auch wenn sie es vielleicht gar nicht so wollen. Das sind wichtige Erkenntnisse, die wissen wir jetzt. Was auch bei Familien so ist. Wenn die Familie so geschlossen ist, ist es auch nicht unbedingt gut. Kann gut sein, aber oft nicht.

I: Okay, danke vielmals.

### ExpertInneninterview 3: Heimleiter

Interviewer (Reinhard Sieder): Wenn Sie mir einfach erzählen, wie Sie in diese Arbeit gekommen sind. Auf welchem Weg, mit welcher Ausbildung etcetera?

Heimleiter: Ich habe Pädagogik und Soziologie studiert und wollte nach Abschluss des Studiums irgendetwas ganz Konkretes mit Kindern machen. Weil damals konnte man noch Pädagogik studieren, ohne dass man jemals ein Kind gesehn hat. Und ich hatte schon während des Studiums Freizeitclubs für obdachlose Kinder gemacht und mich in Kindertheatergruppen engagiert und wollte nach dem Studium unbedingt in die Praxis. Das hat sich dann als relativ schwierig erwiesen, weil ich eigentlich für diesen Erzieherberuf überqualifiziert war. Ich hab dann in einem Privatheim drei Jahre als Freizeiterzieher gearbeitet und da hat mich dann ein befreundeter Psychologe darauf aufmerksam gemacht, dass in einem Erziehungsheim ein neuer Erziehungsleiter eingestellt wird und der darf sich einen Erzieher mitnehmen. Aussuchen sozusagen. Und

ich hab mit ihm gesprochen und der hat sich mich ausgesucht und wir sind in dieses Kinderheim gekommen und das war ein ziemlicher Schock muss ich sagen. Das war von der ganzen Struktur weit entfernt von dem, was ich im Studium kennengelernt hatte und weit von dem, was ich eigentlich auch als Standard erwartet hatte. Das Heim war nach meinem Gefühl noch in den dreißiger, vierziger Jahren verhaftet. Vor allem auch durch die Struktur, weil es war alles sehr stark auf den schon sehr alten Heimleiter ausgerichtet, der aber vom praktischen Geschehen sehr weit entfernt war und unter ihm haben sich eigene Strukturen gebildet, die darauf abzielten, nur ja ihm gegenüber nicht negativ aufzufallen. Also ich war der Erste, der mit seinen Kindern den Garten benutzte überhaupt. Der auch mal sich schmutzig gemacht hat. Woraufhin am nächsten Morgen gleich die schmutzige Wäsche meiner Kinder in der Halle ausgebreitet war, damit jeder sieht, was für ein Schwein ich bin und wie wenig ich auf meine Kinder aufpasse.

Interviewer: Wann war das ungefähr? Wann haben Sie da angefangen?

Heimleiter: Das war ungefähr 1984. September 1984. Und ich hab mich da aber nicht beirren lassen. Ich hab mit meiner Gruppe ein sehr gutes Verhältnis gehabt, hab auch meine Gitarre mitgebracht, hab ihnen Asterix und Lucky Luke, also Comics eben, von denen ich dachte, sie sind qualitativ besser als das, was sie gelesen haben, mitgebracht und wir haben ein Jahr lang sehr angenehm gelebt in der merkwürdig spannungsgeladenen Umgebung. Und nach dem einen Jahr rief der Heimleiter mich zu sich und sagte, seit Sie da sind, höre ich das erste Mal wieder Kinder lachen. Wollen Sie meine Stelle haben. Da war ich ziemlich von den Socken. Ich hab mir dann ein, zwei Tage Bedenkzeit erbeten und hab dann zugesagt, weil mir klar war, dass so eine Chance nicht so schnell wieder kommt.

Die ersten zwei Jahre waren wahnsinnig schwierig und ich hab mir bis heute eigentlich eine chronische Gastritis eingehandelt damals, weil diese Strukturen zu verändern unheimlich problematisch war. Ich musste mich auch erst mal selber durchsetzen, weil ich als jüngster, praktisch zuletzt gekommener Erzieher plötzlich der Chef war. Das dauerte Monate, bis das in die Köpfe hineinging. Dann hab ich angefangen den Garten zu öffnen für alle Gruppen, hab Spieltherapie eingeführt, Musiktherapie, hab eine Heim-Band gegründet und bin mit den Kindern auf Urlaub gefahren. Das heißt, jede Gruppe sollte einmal im Jahr mit den Kindern irgendwohin fahren auf Urlaub und das hat dann auch sehr gut Platz gegriffen.

Aber das Problem war, dass dieser Fundus an alten Erziehern, die einfach vorhanden

waren, unheimlich resistent war gegenüber Veränderungen. In dem Sinne, dass sie sich wahnsinnig gegen Supervision gesträubt haben. Ich hab Supervision auch eingeführt. Ich habe ihnen freigestellt, den Supervisor selber auszusuchen. Ich hab verschiedene eingeladen von außerhalb und sie hatten wahnsinnige Angst, dass ihr Innerstes nach außen gekehrt wird und sie jetzt irgendwie aufgeblättert werden. Sie waren total verbissen und angstvoll, hatten auch mehrheitlich, glaube ich, keine Ausbildung.

Interviewer: Mitte der 80er Jahre?

Heimleiter: Anfang der 80er Jahre noch. 1984 waren sicher viele, die nur so einen Schnellsiedekurs gemacht hatten. Sie hatten jedenfalls nicht die Qualifikation, die Voraussetzung gewesen wäre, um in einem städtischen Heim noch Arbeit zu finden. Dann hab ich allen jungen Erziehern gesagt, sie sollen unbedingt die Ausbildung nachmachen, auch im Hinblick auf ihre eigene Zukunft. Hab sehr wenig Erfolg gehabt und hab dann angefangen nach einigen Jahren, mich von Erziehern zu trennen sobald mir ein neuer, guter Erzieher über den Weg läuft.

Als das eigentlich dann gescheitert ist, war das ein wichtiger Punkt, warum ich dann gegangen bin. Es ist mir gelungen, an der äußeren Struktur sehr viel zu ändern. Ich hab auch das Heim umgebaut von größeren Gruppen auf kleine Wohngruppen. Aber die innere Befindlichkeit der Leute (der ErzieherInnen, RS) war unglaublich resistent gegenüber Veränderung. Und das Hauptproblem war, dass die Kinder ja sehr schwierig waren. Das waren verhaltensauffällige Kinder, die eine eigene Schule in der Nähe besuchten. Die älteren Erzieher hatten die Gruppe gut im Griff auf ihre Art. Haben natürlich sehr viel Druck ausgeübt, nehm ich mal an.

Also in meiner Gegenwart ist, seitdem ich Heimleiter war (ab 1. September 1984, RS), kein Kind mehr irgendwie geohrfeigt worden. Davor hab ich das schon beobachtet verschiedentlich. Aber die jungen Erzieher, die jetzt ins Heim kamen, die wurden mit den Gruppen überhaupt nicht fertig. Wenn die so gearbeitet haben, wie sie meinten, auf lieb und komm, reden wir doch, dann verstehn wir uns und irgendwie so, sind die am zweiten Tag heulend im Stiegenhaus gesessen, die jungen Erzieher, und wir mussten die Älteren wieder bitten, kannst Du vielleicht? Ja, okay. Also die Älteren waren die Retter des Alltags und die Jungen konnten sich auf ihre andersartige Art nicht durchsetzen und hatten auch nicht die persönliche Kraft oder Vision oder Weitsicht, langsam sich dorthin zu arbeiten, dass es irgendwie zu einer Verbindung gekommen wäre.

Eine Erzieherin hab ich entlassen, bin dann vors Arbeitsgericht. Die hat immer nach Alkohol gerochen. Die hat zwar gesagt, das stimmt nicht. Das ist mein Parfum, hat sie

gesagt. Aber das hab ich dann durchgekämpft.

Dann kam es ein Jahr bevor ich gegangen bin zu der Situation, dass ich zwei neue Erzieher aufgenommen habe, die mir versprochen haben, sie fangen im September an. Ich hab mich von zwei Altvorderen getrennt, hab sie überzeugt, sich einvernehmlich zu trennen. Und Mitte August rufen beide von den neuen Erziehern an und sagen ab. Also kurz vor dem Schulbeginn hatte ich zwei vollständig unbesetzte Gruppen und ich musste wieder zu den Altvorderen, die ich eigentlich gerne losgeworden wäre, gehen und sagen, kannst Du bitte im Übergang vier Kinder dazunehmen und Du vier Kinder. Und da hab ich mir gedacht, wenn es mir nicht möglich ist durch Supervision (...), hab ihnen auch die ganze Freudsche Theorie erklärt. Das war super, die waren immer ganz begeistert, aber das hielt nicht lange vor. Hab Fortbildungsveranstaltungen gemacht, hab mich wirklich sehr sehr bemüht, dass die Leute einen Lernprozess starten bei sich selbst. Und eigentlich bin ich gescheitert. Die Jüngeren konnte ich nicht dazu überreden, Ausbildung zu machen. Nach zehn Jahren, als ich schon weg war, musste ich noch vor Gericht als Zeuge, weil ein Erzieher prozessiert hat, dass er genauso bezahlt werden will wie wenn er die Ausbildung hätte. Wenns ums Geld ging, waren sie sofort da. Wenns um eine Lebenseinstellung für die Kinder ging, dann war da nicht viel vorhanden. Als ich dann auch nicht imstande war, neue Leute nachzuholen, die praktisch einen neuen Geist hineinbringen, da war für mich klar, dass ich jetzt gehen muss.

Da gabs dann eine Situation, dass junge Erzieher zu einem Magazin gegangen sind und Sachen behauptet haben über Vorgänge, die in dem Heim stattfinden, von denen ich schon gehört habe, als ich eingetreten bin vor zehn Jahren. Also das waren alte Geschichten, die konnte ich auch nach persönlicher Recherche nicht verifizieren. Das waren alte Geschichten. Das waren gescheiterte Erzieher. Also das waren junge Erzieher, die wieder gegangen sind. Und die haben sich zusammengetan zu einer Zeitschrift und haben einen Negativartikel lanciert über das Heim. Überschrift war: Der Kindergulag.

(...) Ich muss sagen, dass das Heim zu der Zeit bei der Gemeinde Wien das Wunschheim Nummer eins war. Dieses Therapieangebot gab es nirgends, diese Möglichkeiten gab es nirgends. Ich persönlich hab ein sehr gutes Verhältnis gehabt zu den Kindern, hab selten Probleme gehabt mit ihnen. Als der Artikel kam, war ich gespannt. Das Problem war grundsätzlich bei den Vertragsheimen, dass die Gemeinde Wien 50 bis 60 Prozent des Geldes bereitstellt, das man braucht, um qualitativ hochstehende Arbeit zu machen. Also sie erwartet 100 Prozent, gibt aber nur 60 Prozent des Geldes.

Interviewer: Wo kommen die anderen 40 Prozent her?

Heimleiter: Dadurch, dass man Leute anstellt, die keine Ausbildung haben, dass man Leute nimmt, die weniger qualifiziert sind und so weiter. Es war generell das Gefühl bei mir: Solange alles gut läuft und wenn der Ruf gut ist - und ich hab auch Seminare gemacht bei Kongressen und so, sogar aus Tschechien kamen Gruppen, die das Heim anschauen wollten - brüsten sie sich damit, halten ihre Konferenzen dort ab. Wenns ein Problem gibt, ist es privat und sie haben damit nichts zu tun.

(...) Der Vorgänger hatte das Heim auf eine extrem kuriose Weise geführt, indem er seine privaten und beruflichen Gelder völlig vermischt hat. Es gab nur ein Konto und ich weiß noch genau, eines Tages hat er mir 40.000 Schilling in die Hand gedrückt. Das ist noch am Konto und jetzt machen Sie. Und das war drei Tage, bevor die Gehälter zu zahlen waren. Es war Wahnsinn, hab denen das erklärt, hab einen Kredit bekommen auch in Absprache mit der Stadt Wien. Das haben wir dann irgendwie hingekriegt. Aber so war das geführt.

Interviewer: Hieß es damals schon heilpädagogisches Kinderheim?

Heimleiter: Heilpädagogisches Kinderheim.

Interviewer: Aber es muss doch irgendeinen Verein gegeben haben.

Heimleiter: Ja, natürlich. Das war das Kuratorium für Erziehungshilfe. Das war der Verein und da saßen auch Vertreter von der Stadt Wien drin und dann ein Psychiater von der Uni-Klinik. Ich war Geschäftsführer eine Zeit lang, der Buchhalter war dabei und die Frau Stubenvoll, die jetzt Landtagspräsidentin ist. Die war damals auch im Kuratorium.

Interviewerin: Sie waren ungefähr zehn Jahre in dem Heim?

Heimleiter: Ich war ein Jahr Erzieher und dann zehn Jahre Direktor, ja, bis März 1994.

Interviewer: Und Sie haben das Heim verlassen, weil Sie gesehen haben, Sie können sich nicht durchsetzen mit Ihren Vorstellungen und haben gekündigt.

Heimleiter: Ich persönlich hab mich schon durchsetzen können im Lauf der Jahre, aber ich hab gesehen, dass ich an den Strukturen nichts wesentlich verändern kann. Wenn die Älteren sich weigern, sich zu verändern und zu lernen - die wollten überhaupt nichts lernen. Einer davon war ein geborener Erzieher. Den würde ich auch auf keine Schule schicken, der war einfach super. Aber es waren auch sehr viele dabei, die hatten einfach einen Vogel, muss ich ganz ehrlich sagen. Die haben ihre eigenen Kindheitserlebnisse nicht aufgearbeitet und haben die einfach übertragen, waren aber auch uneinsichtig gegenüber Vorschlägen oder Gesprächsangeboten.

Interviewer: Wenn Sie sich vor Ihrem geistigen Auge einen dieser Erzieher, von denen Sie jetzt sprechen, vorstellen, was hat der getan, was problematisch war. An einem konkreten

Erzieher mit seiner Gruppe.

Heimleiter: Konkret hatten sie eine Distanz zwischen sich und den Kindern und haben diese Distanz auch gepflegt, sodass sie jederzeit auf streng umschalten konnten und so freundschaftlichen Umgang oder einmal ein Lächeln oder Spaß nur in einem Rahmen, der immer noch stark kontrolliert werden kann. Also heute würde ich sagen: unecht. Es hat sie nicht interessiert, das was ich dann im Konzept versucht habe, ihnen beizubringen, diesen individuellen Zugang zu den Kindern. Beim Vornamen nennen, zu sehen, was steht Dir, was schmeckt Dir, wie kommst Du von der Schule. Gut, da war wieder irgendwas, setz Dich mal hin, wir reden später drüber. Dieses persönliche Wahrgenommen-werden. Ich hab ihnen versucht zu erklären, dass zuerst das Akzeptieren kommen muss. Das Kind muss sich zuerst geliebt und akzeptiert fühlen so wie es ist und wenn dann Regeln kommen und Grenzen oder womöglich Strafen, dann kommen sie von jemandem, der mich mag und das kann ich akzeptieren. Weil wenn ich verstehe, wenn ich ein Gefühl dafür hab, dass es einen Sinn macht, dass der Erzieher recht hat (//) Und das haben vor allem die Älteren (ErzieherInnen, RS) überhaupt nicht verstanden. Die Jüngeren eben im anderen Extrem nicht. Die haben sich halt schnell verbrüder mit den Kindern und hatten dann überhaupt keine Autorität mehr.

Interviewer: Und deshalb haben sie dann manchmal geheult auf der Stiege.

Heimleiter: Genau. Oder dann sind sie zu den strengen Erziehern und haben gesagt, bitte hilf mir oder so oder haben die Kinder alle zu mir geschickt. Das war kurios. Und die Älteren waren überhaupt nicht imstande, diesen persönlichen, liebevollen Zugang zum Individuum zu finden, sondern das war halt ein Teil der Gruppe. Aus.

Interviewer: Wie groß war die Gruppe?

Heimleiter: Die kleinste Gruppe, an die ich mich erinnern kann - das hatte aber keine Verhaltensgründe, sondern das war auch vom Raum her bedingt - waren sieben und die größte war, glaube ich, zwölf. Mit Spitzen da drüber.

Interviewer: Und war das koedukativ oder waren das nur Burschen?

Heimleiter: Das waren nur Burschen im schulpflichtigen Alter, so von sechs bis fünfzehn. Also wenn einer mal sitzen bleibt. Also wenn er aus der Schule rausgekommen ist.

Interviewer: Also länger als bis fünfzehn konnte er nicht bleiben? Angenommen er macht eine Lehre, dann muss er in ein anderes Heim wechseln?

Heimleiter: Muss ich mich jetzt echt erinnern. Ja, der kam in die Lehrlingsheime, in die Wohngemeinschaften. Ich glaube mich erinnern zu können, dass es Einzelfälle gab, wo Kinder noch geblieben sind am Anfang der Lehrzeit. Aber ich könnte jetzt keine Namen

nennen. Das Gros war von sechs bis fünfzehn.

(...)

Interviewer: Und welches Dienstsysteem gibt es da? Ist da ein Erzieher? Teilen sich zwei Erzieher die Gruppe im Radl oder wie ist das?

Heimleiter: Da muss ich mich selber erinnern erst, das ist so lange her. Es gab einen Haupterzieher und einen Springer, also einen zweiten Erzieher, die sich abgewechselt haben. Und dann in der Nacht war noch einer pro Stockwerk da.

Interviewer: Da konnte es also sein, dass eine Gruppe einen Erzieher als Nachtdienst hatte, der nicht Gruppenerzieher war.

Heimleiter: Richtig.

Interviewer: Und in der Nacht hats pro Stockwerk einen Erzieher gegeben, der hat da geschlafen.

Heimleiter: Ja.

Interviewer: Und die Größe der Gruppe, also sieben bis vierzehn, heißt nicht, dass vierzehn in einem Schlafsaal sind? Oder zunächst schon, aber dann haben Sie ja umgebaut.

Heimleiter: Ja, genau. Ich hab sogar das Baukonzept gefunden. Das kann ich Ihnen da lassen, wenn Sie wollen.

(...)

Interviewer: Gut. Also wie Sie anfangen als Erzieher, so Mitte der achtziger Jahre, da ist die Gruppe groß, nehm ich an, also vierzehn oder so.

Heimleiter: Sagen wir zehn bis zwölf. Vierzehn waren Spitzen. Wenn man ein Kind nehmen musste, dann hat man das einer Gruppe gegeben, die eh funktioniert hat und dann hat die halt dreizehn gehabt statt zwölf.

Interviewer: Und wie wohnen diese vierzehn am Anfang, wie Sie hinkommen?

Heimleiter: Da gibts einen Gruppenraum. Ich kann mich noch erinnern, mein Vorgänger in der Gruppe, wenn der gegessen hat, hat er das Zimmer abgeschlossen. Alle Kinder mussten draußen am Gang sein und er hat in Ruhe gegessen. Ich glaub, ich war der Erste, der mit den Kindern gegessen hat am Tisch. Da gabs einen Gruppenraum und dann gabs einen Gang und am Gang waren die Schlafräume, da waren jeweils vier Betten.

Interviewer: Nicht so riesig wie in den alten Heimen.

Heimleiter: Nein, nein, es war auch rein äußerlich recht gemütlich, weil es war auch mitten am Waldrand.

Interviewer: (...) Und der Gruppenraum, wie ist der eingerichtet?

Heimleiter: Der Gruppenraum bestand damals nur aus Tischen und Sesseln, also nichts wohnliches, keine weichen Möbel, kein Fernseher und keine Bilder an der Wand. Es war sehr kalt. Das gehörte dann auch zum Baukonzept, dass man richtige Wohnzimmer draus macht oder Räume abteilt, unter Umständen Mauern einreißt und dann auch durch Stockbetten wieder Platz schafft, um unten vielleicht einen Sessel hinzustellen, sodass man sich zurückziehen kann, ein Buch lesen oder so. Ja, eine Bücherei hab ich auch eingerichtet.

Interviewer: Die gab es auch nicht, als Sie kamen?

Heimleiter: Nein. Kinderbücherei. Die hab ich auch selber verwaltet, weil dadurch hatten die Kinder Möglichkeit, zu mir zu kommen und ich konnte ihnen auch gezielt was empfehlen, was eventuell für sie passt. Weil das war mein Dissertationsthema damals gewesen: Lesegewohnheiten von Heimkindern in Wiener Heimen.

Interviewer: Da muss ich eine Anekdote erzählen. Einer aus irgendeinem Heim - ich habe nicht präsent, in welchem Heim - nimmt von zu Hause Lesestoff mit und diese Bücher werden ihm weggenommen mit dem Argument: Du brauchst das nicht zu lesen. Und es gab im Heim keinen Lesestoff für Kinder.

Heimleiter: Ich hab sogar dann Comics mit aufgenommen in die Bücherei und Kinderbücher, geordnet nach Jahr bis zur Erwachsenenliteratur. Und das wurde eigentlich gut angenommen. Ich kann nicht sagen, wie viel sie dann von dem Buch wirklich gelesen haben, weil ich nicht dabei war. Aber sie kamen regelmäßig. Vielleicht kamen manche nur, um mit mir Kontakt zu haben. Warum nicht? Das hab ich auch akzeptiert.

Interviewer: Und die gingen in eine nahegelegene Schule?

Heimleiter: Da gabs eine Sondererziehungsschule am Hackinger Kai unten, neben der Brücke, der windigen. Am Anfang, in den ersten Jahren, gingen ausschließlich Kinder vom Heim dorthin. Wenn man ins Heim kam, ging man automatisch dort in die Schule.

Interviewer: Und das war eine Sondererziehungsschule, das heißt, es war eine Sonderschule? Keine normale Volksschule, keine normale Hauptschule, sondern eine Sonderschule?

Heimleiter: Nein, das glaub ich nicht. Das war eine Sondererziehungsschule und in der Sondererziehungsschule waren verschiedene Klassentypen. Es gab Volksschule, Hauptschule und Sonderschule unter einem Dach. Also das waren nicht alles Sonderschüler.

Interviewer: Und Hauptschule war nicht nur zweiter Zug, sondern auch erster Zug?

Heimleiter: Gabs das damals überhaupt noch, in den achtziger Jahren? Weiß ich nicht

mehr.

Interviewer: Okay. Und die Kinder gingen dort zur Schule und kommen nach Unterrichtsende in das Heim und sollen dort ihre Aufgaben machen zum Beispiel.

Heimleiter: Richtig.

Interviewer: Und dieses Aufgabenmachen, da gibts eine Lernzeit vermutlich, die vom Erzieher beobachtet wird?

Heimleiter: Die Lernzeit ist halt zu Ende, wenn die Kinder fertig sind mit der Aufgabe. Und die andern müssen halt dasitzen. Ich hab die Kinder auch in die Schlafräume gelassen, weil ich hab ihnen vertraut. Das war ganz witzig, weil wenn die Kinder gemerkt habe, dass ich ihnen vertraue und sie in ihrer Eigenart sehe und Rücksicht nehme auf sie, dann haben die das umgekehrt auch gemacht. Wenn ich am Montag in die Arbeit kam und gesagt habe, puh, Kinder, gestern ist's aber spät geworden, haben sie gesagt, setz Dich hin, wir machen alles. Und haben mir den ganzen restlichen Tag gestaltet. Das war super.

Interviewer: Okay. Und wenn die Aufgaben fertig waren, dann durften die Kinder am Anfang, wie Sie dort waren, nicht einmal in den Garten raus.

Heimleiter: Die anderen nicht, meine schon. Das heißt, am Anfang bin ich gemeinsam mit ihnen in den Garten. Rausgehen, fort, auf einen Spielplatz oder eine Wanderung machen, das konnte man schon machen. Aber man durfte sich dabei nicht schmutzig machen. Weil dann wurde man auffällig und das war dem Heimleiter zwar egal, der schlich an den schmutzigen Sachen einfach vorbei. Aber von der Parallelstruktur<sup>288</sup> wurde das so verwendet, um die Leute zu gängeln, die etwas anders machen. Später war es ihnen natürlich unheimlich peinlich, als ich Heimleiter war und ihr Chef. Da haben sie gesagt, das waren sie überhaupt nicht und na ja, so das Übliche halt.

Interviewer: Also die Erzieher sind mit ihrer Gruppe schon einmal in den nahen Tiergarten gegangen.

Heimleiter: Ja, genau, den Lainzer Tiergarten. Dann drüben beim Rapidplatz, da gibts einen Spielplatz. Beim Kosmosplatz. Also man konnte sich mit der Gruppe schon frei bewegen.

---

<sup>288</sup> Wie der ehemalige Heimleiter in einem zweiten Gespräch klarstellt, meint er mit ‚Parallelstruktur‘ das Regime der mit dem ehemaligen Heimleiter Häusler, der noch im Haus wohnte, verbündeten sonstigen Bediensteten: die Chefköchin, die Wäscherin, den Handwerker; jenes Personal also, das die Koch-, Reinigungs- und Reparaturdienste im Haus betrieb und das sich der besonderen Wertschätzung des alten Direktors, Gründer des Träger-Vereins und graue Eminenz im Haus, erfreute. Erzieher, deren Kinder ihre Wäsche schmutzig machten, mussten fürchten, beim alten Direktor angeschwärzt zu werden und Nachteile im nächsten Dienstplan zu erleiden.

Interviewer: Es gab auch keine Uniformen mehr? Die haben ihr eigenes Gewand gehabt?

Heimleiter: Ja, ja.

Interviewer: Und kamen da Eltern in das Heim oder gingen die Kinder am Wochenende zu den Eltern?

Heimleiter: Am Anfang war vierzehntägiger Ausgang. Das wurde aber teilweise ausgeweitet, wenn man sich etwas davon versprochen hat, einen positiven Effekt. Es gab regelmäßig Fallverlaufskonferenzen. Da waren die Mutter, der Vater, die zweite Frau vom Vater, der zweite Mann von der Mutter, Sozialarbeiterin, Lehrerin, Erzieherin.

Interviewer: Wo waren denn diese Konferenzen?

Heimleiter: Bei mir im Büro. Die leitende Sozialarbeiterin, die Sozialarbeiterin und ich. Also es waren zum Teil zehn Leute, die dann am Tisch saßen. Und man hat mir dann auch immer mehr schwierige Eltern zukommen lassen, weil man wusste, ich komme mit denen klar. Ich habs immer geschafft, dass alle aufgestanden sind und mit dem Gespräch zufrieden waren und ein Ergebnis hatten.

Interviewer: Das Kind war nicht dabei bei der Fallkonferenz?

Heimleiter: Das konnte dazu. Es war im Haus und wenn man mit ihm reden wollte, hat mans am Schluss dazu geholt und ihm erzählt, was man besprochen hat.

Interviewer: Und der psychologische Dienst, inwiefern war der da involviert?

Heimleiter: Involviert war die sogenannte Kinderübernahmestelle. Da gabs die leitenden Sozialarbeiterinnen und die hatten alle bestimmte Heime zu betreuen. Die haben die Akten geführt und die haben dafür gesorgt, dass jedes Kind regelmäßig - ich glaube, es war einmal im Jahr mindestens - eine Fallverlaufskonferenz bekommt, wo alle Beteiligten gemeinsam über das Kind sprechen. Einmal im Jahr und nach Anlass, also wenn ein besonderer Anlass war. Oder der Wunsch auf Entlassung oder auf Verlegung. Oder wenn irgendwas Besonderes vorgefallen ist, wo man überlegen muss, wie man jetzt vorgeht mit dem Kind. Tod der Mutter oder irgendwas.

Interviewer: Und die leitenden Sozialarbeiter im Julius-Tandler-Heim, vormals KÜSt, die müssen ja auch jährlich erheben, ob eine Chance besteht, das Kind in die Familie zurückzugeben, im sogenannten Terminbericht. Haben Sie diese Terminberichte gesehen?

Heimleiter: Nein.

Interviewer: Hatten Sie eigentlich eine Ambition bzw. war das Teil Ihres Jobs, zu überlegen, ob das Kind wirklich noch dableiben muss oder ob es nicht zu den Eltern zurück kann? Wenn Sie beispielsweise aus der letzten Fallkonferenz wissen, die Eltern sind halbwegs akzeptabel. War das ein Interesse von Ihnen, ein Kind auch loszuwerden

unter Anführungszeichen an die Familie?

Heimleiter: Absolut, ja, sicher. Es kam vor, ja. Es ist schief gegangen auch. Wir haben so einen Fall gehabt von einem Buben, der dann entlassen wurde und die Eltern haben ihn seit der Geburt nicht mehr um sich gehabt und haben geglaubt, sie spielen jetzt Mensch-ärgere-dich-nicht und so. Aber das war ein pubertierender Jugendlicher, der sie dann schwer enttäuscht hat und den sie dann wieder ins Heim abgeschoben haben, ins Lehrlingsheim. Also das konnte auch passieren, wenn man ein gutes Gefühl hatte. Und ich kann mich an einige Fälle erinnern, wo ich mich dafür ausgesprochen habe, dass die Kinder nach Hause gehen.

Interviewer: Solche Entscheidungen liefen aber immer über das Julius-Tandler-Zentrum?

Heimleiter: Ja, die hatten das letzte Wort.

Interviewer: Hatten Sie als Leiter dann ein Interesse daran, dass die Gruppen voll besetzt sind oder war das sowieso nicht das Problem, weil Sie eher immer zu viele Kinder hatten?

Heimleiter: Das Problem hat sich eigentlich – außer am Anfang – nicht wirklich gestellt. Nachdem wir die ganzen Änderungen gemacht haben und vor allem das Therapieangebot so groß war und auch das attraktive Angebot für die Kinder, mit Heim-Band und Bücherei und Urlaub in der Steiermark und so weiter. Aber im Prinzip muss man als Heimleiter auch an das denken, weil ja die Finanzierung des Hauses davon abhängt.

Interviewer: Ja, weil das Pflegegeld kommt ja von der Gemeinde Wien.

Heimleiter: Wenn da plötzlich zehn Kinder zu wenig sind, dann fehlt das am Monatsende.

Interviewer: Können Sie mir dieses Therapieangebot beschreiben?

Heimleiter: Es gab Gesprächstherapie.

Interviewer: Nach Rogers?

Heimleiter: Weiß ich nicht, hab ich mich eigentlich im Detail nicht drum gekümmert, nachdem mich ja auch nichts angeht eigentlich.

Interviewer: Und da kam eine Therapeutin ins Heim?

Heimleiter: Die kam zwei Mal die Woche ins Heim für mehrere Stunden am Nachmittag und hat Einzeltherapie gemacht und in manchen Fällen auch Zweiertherapie. Dann gabs eine Musiktherapeutin, die auch zwei Mal die Woche kam. Wir hatten ein eigenes Zimmer mit ganz vielen Musikinstrumenten am Dach oben. Andere Therapien, soweit sie notwendig waren, waren außerhalb. Da musste dann irgendein Erwachsener mit dem Kind ins AKH oder so zur Therapie gehen. (...) ((blättert in einem schriftlichen Konzept des Heimes und zitiert: )) Musiktherapie, musiktherapeutische Spiele, Spiel- und Gesprächstherapie, therapeutische Betreuungsformen und dann wurden die ganzen

Therapien geschildert. Das können Sie behalten, das lasse ich Ihnen da.

Interviewer: Danke! Und wie viele Kinder haben Sie als Heimleiter ungefähr gehabt?

Heimleiter: Ungefähr siebzig Kinder.

Interviewer: Was würden Sie schätzen, wie viel Prozent von den siebzig Kindern haben eine Therapie gemacht in ihrer Aufenthaltszeit? War das die Hälfte oder ein Drittel? Waren das alle?

Heimleiter: Nein. (---) Also in einem bestimmten Zeitrahmen. Weil es war ja ein Kommen und Gehen. Da ist es vielleicht erklärt sogar ((blättert im Heimkonzept)). Ich kann nicht sagen, ob manche Kinder nur vierzehntägig dran kamen oder wöchentlich, aber ich würde sagen, dass doch mindestens zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent der Kinder

Interviewer: einmal die Woche oder vierzehntägig eine Therapiestunden hatten. Entweder von einem Therapeuten, der ins Heim kommt oder sie werden von jemandem an eine Institution gebracht.

Heimleiter: Richtig ja, würd ich sagen.

Interviewer: Glauben Sie, dass die Kinder diese Therapien gern angenommen haben?

Heimleiter: Ja, weil es war ja auch freiwillig. Wenn ein Kind gesagt hat, das interessiert mich nicht, der Blödsinn, dann konnten wir es ja auch nicht zwingen, hin zu gehen. Es war natürlich attraktiv, weil es ja eine Einzelzuwendung war. Das heißt, da ist jemand, der spielt mit mir, der kümmert sich um mich, dem kann ich was erzählen. Ist sehr sehr angenehm.

Interviewer: Und vor allen Dingen, er ist nicht derjenige, mit dem ich ständig leben muss.

Heimleiter: Genau. Und der Therapeut hat ja mir auch nichts erzählt aus der Therapie. Der hat nur bei den Fallverlaufskonferenzen ganz allgemein irgendwie Dinge oder Verläufe des Kindes geschildert, aber ohne irgendwelche Details. Das war schon sehr gefühlvoll gemacht muss ich sagen.

Interviewer: Also der Therapeut hat in gewissem Maße seine Schweigepflicht eingehalten, heißt das.

Heimleiter: Ja, absolut. Und auch die Supervisoren haben ja mir nicht berichtet, was sich da tut in der Gruppe.

Interviewer: Woher kamen die Supervisoren? Die kamen ja von außerhalb.

Heimleiter: Die hab ich gesucht.

Interviewer: Waren die aus dem Bereich des Jugendamtes?

Heimleiter: Nein. Oder vielleicht ja. Es gab eine Liste von Supervisoren irgendwo. Ich glaube, die kursierte beim Jugendamt. Und da hab ich mindestens drei, vier eingeladen

nacheinander. Aber die haben mir gegenüber nie Bericht erstattet. Und ich habs auch nie verlangt.

Interviewer: Die haben Einzelgespräche mit den Erziehern geführt?

Heimleiter: Gemeinsam. Gruppensupervision war das. Die Erziehergruppe als Ganzes.

(...) Alle Erzieher zusammen, ja.

Interviewer: Wie viel waren denn das?

Heimleiter: Pau. Es war auch irgendwie die Zielrichtung, dass sie sich sehr wohl dann in Gruppen aufspalten kann. Nur soweit ist es nicht gekommen. Alle Erzieher zusammen. Es waren sieben Gruppen ungefähr. Sieben, vierzehn, einundzwanzig, na ja, das waren schon so etwas mehr als zwanzig Erzieher.

Interviewer: Das ist eine große Gruppe für eine Supervision.

Heimleiter: Ja.

Interviewer: Die SupervisorInnen, waren das Psychotherapeuten oder Pädagogen?

Heimleiter: Weiß ich nicht mehr. Also ich war damals auch allen Vorschlägen gegenüber offen und es war klar, wenn das angenommen wird, wird das teuer. Aber soweit kams nicht. Ich kann über die Supervision nichts sagen, weil ich nicht dabei war. Ich hab ihnen das nur angeboten und ermöglicht.

Interviewer: Die haben wahrscheinlich Schwierigkeiten mit einem Kind erzählt oder was ist da gestern vorgefallen oder letzte Woche?

Heimleiter: Und das war eben das Problem. Wenn man das in der Supervision erzählt, dann zeigt man den anderen Erziehern, dass ich Schwierigkeiten hab mit einem Kind. Aber ich hätte unmöglich für einundzwanzig Leute Einzelsupervision anbieten können. Ich wollte nur, dass sies mal kennenlernen, hab ihnen erklärt, dass es nichts ist, was ich erfahre. Dass es darum geht, mit jemandem, der aus dem Feld kommt und der das Metier kennt, über die Probleme des Alltags zu sprechen. Teilweise lief es nach anfänglichen Schwierigkeiten auch gut, insofern als sie dann über einen größeren Zeitraum hinweg denselben Supervisor hatten und offenbar akzeptiert hatten.

Interviewer: Auch gelernt hatten, dass da nicht unmittelbare Gefahr droht. Aber wenn Sie sagen, dass ein großer Teil der Erzieher keine oder nur eine kurze Ausbildung hatte, dann ist das deshalb so, weil die schon so alt waren oder ist es deshalb so, weil die Gemeinde Wien oder auch dieser Verein sich Erzieher mit Ausbildung nicht leisten wollte?

Heimleiter: Also der Grund hat sicher mit der Gemeinde Wien wenig zu tun. Der Grund ist der, dass unter dem früheren Heimleiter, der das eigentlich nicht wie ein Privatunternehmen, sondern wie eine Großfamilie mit einem Überpatriarch geführt hat,

dass dem das egal war. Dem war das egal, ob der eine Ausbildung hat oder nicht. Entscheidend war, ob der die Praxis schafft. Und er in seinem Büro hatte die schwierigsten Kinder sitzen. Bei sich im Büro. Mit denen die anderen Erzieher nicht klar kamen, die haben sie zu ihm geschickt und die saßen dann bei ihm im Büro. Und der war ein ruhiger Mensch mit einer ruhigen Ausstrahlung.

(...)

Interviewer: Ich bearbeite gerade einen Fall, der spielt in diesem Heim. Allerdings etwas vorher, wenn ich mich jetzt nicht falsch erinnere. Und da sagt dann ein Berichterstatter, es könnte der Heimleiter sein: Na ja, dieses Kind ist schon sehr schwierig. Aber wir haben eine erfahrene Erzieherin, sagt er ausdrücklich, die fünfzehn Jahre Erfahrung in diesem Heim hat, die hat sich ihn an die Brust genommen. Das heißt, sie hat ihn zu sich an den Tisch gesetzt und aufgepasst, wie er seine Aufgaben macht. Das ist dasselbe Prinzip eigentlich, das sie mit dem Heimleiter gerade erzählen. Aber ist es denkbar, dass in einem Heim für Burschen Erzieherinnen sind?

Heimleiter: Das war die Mehrheit. Die Mehrheit waren Frauen als ich hinkam. Ich hab das dann allmählich versucht, zu einem eins zu eins hinzubiegen. Aber die Mehrheit waren Frauen. Und diese fünfzehn Jahre Berufserfahrung, ich weiß genau, wen er meinte.

Interviewer: Diese Frau mit der fünfzehnjährigen Berufserfahrung wird als eine sehr resolute Frau beschrieben und es gibt dann die Erzählungen dieses Zöglings und da ist schon von einer Serie von Ohrfeigen die Rede, die nicht nur normale Ohrfeige sind, wie sie in der Bevölkerung noch akzeptiert werden zu dieser Zeit, sondern wo das Gesicht blau und rot verfärbt ist. Können Sie sich das vorstellen?

Heimleiter: Das kann ich mir vorstellen, ja. Sie müssen überlegen: Ich war ja praktisch der erste Akademiker, der das Haus betreten hat. Da war ja eine ungeheure Angst, was kommt da jetzt. Und auch eine unheimliche Vorsicht, dass man sich nicht vor mir die Blöße gibt. Und als ich dann Heimleiter wurde, dann noch viel weniger. Also es war mir klar, dass meine ganzen Versuche, hier menschliche Umgangsformen reinzubringen, nur bis zu einem gewissen Grad möglich sind, wenn sie ihre privaten Probleme nicht angehen, diese Leute, oder ihre Ausbildung nachholen. Man hat ja gemerkt, die haben Ohrfeigen gar nicht nötig gehabt. Die haben ja eigentlich solche größeren Strafmaßnahmen nicht gebraucht, weil sie so eine rigide Ausstrahlung hatten und so scharf schauen konnte oder so verbissen reden konnte, dass das genügt hat.

Interviewer: Also psychische Gewalt.

Heimleiter: Ja, kann man vielleicht so sagen. Also da, wo ich zu einem Kind eine

Beziehung habe, da genügt ein Wink oder ein leises Wort. Aber da, wo eben keine Beziehung existiert, da brauche ich sehr starke Ausdrucksformen, dass die Kinder mir folgen. Und das hab ich immer bekämpft mit dem Argument, dass ja mit der Heimentlassung dieser Rahmen wegfällt und dann zählt nur das, was in den Kindern sich wirklich verändert hat, ja? Und das, was bis dahin nicht Teil der Seele geworden ist, das war weg und hollodoro, jetzt hab ich die Freiheit. Jetzt kann ich machen was ich will.

Interviewer: Vor allen Dingen produziert es Kinder, die nicht bereit sind, Selbstverantwortung zu übernehmen, weil sie sozusagen hospitalisiert werden in einer Institution, in der ihnen immer gesagt wird, was getan werden muss. Und das führt ja dann auch zu kriminellen Karrieren bei einem Teil dieser Kinder. Also Sie beschreiben die Hauptstrategie dieser alten Erzieher, die Sie gerne fortgebildet oder auch ersetzt hätten durch besser ausgebildete Erzieher. Und die bestand nicht darin, physische Gewalt auszuüben, sondern strukturelle und psychische Gewalt durch eine Distanz und durch eine Strenge, die verängstigend ist. Habe ich Sie da richtig verstanden?

Heimleiter: Ja.

Interviewer: Zöglinge aus anderen Heimen beschreiben das ganz genauso. Und gleichzeitig sind es ja sehr viele Kinder, die durch das, was zuvor in den Familien passiert, auf der Suche nach Zuwendung sind. Und die größten Verletzungen scheinen darin zu bestehen, dass man ihnen diese Zuwendung systematisch verweigert.

Heimleiter: Aber jetzt muss ich ein bisschen die Erzieher auch in Schutz nehmen, weil wenn man den Anspruch hat, dass man den Kindern, wenn sie ins Heim kommen, diese Zuwendung gibt, die die Mutter zu Hause nicht geben konnte, darf man ihnen keine zwölf Kinder geben. Weil jedes einzelne Kind auf eine ganz extreme Art und Weise die Zuwendung verlangt und der einzelne Erzieher, sobald er sich einem widmet, hauen sich hinten fünf andere.

Interviewer: Genau das sagen sie. Die Betroffenen selbst sagen ja: Was sollten denn die tun. Ein Erzieher oder Erzieherin und acht Kinder oder zehn Kinder. Das sehen sie im Rückblick genauso. Aber sie beschweren sich und beklagen sich eben ganz stark und viel stärker als über die Ohrfeigen über diese Kälte, über diese kalte Distanz.

Heimleiter: Ich seh das jetzt gerade vor mir, wie sie da in Zweierreihe die Einfahrt runter gehen und sobald einer ein lauterer Wort spricht oder mal aus der Reihe tanzt, braucht die Erzieherin den nur so anschauen. Und der erstarrt und geht wieder in die Reihe zurück. Sie hat ihn nicht angegriffen. Also da würde ich sagen, das ist eigentlich schlimmer als eine Ohrfeige, ja. Weil eine Ohrfeige kann man irgendwann vergessen. Aber das, was sich

da so einnistet an Kälte im eigenen, das ist lange anhaltend.

Interviewer: Die langfristige Wirkung ist verheerend, ja.

Heimleiter: Also dieser eine Erzieher, den ich vorher erwähnt habe, das war ein richtiger Pfundsbusch. Der war einfach ein Kumpel für die Kinder. Der ist mit ihnen zum Rapidtraining gegangen und sonst wohin und haben immer Lottoschein ausgefüllt am Wochenende gemeinsam mit dem Erzieher. Und wenn dem mal die Hand ausgekommen ist, war das den Kindern lieber, als wenn er unter der Woche immer so dieses verbissene (/) Das haben sie auch verstanden und haben gesagt, ja, Sie haben recht gehabt oder so. Also ich wills nicht schön reden, aber da ist die Beziehung intakt geblieben zwischen ihm und den Kindern. (...) Wenn ich mich zurück erinnere an die Anfangszeit: Er hat das auch immer so impulsiv aus seiner Seele heraus, aus seinem Charakter heraus gemacht. Es war nie Rache oder es war nie böse. Es war einfach eine väterliche Emotion, sagen wir einmal so. Wenn auch hilflos auf seine Art.

Interviewer: Ich habe das Gespräch mit einem Zögling aus diesem Heim, der sagt dann Jahre später, wie ich zum x-ten Mal vor dem Richter stehe wegen Delikten, spricht der Richter, der kurz vor seiner Pensionierung steht, wie ein Vater zu mir. Deine Mutter ja, Deinem Vater mach ich schon einen Vorwurf, der war ein Polizist. Aber irgendwann kann man sich nicht mehr auf die Schädigung durch die Erzieher rausreden, irgendwann muss man selbst Verantwortung übernehmen. Und dann sagt er, und ab dem Tag wars anders. Weil ein Richter in einer so entfremdeten Situation wie einem Prozess zu ihm sagt, er muss Verantwortung für sich übernehmen. Er verändert damit sein Leben. Eine Intervention von, ich sag jetzt einmal zwei Minuten oder so.

Heimleiter: Da hat er sich vom Objekt zum Subjekt gemacht.

Interviewer: Sehr beeindruckend. Glauben Sie eigentlich, dass Sie die Strategien, die die Erzieher angewandt haben, von denen Sie sagen, die Hauptstrategie ist die Distanzhaltung und dieses Strafen oder Einschüchtern mit Blicken und Gebärden, dass das sozusagen die Praxis war, die Sie beobachten konnten oder die Sie kennen? Oder gibts da sozusagen auch einen verdeckten Bereich, zum Beispiel die Nachtdienste, wo Sie nicht reinschauen konnten, was da passiert?

Heimleiter: Also nachdem ich Heimleiter war, bin ich auch oft unangemeldet zu den Nachtdiensten erschienen. Oder länger geblieben oder früher gekommen und so. Und im Nachtdienst ist natürlich der Erzieher allein mit viel mehr Kindern. Jetzt wo wir darüber reden: Das stimmt überhaupt nicht, was ich vorher gesagt hab: Pro Stockwerk einer. Sondern pro Haus einer.

Interviewer: Wie viele Häuser gabs denn?

Heimleiter: Zwei. Pro Haus war einer. Am Anfang glaub ich eine Person und ich hab dann eine pro Stockwerk angefangen. So wars glaub ich. Am Anfang wars einer pro Haus und später dann einer pro Stockwerk.

Interviewer: In den Großheimen ist der Hauptanfall an Gewalt und Terror in den Nachtdiensten. Aus verschiedenen Gründen sieht es so aus, als wäre die Nachtruhe der Erzieher heilig und jede Störung dieser Nachtruhe wird von einem Teil der Erzieher sehr aggressiv bestraft. Also Heim Hohe Warte oder Eggenburg oder auch Wilhelminenberg. Das führt dazu, dass der Erzieher die Kinder, die im Schlafsaal reden oder Stunk machen, in sein Erzieherzimmer holt und sie dort nach allen Regeln der Kunst verprügelt. Wenn dann Kinder verletzt sind, werden sie weggesperrt, damit man sie nicht sieht. Damit die Verletzungen abheilen können und er keine Probleme kriegt. Also wir haben mehrere Indizien, dass es so eine Art von Korrektionszellen gibt, fensterlose Räume, in denen sich Kinder wiederfinden. All das halten Sie für ausgeschlossen in Ihrem Heim?

Heimleiter: Also das hab ich noch nie gehört. Wirklich. Also ich hab sehr wohl gehört von In-die-Ecke-stehen, von Auf-Hölzern-knien, von Telefonbuch-Halten, irgendetwas in dieser Art. Bevor ich kam. Das wurde mir erzählt, das hats gegeben. Vor allem von Kindern in meiner Gruppe, die mir erzählt haben, als wir reden konnten drüber. Die haben mir dann erzählt, wie es früher war. Die waren schon länger drin und ich hab die Gruppe übernommen von einem Vorgänger. Da haben sie solche Sachen erzählt. Aber ich hab das weder selbst beobachtet, noch ist irgendwann ein Kind zu mir kommen und hat irgendetwas Derartiges berichtet. Oder ein Erwachsener. Ich meine, Nachtdienste waren sicher schwierig, weil es ist dunkel und für die Kinder ist es interessant jetzt noch zu reden oder was zu machen.

Interviewer: Was waren denn die Regeln in Ihrem Heim? Gabs da dieses berühmte Sprechverbot? Wurde das noch verhängt? Dass die Kinder zum Beispiel nicht reden durften, nachdem das Licht abgedreht war.

Heimleiter: Am Anfang schon, ja, in meiner Gruppe nicht. Ich war der erste, der den Kindern erlaubt hat, beim Essen leise zu reden. Da gabs noch einen großen Speisesaal und alle saßen mucksmäuschenstill am Tisch. Nur meine Kinder haben sich leise unterhalten dürfen und wurden böse angeschaut von allen.

Interviewer: Also da war ein Speisesaal und da wird nicht geredet bei Tisch? Und da sitzen oder stehen Erzieher und passen auf?

Heimleiter: Stehen.

Interviewer: Stehen und passen auf. Und sie essen getrennt von den Kindern.

Heimleiter: Genau.

Interviewer: Und Sie führen ein in Ihrer Gruppe, dass Sie mit den Kindern essen.

Heimleiter: Genau.

Interviewer: Aber vorher ist es üblich, dass die Kinder essen, die Erzieher stehen.

Heimleiter: Sogar beim Essen Distanz.

Interviewer: Und dürfen nicht miteinander reden. Und wie ist das, wie Sie kommen und noch nicht umgebaut ist? Da sind die schon in Zimmern zu viert, wo sie schlafen?

Heimleiter: Also zu mehr. Das war auch sehr verschieden. Die Gruppen waren unterschiedlich ausgestattet ((sucht nach dem baulichen Konzept)). Aus dem Jahr 1986. Ich versuche mir nur die Grundrisse anzuschauen. ((beide betrachten einen alten Bauplan vor dem Umbau))

Heimleiter: Als ich die Gruppe übernommen habe, da war im selben Stockwerk noch eine zweite Gruppe. Da waren zwei Tagräume, ein Erzieheraum, Klo, Nassraum. Wobei die Dusche im Keller war. Und die Schlafräume waren für beide Gruppen. Also es war eine ziemlich gemischte Situation. Man konnte sich auch gar nicht irgendwie als Gruppe so abschließen und familiär irgendwie leben. (...)

Interviewer: Die Duschräume sind im Keller? Wie sieht das aus? Ist das eine lange Reihe von Duschköpfen, die aus der Decke kommt?

Heimleiter: Genau.

Interviewer: Und wie wird geduscht? Tritt die Gruppe als Gruppe an zum Duschen, entkleidet sich, tritt in die Dusche, seift sich ein.

Heimleiter: Als ich hinkam schon, ja. So war das.

Interviewer: Und der Erzieher bestimmt, wie lange das Wasser läuft?

Heimleiter: Pf, also das hab ich nie bestimmt. Die Kinder haben ihre Wertsachen abgegeben. Die Uhr und Brille oder irgend sowas und ich stand da und hab das gehalten bis sie fertig waren. Und später, als ich dann eine eigene Gruppe hatte, da hab ich sie auch einzeln duschen geschickt auf eigene Verantwortung.

Interviewer: In den Keller?

Heimleiter: Ja. Was ich eigentlich nicht hätte tun dürfen, aber das hab ich auf meine Kappe genommen.

Interviewer: Da steht die ganze Gruppe nackt vor den Duschen und dann tritt sie in die Duschen.

Heimleiter: Das sind keine Kabinen. Das ist ein verfliester Raum mit Duschköpfen und so

leicht abfallendem Gelände in den Siphon und man steht da im Freien absolut.

Interviewer: Wie kontrollieren Sie, dass die Leute sich ordentlich waschen?

Heimleiter: Na als Erzieher steh ich ja daneben. Ich seh es ja und kann sagen, Du, unter den Achseln das hast Du vergessen und wasch Dir mal die Haare oder so. Hab ich sicher gesagt.

Interviewer: Und da sind Sie als Erzieher der Gruppe mit der Gruppe allein oder ist da noch jemand zweiter dabei?

Heimleiter: Nein. Das Erdgeschoss in dem Gebäude war unterteilt. Also man kam von außen rein und da war auch schon ein großer Duschaum. Dann ging man durch einen Durchgang ohne Tür und da war noch so ein großer Duschaum. Also es konnte passiern, dass zwei Gruppen gleichzeitig nebeneinander duschen. Was wieder einen unheimlichen Konkurrenzdruck hervorruft, wessen Kinder sind lauter. Unter den Erziehern war ein wahnsinniger Verhaltensdruck, dem ich mich also konsequent widersetzt habe. Aber die wollten voreinander sich keine Blöße geben, dass sie ihre Kinder nicht im Griff haben.

Interviewer: Und im Griff haben heißt, dass sie leise sind?

Heimleiter: Im Griff haben heißt, dass sie leise sind, dass sie möglichst nichts reden, dass sie sich brav duschen, dass sie nicht in irgendeiner Form auffallen, rumrennen, sich schmutzig machen, Hausaufgaben immer tiptop. Und wessen Kinder das nicht machen, der ist ein schlechter Erzieher. So ungefähr war die Erwartungshaltung, als ich kam.

Interviewer: Aber wenn da jetzt so viele Frauen in dem Heim sind, dann stehen auch Frauen in der Dusche.

Heimleiter: Ja, absolut, natürlich.

Interviewer: Und die sehen die nackten Buben da?

Heimleiter: Ja.

Interviewer: Bis zum fünfzehnten Lebensjahr? Das heißt, die sehen auch Schamhaar, sehen die Penisse und so weiter?

Heimleiter: Ja, ja.

Interviewer: Und diese Kinder haben da einen Genierer vor einer weiblichen Erzieherin oder ist ihnen das egal?

Heimleiter: (-----) Also ich war in diesen Situationen nicht so oft und intensiv dabei, weil ich mit meinen eigenen Kindern duschen war. Aber ich glaube mich erinnern zu können, dass sich einige schon abgewendet haben von der Erzieherin. Also beim Duschen. Nicht mit der Vorderfront zur Erzieherin, sondern halt umgedreht.

Interviewer: Und die wurden dann nicht inspiziert nach dem Duschen?

Heimleiter: Nein.

Interviewer: Ich erzähle Ihnen das ganz kurz, ja? Es gibt Berichte - aber die liegen schon zwanzig Jahre davor - wo die dann antreten und wo sie genau eben am Geschlecht und die Geschlechtsteile kontrollieren. Und da gibts einen Bericht, wo ein Erzieher die Penisse der Reihe nach in die Hand nimmt und sagt, na, Du hast wieder onaniert, ich sehs doch. Und der sagt, na, Du bist doch ganz rot. Und dann schlägt er ihn auf den Penis mit einem Lineal oder mit einer Gerte. Das ist Hohe Warte. Also wenns zu sexualisierter Gewalt kommt, wie Gewalt am Geschlechtsteil, dann ist das sehr oft mit dem Duschen verbunden.

Heimleiter: Also da ist mir überhaupt nichts jemals bekannt geworden in dem Kinderheim.

Interviewer: Sie haben auch keinen Verdacht jemals gehabt? Da war auch nie ein Grund, einen Erzieher loswerden zu wollen oder so?

Heimleiter: Nein.

Interviewer: Was war denn der typische Grund, einen Erzieher loswerden zu wollen?

Heimleiter: Vielleicht wars auch deswegen, weil so viele Frauen dort waren, die sich gegenseitig so stark kontrollieren und überwachen.

Interviewer: Wie alt sind diese Erzieherinnen ungefähr?

Heimleiter: Puh, also die Einflussreichsten und Wichtigsten, die waren sicher zwischen vierzig und fünfzig. Die sind auch schwer kündbar wegen der Langjährigkeit.

Interviewer: Das heißt, aus der Perspektive der Kinder älter als ihre Mütter?

Heimleiter: Ja. Dann gibts noch welche, die sind zwischen dreißig und vierzig, wirken aber schon wie vierzig und fünfzig.

Interviewer: Und Jüngere gibts nicht?

Heimleiter: Gibts auch, ja.

Interviewer: Sind die nicht Objekte der sexuellen Begierde von den Jungen?

Heimleiter: Na ja, wahrscheinlich schon, aber es ist mir kein einziger Übergriff in irgendeiner Form zu Ohren gekommen oder dass ichs beobachtet hätte womöglich. (-----) Das sexuelle Element, das hab ich eigentlich nie wahrgenommen in dem Kinderheim.

Interviewer: Aber Sie wissen als psychoanalytisch versierter Mensch, dass das natürlich immer eine Rolle spielt.

Heimleiter: Natürlich, aber es waren weder Übergriffe von Kindern, noch von Erwachsenen, noch dass Erwachsene sich irgendwie sexistisch geäußert hätten über Kinder, abfällig zum Beispiel. Das Onanieren, das haben sie sicher gewusst. Das wurde auch noch mal mit einem Lächeln so in einem Nebensatz kommentiert. Das hat man halt

hingegenommen. Aber irgendwelche Strafen dafür, davon hab ich nie gehört.

Interviewer: Das Bettenbauen ist auch ein Thema in vielen Heimen. Das Kontrollieren des Spindes. Ich weiß nicht, ob es überhaupt Spinde gibt in diesem Heim.

Heimleiter: Ja, ja.

Interviewer: Und das in der Nacht strafweise Kinder aus dem Bett holen und die Betten zerstören und dann wieder bauen lassen.

Heimleiter: Hab ich nie gehört, nein. Also Spind-Kontrolle. Ich kann mich erinnern, dass die Kästen meiner Kinder immer relativ unordentlich waren, wo ich aber dazu gestanden bin. Wenn ein Erzieher gesagt hat, kommen Sie mal, schauen Sie mal, wie es bei Ihrem Kind aussieht, hab ich gesagt, ja, das ist in Ordnung für mich. Da konnten sie nichts weiter machen. Aber das war schon schwer auszuhalten, wissen Sie? Vor allem im ersten Jahr. Ich konnte mich ja gar nicht anders verhalten, weil es ja meiner Natur entsprach. Und Drumherum, diese völlig anders geartete, misstrauische Verhaltenserwartung und diese Distanz gegenüber dem Akademiker, der da jetzt Methoden reinbringt. Und der soll jetzt erst mal alles vergessen, was er gelernt hat, weil wir sagen ihm, wies wirklich geht.

Interviewer: (...) Sie haben vorhin den Eindruck auf mich gemacht, dass Sie wissen, von welcher Erzieherin mit langjähriger Hütteldorf-Erfahrung ich spreche. Können Sie diese Person ohne ihren Namen zu nennen, beschreiben in ihren Praktiken?

Heimleiter: Also das war die heimliche Autorität im Haus, sag ich einmal. Und ich hab sie dann auch, als ich Direktor wurde, zur Erziehungsleiterin gemacht, weil sie die Vertrauensperson dieser vielen Altvorderen war. Und weil ich sie alleine sehr gut beeinflussen konnte. Also im Gespräch mit ihr hab ich das Gefühl gehabt, sie versteht was, sie kann was annehmen. Wies dann in der Praxis war, da kann ich meine Hand nicht ins Feuer legen. Aber sie ist eine eher verhärtet wirkende Frau, eher harte Gesichtszüge. Wenn freundlich oder charmant, dann auf eine Wiener Schmäh-artige, versteckte Art und Weise. Wenn lächelnd, dann nicht das Kind anlächelnd, sondern irgendwie so hm hm und das Kind kanns auf sich beziehen. Kein herzlicher Mensch. Irgendwie versteinert. Verheiratet. Große Tochter. Ich weiß nicht, wie ich das begreiflich machen kann. Diese vielen, vielen Jahre davor, wo ein gutmütiger, alter Depp sitzt, Depp in dem Sinne, dass seine aktive Zeit schon lange vorbei ist, aber er noch irgendwie präsent ist; das heißt, er schlurft jeden Tag aus seiner Wohnung unterm Dach im weißen Kittel in sein Büro, macht aber keine Erzieherbesprechungen, macht keine Gruppenkontrollen, kümmert sich um überhaupt nichts und lässt den Erziehern für eigene Strukturen völlig freie Hand. Und die entwickeln praktisch ein Paralleluniversum, indem sie sich dauernd gut hinstellen wollen

vor ihm. Indem sie andere vernadern, indem sie ihm ihre tollen Kinder präsentieren, indem sie sie mit guten Noten hinschicken: Zeigs dem Herrn Direktor und so. Und ich kann mir richtig vorstellen, wie so jemand wie diese Dame im Laufe von fünfzehn Jahren wird. Die ist sicher zu Hause eine nette Frau und Mutter gewesen, aber in dem Heim hat sie eine Rolle übernommen, die sie dann nicht mehr losgeworden ist. Ich kann mich noch erinnern, als ich Direktor wurde, am Anfang, da bin ich zu ihr in die Gruppe gegangen. Da hatte sie noch eine eigene Gruppe. Und hab ihr eine Neuerung mitgeteilt. Dass die Kinder jetzt das und das dürfen oder selber allein hinausgehen durften. Ich weiß nicht mehr genau, um was es ging. Und da sagt sie zu mir: Ich glaub nicht, dass das dem Herrn Direktor recht ist, Herr Erzieher. Da war ich schon Direktor. Ich hab gesagt, Entschuldigung, kommen Sie mal in mein Büro. Nur damit das klar ist: Ich bin der Direktor. So stark war das in der drin, dass selbst als er sich schon zurückgezogen hatte, sie noch immer (/) Der wohnte im Haus bis zu seinem Tod. Und ich hab dann noch auf dem Friedhof die Rede auf ihn gehalten. Musste praktisch ihn auch positiv darstellen und hab das auch irgendwie geschafft, dass es für alle ein Gesicht hatte, ohne zu lügen.

Einmal in der Woche kam ein Faktotum, ein Heilpädagogik-Professor, der schon längst außer Dienst war. Der kam trotzdem jede Woche und alle Kinder wurden ihm vorgeführt.

Interviewer: Das war aber nicht der Herr Asperger?

Heimleiter: Nein, das war der Doktor Kuszen. Der kam, dann saß er da, hat gewartet, dann wurden alle Kinder der Gruppe der Reihe nach reingeführt mit nacktem Oberkörper. Da ist er hingegangen, hat mal kurz abgehört. Tock, tock, tock, zack, Schlag, also Klaps auf den Rücken, fertig. Jede Woche Freitag. Man konnte an dem Tag überhaupt nichts unternehmen, weil man immer parat stehen musste, dass alle Kinder da sind, wenn er kommt.

Interviewer: Das war eine offizielle Funktion?

Heimleiter: Dafür wurde er bezahlt (...) vom Kinderheim.

Interviewer: Der Dr. K. war noch auf der Heilpädagogischen Station der Kinderklinik zu dem Zeitpunkt oder war der schon in Pension?

Heimleiter: Der war schon in Pension. Aber der hat das trotzdem weiter gemacht.

Wahrscheinlich eine nette Nebeneinkunft oder so. Ich hab ihm dann - und hatte auch den Auftrag von den Erziehern, die waren dafür - sagen müssen, dass ich ihn nicht mehr will.

Interviewer: Das ist interessant, weil K. ist einer der Gutachter, die uns am häufigsten begegnen und deren Gutachten wir auch sehr genau lesen. Es gibt noch einen Zweiten, der heißt Doktor G., haben Sie den in Erinnerung?

Heimleiter: Sagt mir was, ja.

Interviewer: Also bestimmte Gutachten, die ich gelesen habe, die sind von K. und G. unterzeichnet. (...) Beide unterzeichnen als Oberärzte, aber ich nehme an, dass der K. der Ältere ist. Wie Sie ihn kennengelernt haben, war der K. wie alt ungefähr?

Heimleiter: 65 oder so glaub ich schon. (...) Der hat auch mich zuerst begutachtet. Der frühere Heimleiter hat mich zu ihm geschickt, damit er sein Urteil abgibt und der hat dann gesagt: Wenns einer schafft, dann er, hat er zum früheren Direktor gesagt.

Interviewer: Er scheint so eine Autorität innerhalb des ganzen Systems gewesen zu sein.

Heimleiter: Das war eigenartig. Er war außerhalb von dem System, aber er war eine Autorität. Eine quasi fachliche Autorität, die auch irgendwie großväterliche Umgangsformen pflegte. Ich hab ihn fachlich nicht geschätzt, muss ich ganz ehrlich sagen. Weil er in seinen Urteilen und Vorurteilen ziemlich geschwind war und mich das an frühere Zeiten erinnert hat. Aber er war ein angenehmer Gesprächspartner. Man hat mit ihm Kaffee getrunken oder man hat ihm was zu essen gegeben und dann ist er wieder gegangen. So ungefähr. Und es war irgendwann nicht mehr tragbar, weil wir haben die ganzen Therapien gehabt, wir haben das Haus umgekrempelt und da kam immer noch dieser Mensch aus der Vorzeit, um die Kinder abzuklopfen. Weil wenn ein Kind krank ist, sind wir ja zum Arzt gegangen oder haben den Arzt geholt.

Interviewer: Er hat auch keine Gespräche mit den Kindern geführt?

Heimleiter: Nein, überhaupt nicht. Er hat wirklich buchstäblich: Mund auf, Spachtel, dann Spachtel in die Entsorgungsdose, dann kurz abgehört vorn, hinten, tock, tock tock tock, tock, tock. Fertig. Nächster. Das war immer dasselbe.

Interviewer: Und er war vom Heim beauftragt das zu tun? (...) Der Verein hat das bezahlt, hat gesagt, wir wollen einen Heimarzt haben?

Heimleiter: Das war der Heimarzt, genau. Und wenn etwas Außergewöhnliches war, vielleicht ein Ausschlag oder ein Kind hatte irgendwas, hat er gesagt: Och, das ist nichts. Oder er hat gesagt: Ja, das soll sich einmal ein Fachmann anschauen. Aber dazu hätte ich ihn nicht gebraucht. Es war wie im Film. Ich sehe es auch heute noch: Wie ein Schwarz-Weiß-Film.

Interviewer: Und die Kinder sind nackt vor ihm angetreten?

Heimleiter: Nackter Oberkörper, ja.

Interviewer: Welche Beziehung hat ein Heimleiter zu den Gutachten, die über Kinder gemacht werden? Vom psychologischen Dienst des Stadtschulrates, vom psychologischen Dienst des Jugendamtes, von der Kinderklinik, von der Psychiatrie. Spielen diese

Gutachten für den Heimleiter eine Rolle? Sieht er sie? Beauftragt er, das Kind X ist zu begutachten oder haben Sie damit als Heimleiter nichts zu tun gehabt?

Heimleiter: Doch. Wenn ein Kind neu aufgenommen wird, ist es ja sicher meine Aufgabe, die Akten durchzulesen. Da lese ich zwangsläufig die Gutachten. Ich persönlich kriege einen Eindruck von dem Kind und überlege: In welche Gruppe passt der? Aber im persönlichen Umgang mit dem Kind ist mir das eigentlich nicht geläufig gewesen, was ich da alles gelesen habe. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Ich hab Kinder immer sehr ernst genommen im Gespräch und die haben das immer sehr geschätzt.

Interviewer: Wollen Sie damit sagen, dass das, was auf dem Papier geschrieben ist in dem Akt, wahr sein kann oder auch nicht, aber Sie verlassen sich auf den eigenen Eindruck vom Kind?

Heimleiter: Ja, das würde ich schon sagen. Es kam sicher mehrmals vor, ich kann mich erinnern, dass wir Kinder auf die Kinderpsychiatrie oder auf die Heilpädagogik oder auf den Rosenhügel zur Begutachtung geschickt haben, wenn wir aus irgendeinem Grund nicht zurande kamen oder nicht wussten, was wir da tun sollen bei dem Kind. Das haben wir schon auch gemacht. Aber selten.

Interviewer: Es gibt einen Fall, da sagt jemand aus dem Heim: Wir wollten das Medikament - das war damals ein Medikament zur Beruhigung hyperaktiver Kindern - eigentlich absetzen, aber die Schule sagt uns, das geht nicht. Ihr müsst die Dosis erhöhen. Wir haben die Dosis erhöht. Halten Sie das für möglich? Dass quasi der Schulleiter sagt, das Kind ist nach wie vor viel zu unruhig und wir im Heim beschließen die Dosis zu erhöhen.

Heimleiter: Also ohne ärztliche Absprache ist das ja gar nicht möglich. Also die Schule ist sicher ein eigenes Kapitel, obwohl der Schulleiter wirklich sehr gut war. Aber der hat dasselbe Problem gehabt wie ich. Dass er auch mit sehr Altvorderen zu kämpfen hatte, die von Unterrichtsmethodik überhaupt keine Ahnung hatten, sag ich heute mal. Und die sehr viel Druck auf die Kinder ausgeübt haben, den die auch mitgebracht haben von der Schule. Ich kann mich an viele Gespräche erinnern, die immer nach der Schule stattgefunden haben. Und ich kann mich auch erinnern, dass ich einmal ausgezuckt bin einem Lehrer gegenüber in einer Besprechung, weil ich einfach diese gewalttätige, freundliche Fassade nicht mehr ertragen habe. Ich musste mich dann zwar dafür entschuldigen, hab ich auch gleich gemacht, weil es unpassend war in meiner Position. Aber der war einfach unerträglich dieser Mensch. Also das kann ja nur illegal gewesen sein, dass Erzieher das in Eigenregie gemacht haben. Und da gab es sehr unheilvolle

Freundschaften zwischen Lehrern und Erziehern. Sagen wir Freundschaften in dem Sinne, dass sich da die Richtigen gefunden haben, die beide dieselbe Meinung über Kinder, also diese Gfraster hatten. Und das kann ich mir schon vorstellen, dass die sagen: Das machen wir einfach. Beweisen kann ich es nicht, aber ich halte es für möglich.

Interviewer: Aber wie ist der Kontakt zwischen Erzieher und Lehrer? Wie kommt der zustande? Gehen die Erzieher regelmäßig in die Schule?

Heimleiter: Ja, der Erzieher geht jeden Tag in die Schule und holt seine Kinder ab.

Interviewer: Die gehen nicht alleine nach Hause?

Heimleiter: Später, als ich Heimleiter war, hab ich das bei den Größeren auch erlaubt. Aber die Auhofstraße ist an und für sich sehr viel befahren. Ich hab auch dann einen Zebrastreifen beantragt. Es war so üblich. Der Lehrer hat die Kinder rausgebracht und sofort dann erzählt, wie die Kinder in der Schule waren, was vorgefallen ist.

Interviewer: Also für die Kinder war das gewissermaßen eine verschworene Partie, ein Tandem. Erzieher und Lehrer halten zusammen und wenn ich in der Schule schlimm bin, erfährt es der Erzieher.

Heimleiter: Ja. Und ich hab mich da bei vielen Lehrern unbeliebt gemacht, weil ich halt ein anderes Verhältnis hatte zu den Kindern. Ich kann mich auch an Lehrerbesprechungen erinnern, zu denen ich eingeladen wurde, damit man mir einmal die Meinung sagt und wo ich denen dann einmal erklärt habe, was sie da eigentlich machen. Kann ich mich gut erinnern.

Interviewer: Erzählen Sie einmal: Was ist der Vorwurf an die Lehrer? Am Leichtesten geht es immer, wenn man sich konkret vorstellt: Wie ich damals da reingegangen bin...

Heimleiter: Also typisch ist, dass sehr viele - ich will es nicht die Mehrheit nennen, aber mir fallen sofort drei, vier Lehrer ein, die eine absolut negative Einstellung den Kindern gegenüber hatten. Von vornherein. Also die gehn hin und sagen: Die sind eh zu blöd dafür oder so. Und die das die Kinder auch spüren lassen. Die natürlich auf Distanz sind zu den Kindern. Noch extremer als im Heim auf Distanz, weil sie sie ja durch die Wissensvermittlung noch reglementieren können. Und die überhaupt kein Verständnis haben für die heilpädagogischen Gegebenheiten bei dem Kind, für die Geschichte des Kindes, für die dramatischen Vorerlebnisse. Sondern die sich einfach in ihrem Unterrichtsvorgang gestört fühlen oder nicht nur gestört, sondern auch nicht wertgeschätzt. Keine dankbaren Kinder. Und ich kann mich an Kinder erinnern, die das dann gelernt haben zu spielen. Die Unterwürfigkeit spielen und die der Lehrerin irgendwas hinterhertragen wie ein kleiner Negersklave. Entschuldigung, ja? Und am

Schlimmsten waren die, die noch mit Ironie gearbeitet haben und mit Zynismus.

Interviewer: Zynismus oder Sarkasmus kommt in den Berichten, die ich über Hütteldorf lese, durch die Bank vor. Das ist eine Heimkultur. Die ist spezifisch. Das ist anders als in anderen Heimen, aber nicht mehr zu Ihrer Zeit?

Heimleiter: Oh ja, zu meiner Zeit kann das sicher auch noch gewesen sein. Also diese zwei Hauptfrauen, die ich im Kopf habe, diese eine, die ich geschildert habe und dann gibt es noch eine zweite, die waren beide wirklich heftige Persönlichkeiten im negativen Sinne. Die sich sehr gut verstellen konnten, die sehr scheinbar freundlich sein konnten. Die sicher auch freundlich sein konnten in ihrem privaten Umfeld. Aber denen diese Macht überhaupt nicht zustand, die sie da aufgebaut haben in dem System. Die waren unheimlich wichtig. Und das hat sich auch finanziell ausgewirkt. Weil diejenigen, von denen der Direktor meinte, die sind wichtig und gut, die hat er dann auch finanziell besser besoldet. Und da gabs einen ein bisschen minder bemittelten Hausarbeiter, der hat, glaube ich, am meisten verdient von allen. Wirklich. Den hat er (der alte Direktor) sehr hoch eingeschätzt. Der war immer ehrlich. Der war auch kein Erzieher. Der hat alles gemacht, was er wollte und so. Das kam dann irgendwie später raus, als ich die Finanzen in die Hand bekam, dass der das höchste Gehalt von allen bezogen hat.

Interviewer: Wahrscheinlich auch, weil er ihn bedient hat.

Heimleiter: Ja natürlich. Hat alles für ihn gemacht und auch in der Freizeit.

Interviewer: Aber die zwei starken Ladies, die wohnen nicht im Heim?

Heimleiter: Nein.

Interviewer: Aber es kommt schon vor, dass sie Nachtdienste machen?

Heimleiter: Ja. Dann sind sie im Heim.

Interviewer: Aber sonst gehen sie raus und wohnen da irgendwo in der Umgebung wahrscheinlich?

Heimleiter: Nein, die eine wohnt im 23., die zweite im 18. Aber die haben den Zynismus schon beherrscht. Das halte ich für möglich. Aber in der Schule habe ich persönlich ihn noch stärker empfunden. Wahrscheinlich auch deswegen, weil sich die Leute im Heim in meiner Gegenwart zusammengerissen haben. Und in der Schule, wer war ich da? Da war ich nicht so der Wichtige. Lange Zeit haben sie nicht erkannt, dass ich wichtig bin. Erst später. Und da hab ich schon sehr (//) Also das Ärgste war überhaupt ein ganz kontrolliertes, ruhiges, vernünftiges Gespräch zwischen dem Lehrer und seiner Frau, wo ganz ruhig unglaubliche Zynismen geflogen sind zwischen denen, dass man hätte sagen müssen: Ich halte es nicht aus. Ich muss den Raum verlassen. Da fliegen die Fetzen. Aber

ganz ruhig und sachlich. Also die haben sich nur mit vernünftiger Sachlichkeit bekämpft. (...) und mir fallen noch ein paar andere ein, die waren sehr zynisch und auch beleidigend und verletzend den Kindern gegenüber. Da ist überhaupt nicht an Beziehung oder Verständnis oder an individuelles Erkennen oder sowas in der Richtung zu denken. Und daran ist auch der Schuldirektor, der gut war, gescheitert. Weil er hat natürlich noch weniger Möglichkeiten gehabt als ich. Weil die kamen zum Unterricht und sind wieder gegangen und ich hab ja den ganzen Nachmittag und bis zum Morgen die Erzieher gehabt. In sehr vielen verschiedenen Situationen.

(...)

Interviewer: Ich habe den Eindruck gewonnen, dass es sich allmählich bessert in den siebziger Jahren, graduell bessert, dass man aber durch die Bank sagen muss - und das bis heute, würde ich behaupten, dass sehr viele, die in diesem System beteiligt sind, die Kinder für gefährlich halten.

Heimleiter: Damals, in der damaligen Situation, ja.

Interviewer: Bis heute - und vielleicht ist es auch wieder schlimmer geworden durch bestimmte Entwicklungen - sind die Kinder potentielle Aggressoren, vor denen sich die Erzieher und Sozialarbeiter und alle, die mit ihnen zu tun haben, schützen müssen.

Deshalb plane ich den Bericht auch zu übertiteln: Gefährliche Kinder?

Heimleiter: Also zur Einleitung: Es gab eine Situation, wo ein Kind sich mit einem Messer im Klo eingesperrt hat und ich bin hin und hab auf das Kind eingeredet und der riss die Tür auf und wollte auf mich einstechen. Und ein anderer Erzieher hat sich dazwischen geworfen und hat dem den Arm festgehalten. Der hätte mich sicher erwischt. Also Aggressionspotential ist natürlich da. Bei so viel Verletzung in der frühen Kindheit. Und auch dieser eine Bub, mit dem ich immer noch befreundet bin, den ich in der Gruppe hatte damals: Der ist jetzt zweiundvierzig oder so. Ich hatte ihn von zehn bis zwölf. Der ist als Säugling schon in die Semmelweißklinik gekommen. Das ist jetzt off record, ja? Also Mutter Prostituierte, Vater Zuhälter. Hat als Säugling schon schreckliche Dinge erlebt im Zentralkinderheim. Das wäre ja komisch, wenn er nicht aggressiv wäre. Diese verletzten Gefühle, die müssen sich ja irgendwo Luft machen. Heute weiß er, dass er ein Krankheitsbild hat, das Konversionssyndrom heißt, wo sich unerträgliche Situationen oder Erfahrungen körperlich äußern. Das heißt, man glaubte lange, er hätte Epilepsie. Hat er aber nicht. Der hat Lähmungserscheinungen gehabt, wie wenn er einen Schlaganfall gehabt hätte. Das sind alles Ausdrücke der Psyche.

Also ich hab in ganz, ganz wenigen Fällen - bis auf den einen Fall, den ich Ihnen

geschildert habe, vielleicht noch zwei, drei andere - in all den zehn Jahren, die ich Direktor war, nie ein Gefährdungspotential empfunden. Ich habe mit jedem Kind ein sehr gutes Verhältnis gehabt. Es war ja oft der Fall, dass die Kinder dann aus der Gruppe wegliefen, weil die Erzieherin schiach zu ihnen war, dann zu mir kamen. Und ich hab gesagt: Jetzt setz Dich mal hin, erzähl und so. Ja die hat... und so weiter. Und es war dann immer schwierig für mich. Ich hab dann gesagt: Du, schau, es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder Du gehst jetzt hin und besprichst das mit der Erzieherin. Ich werde sie anrufen, werde sie vorbereiten darauf. Oder ich geh mit Dir mit. Aber sie wird deswegen jetzt nicht das Gegenteil sagen von dem, was sie gesagt hat. Also da stand ja dann Aussage gegen Aussage. Und da gings in den seltensten Fällen um eine Dachtel oder sowas. Da gings eher um Ungerechtigkeiten oder um Gemeinheiten oder um Ausgangsverbot wegen irgendeinem Blödsinn und solche Sachen. Im Prinzip gefährlich ja. Wenn man nichts macht. Aber wir haben ja die Kinder im Schulalter. Wenn wir Therapien machen, Musiktherapie, Spieltherapie, wenn wir alle Angebote machen, dass da ein Heilungsprozess stattfinden kann, dann ist kein Gefahrenpotential mehr da. Wenn ich nur die Kinder aufbewahre und ruhig halte von Jahr zu Jahr und dann entlasse, dann ist ein Gefahrenpotential da. So würde ich das sehen.

Interviewer: Und dieses erweiterte therapeutische Angebot, das wurde erst von Ihnen eingeführt?

Heimleiter: Ja, das gabs vorher nicht.

Interviewer: Mit wem mussten Sie das verhandeln, dass das kam? War das dem Verein gegenüber durchzusetzen oder haben Sie da mit der Stadt Wien Gespräche geführt?

Heimleiter: Nein, der Verein, das war eigentlich eine proforma Geschichte, das war auf dem Papier hauptsächlich. Der Verein war, bevor ich nach Hütteldorf kam, der Heimleiter, der frühere. Das war der Verein. Der hat auch unheimliche viele Vereinsverstöße begangen mit den Funktionsbesetzungen, mit den regelmäßigen Sitzungen und so weiter, mit den Anmeldungen bei der Vereinspolizei und so weiter. Jedenfalls war für mich die MA 11 wichtig. Die mussten mir die Finanzen geben und das haben sie eigentlich im therapeutischen Bereich auch immer gemacht. Da kann ich wirklich nichts sagen.

Interviewer: Mit welchen Chefs haben Sie da zu tun gehabt in der MAG 11?

Heimleiter: Das war die Frau Eichmann, die heute Brehm heißt. Der Grestenberger. Und davor war noch einer, der Obersenatsrat Prohaska. Da war noch die Frau Acs, das war noch ganz davor. Also die Verhandlungen waren sicher mit den Referenten und nicht mit

dem Obersenatsrat. Da hab ich keine schlechten Erinnerungen dran. Also die Finanzierung der Therapien, das ist mir irgendwie gelungen. Ich habe ja auch die Urlaube finanzieren müssen. Das war gar nicht so viel teurer, als wenn wir zu Hause geblieben wären. Das ging alles.

Interviewer: Wo seid Ihr denn hingefahren?

Heimleiter: Zum Beispiel bei Windischgarsten in der Nähe, so ein Schloss.

Jugendherbergsartig. Die Erzieher konnten sich das eigentlich selber aussuchen.

Interviewer: Im Sommer und im Winter?

Heimleiter: Nur im Sommer. Winterurlaub gabs nicht.

Interviewer: Das heißt, Sie sind in die MA11 gefahren.

Heimleiter: Das war am Ring, am Schottenring 24.

Interviewer: Und haben mit Referenten, Grestenberger zum Beispiel, besprochen, Sie hätten gerne eine Therapie dieser oder jener Art. Ich hätte auch einen Therapeuten.

Mussten Sie den Therapeuten schon vorschlagen oder kam das von denen?

Heimleiter: Nein, den Therapeuten hab ich mir selber ausgesucht. Wenn ich so wirtschaftete, dass es sich ausgeht, dann brauche ich überhaupt niemanden fragen. Wenn ich es von den Tagsätzen finanzieren kann. Ich glaube nämlich, dass ich nicht konkret um die Genehmigung für Therapieerlaubnis angesucht habe, sondern wenn ich gemerkt habe, ich komme mit dem Geld nicht aus, wenn ich das noch mache und das und das und das, dann habe ich einfach im nächsten Jahr eine entsprechende Erhöhung beantragt und gesagt: Der Tagsatz soll von soundso viel auf soundso viel erhöht werden, weil ich brauche das für die Therapien. Und dann wurde das in der Regel genehmigt.

Interviewer: Und der Tagsatz wird vom Jugendamt bezahlt?

Heimleiter: Genau. Zur Gänze.

Interviewer: Und die verantwortliche Stelle, die das Kind zuweist in das Heim, ist das Tandlerheim?

Verwalter: Ist das Julius-Tandler-Heim. Dort wurde entschieden, wo das Kind angeblich hinpasst.

Interviewer: Und dann zahlen die einen Tagsatz für das Kind.

Heimleiter: Ja.

Interviewer: Und das ist dann Ihr Interesse, weil Sie unter eine bestimmte Anzahl von Tagsätzen nicht gehen dürfen, weil sonst das Budget zusammenbricht. Also da haben Sie schon ein Interesse, dass Sie das Heim auch füllen können?

Heimleiter: Ja, aber wie gesagt, das Problem hatte ich nie. Wir waren immer sehr gefragt.

Vor allem nach dem Therapieangebot. Ich habe mich nicht für einzelne Budgets verantworten müssen, sondern das hab ich alles vom Budget von den Tagsätzen bezahlt. Also über die Budgets hätte ich mit dem Kuratorium reden müssen oder die hätten mich fragen müssen, wenn sie nicht einverstanden gewesen wären. Der Gemeinde Wien war das egal. Ich muss nur auskommen mit dem Geld.

Interviewer: Und Sie sind da zehn Jahre lang Leiter und irgendwann passiert diese Geschichte mit dem Gulag-Bericht? Wann passiert das? Am Ende Ihrer Leiterzeit?

Heimleiter: Ja, ja. Ein dreiviertel Jahr bevor ich dann schließlich gegangen bin. Ich war zuerst ziemlich geschockt und hab auch eine Entgegnung geschrieben, aber die Gemeinde Wien hat sich total zurückgezogen. Also ich hab ja eigentlich gedacht, dass das irgendwie aufgearbeitet wird und hab mich erkundigt, ob ich klagen soll oder so. Und ich hab niemanden hinter mir gehabt. Das war eigentlich dann der zweite Knackpunkt. Wenn es mir nicht gelingt, gute Erzieher ans Heim zu binden und gleichzeitig die älteren los zu werden und wenn es nicht stattfindet, dass ich mir das zehn Jahre lang antue und immer Schritt für Schritt voran komme und dann passiert was und die Stadt Wien lässt mich im Stich...

Interviewer: Sie haben sich im Stich gelassen gefühlt?

Heimleiter: Absolut. Hundertprozentig.

Interviewer: Vom Jugendamt, von der MAG 11?

Heimleiter: Die Sozialarbeiterin hat mich sogar zum Essen eingeladen in ihre Familie. Die fand das schrecklich. Aber von Seiten des Jugendamtes haben sich alle abgeputzt. Das ist privat, ein Privatheim. Da war ich ein Privatheim. Bis dahin haben sie sich gebrüstet mit mir.

Interviewer: So wie mit der Stadt des Kindes?

Heimleiter: Genau. (...)

Interviewer: Jetzt erzählen Sie doch einmal: Wer hat diesen Artikel betrieben?

Heimleiter: Das waren junge Erzieher, die allesamt ihre Auffassungen von Erziehung nicht umsetzen konnten in der Praxis.

Interviewer: Also eine Avantgarde, wenn man so will? Eine gescheiterte Avantgarde?

Heimleiter: Ja, Avantgarde wäre bei mir positiv besetzt. Die sind eigentlich mit einer Ausnahme gescheitert. Ich hab auch viele Gespräche mit denen schon vorher geführt und hab ihnen erklärt, dass sie meine Unterstützung haben, wenn sie was Neues probieren. Aber sie müssen natürlich in der Praxis Erfolg haben. Das ist klar. Wenn sie dann zu den altarrivierten Erziehern hinrennen und sagen: Hilfe, dann ist es schwierig.

Interviewer: Also es war eine Gruppe von Erziehern, die da gearbeitet hat, die sind weggegangen, haben gekündigt, weil sie ihre Vorstellungen nicht verwirklichen konnten.

Heimleiter: Also einem hab ich erklärt, warum er fehl am Platz ist. Und der hat das eingesehen und wir haben uns einvernehmlich getrennt. Einer von den Jüngeren. Dann zwei andere, die waren einfach, muss ich sagen, pädagogisch schlecht. Haben eigentlich außer „die armen Kinder“ kein methodisches Rüstzeug gehabt, um Einfluss zu nehmen.

Interviewer: Waren das ausgebildete Erzieher? Haben die Heilpädagogik studiert oder waren das Sozialpädagogen?

Heimleiter: Nein. Die müssten das Institut für Heimerziehung abgeschlossen haben. Entweder in Baden oder bei der Stadt Wien. (-----) Also einer definitiv nicht, einer ja und bei der Frau bin ich mir unsicher. Die Frau war eigentlich gut in der Arbeit. Das hab ich am wenigsten verstanden, warum die sich von denen mitreißen lässt.

Interviewer: Wie viele waren das?

Heimleiter: Ich glaube, das waren vier.

Heimleiter: (...) Die sind auch nicht zum selben Zeitpunkt weggegangen. Die sind zu verschiedenen Zeiten weggegangen und haben sich erst dann als Gruppe gebildet. Und ich hab noch versucht früher schon, diese Energie positiv zu nutzen; dass es dem Haus positiv zugute kommt. Aber das war nicht möglich.

Interviewer: Haben denn diese Verschworenen auch Vorwürfe gegen Sie erhoben?

Heimleiter: Nein. Nur gegen diese eine Dame. Gegen mich persönlich überhaupt nicht. Aber natürlich bin ich als Direktor verantwortlich, ja.

Interviewer: Und dieser Dame haben sie in etwa das vorgeworfen, was Sie mir jetzt auch erzählt haben oder Konkretes? Den Artikel haben Sie nicht zufällig aufgehoben?

Heimleiterin: Nein. (-----) Der haben sie schon sehr konkrete Sachen vorgeworfen, ja. Und da hats auch geheißen, das fällt mir jetzt wieder ein, wenn die gehen muss (//) Also diese ganzen Altvorderen haben sich um sie gerettet und irgendwie versucht, sie zu schützen oder alles in den Abgrund zu reißen so ungefähr.

Interviewer: Stand das zur Diskussion, dass sie gehen muss? Aufgrund dieser Veröffentlichung?

Heimleiter: Ja, das stand zur Diskussion. Das Problem war, dass die Vorwürfe nicht konkret verifizierbar waren.

(...)

## V. Synthese der Fallanalysen, der narrativen Interviews und der Experteninterviews

### V.1. Formen und Dimensionen der Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Kinderheimen

Welche Formen der Gewalt haben wir in den Erzählungen gefunden? Analytisch lassen sich die folgenden Formen von exzessiver Gewalt unterscheiden; praktisch treten sie auf der Grundlage von struktureller Gewalt in diversen Koppelungen auf:

*Physische Gewalt:* Schläge mit der Hand, mit hölzernen Stäben und Linealen, Federkielen und Schläuchen, mit dem Ochsenziemer, mit dem „Teppichpracker“, mit Holzschlapfen und schweren Schlüsselbünden, die offene Wunden und Hämatome im Gesicht, am Gesäß, am Rücken, am Hinterkopf etc. erzeugen. Diese Hämatome werden in den heiminternen Krankenstationen und in Krankenhäusern versorgt. Ihre Herkunft muss Ärzten und Krankenschwestern bekannt gewesen sein. Anzeigen von ErzieherInnen durch Ärzte oder Krankenschwestern sind uns aus den Akten des Jugendamtes nicht bekannt. In einigen Heimen, in städtischen Heimen wie in Klosterheimen, besteht die Order, im Fall einer Verletzung im nächsten Krankenhaus „alles zu vertuschen“, nichts über den Hergang der Verletzung zu sagen oder falsche Angaben zu machen. In den Akten des Jugendamtes gibt es zwar immer wieder Unfallberichte, die von Krankenhäusern produziert und an die KÜSt bzw. an das Jugendamt geschickt werden. Als Ursache werden jedoch durchwegs Sport- oder Arbeitsunfälle, Unfälle im Haushalt (im Bad ausgerutscht etc.) oder in der Freizeit ohne Fremdeinwirkung angegeben. In einem Fall wird ein Verkehrsunfall eines Mädchens in Norditalien im Lauf einer Erholungsreise angegeben. Hier entstand beträchtlicher Schriftverkehr, weil die Versicherungsfrage zu klären war. In wie vielen Fällen diese Angaben falsch sind und Fremdverschulden vertuscht worden ist, können wir nicht klären.

Einige Formen physischer Gewalt werden von ErzieherInnen genau deshalb gewählt, weil sie enorme Schmerzen und Ängste, bis hin zu Todesängsten erzeugen, aber keine sichtbaren und behandlungswürdigen Symptome hinterlassen: das Würgen des Halses

mittels eines zusammengedrehten Handtuchs durch einen Erzieher in Biedermannsdorf, das schmerzhaftes Verdrehen des Unterarmes („Ringelreihen“) durch eine Erzieherin in Biedermannsdorf, der „Tscheckerpuff“, ein heftiger Stoß des Erziehers mit dem Knie in den Oberschenkel des Kindes (im Heim Döbling/Hartäckerstraße), das Ziehen an den Ohren oder an den Haaren in so gut wie allen Heimen, stundenlanges Stehen an Laternenpfählen, auf dem Gang, im Kreis Hüpfen, nächtliches an der Wand stehen mit abgewinkelten Oberschenkeln und ausgestreckten Händen („halbe Hocke“, z.T. noch verschärft, in dem man dem Kind einen „Kaps“ (einen Behälter aus der Küche) auf die ausgestreckten Hände legt; „Schranz-Hocke“ (im Caritas-Heim Retz); auf einem Fuß stehen mit waagrecht vorgestreckten Armen, die Handrücken mit einem Buch u.ä. beschwert (im Kinderheim Wimmersdorf); stundenlanges Knien; nächtliches „Schwammerl“ stehen auf dem Gang mit gebeugten Knien und einer Decke über dem Kopf, u.v.a.m.

Alle diese Körperstrafen und Torturen erfolgen mit der Zwecksetzung, Kindern und Jugendlichen körperlichen *physischen Schmerz* zuzufügen, aber auch ihre *Angst* vor weiteren Ausübungen physischer Gewalt permanent zu halten und eventuell noch zu steigern.

Eine Form der Gegenwehr der Kinder und Jugendlichen besteht darin, sich an die ihnen zugefügte Gewalt zu gewöhnen, das Leid möglichst *nicht zu zeigen* und somit den gewalttätigen ErzieherInnen ihre spezifische Lust an der Gewaltausübung zu nehmen. Einzelne ehemalige Zöglinge berichten, sich dessen bewusst geworden zu sein, dass die Möglichkeiten der Erzieher-Gewalt begrenzt sind, da sich die ErzieherInnen nicht selber in Gefahr bringen wollen. (Sehr detailreich und genau zu dieser wahrgenommenen Grenze der Erziehergewalt ist die Erzählung von Franz Unter im Narrativinterview, Kapitel III.) Es ist aber zu befürchten, dass sich in dieser erzwungenen Anpassung an die zugefügte Gewalt inneres Erleben, körperliches Schmerzempfinden und Ausdruckshandeln entkoppeln oder dissoziieren. Formen körperlicher Gewalt gehen immer mit psychischer Gewalteinwirkung einher und die analytische Unterscheidung von physischer und psychischer Gewalt sollte nicht über ihr stets verbundenes Auftreten und Einwirken hinwegtäuschen.

Über die gesamte „Gruppe“ verhängte Strafen (Kollektivstrafen) machen eine besondere Variante physisch-psychischer Gewalt aus. Ihre Besonderheit besteht darin, ein nachvollziehbares *Verhältnis von Anklage bzw. vermeintlicher Schuld und Bestrafung gezielt aufzulösen*. Damit wird die Strafe noch schwerer erträglich, da dem Zögling die

Möglichkeit genommen ist, einen Sinn oder eine Begründung der Strafe oder eine gewisse ‚Gerechtigkeit‘ in ihr zu erkennen.

Die Eingewöhnung in dieses System der Gewalt geht oft mit einer gewissen Abstumpfung, in anderen Fällen auch mit zunehmender Apathie einher. Es kommt zu einer sukzessiven Minderung des *Selbstwerts*, da insbesondere die jungen Kinder ihrer kollektiven Bestrafung staunend und zweifelnd nur Sinn abgewinnen können, indem sie diese Bestrafung auf ihre eigene vermeintliche ‚Wertlosigkeit‘, ‚Minderwert‘ oder ‚persönliche Schuld‘ zurückführen. Hier stoßen wir also auf ein Motivbündel, das bei den Tätern und Opfern auf Komponenten des römisch-katholischen und des protestantischen Christentum als auch der faschistischen bzw. nationalsozialistischen Gesellschaften und den in ihnen typischerweise erzeugten „autoritären Charakter“ (Adorno) zurückweist. Als Reaktionsmöglichkeit bleibt den Kindern und Jugendlichen, die VerursacherInnen der Kollektivstrafen in ihren eigenen Reihen (meistens in der jeweiligen „Gruppe“) zur Rechenschaft zu ziehen. Sie bilden ihrerseits diverse *Rituale der kollektiven Bestrafung* aus und *übernehmen Formen der Gewalt*, die ihnen von den ErzieherInnen vorgeführt und angetan werden. (Im Heim Wimmersdorf z. B. werden Kinder von Erzieherin u. a. mit dem nassen Handtuch geschlagen. Infolgedessen machen sich die Kinder selber Knöpfe in die Handtücher und schlagen sich wechselseitig; s. Narrativinterview mit Peter Ruzik im Kapitel III). Die Mikrogesellschaften der Heime erfinden für all diese Praktiken ihre eigene Terminologie; mit den zwischen den Heimen wechselnden Kindern verbreitet sich das Wissen um die Rituale und auch deren Namen: „die Decke“ (d. i. das Verprügeln eines Kindes, über das eine Decke geworfen wird, um den strafenden Kindern die Gewaltausübung zu erleichtern und dem bestraften Kind jede Sicht auf die Strafenden zu nehmen; genaue Darstellung u.a. bei Anton Berger im Kapitel II und bei Paul Hubermann, Kapitel III), die „Doppelwatsche“ (das Ritual, dass jedes Kind dem beschuldigten und an den Händen gebundenen Kind ins Gesicht schauen und zumindest zwei kräftige Ohrfeigen versetzen muss, auch „Gruppenwatsche“ genannt, dargestellt u.a. von Hilde Planck, Kapitel III) u.a.

Abgesehen davon, dass hier gruppeninterne Ordnungen, Interessen und Hierarchien reguliert werden, ist dies auch eine Selbsterziehung der Kinder zur körperlichen Gewalt und zum Ertragen (Aushalten) von körperlicher Gewalt. Die ErzieherInnen sollen über diese Rituale Bescheid gewusst und sie stillschweigend toleriert, manchmal sogar provoziert haben. Es gibt auch die Deutung (etwa bei Paul Hubermann), dass die ErzieherInnen den Kindern diese ‚Aufgabe‘ gern überließen, um die eigenen Energien zu

sparen. Erst wenn die pseudo-autonome Gewalt der Kinder ein Übermaß erreicht, welches die Ordnung des Heimes gefährdet, greifen ErzieherInnen ein und bestrafen sie dann – mit den gleichen Mitteln. („Dann ham die Erzieherinnen zuagschaut und wanns zu vü wurden is, is der Peiniger und der Gepeinigte wiederum verhaut worden, na? (...) Ja, wie in einem KZ.“ – Dieses Zitat stammt aus dem Narrativinterview mit Peter Ruzik, Kapitel III.)

Ein spezifisches Element im Repertoire der totalen Erziehung scheint die *Unberechenbarkeit* einiger ErzieherInnen. Ihr Einsatz von exzessiver Gewalt ist für die Zöglinge nicht vorhersehbar, weder kalkulierbar noch durch angepasstes Verhalten vermeidbar. Die Zöglinge versuchen daher, den dafür bekannten ErzieherInnen – wo immer es möglich ist – aus dem Weg zu gehen bzw. in ihrer Gegenwart nicht aufzufallen. So versuchen etwa Franz Unter in Biedermansdorf und auf dem Lindenhof in Eggenburg oder Georg Pernigg im Heim Hohe Warte sich in den schulfreien Zeiten und außerhalb der Lernstunden abzusondern, eine ruhige Ecke im Garten aufzusuchen, zu lesen oder die Natur zu studieren. Bizarr scheint uns, dass ein solches Verhalten von ErzieherInnen in ihren wiederkehrenden schriftlichen Berichten als „Mangel an Gemeinschaftsfähigkeit“ bezeichnet wird.

Die Unberechenbarkeit der zu exzessiver Gewalt neigenden ErzieherInnen hat gewiss unterschiedliche Motive und Antriebe – etwa ein cholerisches Temperament, Sadismus, die Lust an der eigenen Macht, Überforderung, pädagogische Hilflosigkeit usw. Für die betroffenen Kinder und Jugendlichen hat sie nachteilige Folgen: Ihre Möglichkeit, sich planvoll und ‚diszipliniert‘ zu verhalten, um die nächste Strafe zu vermeiden, wird erheblich eingeschränkt. Es genügt der Zufall eines zu Boden fallenden Bleistifts, um bei einer bestimmten Heimlehrerin auf dem Wilhelminenberg eine für ein Mädchen lebensgefährliche Attacke zu provozieren (s. die Erzählung von Erika Thaler, Kapitel II). Dies zu erleben, ob als selbst unmittelbar betroffenes Kind oder als ZuseherIn, stärkt nicht das Vertrauen darin, das eigene Schicksal bestimmen zu können. Es erzeugt ein Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins.

Aus all diesen Varianten konkreter körperlicher Gewalt in der totalen Institution des Heimes ergibt sich eine Dimension der totalen Erziehung, die unseres Erachtens bislang kaum diskutiert worden ist: Die Auslösung von nahezu permanenter *Angst* vor der jeweils nächsten Gewaltausübung, die nicht an eine vom Kind / Jugendlichen gesetzte Verfehlung gebunden und auch nicht durch zunehmend angepasstes, ‚diszipliniertes‘ Verhalten zu vermeiden wäre. Dies hebt die Gewaltausübung in Erziehungsheimen über die (auch auf

der Enquete des Wiener Jugendamtes 1971) diskutierte Frage nach den normativ und moralisch akzeptablen Grenzen physischer Strafen zu Zwecken der Erziehung hinaus. Aus gewaltsamen Mitteln der Erziehung wird eine *terroristische* Gewaltherrschaft.

Eine Spezialform physischer und zugleich psychischer und sexualisierter Gewalt ist der in mehreren Heimen von Erziehern und Erzieherinnen geübte Zwang, bei den Mahlzeiten aufessen und Erbrochenes, in einigen Fällen wiederholt Erbrochenes, erneut aufessen zu müssen. Diese besondere Form der Gewalt wird physisch am jeweils betroffenen Zögling ausgeübt, psychisch und sozial aber auch an allen anderen anwesenden Zöglingen. Ihre psychische Wirkung auf die jeweils selber unmittelbar betroffenen wie die zum Zusehen verurteilten Zöglinge besteht darin, den Selbstwert der Kinder drastisch zu mindern und sie zum Selbst-Ekel zu zwingen; hier wird gewaltsam in den Leib (den bewohnten Körper) und damit auch in das Selbst-Erleben eingegriffen.

*Sexuelle Gewalt.* Die von uns geführten zwanzig narrativen Interviews erbrachten einen gewissen Einblick in erzwungene sexuelle Handlungen wie das wiederholte Masturbieren eines Hausmeisters und Heizers durch ein ca. zwölfjähriges Mädchen, die gewaltsame Penetration dieses Mädchens nach dem Einsetzen der Menses (s. die biographische Fallstudie Iris Smith, Kapitel II); die mögliche Vergewaltigung von Mädchen durch in den Schlafsaal eindringende Burschen oder Männer (s. die biographische Fallstudie Erika Thaler, Kapitel II); die versuchte oder vollzogene Vergewaltigung von Burschen und Mädchen durch geistliche Schwestern und weltliche ErzieherInnen (s. die biographischen Fallstudien Amelie Laube und Georg Koch, Kapitel II); die mehrfache sexuelle Gewalt an kleinen Buben und Mädchen durch Hausarbeiter in zwei Klosterheimen (Hilde Plank; Thomas Kudic, Kapitel III); die Erzwingung von sexuellen Handlungen (aktiv und passiv) zwischen Zöglingen und zwischen Erziehern und Zöglingen (Narrativinterview Franz Unter, Kapitel III).

Eine etablierte ‚Kultur‘ exzessiver Gewalt führt dazu, dass in ihr auch sexuelle Gewalt zwischen Kindern und Jugendlichen begünstigt, von einzelnen ErzieherInnen auch gewusst, teilweise beobachtet und toleriert, mitunter sogar gefördert wird. Die unter diesen Bedingungen nie völlig gewaltfreie Herstellung von sexuellen Beziehungen ist eine Form, sich sog. Freundschaften zu verschaffen, die von gewisser Dauer und Berechenbarkeit sind. Dabei ist die Macht immer sehr ungleich verteilt. Der Schwächere ist der Diener („body“) seines Herrn, und bedient ihn beim Bettenbau, bei der Beschaffung von Lebensmitteln, bei Fluchten aus dem Heim und bei anderen

Gelegenheiten des Alltags im Heim; eine besondere Form der Bedienung durch den „body“ ist sexuell. Schon der Name drückt aus, dass der Diener hier auf seine Physis reduziert wird. In einigen berichteten Fällen scheint es eher eine Form der sexuellen Gewalt aus der Not, keine anderen Wege der sexuellen Befriedigung wählen zu können, als eine homosexuelle Praxis aus Neigung oder freiem Entschluss gewesen zu sein (s. das Narrativinterview mit Franz Unter, Kapitel III; s. das Narrativinterview mit Peter Ruzik über das sog. „Schmaucheln“ im Heim Wimmersdorf). Der Diener bleibt in der Schuld seines Herrn, so lange dieser daran interessiert ist, den Diener sozial und sexuell auszubeuten. Wird homosexuelle Aktivität in einem solchen Herr-Knecht-Verhältnis mit körperlicher Überlegenheit und Gewalt erzwungen, kann dies auf der Seite des Unterlegenen (des „body“) zur nachhaltigen Verunsicherung seiner sexuellen Orientierung führen (s. die biographische Fallstudie Georg Koch, Kapitel II). In solchen Fällen wirkt die erlittene sexuelle Gewalt bis heute verunsichernd und deprimierend. Als *sexualisierte Gewalt* bezeichnen wir Handlungen von Erziehern und Erzieherinnen an Körperteilen von Zöglingen, insbesondere an Geschlechtsteilen, die körperlichen Schmerz, aber auch Scham und Entwürdigung der Opfer erzeugen. So wird von einer „Kreuzschwester“ im Heim Laxenburg erzählt, die das Geschlechtsteil kleiner Mädchen mit einem Besenstil malträtirt (s. die biographische Fallstudie Amelie Laube, Kapitel II). Dazu zählen auch Schläge eines Erziehers auf den Penis der zur Stirnreihe nackt angetretenen Zöglinge im Duschaum des Heims Hohe Warte (s. die biographische Fallstudie Gustav Pernigg, Kapitel II). Derartige Gewalt an Geschlechtsteilen scheint den TäterInnen eine spezifische Form des Lustgewinns zu bereiten, auch und gerade weil die Tat als strafende und insofern legitime Tat der Erziehung, also als pädagogische oder sexualpädagogische Handlung inszeniert wird. In psychoanalytischer Sichtweise enthält sie einen sadistischen Anteil, der auf der Grundlage der Erzählungen der Opfer nur bedingt einzuschätzen ist.

Varianten sexualisierter Gewalt stehen zeitlich und örtlich auffällig oft im Zusammenhang mit dem Ritual des Duschens oder Badens, oft mit der zeitlich damit verbundenen ‚Leibesvisitation‘, der Kontrolle der körperlichen Sauberkeit der Zöglinge, mit Vorliebe im Bereich der Genitalien, in Heimen für Mädchen ebenso wie in Heimen für Buben. In mehreren von klösterlichen Kongregationen betriebenen „privaten“ Heimen, die ein Vertragsverhältnis mit dem Wiener Jugendamt hatten, liegt die Vermutung nahe, dass sich die religiös verschärfte Sexualangst geistlicher Schwestern in sexuellen Aggressionen

bzw. in sexuellen Ersatzhandlungen ausdrückt (s. die biographische Fallstudie Amelie Laube, Kapitel II).

Zur sexualisierten Gewalt zählen wir auch Formen der *Ansprache* (Handeln mit Worten) der Sexualorgane der Buben und Mädchen durch ErzieherInnen – vor allem im Waschraum – in der deutlich erkennbaren Absicht der Erniedrigung und Herabwürdigung. Diese gehen fließend über in andere Formen psychischer Gewalt wie Drohungen oder verbale Verunglimpfungen. Solche *Ansprachen* werden in der Regel mit dem Vorwurf ‚begründet‘, die Burschen oder Mädchen hätten onaniert, tarnen sich also als Sexual-Pädagogik.

Wir folgen der anerkannten These, dass alle Formen der sexualisierten Gewalt (ähnlich wie sexuelle Gewalt) *langfristige* Folgen für das Selbstbewusstsein, die Liebes- und Genussfähigkeit sowie die sexuelle Identität der Betroffenen haben und sich oft ein Leben lang in den Intimbeziehungen nachteilig auswirken (s. exemplarisch die biographischen Fallstudien Erika Thaler, Iris Smith, Amelie Laube, Gustav Pernigg, Anton Berger, Kapitel II).

*Psychische Gewalt*: Sie steht selten für sich, meist geht sie mit Formen physischer, oft auch mit sexueller und sexualisierter Gewalt einher. Sie zielt auf oder bewirkt die Verächtlichmachung, Demütigung, Angsterzeugung, Frustration, mittelbar den Selbsthass und die Zerstörung der Selbstliebe, somit aber auch die Bindungsfähigkeit des Zöglings, meist mit langfristigen, nur mühsam psychotherapierbaren Folgen. An einzelnen Fällen ist allerdings kaum zu entscheiden, welche Anteile an psychischen und psychosomatischen Schwierigkeiten aus der Einwirkung der diversen Gewaltformen in den Heimen resultieren und welche aus vorherigen Schädigungen in der Herkunftsfamilie stammen.

*Soziale Gewalt* sehen wir darin, die Kommunikation der Zöglinge (und damit deren soziale Bindungen) derart einzuschränken, dass dies als Verletzung von Grund- und Freiheitsrechten interpretiert werden muss, auch und besonders dann, wenn dem Kind keinerlei schuldhaftes oder gar kriminelles Verhalten vorzuwerfen ist. Dazu zählen alle nicht näher begründeten und nicht überprüften Formen der Kontaktsperre (Untersagung von Kontaktaufnahme mit Eltern, Großeltern, Geschwistern etc.), die oft berichtete Briefzensur (die später durch Handy-Verbote abgelöst wird), die zum Teil willkürliche Verweigerung von Ausgängen an Wochenenden, die Untersagung der Teilnahme an Familien-Feiern, die strafweise Isolation von Kindern und Jugendlichen (de facto das Einsperren in kerkerähnlichen Räumen, auch das tagelange Einsperren in Krankenstationen ohne jede Zuwendung und Betreuung), das kollektive, ausschließlich

zur Unterdrückung und zur Provokation von Übertretungen erlassene Redeverbot im Schlafsaal und bei Tisch, das sich in infamer Weise gegen die letzten Möglichkeiten der Kinder richtet, ihre Ängste durch Kommunikation zu bewältigen. Es ist präzise in diesen Zusammenhang einzuordnen, wenn ein Kind einem anderen Kind, das in der Nacht infolge plötzlich auftretender Magenkrämpfe (durch verdorbene Nahrung) starke Schmerzen hat, helfen will, wegen der Verletzung des Schweigegebots mit schweren Prügeln im Dienstzimmer des Erziehers bestraft wird (s. die Erzählung von Gustav Pernigg, Kapitel II). Nicht nur in diesem Fall gehen materielle und soziale Gewalt unmittelbar in physische Gewalt über, oder präziser gesagt: die Perfidie der sozialen Gewalt besteht darin, die Übertretung des Gebots (hier des Redeverbots) zu erzwingen, um dann die Anwendung exzessiver physischer Gewalt mit der Übertretung zu legitimieren. Dies ist offenbar in einigen Fällen Vorbildern *terroristischer* Gewalt bzw. der Folter nachempfunden (exemplarisch die Fallstudie Gustav Pernigg, das Narrativinterview mit Georg Koch, auch die Darstellung eines Erziehers im Heim Biedermannsdorf bei Franz Unter). Die Grenze zwischen physischer, sexueller, psychischer und sozialer Gewalt ist nicht scharf zu ziehen. Die analytische Unterscheidung dieser Formen von Gewalt soll nicht den Blick darauf verstellen, dass die einzelnen Gewaltformen einander im teils durch ErzieherInnen strategisch kontrollierten, teils ‚chaotischen‘ Ablauf des Gewalt-Exzesses mit fließenden Übergängen hervorbringen.

*Ökonomische Gewalt* liegt erstens immer dann vor, wenn Kinder in Heimen zwangsweise in Armut und Mangel gehalten werden, beispielsweise indem ihnen zustehende Essensrationen vorenthalten oder von Erziehern zum Eigenverbrauch abgenommen werden (s. biographische Fallstudie Gustav Pernigg, Kapitel II), indem ihnen Kleider und Unterwäsche nicht individuell zugewiesen werden, indem Geschenke von Eltern und anderen Angehörigen eingezogen und de facto von ErzieherInnen gestohlen werden (s. die Erzählungen von Erika Thaler, Amelie Laube, Anton Berger).

*Ökonomische Gewalt* liegt zweitens vor, wenn Kinder und Jugendliche in Heimen Leistungen erbringen müssen, für die sie nicht entlohnt werden (das wiederholte Waschen des Geländewagens, der einem Erzieher gehört, der von einem Jagdausflug zurückgekehrt ist (s. die Erzählung von Gustav Pernigg), das oft eigens besonders anstrengend gestaltete Putzen der Räume des Heimes, etwa das „Bohnen“ der Böden, die Mitarbeit in der Landwirtschaft des Heimes, um die Erhaltungskosten zu verringern, der

Einbehaltung von Teilen des Lohnes für produktive Arbeit in Lehrwerkstätten, in der Berufslehre u.a.m. (detaillreich beschrieben unter anderem bei Paul Hubermann).

Drittens besteht ökonomische Gewalt darin, Kindern eine ihren Fähigkeiten angemessene Ausbildung vorzuenthalten. Das erfolgt bei guter oder sehr guter – und amtlich bestätigter – Intelligenz eines Teils der Kinder allein schon dadurch, dass auch ihnen oft nur ein 2. Zug der Hauptschule angeboten wird, womit sie im Weiteren keinen Zutritt zu weiterführender und höherer Bildung und Ausbildung erhalten, (exemplarisch dafür die verhinderte Bildungslaufbahn von Anton Berger). Indirekt ökonomische Gewalt erfolgt, wenn Jugendliche nicht jenen Lehrberuf ergreifen dürfen, für den sie sich ausdrücklich aussprechen und für den sie auch geeignet wären, wie dies im Sample mehrmals der Fall ist; dies führt zu einem Mangel an intrinsischer Motivation, zu Abbrüchen von Lehrverhältnissen, auch zu häufigen Verletzungen (wie im Fall von Paul Valicek, der gezwungen wird, den Beruf des Fleischhauers zu erlernen). Indirekt ökonomische Gewalt wird ausgeübt, wenn Selbstwert und Selbstvertrauen – mithin auch Lernfähigkeit – im Heim und auch in heiminternen Schulen systematisch untergraben werden.

Als eine mittelbare Folge ökonomischer Gewalt haben sehr viele ‚Heimkinder‘ relativ schlechte Berufschancen, und damit verbunden auch relativ schlechte Chancen auf dem Markt der sozialen und intimen Beziehungen. Fast durchgehend ist das Prinzip des *Downgrading* in den diversen Gutachten von PsychologInnen und PädagogInnen bei besonders intelligenten und begabten Kindern zu beobachten (s. exemplarisch die Fallstudien Anton Berger, Amelie Laube, Peter Ruzik u.a.). Mittel- und langfristige erleiden die meisten ehemaligen Heimkinder im weiteren Leben erhebliche wirtschaftliche und soziale Verluste, die zum Teil auf das Ungenügen der Heimerziehung und der heiminternen Schulbildung, aber auch auf Planungs- und Managementfehler im Jugendamt zurückgehen.

Nimmt man die hier analytisch unterschiedenen Grundformen der Gewalt in der Heimerziehung zusammen, erscheint der Fokus des phasenweise erheblich verstärkten aktuellen Medieninteresses auf *sexuelle* Gewalt unangemessen und eher der Sensationslust des Boulevards und seines Publikums zu entspringen. Dieser Fokus entspricht weder der immer auftretenden *Verbindung* von sexueller Gewalt mit anderen Gewaltformen, noch ist er durch Ausmaß und Schwere der Schädigung der Opfer zu begründen. Es kann nicht behauptet werden, dass sexuelle Gewalt generell schwerer schädige als die anderen Formen der Gewalt, zumal die Gewaltformen immer in

Kombinationen auftreten und sich das Verhältnis der Gewaltformen zueinander in relativ kurzer Zeit verschieben kann.

## V.2 Ursachen und Auswirkungen regelmäßig ausgeübter bzw. wiederholt erlittener Gewalt

ErzieherInnen, die regelmäßig exzessive Gewalt – d. i. Gewalt, die über die ihnen zugestandene legitime Gewalt hinausgeht – üben, folgen dabei einem Wissen und einer Ideologie, die innerhalb von ErzieherInnen-Gruppen mündlich und praktisch (per Nachahmung) weitergegeben werden. Ältere ErzieherInnen informieren jüngere über die gängigen Praktiken, die jüngeren kopieren die Praktiken von älteren ErzieherInnen. Wir meinen, dass sich – bedingt auch durch die Nachtdienste der ErzieherInnen im Heim – relativ enge „Seilschaften“ oder Cliques von ErzieherInnen ausbilden. Stimmen mehrere ErzieherInnen grundsätzlich in der Gewaltanwendung überein, geben sie einander Hinweise und Tipps, worauf zu achten sei, um sich nicht selber in Schwierigkeiten zu bringen. Dieser Austausch von Insider-Wissen erhöht das Gefühl der sozialen Sicherheit, zugleich aber auch der Legitimität der Gewalterziehung, auch wenn es diesen ErzieherInnen durchaus bewusst sein dürfte, dass sie sich am Rande oder auch jenseits der *Legalität* bewegen. Denn warum sonst achten sie akribisch auf die Geheimhaltung ihrer ‚Erziehungstechniken‘ nach außen? Warum sonst schließen sie sich wie ein Geheimbund zusammen? In den gewaltbereiten Gruppen von ErzieherInnen wird ein spezifisches Wissen um Strategien kolportiert, die Gewalt möglichst ‚spurlos‘ auszuüben; wir vermuten, dass es diesbezüglich auch zu Absprachen zwischen der Heimleitung und den gewalttätigen ErzieherInnen gekommen sein muss – etwa aus aktuellen Anlassfällen. Aus den Erzählungen ehemaliger Heimkinder wissen wir, dass einzelne Personen in Heimen versuchten, Kinder vor gewalttätigen Übergriffen zu schützen oder wenigstens schon schwer verprügelte Kinder zu pflegen oder temporär unter ihren persönlichen Schutz zu stellen. So wird eine Krankenschwester im Heim Hohe Warte erwähnt (s. die Erzählung von Gustav Pernigg, Kapitel II), die verprügelte und oft auch sichtbar verletzte Kinder in der Krankenstation pflegt und manchmal länger dort behält, als unbedingt nötig; eine Erzieherin im Heim Biedermannsdorf versorgt das von vielen Schlägen mit dem Holzschlappen durch einen ihrer männlichen Kollegen verletzte Gesäß eines Bubens mit einer Wundsalbe, ohne aber die verursachende Gewalt oder den Gewalttäter auch nur

anzusprechen (s. die Erzählung von Franz Unter, Kapitel III). Die Rede ist auch von einer Heimhelferin, die heimliche Botschaften der Kinder über die ihnen widerfahrende Gewalt nach außen schmuggelt (s. die Erzählung von Erika Thaler, Kapitel II).

Wir schließen daraus: Insbesondere Krankenschwestern, aber auch behandelnde Ärzte müssen um das Ausmaß der Gewaltanwendung in Heimen wie auf dem Wilhelminenberg, in Biedermannsdorf, auf der Hohen Warte oder auf dem Lindenhof in Eggenburg im Detail Bescheid gewusst haben. Nur sehr vereinzelt werden gewalttätige ErzieherInnen von jüngeren Kollegen zur Rede gestellt oder gar angezeigt. Im Heim Hohe Warte soll um 1970 ein älterer Erzieher und bekannter Gewalttäter von einem jüngeren Kollegen angezeigt worden sein (s. die Fallstudie Gustav Pernigg, Kapitel II).

Dennoch halten wir eine *undifferenzierte Pauschalierung* von Gewalt in den Heimen für unangemessen. Je nach Heim und je nach ErzieherInnen-Gruppe scheint es feine, aber auch deutliche Unterschiede im Einsatz und in den Formen von Gewalt als Mittel der Erziehung gegeben zu haben. Auch in der Frage der legitimen Erziehungsmittel unterliegen die nur etwa zur Hälfte fachlich ausgebildeten ErzieherInnen einer Art *Gruppensozialisation on the job*. Entweder neigt die jeweilige Gruppe von ErzieherInnen eher zu relativer Gewaltfreiheit – was unter Umständen sogar eine Art heroisches Gruppenziel werden kann – oder aber zum regelmäßigen Einsatz manifester körperlicher und psychischer Gewalt. Dann zieht sie auch zögerliche oder widerstrebende ErzieherInnen in ihren gewalttätigen Stil hinein. Der *Gruppendruck* – der sich durch die Entlegenheit einiger Heime erhöht, aber durch die Struktur der totalen Institution, in der sich einige Kontrolloren vielen Kontrollierten gegenüber sehen (s. o.), immer gegeben ist – homogenisiert die Praktiken der ErzieherInnen. Nur wer noch ganz neu und vielleicht auch ein wenig ‚naiv‘ ist, etwa ein junger Erzieher auf dem Lindenhof in Eggenburg, der gleich an einem der ersten Abende eine Gruppe von Kindern ganz offen für seine homosexuelle Leidenschaft begeistern will, der sich also nicht an den Pakt des Schweigens hält, wird von der Heimleitung umgehend entlassen (s. Narrativinterview mit Franz Unter, Kapitel III).

Inwieweit auch sexuelle und sexualisierte Gewalt in den *Gruppenkonsens* einer gewaltbereiten ErzieherInnen-Gruppe eingebunden ist, können wir auf der Grundlage der Erzählungen ehemaliger Heimkinder nicht erkennen. (Wir haben, auftragsgemäß, keine Interviews mit ehemaligen ErzieherInnen geführt.) Es scheint uns wahrscheinlich, dass sich sexuelle und sexualisierte Gewalt von einzelnen ErzieherInnen zwar innerhalb eines grundsätzlich gewaltbereiten Erziehermilieus leichter entfalten kann, aber dennoch das

Dunkle der Nacht oder wenigstens den geschlossenen Raum sucht, wo ein Erzieher / eine Erzieherin mit einem Zögling (selten mit mehreren) allein ist. Darauf deuten auch Bemerkungen ehemaliger Heimkinder hin, es sei dies oder jenes über sexuelle Praktiken einzelner ErzieherInnen geredet worden, man habe es aber nie mit eigenen Augen gesehen (s. biographische Fallstudie Amelie Laube, Kapitel II; s. Narrativinterview mit Franz Unter, Kapitel III).

Ganz anders verhält es sich hingegen freilich mit Formen sexualisierter Gewalt, die *vor den Augen aller Zöglinge* ausgeübt werden und – wie wir annehmen – genau darin ein besonderer Kick für die sie ausübenden ErzieherInnen liegt. Diese quasi *heimöffentliche Form sexualisierter Gewalt* kann aus den Erzählungen ehemaliger Heimkinder relativ genau rekonstruiert werden, denn es gibt viele Augenzeugen. Die Glaubhaftigkeit der Erzählungen ist hoch, denn sie stimmen in oft winzigen Details überein, die nur kennen kann, wer die Gewaltvorgänge selbst erlebt hat (s. etwa die Erzählung von Gustav Pernigg über das Heim Hohe Warte im Vergleich mit der Erzählung von Franz Unter über das Heim Biedermannsdorf). Bei einigen kirchlichen bzw. klösterlichen Heimen, die vom Wiener Jugendamt überwiegend und fatalerweise mit sehr kleinen Kindern und Vorschulkindern „beschickt“ werden, fällt auf, dass die hier von konfessionellen („geistlichen“) ErzieherInnen und auch von Hausarbeitern geübte Gewalt in einigen Fällen sexualisiert oder sexuell ist.

Die häufig versuchte Erklärung der ErzieherInnen-Gewalt aus der Normalität der Gewalt gegen Kinder in weiten Teilen der Bevölkerung scheint auf den ersten Blick plausibel, greift aber zu kurz. Sie kann weder die besonderen Formen der ErzieherInnen-Gewalt unter den Bedingungen des Erziehungsheimes noch deren Unterschiedlichkeit hinreichend erklären. Obwohl wir grundsätzlich erst dann zu psychologischen Erklärungen greifen, wenn soziologische und kulturwissenschaftliche Erklärungen ausgeschöpft sind (Sparsamkeitsregel nach U. Oevermann), kommen auch wir nicht an den tiefenpsychologischen Dimensionen der Gewalt-Phänomene vorbei. Ein Teil (nicht alle) der männlichen und weiblichen Gewalttäter folgt offenbar – bewusst, vorbewusst oder unbewusst – einem psychischen Antrieb, den wir als *Aggressionslust* bezeichnen. Um diesen inneren Erregungszustand zu erleben geben sie Anweisungen, die von durchschnittlich lebendigen Kindern und Jugendlichen unmöglich einzuhalten sind. Mit anderen Worten: Sie führen die Normbrüche intentional herbei, um sich Lustgewinn zu verschaffen. Exemplarisch dafür ist beispielsweise das Redeverbote über Stunden hinweg

oder das Verbot, ab der Mittagszeit noch Wasser zu trinken, oder das Verbot, während der sog. „Liegezeit“ (einer mittäglichen Ruhezeit) aufs Klo zu gehen. Damit bahnen ErzieherInnen Normbrüche der Kinder und Jugendlichen geradezu planvoll an und es fällt uns schwer zu glauben, dass sie das nicht wissen.

In anderen Fällen geraten ErzieherInnen, aber auch LehrerInnen in heiminternen Schulen wiederholt in *exaltierte Zustände*. Sie (über)reagieren auf minimal überraschende Ereignisse, wie etwa das Fallen eines Bleistifts, das Stolpern eines Kindes, u.ä. Es wäre zu kurz gegriffen, dies etwa mit einem cholерischen Temperament einzelner ErzieherInnen oder LehrerInnen zu erklären. Dass dies so erfolgt und überhaupt geschehen kann, erfordert die grundsätzliche Gewaltbereitschaft samt einer kollektiven Vereinbarung, die Verletzungsfolgen der Gewalt jeweils zu vertuschen, es setzt also einen *Pakt der Gewalt und des Schweigens* voraus. Die Hierarchie des Heimes und der mit ihm oft kooperierenden Schule wie auch die besondere Sorge um die eigene soziale Existenz führen dazu, den Pakt einzuhalten.

Die Anlässe und die gewaltsamen Reaktionen von bestimmten Erziehern und LehrerInnen stehen zueinander in einem eklatanten Missverhältnis, das für jedes Kind erkennbar ist und das die ehemaligen Heimkinder heute noch zu Recht empört. Die unmäßige und wiederholte, zum Teil ritualisierte Ausübung von Gewalt setzt die Kinder und Jugendlichen der begründeten Sorge aus, einer für sie unberechenbaren, aber planmäßigen und paktierten Willkür zu unterliegen, der sie hilf- und wehrlos ausgeliefert sind. Keine Instanz ist für sie in Sicht, die dem Pakt des Schweigens nicht unterworfen wäre. Dies zeigen auch die Enttäuschungen über einige vergebliche Versuche, sich an die Polizei um Hilfe zu wenden. Ein mittel- und langfristiger Effekt dieser wiederkehrenden Erlebnisse ist der sukzessive Verlust des Vertrauens in die als mächtiger und als ungerecht, teilweise auch als ‚verrückt‘ erlebten Erwachsenen und in die Autoritäten des Staates und der Gesellschaft.

Die Aggressionslust einiger ErzieherInnen hat – auch wenn keine manifest sexualisierte und sexuelle Form der Gewalt praktiziert wird – eine *sexuelle* Komponente: Der Erzieher Manitschek (Pseudonym) im städtischen Heim Biedermannsdorf beispielsweise zeigt – folgen wir der sehr genauen Erzählung eines der von ihm Malträtierten – sichtbar Freude am Schlagen und am Zufügen von Schmerzen. („ma siecht des a in eanaren Gsichtern, wie der scho vurher schaut oft, waßt. Also der der Manitschek zum Beispiel, der der war ja direkt *verzückt*. (...)“ (aus dem Narrativinterview mit Franz Unter, Kapitel III). Nicht alle,

aber einige Heimkinder erkennen dies und entwickeln eine Gegenstrategie: Die genaue Beobachtung des gewalttätigen Erziehers führt u. a. die Zöglinge Franz Unter im Heim Eggenburg und Gustav Pernigg im Heim Hohe Warte zu der Einsicht, *dass die Lust an der Gewalt darin besteht, das Entsetzen und die Angst der Zöglinge auszulösen und zu erleben*. An dieser genauen Beobachtung setzen sie an und beschließen, sich selbst mühsam dazu zu erziehen, die Schläge und die Schmerzen künftig scheinbar gleichgültig hinzunehmen. Der Schmerz wird *externalisiert* und als Ereignis eingegrenzt, in dem er beispielsweise als „Brennen“ bezeichnet wird. Der Zögling vergegenwärtigt sich das begrenzte Ausmaß der Gewalt, das im Eigeninteresse des Täters liegt, der seine berufliche Stellung nicht riskieren will: „Töten können sie dich nicht.“ Reagieren die Täter zuerst mit einer Steigerung der Gewalt, werden sie durch die ausbleibende Wirkung ihres vermehrten Gewalteinsetzes frustriert. Der ehemalige Zögling Franz Unter realisiert hier nicht weniger als die Psychodynamik *sadistischer Gewalt*.<sup>289</sup> Wenn er den Tätern ihre Lust an der Gewalt nimmt, nimmt er ihnen viel. Ob *sadistische Gewalt* vorliegt, die aus dem Quälen des Zöglings und der damit verbundenen Erfahrung der eigenen Macht entsteht, oder ob es sich um *sexuellen Sadismus* handelt, bei dem die sadistische Lust andere sexuelle Lustquellen ersetzt (bzw. deren Fehlen kompensiert), ist allein auf der Grundlage der Erzählungen der Gewalt-Opfer nicht zu entscheiden.

Die Strafe bzw. die Zufügung von Gewalt durch ErzieherInnen erfolgt fast immer vor der Gruppe der Kinder bzw. der Jugendlichen. Dies deshalb, um die Macht des Erziehers / der Erzieherin zu demonstrieren, in der Perspektive der Täter auch zu dem Zweck, ein Exempel zu statuieren. Das Exempel ist: Alle Zöglinge sollen wissen, wer uns nicht gehorcht oder sich der Ordnung des Heimes nicht unterwirft, dem werden wir körperliche Schmerzen zufügen und dessen Willen werden wir brechen. Limitiert sind Art und Ausmaß der Gewalt also nicht so sehr durch moralisch-ethische Bedenken, sondern – abgesehen von exaltierten Exzessen, in denen der Täter / die Täterin jegliche Kontrolle verliert – durch die eigenen beruflichen Interessen. Zumindest die erfahrenen

---

<sup>289</sup> Erich Fromm/Liselotte Mickel/Ernst Mickel, Anatomie der menschlichen Destruktivität, Original 1973: *The Anatomy of Human Destructiveness*; deutsch 1974, Reinbek 1977. „Das Einzigartige beim Menschen ist, dass er von Impulsen zu morden und zu quälen getrieben werden kann und dass er dabei Lustgefühle empfindet.“ - Vgl. auch Eberhard Schorsch/Niklaus Becker, Angst, Lust Zerstörung – Sadismus als soziales und kriminelles Handeln. Zur Psychodynamik sexueller Tötungen, Gießen 2000.

ErzieherInnen wählen Formen der Gewalt bzw. führen die Hiebe oder Schläge auf eine Weise aus, die länger *sichtbar bleibende* körperliche Schäden vermeiden soll.

Exemplarisch dazu nochmals ein Zitat aus dem Narrativinterview (Kapitel III) mit Franz Unter:

„(...) a volle Watschn mit der flochn Hand, ma is hoit dann irgendwann (/) Sie wechseln ja auch ab, dass man net (/ verletzt wird RS) Aber es brennt. Aber es gibt über dem keine Steigerung mehr. Es gibt, nach dem Brennen gibts nix mehr. Und wenn man des waß, hot ma gewonnen. Weil er (der Erzieher) kann nimmer mehr machn. Er miassat mi dann mit der Faust haun. Des kann a wieder net, weil do hätt er jo vielleicht sich irgendwie deklarieren müssen. Weil wenn er mir da den Kiefer bricht, ja, des kann er ja net. I man (/) ober es tuat nur weh. (--) Und man weiß: Es endet. Aber man hat, man hat mit dem mit dem Einstecken des Schmerzes (mit der scheinbar teilnahmslosen Hinnahme des Schmerzes, RS) hat man gewonnen. Man hat gewonnen.“

Die Aggressionslust eines Teils der ErzieherInnen hat insofern auch eine *rassistische* und *klassenspezifische* Komponente, als diese ErzieherInnen der Meinung sind und auch wiederholt den Anschein erwecken, Heimzöglinge seien aufgrund ihrer sukzessiven institutionellen Punzierung mittels Gutachten als „verwahrlost“, „minderbegabt“, „pathologisch“, „aggressiv“, „gewalttätig“ usw. legitime Objekte der Gewalterziehung. Es zeigt sich, dass ErzieherInnen ihren Umgang mit dem Bettnässen und Einkoten einiger Kinder analog zur sonstigen Gewaltbereitschaft gestalten. Es sind die auch sonst gewaltbereiten und regelmäßig Gewalt einsetzenden ErzieherInnen, die das Bettnässen und Einkoten als willkürliche Unbotmäßigkeit der Kinder darstellen und wohl auch so sehen. Damit treiben sie die Spirale von Erniedrigung und Entmächtigung von Kindern, die ihre Körperfunktionen aus psychischen und eventuell auch aus körperlichen Gründen noch nicht vollständig kontrollieren können, weiter an. Die Gewalt gegen Kinder, die bett- und / oder hosennässen, erklärt sich also aus der Gesamtheit der Gewaltmethoden in der totalen Erziehung. Das Bettnässen erscheint für jene ErzieherInnen eine Provokation, die es als gegen sich gerichtete Gegengewalt des Kindes interpretieren; genau deshalb „rasten“ sie so unglaublich aus oder setzen sie schärfste Mittel der Demütigung ein. Bett- und Hosennässen provoziert dann das Verbot, ab Mittags Wasser zu trinken oder abends die Zähne zu putzen, da die Kinder bei dieser Gelegenheit unerlaubt Wasser trinken könnten. Einzelne ErzieherInnen betreiben mit den Fekalien der Zöglinge die gezielte

*Entwürdigung* ihrer Opfer. So soll ein Erzieher einem Kind das Gesicht mit dessen Kot verschmiert und es gezwungen haben, stundenlang mit dem verschmierten Gesicht in der Halle des Heimes zu stehen. Hier verliert das Kind metaphorisch sein Gesicht. Ist ein Kind einmal auf diesen, mit den Fekalien symbolisierten niedrigen Grad herabgestuft, erscheint jede gewaltsame Behandlung des gleichsam zum Tier abgewerteten Kindes gerechtfertigt. Nicht zufällig ist dann ein beliebtes Schimpfwort der Name eines Haustiers, das vom Menschen im Unreinen gehalten wird: das Schwein. (s. dazu die Erzählung der Erika Thaler aus dem Heim Wilhelminenberg).

Hingegen nehmen besser ausgebildete und informierte ErzieherInnen bzw. SozialpädagogInnen etwa im Heim Döbling (Hartäckerstraße) zur Kenntnis, dass die Heimleitung die Hilfe von PsychologInnen und MedizinerInnen heranzieht, um das Problem der Kontrolle der Ausscheidungen zu lindern oder mittelfristig zu lösen. Die betroffenen Kinder werden durch ExpertInnen als hilfs- und behandlungsbedürftige, nicht als schuldige Kinder kategorisiert. Hier neigen die dies wahrnehmenden ErzieherInnen weitaus weniger zum Einsatz exzessiver Gewalt, obwohl Fälle exzessiver Gewalt auch für dieses Heim berichtet werden; allerdings scheint Gewalt in diesem Heim keine kollektive Passion von ErzieherInnengruppen zu sein. Die neu aufgenommenen ErzieherInnen werden vielleicht schon entsprechend ausgewählt, jedenfalls aber *on the job* in einen eher kommunikativen und weniger autoritären ErzieherInnen-Stil sozialisiert, den die Zöglinge auch zu schätzen wissen und den sie heute rückblickend ausdrücklich positiv bewerten (s. Anton Berger, Kapitel II).

Die Frage nach dem subjektiven Deutungs- und Handlungspielraum der einzelnen ErzieherInnen kann hier mangels Erzählungen von (ehemaligen) ErzieherInnen nicht eingehend beantwortet werden. So viel aber scheint aus unseren narrativen Interviews mit ehemaligen Zöglinge hervorzugehen: Die ErzieherInnen sind im Untersuchungszeitraum nicht schicksalhaft an ihre Erzieher-Gruppe und deren Ausbildungsstand gebunden. Wir hören beispielsweise von einem Erzieher auf der Hohen Warte, der sich vom gewalthaften Erzieherstil einiger Kollegen distanziert und sich in das Heim Döbling versetzen lässt. Es darf gefragt werden: Woher weiß er, dass im Heim Döbling weniger Gewalt an der Tagesordnung steht als auf der Hohen Warte? Haben nicht doch jene ehemaligen Heimkinder recht, die behaupten, man hätte im Grunde über gewalttätige Erziehergruppen in bestimmten Heimen „alles“ gewusst? Man hätte also quasi eine Landkarte der Gewalt zeichnen können?

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass Heimzöglinge in bestimmten Heimen der Stadt Wien bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, der mit dem Einsetzen eines Reformdiskurses Anfang der 1970er Jahre in etwa zusammenfällt, ausschließlich Heimkleidung tragen dürfen. Die Heimkleidung wird vom städtischen Beschaffungsamt in großen Stückzahlen billigst gekauft und selbst von den materiell nie verwöhnten Kindern als besonders ärmlich, schäbig und unschick erinnert. Die zwangsweise Uniformierung (in einem Interview ist auch von einer Nummer – vergleichbar der Häftlingsnummer – die Rede) im Zeichen der Armut hat zumindest den Effekt, wenn nicht sogar den Zweck, die Kinder und Jugendlichen zu *entindividualisieren*, und zwar nach innen (Verlust der personalen Identität) und nach außen (Verlust des Ansehens in der jeweiligen Umgebung des Heimes). Die Heimkleidung soll von derart geringer Qualität und Ästhetik und von so geringer Passung der Größe, der Farben und der Materialien gewesen sein, dass man Heimkinder bei ihrem Ausgang oder auf dem Weg von und zur Schule schon von weitem als solche erkennt. (Das könnte auch eine der Erwägungen sein, die aus der Sicht der Heimverwaltungen für die Heimkleidung spricht: Die „Entwichenen“ sind – derart leicht erkennbar – leichter einzufangen.) Die geringe Passung der Größen rührt daher, dass den Kindern – so wird es etwa aus dem Heim Wilhelminenberg erzählt – Samstag Abend im Schlafsaal frisch gewaschenes Gewand auf die Betten gelegt wird, das nicht an die jeweilige Körpergröße des Kindes angepasst ist, das ihnen also nicht einmal ‚leihweise‘ gehört und folglich auch bei allergrößter Bescheidenheit nicht angeeignet (zum Eigenen gemacht) werden kann.

Ehemalige Heimkinder erinnern sich, man habe ihnen ausdrücklich verboten, auf dem Schulweg mit der Bevölkerung zu sprechen. (s. dazu mehrere Erzählungen über den oft langen Schulweg der Kinder in entlegenen Heimen auf dem Land wie: Altenberg, Stiefern, Rohrbach an der Gölsen, s. die Kapitel II und III) Der Auftritt von Heimkindern außerhalb des Heimes in Heimkleidung hat auch den Zweck und die Wirkung, sie für jedermann erkennbar als *nicht ortszugehörig* auszugrenzen. Auch dies folgt wohl dem Motiv, nichts über Gewalttaten in den Heimen nach außen dringen zu lassen. Die psychosoziale Wirkung des Kontaktverbots dürfte auf die betroffenen Kinder und Jugendlichen – zusammen mit der Anstaltskleidung und durch sie gleichsam visualisiert – ein starkes Gefühl der Minderwertigkeit und Ausgegrenztheit erzeugen – das pure Gegenteil von „Resozialisation“, die das Fürsorgesystem nach seinem diskursiven Programm organisieren soll.

Einen weiteren Zusammenhang zwischen Gewaltbereitschaft und Uniformierung sehen wir darin, dass die Funktion der Anstaltskleidung im Binnenraum des Erziehungsheimes vor allem auch in den Augen gewaltbereiter ErzieherInnen die vermeintliche *soziale Unterlegenheit* und die vermeintliche kollektive wie individuelle *Schuld* der Kinder symbolisiert. Dies bestärkt einige HeimleiterInnen, ErzieherInnen und sonstiges Hauspersonal in ihrer Überzeugung, berechtigt zu sein, exzessive Gewalt gegen die *schuldigen und gefährlichen Kinder* einzusetzen.

### V.3 Welche Trauma-Theorie passt zu Art und Verlaufsform der physischen und psychischen Verletzungen?

Bestimmte Formen erlittener Gewalt bewirken – insbesondere bei mangelnder Möglichkeit des Betroffenen zu Gegenwehr, Gegengewalt oder Flucht – *Traumatisierungen*. Dem traumatisierenden *Ereignis* („Trauma“) folgt ein Prozess der Auseinandersetzung mit dem Trauma: Das verletzte Kind kämpft um seine Restabilisierung, um seinen Selbstwert und um die Wiederherstellung von Optimismus und Handlungskompetenz. Art und Ausmaß, der relative Erfolg und der relative Misserfolg der Auseinandersetzung mit dem Trauma werden maßgeblich durch die gegebenen Umstände und die soziale und dingliche Umwelt des Kindes bestimmt. Entscheidend ist: Behindern oder fördern die Umstände den Heilungsprozess? Bleibt es bei der einmaligen Verletzung oder folgen weitere, ähnliche oder andere traumatisierende Ereignisse? In einigen der von uns untersuchten Fälle liegt das erste erlittene Trauma schon vor der Überstellung des Kindes in die KÜST, meistens in der Herkunftsfamilie: durch Erlebnisse der Gewalt zwischen den Eltern, durch Gewalt von Eltern gegen Kinder, durch den Verlust eines Elternteils oder beide Elternteile durch Tod, durch die oft katastrophal gestaltete Trennung der Eltern u.a.m. (Siehe Fall Iris Smith: das Glastürtrauma, siehe Fall Gustav Pernigg: Gewalthafte Ehekonflikte mit stark tragisch-komischen Episoden, siehe Fall Erika Thaler: das Trauma des frühen Todes der Mutter und dann der alten Pflegemutter; das Alleingelassenwerden in der kalten Wohnung, während die Großmutter „hamstern“ geht, usw.) Danach erfolgen weitere Traumatisierungen, oft mit der Überstellung in die KÜSt und während der folgenden Heimaufenthalte.

Aufgrund solcher Verläufe meinen wir, dass die Theorie der „sequentiellen Traumatisierung“ nach Hans Keilson hohe Erklärungskraft besitzt.<sup>290</sup> Nach dieser Theorie, die an jüdischen Kriegswaisen ausgearbeitet worden ist, folgt dem Ereignis des Traumas eine Phase des traumatischen Prozesses, d. h. der mehr oder minder gelingenden oder vergeblichen Anstrengung des traumatisierten Menschen, seine psychische Verletzung zu „heilen“. Die Eigenart städtischer, kirchlicher und privater Kinderheime im Untersuchungszeitraum ist es, dass ErzieherInnen bzw. Erziehergruppen als relativ mächtige Akteure im geschlossenen (totalen) System des Heimes verhindern oder es zumindest erheblich erschweren, dass eine solche Heilung oder auch nur eine Linderung des Leids erfolgen kann. Da einige ErzieherInnen das Kind für seine Symptome (wie das Bett- und Hosennässen) beschuldigen, glauben sie sich dazu berechtigt, dem Kind weitere Traumen zuzufügen, welche dann die ältere seelische Verletzung nicht nur aktualisierten, sondern gewissermaßen noch vertiefen und verlängern.

Die traumatisierenden Ereignisse und die das Trauma erhaltenden (traumatischen) Prozesse werden in ihrer Sequenzialität in einigen der hier dokumentierten Fälle gut sichtbar. Von uns interviewte ehemalige Heimkinder leisten im biographisch-narrativen Interview einen hohen erzählerischen Aufwand, der sie auch physisch und psychisch erheblich anstrengt, um diese traumatisierenden Ereignisse in ihrer Abfolge darzustellen. Freilich geschieht dies nicht zum ersten Mal, sondern frühere und aktuell laufende Psychotherapien haben ihnen bereits vor unseren Narrativinterviews einen erzählerischen Zugang zu diesen traumatisierenden Ereignissen eröffnet.

#### V.4 Die biographische Verlaufskurve der ‚Heimkarriere‘

In den meisten untersuchten Fällen erfolgt der Eintritt in die ‚Heimkarriere‘ mit der Überstellung des Kindes durch eine Fürsorgerin in die 1925 eröffnete, fortan und bis zum Ende des 20. Jahrhunderts für ganz Wien zuständige Kinderübernahmestelle (KÜSt) in Wien 9, Lustkandlgasse 50. Die Überstellung wird als *kritisches Schwellenereignis* inszeniert. So geht aus Erzählungen von Fürsorgerinnen und Psychologinnen des

---

<sup>290</sup> Hans Keilson, Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch ‚man-made-disaster‘, in: Alexander Friedmann/Elvira Glück/ David Vyssoki (Hg.), Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien 1999, 109-126; ders., Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen, (Stuttgart 1979), jetzt Gießen 2005.

Jugendamt hervor, dass die meisten „Kindesabnahmen“ am frühen Morgen „überfallsartig“, manchmal in Begleitung von Polizisten erfolgen, ohne den Kindern die Möglichkeit zu geben, sich von Eltern, Großeltern und Geschwistern zu verabschieden. Eine ehemalige Fürsorgerin beschreibt den Vorgang in den 1950er Jahren folgendermaßen: „(...) *ist man in der Früh als Sozialarbeiter mit einem Gerichtsbeschluss, den man sich vorher beschaffen musste, dass man dort ein Kind aus der Familie entfernen darf, mit der Polizei hingekommen. Es waren noch alle in den Betten und man hat die Kinder geschnappt (sic!) und man war weg.*“ (aus dem ExpertInneninterview 1, im Kapitel IV). Noch in den 1980er Jahren gehört ein gewisser Mut dazu, als Psychologin des Jugendamtes in einer Fallkonferenz darauf aufmerksam zu machen, dass es eine gewisse Verbesserung wäre, den Kindern die Möglichkeit zu einer ausführlichen Verabschiedung von Eltern und Geschwistern einzuräumen (s. ExpertInneninterview 3, im Kapitel IV).

Einige der biographischen Narrativinterviews mit ehemaligen Heimkindern geben Einblick in die subjektive Wahrnehmung der Überstellung und der Ankunft auf der KÜSt. Der kritische Übertritt von der familiären Lebenswelt des Kindes in das System der geschlossenen Fürsorge wird *symbolisch inszeniert*: Im neu errichteten Gebäude der KÜSt wird operativ, architektonisch und atmosphärisch eine Grenze zwischen dem „unreinen“ und dem „reinen“ Teil der Anstalt gezogen. Diese Zweiteilung – ein Konzept der Klinik – verweist deutlich auf den eugenischen Diskurs und auf die Vorstellung, das Jugendamt rette das Kind allein schon durch seine erste Intervention der „Abnahme“ aus dem sozialen, aber auch immer viralen und hygienischen Verderben. An dieser Grenze stehend, muss sich das Kind auf Befehl einer Schwester oder Helferin total entkleiden, die unreinen eigenen Kleider des Kindes werden in einen Sack gestopft und mit einem Lift hochgezogen, um in einem dunklen Loch in der Decke zu verschwinden. Dann wird das Kind auf Läuse untersucht, desinfiziert und gebadet. Danach erst wird es auf die reine Seite des Hauses gebracht, wo es in den nächsten drei Wochen unter ihm ganz fremden Umständen und ohne jeden Kontakt zu Angehörigen leben muss und bei seinem einsamen Sein hinter Glasscheiben beobachtet und von Psychologinnen befragt und getestet, schließlich *diagnostiziert* wird. Danach erfolgt auf der Grundlage vermeintlich exakter Daten die „administrative“ Entscheidung, was mit ihm weiter geschehen soll. Dieser Ablauf zwingt das oft erst wenige Jahre alte Kind in eine drei- oder mehrwöchige Isolation oder – im Jargon der Eugenik: „Quarantäne“, in der ihm abverlangt wird, sich in völlig fremden Kleidern, mit unvertrautem Spielzeug, unbekanntem Personen und fremden

Gerüchen (etwa von Desinfektionsmitteln) an die Rituale, Zeitabläufe und Räume des Durchgangsheimes zu gewöhnen.

Keinen der Professionellen scheint es zu stören, dass sich das Kind unter diesen Bedingungen jedenfalls nicht „wie gewöhnlich“ verhalten kann. Es ist daher unseres Erachtens verständlich, dass die 1998 geschlossene KÜSt und das angeschlossene Julius Tandler-Heim von den Kindern als *angsterregend* und *einschüchternd* erlebt und von den älter gewordenen ehemaligen Heimkindern heute durchwegs so erinnert werden; in analytischer Hinsicht ist die KÜSt denn auch faktisch die Schwelle struktureller Gewalt,<sup>291</sup> über die viele der hier aufgenommenen Kinder die totale Institution des Erziehungsheimes betreten.

Meist folgt der Aufnahme und Beobachtung in der KÜST eine Reihe von Heimaufenthalten, eventuell unterbrochen von Versuchen, das Kind bei Pflegeeltern unterzubringen oder es den Eltern zurückzugeben. Die Heimwechsel und die Wechsel zwischen Pflege- und Heimplätzen und die in einigen Fällen einmal oder auch mehrmals unternommenen Versuche, das Kind in die Herkunftsfamilie zurückzustellen, haben wenig (so gut wie gar nichts) mit der individuellen Entwicklung des Kindes zu tun; dies übrigens im eklatanten Gegensatz zu dem Anspruch, die fürsorgerische Betreuung der ‚Heimkinder‘ auf entwicklungspsychologische, also wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. In Wahrheit folgt die ‚Heimkarriere‘ hauptsächlich einer administrativen und bürokratischen Logik des Fürsorge-Systems. Das Fürsorgesystem weiß darum, sonst würde es nicht notorisch von „Administration“ sprechen.

Mehrfach führen die dieser bürokratischen Logik folgenden Orts- und Heimwechsel zum Verlust von schon im jeweils letzten Heim erworbenen Bindungen, oft auch zum temporären Verlust eines Elternteils oder von Geschwistern (s. exemplarisch die Erzählung von Paul Hubermann, Kapitel III). „Verschickt wie ein Paket“ oder „Ich war ein Zirkuskind der Fürsorge“ sind die durchaus treffenden Metaphern, die ehemalige Heimkinder in ihren autobiographischen Erzählungen benutzen. Die administrative und bürokratische Logik wird in unserer Untersuchung aus den Fürsorgeakten an einzelnen Fällen detailliert rekonstruiert (siehe v. a. die biographischen Fallrekonstruktionen im Kapitel II, weitere Belege finden sich auch in den Auszügen aus Narrativinterviews im Kapitel III des Berichts und auch in den Experteninterviews im Kapitel IV).

Ein Großteil der Heimwechsel korrespondiert mit dem stufigen Aufbau des öffentlichen Bildungssystems. Zu einem Heimwechsel geben vor allem Anlass: der Eintritt in die

---

<sup>291</sup> Zum Begriff „strukturelle Gewalt“ siehe Anmerkung 6.

Pflichtschule, der Wechsel von der Volks- in die Hauptschule, der Eintritt in eine Berufslehre, sowie der Austritt aus dem Lehrverhältnis und der Beginn sowie (seltener) auch der Abschluss der Gesellenzeit. Nur in wenigen Fällen wird vom Jugendamt bzw. von der KÜSt geprüft, ob der Wechsel in eine Hauptschule mit einem ersten Zug oder A-Zug oder der Eintritt in eine höhere Schule oder in eine Handelsschule in Erwägung zu ziehen sei. In einem dieser seltenen Fälle (Anton Berger) scheitert der vom Kind erwünschte und von einer Lehrerin dringend empfohlene Besuch einer höheren Schule an einer Schlaperei des Jugendamtes, die dann mit psychologischen Argumenten in Gutachten und Berichten übertüncht wird. Damit ein solcher Wechsel aber auch nur erwogen wird, muss das durchschnittlich oder überdurchschnittlich begabte und intelligente Kind jemandem Geneigten positiv auffallen, die vehemente Fürsprache einer Lehrerin erhalten und einen psychologischen Test (inklusive Intelligenztest) glänzend bestehen. Bis in die 1970er Jahre scheinen diese günstigen Faktoren nur selten zusammenzutreffen. Das System der Heimerziehung und seine Akteure sind von Grund auf nicht darauf eingestellt. Es dominiert, den Akteuren oft kaum bewusst, die *selffulfilling prophecy*, aus Kindern „wie diesen“ könne beruflich kaum etwas werden. Mit dem Ende der Schulpflicht steht die Berufswahl an. Sie wird nicht individuell nach subjektiven Vorlieben oder Kompetenzen getroffen, sondern – entsprechend der Handlungslogik in der totalen Institution, die Kindern kaum je eine Mitbestimmung einräumt – durch eine so genannte „Heimkommission“. Wer ihr jeweils angehört, ist den Akten des Jugendamtes nicht zu entnehmen. In einigen Fällen nützt es dem Jugendlichen wenig, vehement einen eigenen persönlichen Berufswunsch zu äußern. Entweder ist die Möglichkeit zur gewünschten Berufsausbildung im Rahmen des Fürsorgesystems nicht gegeben oder die dazu erforderliche schulische Ausbildung wird als nicht realisierbar vorgestellt. In einigen Fällen geht dem eine *Abwertung der Intelligenz und der Kompetenzen* des Kindes in den Gutachten und Berichten voraus. Die von der „Heimkommission“ gewählten Berufe gehören einer begrenzten Palette von handwerklichen und gewerblichen Lehrberufen an, die überdies deutlich geschlechterspezifisch sortiert sind.

Am Rande haben wir auch die Lage von Pflegekindern recherchiert. Von den Kindern, die zu Pflegeeltern in Wien oder in Wien-Umgebung oder in die beiden grenzländischen Haupt-Pflegeregionen Jennersdorf (Burgenland) und Radkersburg (Südsteiermark) verschickt werden, finden nur wenige einen Lehrplatz, von einer höheren Bildung ist hier überhaupt nicht die Rede. Mädchen werden meistens in nicht oder gering qualifizierte

helfende hauswirtschaftliche Berufe gedrängt. Werden Pflegekinder aus Lehrstellenmangel mit 14 oder 15 Jahren wieder in die Stadt zurückgeholt, werden sie oft in Wiener Lehrlingsheimen untergebracht, wo sie sich – sprachlich in bäuerlichen Familien (die oft bis zu zehn Pflegekinder haben: „Großpflegefamilien“) und einem sehr begrenzten („restringierten“) Sprachcode und Dialekt der Grenzregion sozialisiert – nur sehr schwer einfügen können und von Wiener Lehrlingen oft schlecht behandelt und oft gewaltsam unterworfen werden (s. Experteninterview 1 im Kapitel IV des Berichts).

Auch für die in Erziehungsheimen unterbrachten Kinder erfolgt um das 14. oder 15. Lebensjahr und nach absolvierter Schulpflicht häufig ein Wechsel in eines der Lehrlingsheime bzw. der vor allem für Lehrlinge konzipierten Heime (Am Augarten, Leopoldstadt, Klosterneuburg, Turmhof in Retz, Lindenhof in Eggenburg, Durchzugsheim Im Werd, Luisenheim, Lehrlingsheim Nußdorf, Erziehungsheim vom guten Hirten Graz, Mädchenheim St. Josef in Salzburg). Das relativ größte Heim Lindenhof im niederösterreichischen Eggenburg ist seitens des Wiener Jugendamtes für „erziehungsschwierigere“ Jugendliche vorgesehen. Die handwerklichen und gewerblichen Lehrmeister am Lindenhof sind de facto Teil des Erzieherpersonals. Sie sind auch dazu verpflichtet, regelmäßige Berichte über „ihre“ Lehrlinge zu verfassen. Ihre Berichte finden sich in den Akten des Jugendamtes. Die Art, wie sie aus vorgegebenen Listen von durchwegs negativen Merkmalen einige durch Unterstreichung hervorheben, spricht für ein grundsätzlich „abwertendes“ Erziehungsklima. Die Lehrzeit ist für viele Lehrlinge von einigen Schwierigkeiten geprägt, darunter die oft geringe intrinsische Motivation, einen Beruf, den man nicht selber gewählt hat, erlernen zu müssen. Eine besondere Schwierigkeit entsteht aus dem Zusammenleben von jungen und älteren Lehrlingen, eine Konstellation, die neben anderen Faktoren zur besonders auffälligen *sexuellen Ausbeutung* in Eggenburg führt. Das klassische ‚Schicksal‘ des Eggenburger Zöglings ist, von älteren Zöglingen sexuell *gebraucht* zu werden (eine Ähnlichkeit mit vielen Jugendgefängnissen). Häufige Arbeitsunfälle der Lehrlinge scheinen eine indirekte Folge dessen, aber auch oft ungeliebter, nicht selbst gewählter Berufe und auch der besonderen Belastungen durch diverse andere Formen der körperlichen Gewalt (s. die biographische Fallstudie Paul Valicek, Kapitel II).

Eine dritte Wechselzone eröffnet sich am Ende der Lehrzeit. Nun erfolgt in einigen untersuchten Fällen der Wechsel in ein Gesellenheim, in Wien meist in das Gesellenheim

in der Zohmannngasse im 10. Bezirk. Mit diesem letzten Wechsel innerhalb der ‚Heimkarriere‘ erfolgt nach der Erinnerung einiger Interviewpartner ein deutlicher Zuwachs an Autonomie; aber bei den meisten Zöglingen treten weiterhin Probleme und Schwierigkeiten auf, die auf die bis dahin erfolgte Sozialisation in der Herkunftsfamilie und in den diversen Heimen, bei einigen auch auf „sequentielle Traumatisierung“ (Keilson) in der Herkunftsfamilie und in diversen Erziehungsheimen zurückzuführen sind.

Die biographische *Verlaufskurve* nimmt schließlich eine markante Wendung in der endgültigen „Entlassung“ aus der „öffentlichen“, doch so überaus verschwiegenen Anstalts-Erziehung, die in den von uns untersuchten Fällen erst mit dem Erreichen des 18. Lebensjahres, in einigen Fällen auch noch später erfolgt. Zwar werden seitens des Jugendamtes in den Akten belegte Recherchen unternommen, ob das Kind früher aus der geschlossenen Fürsorge zu entlassen und an Eltern oder Großeltern „zurückgestellt“ werden könnte – dies offenbar auch aus Kosten- und Platzgründen. Meist aber gelingt die „Rückstellung“ in den elterlichen Haushalt nicht, weil die bei der Abnahme gegebenen und konstatierten Merkmale des Ungenügens der Familiensituation unverändert vorliegen oder sich die Indikatoren sogar noch verschlechtern haben.

Im Rückblick stellt sich die Entlassung des Jugendlichen aus der totalen Institution des Heimes fast immer als ein Schritt *ohne hinreichende Vorbereitung* dar. Mehr noch: Viele Jugendliche sind derart *beschädigt* und *geschwächt*, dass sie das zivile Leben nach der Serie der Heimaufenthalte nur mit größter Mühe bewältigen. Dies auch dann, wenn das Lehrlings- und auch das Gesellenheim am Ende der Serie im Vergleich zu den vorherigen Heimen deutlich liberaler geführt und auch so erlebt wird. Der abrupte Einstieg in die Zivilgesellschaft – in das Erwerbsleben wie in das Privatleben – stellt die ehemaligen ‚Heimkinder‘ vor einige verallgemeinerbare Probleme. Die totale Institution des Heimes hat sie auf die Geld- und Zeitökonomie der zivilen Welt nicht oder nur höchst ungenügend vorbereitet. Sie erleiden den einen oder anderen finanziellen Schiffbruch, ehe sie ihre ökonomischen Verhältnisse einigermaßen ordnen können. Sie erleiden typischerweise das Scheitern intimer Beziehungen, Ehen und Lebenspartnerschaften, ehe es einigen gelingt, sich in einer Beziehung zu festigen, die dann mehr oder weniger heilende Wirkungen auf sie hat – oft mit Partnern, die ebenfalls Kindheit und Jugend in Kinder- resp. Erziehungsheimen verbracht haben.

All dies steht im eklatanten Widerspruch zum offiziell verlautbarten Zweck der Heimerziehung, die Kinder und Jugendlichen zu „resozialisieren“. Sind die Jahre in der

*totalen Institution* durch permanente Kontrolle und Verregelung, mehr noch: durch den *konsequenten Entzug von Selbstständigkeit* geprägt, erleben Heimkinder den plötzlichen Schritt in das zivile Leben als einen allzu abrupten Wechsel in eine sie überfordernde ‚Freiheit‘ und als ein beinahe schockierendes Auf-sich-selber-gestellt-sein. Die subjektiven Schwierigkeiten spiegeln immer – wenn auch in unterschiedlichem Maße – die in den Heimen erlittenen Beschädigungen. Sie liegen in dem unmöglich gewordenen Grundvertrauen in andere Menschen, somit auch in der Unfähigkeit, sich auf intime Bindungen einzulassen, in der fehlenden Übung darin, sich außerhalb der totalen Institution selbständig zu organisieren, in der mangelnden Praxis im Umgang mit Geld und Eigentum, und nicht zuletzt auch darin, Sexualität und sexuelle Beziehungen oft nur in Zwangs- und Gewaltzusammenhängen kennengelernt und eingeübt (internalisiert) zu haben.

Einige InterviewpartnerInnen plagen in den ersten Jahren nach der „Entlassung“ erhebliche psychische Schwierigkeiten wie Angstzustände, Panikattacken, Schwindelanfälle. Dies ist einerseits als Reaktion auf den Schock der unbekanntenen Freiheit zu deuten, andererseits aber als anhaltende Folge oder erneute Aktualisierung erlittener körperlicher und seelischer Verletzungen (Trauma, traumatischer Prozess, sequentielle Traumatisierung<sup>292</sup>). In einigen Fällen treten erst etwa *ein Jahrzehnt* nach der Entlassung – häufig um das dreißigste Lebensjahr – psychosomatische Beschwerden (Depressionen, Schlafstörungen etc.) auf. Die „Rückkehr“ des Verdrängten erfolgt oft noch später im Zuge der verstärkten Rückwendung im Zuge der aktuellen Heimskandale und der in diesem Zusammenhang begonnenen Psychotherapien.

Einige, wenn nicht die Mehrheit der ehemaligen Heimkinder wählen nach ihrer Heimzeit PartnerInnen, die ebenfalls in Kinderheimen gewesen sind. Dies ist keineswegs selbsterklärend; es weist, wie wir meinen, auf anhaltende Effekte der Heimerziehung hin, kann aber auch als *coping*, als Form der Auseinandersetzung gelesen werden. Wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, suchen und finden sich ehemalige Heimkinder in der Hoffnung, aufgrund ähnlicher leidvoller Erfahrungen eher miteinander auszukommen. Oder anders gesagt: Sie erhoffen Verständnis für jene Schwierigkeiten, die sie auf die Heimerziehung zurückführen: vor allem für die Neigung zur Einigelung in Konfliktlagen, zu Aggression bei Hilflosigkeit u.ä. Sie erleben sich dann oft wechselseitig als spezifisch geprägt: etwa als Menschen mit der Angst, sich auf den Anderen einzulassen, sich ihm zu öffnen, Vertrauen in ihn zu entwickeln. Die Intimpartner sind oft über Jahre die einzigen

---

<sup>292</sup> Sequentielle Traumatisierung: siehe die Anmerkung 291.

Menschen, die den Partner / die Partnerin als Opfer der Heimgewalt anerkennen und respektieren, auch wenn sie wechselseitig an ihren Schwierigkeiten zu leiden haben. Frauen, die als Mädchen in Heimen sexuell verletzt oder vergewaltigt worden sind, haben oft Schwierigkeiten, sich auf heterosexuelle intime Beziehungen einzulassen. Männern fällt es oft schwer, in der intimen Beziehung einer Ehe oder einer Lebenspartnerschaft zu kommunizieren.

Aber auch was die eigene Elternschaft betrifft, sind nachteilige Folgen der gewalthaften Heimerziehung evident: so das mangelnde Vertrauen in sich selbst, dem eigenen Kind gegenüber auf erlernte Verhaltensweisen wie den körperlich-aggressiven Ausdruck von Unsicherheiten und Ängsten verzichten zu können. Einige Interviewpartner (vor allem Männer) sagen, sie würden aus Angst, mit dem eigenen Kind auch nur annähernd so umzugehen, wie man mit ihnen umgegangen ist, auf eigene Kinder verzichten (Paul Hubermann, Peter Ruzik u.a.). Fehlt den ehemaligen Heimkindern die Überzeugung, zu einer dauernden Bindung fähig zu sein, sinkt auch das Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten zur Elternschaft. Zeugen sie dennoch Kinder, brechen sie die Beziehung zu ihnen irgendwann ab, oft genau dann, wenn auch die Beziehung zum anderen Elternteil in eine ernsthafte Krise gerät (s. Anton Berger). Der Abbruch der Beziehung zum eigenen Kind erscheint oft wie eine – im psychoanalytischen Sinn – „Wiederholung“ des selber erlebten Verlassenwerdens von Eltern oder von Großeltern. In anderen Fällen ist die Elternschaft, in diesen Generationen vor allem die Mutterschaft eine *Ressource*, die den Heilungsprozess des schwer belasteten ehemaligen Heimkindes fördert und unterstützt (s. Smith, Thaler, Fischer). Auch ihre Intimbeziehungen beenden ehemalige Heimkinder oft aus der für sie typischen Überforderung, sich dem Partner bzw. der Partnerin vertrauensvoll zu öffnen oder Konflikte auszutragen, ohne gleich „davonzulaufen“. Bei Kindern und Jugendlichen, die sich in Heimen mehrfach zu sexuellen Praktiken *gezwungen* sehen, fallen im weiteren Lebenslauf ein unsicherer Umgang mit ihrer Sexualität und eine oft in Zweifel gezogene sexuelle Orientierung auf. Bei Frauen, die als Mädchen in Heimen sexualisierte oder sexuelle Gewalt erleben müssen, zeigen sich Schwierigkeiten im Zugang auf das männliche Geschlecht. Mädchen, die von Männern missbraucht und vergewaltigt werden, erleben das männliche Glied oft viele Jahre lang als bedrohlich. Die Sehnsucht nach einer schon als kleines Kind vermissten Geborgenheit in einer Ehe oder in einer Lebenspartnerschaft vermögen sich viele ehemalige Heimkinder, Frauen wie Männer, oft nie oder erst spät zu erfüllen.

Heute haben ehemalige Heimkinder Angst vor der bevorstehenden Phase des höheren Alters, in der sie befürchten müssen, ein weiteres und letztes Mal mit ihren meistens geringen finanziellen Mitteln in die Abhängigkeit einer totalen Institution (Altersheim, Obdachlosenheim etc.) zu geraten. Einige haben auch große Angst davor, die wenigen Menschen, an die sie eng und oft wie Ertrinkende gebunden sind, zu verlieren. Mehrere unserer InterviewpartnerInnen haben Selbstmordversuche hinter sich. Für manche scheint Selbstmord eine künftige Option. Viele kennen ehemalige Heimkinder, die Selbstmord begangen haben.

## V.6 Zwanzig Thesen zur Erklärung exzessiver Gewalt in Kinderheimen (1950er bis 1970er Jahre)

1.

Die *eugenische* bzw. *rasse(n)hygienische*, d.h. erbtheoretisch unterfütterte und *heilpädagogisch* orientierte Fürsorge-Tradition in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sieht die Kontrolle von Erwachsenen, Kindern und Jugendlichen in allen prokreativen und erzieherischen Belangen vor. Dieser historisch neue Drang zur „bio-politischen“ Kontrolle führt zu den rechtlichen Grundlagen für eine eingreifende Fürsorge-Behörde und zu *legalen* Eingriffen der Fürsorgerinnen, Jugendamtsleiter und des Pflegschaftsgerichts in das Zusammenleben von Eltern und Kindern. Das übergeordnete Ziel dieser Sparte von Kommunalpolitik – wir nennen sie mit Foucault *Bio-Politik* – besteht darin, die *Erziehung zur Arbeit* (in umfassendem Sinn) von Kindern aus materiell schwachen, vielfach benachteiligten Familien zu garantieren. Dabei kommen auch rassistische und klassenspezifische Diskriminierungen ins Spiel. Die postfaschistische Nachkriegs-Gesellschaft geht erst mit der Spaltung Europas und dem Kalten Krieg um 1990 zu Ende.

2.

Die 1950er, 1960er und 1970er Jahre stehen – wenn auch abnehmend – im *Schlagschatten* der faschistischen Epoche in Europa und der physischen und mentalen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs. Auch der Diskurs der Fürsorge zeigt eine verblüffende Kontinuität eugenischer bzw. *rasse(n)hygienischer*, rassistischer und autoritärer Begriffe. Die damit verbundene Denkweise bereitet der teilweise exzessiven Gewalt in der Heimerziehung den Weg, auch

wenn sich die AutorInnen der Texte nicht ausdrücklich für exzessive Gewalt aussprechen, sondern, ganz im Gegenteil, *über sie schweigen*. Schlüsselvokabel wie „Verwahrlosung“, „Arbeitsscheu“, „Asozialität“ werden seit den Anfängen des Fürsorgesystems im frühen 20. Jahrhundert und bis in die 1970er und 1980er Jahre stets in großer Unschärfe gelassen und geben damit der Interpretation Raum, bei den Kindern in den Kinder- und Erziehungsheimen handle es sich nicht nur um „gefährdete“, sondern durchwegs auch um „erziehungsschwierige“ oder gar um „gefährliche“ Kinder.

3.

Eine weitere Möglichkeitsbedingung für die schweigende Duldung exzessiver Gewalt in Kinderheimen im Untersuchungszeitraum sehen wir in Mängeln der Bildung und Ausbildung des Personals der Erziehungsheime. Bis heute begegnen wir in Gesprächen der *Verkehrung von Ursache und Wirkung*, wenn jene psychischen, sozialen und materiellen Schädigungen, die eine jahrelange Heimerziehung und insbesondere oft erlebte exzessive Gewalt hervorgebracht haben, in eine *Schuld* der betroffenen Menschen *verkehrt* werden. Dies mag aus der subjektiven Perspektive von ErzieherInnen und PsychologInnen, die sich den *mit Gewalt zur Gewalt erzogenen* Kindern und Jugendlichen gegenüber sehen und eventuell selbst physischer Gewalt ausgesetzt waren, noch verständlich sein. Es zeugt aber auch von einem auffallenden, ja verstörenden Unwissen. Nicht nur wenigstens die Hälfte der ErzieherInnen in den städtischen Heimen wie in den „privaten“, oft „geistlichen“ Vertragsheimen, auch die PsychologInnen des Jugendamtes werden durch ihr Psychologie-Studium höchst ungenügend auf ihren jeweiligen Arbeitsplatz im Fürsorgesystem und die hier bzw. in den Familien auftretenden Probleme vorbereitet. Die meisten PsychologInnen und die meisten HeimerzieherInnen lernen ihr ‚Handwerk‘ erst *on the job* von älteren Kolleginnen und Kollegen. Dies begünstigt im Untersuchungszeitraum die Fortführung berufsegoistischer Deutungen und latent *rassistischer* und *postfaschistischer* Redeweisen,<sup>293</sup> auch eine auffällig *sarkastische* (um nicht zu sagen: Menschen verachtende) Einstellung gegenüber betroffenen Kindern und Jugendlichen.

4.

---

<sup>293</sup> Rassistisch sind Redeweisen, die negative Eigenschaften (wie „aggressiv“ oder „asozial“, „minderwertig“ u.v.a.) nicht als Sozialisations- und Interaktionsprodukt verstehen, sondern an körperlichen und ethnischen Merkmalen oft in Verbindung mit dem Hinweis auf die soziale Klasse von Menschen festmachen wollen.

Die persönliche Prägung der hier thematisierten Generationen von FürsorgerInnen, Erziehungsberatern und PsychologInnen ist freilich *zeitspezifisch* für die 1950er, 1960er und 1970er Jahre und geht teilweise in bestimmten Motiven bis auf die autoritären Regime des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus zurück. In ihrer Wahrnehmung der Probleme in den besuchten resp. begutachteten Familien werden diese ExpertInnen von dem eugenisch fundierten und heilpädagogisch orientierten Diskurs der Kinder- und Jugend- bzw. der Familienfürsorge angeleitet. Die tragenden Begriffe dieses Diskurses („Verwahrlosung“, „Arbeitsscheu“ u.a.) verleiten zur Verwechslung von Ursache und Wirkung und zur Verkehrung des Verhältnisses von Opfern und Tätern. In den beiden ersten Nachkriegsjahrzehnten fokussieren die an ‚vorderster Front‘ arbeitenden Sprengelfürsorgerinnen vornehmlich die besonders dringlich scheinenden hygienischen und ernährungstechnischen Zustände im Haushalt und den Pflegezustand der Säuglinge und Kleinkinder. In den 1960er und 1970er Jahren und in der längsten Wirtschaftskonjunktur des 20. Jahrhunderts (ca. 1953 bis ca. 1974) verlagert sich der Fokus sowohl in der Fürsorge-Literatur als auch in der Praxis der FürsorgerInnen resp. SozialarbeiterInnen und Psychologinnen des Jugendamtes auf die Wahrnehmung einer psychisch-sozialen Verwahrlosung unter Bedingungen relativen und wachsenden materiellen *Wohlstands*. Insbesondere die Ausbildung konsumistischer Jugendkulturen wie der Wiener „Schlurfs“ und der (ästhetisch ganz anderen) „Halbstarken“ wird in den 1930er, 1940er und 1950er Jahren der kommunalen Fürsorge zu einem neuen Problem. Ab Anfang der 1940er Jahre wendet sich die NS-Volkswohlfahrt mit besonderem Elan der Bekämpfung der „Swing-Jugend“ zu, in Wien wird von den „Schlurfs“ gesprochen. Die Angehörigen dieser Jugendkultur werden von der Fürsorge des Dritten Reichs heftig bekämpft, tlw. in Zusammenarbeit mit Hitlerjugend und Gestapo. Der schriftliche Diskurs wie auch die in anderen Forschungsarbeiten gewonnenen mündlichen Erzählungen von ehemaligen Fürsorgerinnen zeigen in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre erneut eine starke Irritation, als Kinder und Jugendliche zunehmend als *hedonistische Konsumenten* von Mode, Musik, Alkohol und Nikotin, Mopeds, Kinos usw. in Erscheinung treten. In die diesbezügliche Skepsis der Fürsorge und der Fürsorgerziehung mischen sich unverkennbar Forderungen nach Askese und Disziplin; sie entstammen offenbar der unmittelbaren oder mittelbaren Prägung der älteren Fürsorgerinnen, HeimleiterInnen und Heim-ErzieherInnen in kollektiven Mentalitäten, Werte- und Begriffssystemen des christlichen Ständestaates und des Dritten Reichs. Dazu passt zum einen die Zerstörung von etwas längeren Frisuren durch einzelne Heimleiter (s. Narrativinterview mit Paul Hubermann, im Kapitel III), dazu passt aber auch, dass den Kindern in vielen Heimen eine Uniform

verpasst wird, die an Haft- und Straflager erinnert: „I hob dann kriegt grau in grau. Ich hab kein einziges buntes Gewand ghabt dort in die acht Jahr in Eggenburg. Wie ein Sträfling. Grau, grau, alles, dunkelgrau, hellgrau.“ (aus dem Narrativinterview mit Franz Unter, im Kapitel III)

5.

Die seit den Anfängen der professionalisierten Fürsorge intendierte *Kontrolle* der Fürsorge durch Wissenschaften und Gerichte funktioniert nur sehr bedingt, da sich, wie unsere Untersuchung zeigt, ein geschlossener Kreislauf ausbildet, in dem alle professionellen Akteure voneinander abhängig sind. Es ist ein *für überschießende Maßnahmen anfälliger Kreislauf*, weil jene, die Erziehungshilfe und Fürsorgeerziehung beantragen, wie auch jene, die psychologische und medizinische Diagnosen und Prognosen verfassen, wie auch jene Richter, die Maßnahmen der Fürsorgeerziehung gerichtlich sanktionieren, sich in ein System wechselseitiger Abhängigkeiten und Loyalitäten verstricken. Eine *systemexterne* und *verfahrenskritische* Kontrollinstanz in der Entscheidungs- und Administrationskette wird nicht eingerichtet; vor allem mangelt es an einer effizienten Kontrolle der Erziehungsheime.

6.

Alle administrativen Maßnahmen im System der Fürsorge bilden – so zeigt unsere Rekonstruktion der Entscheidungsabläufe aus den Akten des Jugendamtes – eine Kaskade der wechselseitigen Bestätigungen, in deren Verlauf die erste, noch in Alltagssprache, aber oft sehr energisch vorgetragene Diagnose der Fürsorgerin sich Stufe für Stufe in eine scheinbar sichere, psychologisch, ärztlich und juristisch formulierte Festschreibung verwandelt. Wir haben keinen Fall gefunden, in dem die Einschätzung der Fürsorgerin, es läge ein relevanter Verstoß gegen eine Norm und daher ein hinreichender Anlass zur „Fremdunterbringung“ des Kindes vor, im Lauf des weiteren administrativen Prozesses kritisiert oder revidiert worden wäre. Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir die jeweilige Entscheidung zur Kindesabnahme für unangemessen oder überzogen erachten. Sie scheint uns in vielen (wenn auch keineswegs in allen) Fällen ohne Alternative. Die Tragödie aber ist, dass die Verhältnisse in den Heimen sehr oft ähnlich schädigend sind wie die Familienverhältnisse, in einzelnen Fällen sind sie sogar noch deutlich schädigender. Eine Veränderung ist im Untersuchungszeitraum nur insoweit zu bemerken, als die PsychologInnen und ÄrztInnen ab den 1970er Jahren etwas vorsichtiger und zurückhaltender in der Vergabe von wertenden und moralisierenden Prädikaten werden. An Art und Qualität der konkreten Erziehungsmaßnahmen in den Heimen

und am wiederholten Einsatz exzessiver Gewalt ändert dies aber bis zur konsequenten Durchführung der Heimreform in den 1980er und 1990er Jahren wenig. Die Gewalt wird ermöglicht und bleibt für die TäterInnen größtenteils folgenlos, weil die Praxis der Heimerziehung von den Fürsorgerinnen und Psychologinnen des Jugendamtes weitgehend *abgeschottet* ist und das Wenige, das man darüber im Fürsorgesystem in Gestalt von Gerüchten weiß, niemanden ernsthaft zu kümmern scheint. Wenn in den Heimen exzessiv gewaltsame Methoden durch andere Methoden abgelöst werden, dann nur nach oft heftigen heiminternen Kämpfen zwischen ‚konservativen‘ und ‚progressiven‘ ErzieherInnen.

7.

Die strukturelle Bedingung für gelinde wie für exzessive Gewalt in der Heimerziehung ist demnach *zweistufig* – und entsprechend ist auch die Verantwortung der in den 1950er bis 1970er Jahren beteiligten professionellen Akteure als abgestuft zu betrachten: Auf der ersten Stufe wird ein Kind nach mehr oder minder genauer und professioneller Prüfung der Heimerziehung in einer städtischen oder „privaten“ Erziehungsanstalt zugeführt, mit oder ohne Einverständnis der Eltern oder Großeltern, mit oder ohne Gerichtsbeschluss. Schon die „Abnahme“ des Kindes und sein Transport auf die Kinderübernahmestelle (KÜSt) ist unverkennbar eine Form der strukturellen Gewalt. In einigen der berichteten Fälle ist sie aber auch unverhältnismäßig physisch und psychisch gewaltsam. Abnahmen werden meist zeitig am Morgen durchgeführt, um die Eltern zu überraschen; den Kindern wird keine Gelegenheit gegeben, sich von Eltern und Geschwistern zu verabschieden. In der KÜSt angekommen, erleben die Kinder eine für sie durchwegs dramatische „Aufnahme“: Sie werden nackt ausgezogen, geben alle ihre Kleider ab, werden oft wenig feinfühlig auf Läuse überprüft und gebadet, und all dies in einem harschen Befehlston, der belegt, dass auch die in der KÜSt – der professionellen, wissenschaftlich aufgeklärten Drehscheibe der Heimerziehung – tätigen Schwestern und Helferinnen entweder teilnahmslos sind oder an eine erbliche (in Einzelfällen auch rassistische?) Schuld der betroffenen Kinder glauben.

Auf der zweiten Stufe wird in diversen Kinderheimen Heimerziehung am Kind und an der Kindergruppe ausgeübt. Hier wird gelinde, rechtlich gedeckte und aus dem elterlichen Züchtigungsrecht abgeleitete (strukturelle) Erziehergewalt, in einem Teil der Erziehungsheime und von einem Teil der ErzieherInnen aber auch deutlich darüber hinausschießende *exzessive Gewalt* praktiziert.

8.

*Exzessive Gewalthandlungen* durch ErzieherInnen finden wir im Untersuchungszeitraum sowohl in Heimen der Stadt Wien als auch in Heimen sog. „privater“ Heimträger (wie einem „Kuratorium für Erziehungshilfe“, mehreren katholischen Kongregationen, der Erzdiözese Wien, der Caritas, und der Familien Stellbogen und Pauly). Dies erklären wir zu allererst aus dem Fortleben einer vor-professionellen Tradition „schwarzer Pädagogik“ in weiten Teilen der Bevölkerung, in katholisch geprägten Milieus ebenso wie in nationalistisch, nationalsozialistisch und sozialdemokratisch geprägten Milieus. Allerdings: In Facharbeiter-Familien und Familien des gebildeten Mittelstandes war eine solche Pädagogik nach anderen Forschungen schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einer zwar strengen, aber vergleichsweise aufgeklärten Pädagogik gewichen. In einigen pädagogischen ‚Inseln‘, die von sozialistischen Pädagogen und psychoanalytischen Reformern wie Siegfried Bernfeld und August Aichhorn gestaltet wurden, experimentierte man sogar bereits mit „anti-autoritären“ Konzepten. Insofern kann exzessive Gewalt in der geschlossenen Fürsorge nicht kurzerhand auf einen „allgemeingültigen“ Standard schwarzer Pädagogik zurückgeführt werden. Einige der in den 1980er und 1990er Jahren nach und nach geschlossenen Heime müssen als Horte einer gesellschaftlich überholten Gewalt in der Erziehung von Kindern, einer illegitimen Gewalterziehung bezeichnet werden. Weiters erklären wir fortgesetzte exzessive Gewalt in Heimen aus der Verfassung der Heime als „totale Institutionen“ (Goffman) sowie aus der Selbst-Isolierung der Heime innerhalb des Wiener Fürsorgesystems. Die im Bericht detailliert beschriebene Eigenart der totalen Institution Erziehungsheim führt zu einigen besonderen Formen der Zwangserziehung, die so in Familien oder Schulen nicht möglich wären. Wir bezeichnen das Erziehungsheim daher im Anschluss an den Begriff Goffmans als eine *totale Institution*, in der das Repertoire der *totalen Erziehung* angewandt wird.

9.

Die totale Institution des Erziehungsheims umfasst – *entgegen* den offiziell gesetzten Zwecken der Therapie, der Heilung und der „Resozialisation“ – die Aufsicht über und den Zugriff auf alle Tätigkeiten, die im alltäglichen Zusammenleben der „Gruppe(n)“ anfallen: Körperpflege, Mahlzeit, Notdurft, Schlafen, Bettenbauen, Spaziergang, Lernen, Spielen, Schulunterricht, Freizeit. Wie in anderen totalen Institutionen (Gefängnis, Konzentrationslager, Psychiatrische Anstalt u.a.) führt die systemimmanente Notwendigkeit, nahezu alle Lebenstätigkeiten der dominierten Gruppe zu kontrollieren, zu einer Serie von Anordnungen und Geboten, die gar nicht vollständig eingehalten werden können. Art und

Anzahl der Gebote und Verbote erzeugen unvermeidlich Übertretungen und Verstöße. So führt die in heiminternen Schulen geltende Regel, das WC nur in der „großen Pause“ aufzusuchen bei Kindern, die ihre Körperfunktionen noch nicht vollständig kontrollieren können, zum Regelverstoß des Hosennässens. Das Verbot, ab Mittags Wasser zu trinken, um das nächtliche Bettnässen zu unterbinden, zwingt Durst leidende Kinder zum Regelverstoß, heimlich Wasser aus der Klomuschel zu trinken. Ja es hat sogar – aller Körperhygiene zum Trotz – das Verbot des abendlichen Zähneputzens zur Folge, weil das Kind dabei heimlich Wasser trinken könnte. Das Verbot, bei der gemeinsamen Gruppen-Mahlzeit oder abends im Schlafsaal zu kommunizieren, führt zwangsläufig zu heimlichem Tuscheln, usf.

Mehrfach ist von einem ausgefeilten Kapo-System die Rede. Einzelnen Zöglingen wird von der Heimleitung oder von ErzieherInnen die Aufgabe übertragen, Gruppen von Zöglingen in Abwesenheit von Erziehern zu überwachen und zu disziplinieren. Es ist also nicht zu leugnen, dass ein Teil der Kinderheime in dieser Hinsicht ähnliche Strukturen errichtet wie ein SS-Konzentrationslager oder ein Umerziehungslager im Stalinismus, oder ein englisches Elite-Internat. Dies ist aber offenkundig nicht als eine *ideologische* Übereinstimmung anzusehen. Sehr verschiedene Ideologien – etwa nationalsozialistische, katholische, stalinistische oder psychiatrische – bringen sehr ähnliche Elemente in Erziehungsinstitutionen hervor, ohne dass ihre Ideologien deshalb gleichzusetzen wären. Es scheint daher zweckmäßig, von den jeweils begründenden Ideologien zu abstrahieren, wie es auch Erving Goffman in seinem Modell der „totalen Institution“ unternommen hat. Jeder Regelverstoß wird, so er von ErzieherInnen oder von „Kapos“ beobachtet resp. gemeldet wird, umgehend bestraft. Die Strafe richtet sich auf die Gruppe oder auf den Einzelnen, der vor den Augen der Gruppe bestraft wird. Der demonstrative und zugleich demütigende Charakter der allermeisten Strafen ist evident. Die Gesamtheit der Drohungen, Demütigungen, Zurschaustellungen und Strafen bildet das *Repertoire der totalen Erziehung*.

10.

Das Repertoire der totalen Erziehung umfasst, erstens, die *Zufügung von physischen und psychischen Schmerzen*, die Art und Ausmaß der in der westlichen Moderne als „pädagogisch“ vorstellbaren Strafen deutlich übersteigen, darunter das mehrmalige Eintauchen des Kopfes in die Klomuschel, das Zerschlagen des Gesichts, das Hinunterstoßen über Treppen, oft mit Körpverletzungen, das Verrenken des Unterarmes, das Würgen mittels eines um den Hals gelegten nassen Handtuchs; die schwere Verprügelung mit

Reitgerten, ledernen Hosengürteln, Ochsenziemern, Linealen und Holzschlapfen; der Wurf von schweren Schlüsselbunden an den Kopf u.a.m. Bei einem Teil der ErzieherInnen wird auch für die Zöglinge erkennbar, dass ihnen die Zufügung von Schmerzen Lust verschafft. Genauer: *dass die sadistische Lust von ErzieherInnen an der Zufügung von Schmerzen darin besteht, das Entsetzen, den Schmerz und die Angst der Zöglinge auszulösen und zu erleben.*

Zum Repertoire der totalen Erziehung zählt, zweitens, die Abkoppelung der verfügbaren „Strafe“ von einem persönlichen Vergehen des einzelnen Zöglings in den sog. Kollektivstrafen bzw. die Duldung oder Provozierung einer Art Selbst-Justiz in den Kinder- und Jugendgruppen sowie die Disziplinierung von jüngeren oder körperlich schwächeren Kindern durch stärkere Kinder und Jugendliche, das sog. Kapo-System (s.o.).

Zum Repertoire der totalen Erziehung zählt, drittens, auch *sexualisierte* Gewalt, soweit sie unter Vorspiegelung einer erzieherischen Absicht durch weltliche und geistliche ErzieherInnen an ihnen ausgesetzten Zöglingen ausgeübt wird. Dazu zählt das Antretenlassen der Buben in der sog. Stirnreihe, um den Penis zu prüfen und zu misshandeln (im städtischen Heim Hohe Warte: „Schwanz abschlagen“); die Inspektion von Vagina und After bei Mädchen, verbunden mit herabwürdigenden sexualisierten Bemerkungen; Schläge auf die Vagina mit einem Besenstil (im Heim der „Kreuzschwestern“ in Laxenburg) u.a.m.

Eine besondere Form der sexualisierten Gewalt erkennen wir in dem in mehreren Heimen ausgeübten Zwang, das den Kindern auf die Teller geladene Essen zur Gänze aufessen zu müssen und in der Folge (oft mehrfach) Erbrochenes neuerlich aufessen zu müssen. Essen und Trinken mit Gewalt zu verbinden und das Kind zu zwingen, eine abstoßend schleimige Masse in sich hineinzunehmen und unter verzweifelter Anstrengung in sich zu behalten, um das Martyrium endlich zu beenden, ist eine *sexualisierte Tortur*, die den Selbstwert des Kindes sukzessive zerstört. Eine perverse Lust des Täters bzw. der Täterin am körperlich-psychischen Leid des Zöglings ist wahrscheinlich.

Ob *sexuelle* Gewalt, die aus einigen Heimen (städtische Heime Eggenburg, Hohe Warte, Wilhelminenberg, Pötzleinsdorf, aber auch aus „privaten“ Heimen wie Wimmersdorf, Pitten, Laxenburg u.a.) berichtet wird, zum Repertoire totaler Erziehung zu zählen ist, scheint zweifelhaft, ist es doch unmöglich, sie noch als erzieherische Maßnahme zu tarnen. Gewiss aber wird sexuelle Gewalt in Heimen unter Ausnutzung von Machtpositionen im System des Erziehungsheimes sowohl durch ältere Zöglinge an jüngeren wie auch durch ErzieherInnen an weiblichen und männlichen Zöglingen ausgeübt. In beiden Varianten wäre sie ohne den Charakter des Erziehungsheimes als totale Institution in dieser Form nicht möglich. In

einzelnen Fällen wird sie nicht von ErzieherInnen, sondern von anderem Heimpersonal – wie von einem Heitzer und Gärtner im städtischen Kinderheim Wilhelminenberg oder einem Hausarbeiter im privaten Heim St. Benedikt – ausgeübt. Die Formen der sexuellen Gewalt reichen vom Zwang zur oralen oder manuellen Befriedigung des Täters resp. der Täterin bis zum erzwungenem Koitus. Weltliche wie geistliche Erzieherinnen erpressen von Mädchen und Burschen manuelle Masturbation (städtisches Heim Pötzleinsdorf, „privates“ Heim Wimmersdorf u.a.). Es ist offensichtlich, dass sie ihre institutionelle Erziehungsmacht und die Räume des Erziehungsheimes zur Abpressung solcher sexueller Dienstleistungen benutzen.

Wird hingegen sexuelle Gewalt von Jugendlichen an Kindern bzw. von stärkeren Kindern an kleineren Kindern ausgeübt, ermöglicht es allein die *körperliche und soziale Überlegenheit* des Täters innerhalb der Hierarchie der Zöglinge, dem körperlich schwächeren Kind sexuelle Dienstleistungen abzuverlangen. Jedoch wird diese Form der sexuellen Ausbeutung unter den Zöglingen von einigen HeimerzieherInnen beobachtet und geduldet, mitunter sogar gefördert (städtisches Heim Eggenburg u.a.). Diese Duldung oder Förderung dient vermutlich den eigenen Machtinteressen der ErzieherInnen, manchmal wohl auch einem voyeuristischen Lustgewinn. Inwiefern die in Heimen erzwungenen sexuellen Handlungen einer relativ dauernden sexuellen Orientierung der TäterInnen (Zöglinge und ErzieherInnen) und der Opfer folgen oder diese in einzelnen Fällen erst hervorbringen, ist für unsere Untersuchung ohne Belang.

11.

Das Zwangs- und Gewaltsystem des Kinderheims produziert auf der Seite der Zöglinge *Gegengewalt* und *Gegenwehr*, aber auch *Fluchten*, die zwangsläufig zu Diebstählen und anderen Formen der Kleinkriminalität führen. In systemischer Sichtweise erzeugt das Erziehungsheim zusammen mit polizeilicher Verfolgung und gerichtlicher Verurteilung jene offizielle Kriminalität eines Teils der Heimkinder, die den Befürwortern und Tätern von Gewalt unter den ErzieherInnen als Legitimation ihrer eigenen Gewalttätigkeit erscheint, aber auch von wohlmeinenden Beobachtern als Bestätigung ihrer Meinung (miss)verstanden wird, in einem solchen Heim befänden sich eben nur „schwererziehbare“ Kinder. Diese werden gleichsam als ahistorische Wesen konstruiert: Zumindest die schon in sehr jungen Jahren ins Heim gebrachten Kinder müssten das Böse demnach immer schon in sich getragen haben, sonst würde es ja erst im Heim und durch die Heimerziehung entstehen. Diese rassistische Idee des *ererbten* Bösen erinnert an religiöse und magische Vorstellungen von der Erbsünde oder von Verdammten.

12.

Nach Aussage von mehreren InterviewpartnerInnen erfahren „*entwichene Zöglinge*“ (so der Jargon im Fürsorgesystem, mit dem das Kinderheim semantisch an das Jugendgefängnis herangerückt wird), nachdem sie „*aufgegriffen*“ und in das Heim zurückgebracht worden sind, häufig eine sog. „Spezialbehandlung“: Sie werden von einem oder von mehreren ErzieherInnen schwer verprügelt, dabei oft körperlich verletzt und anschließend für Stunden oder Tage in besondere Räume gesperrt. Aus einigen Andeutungen in den Narrativ- und auch in den Experten-Interviews ist zu schließen, dass dieses spezielle Einsperren in der Logik der totalen Institution Erziehungsheim *multifunktional* ist. Als Strafe soll es einschüchternd und präventiv auf Kinder und Jugendliche wirken. Es soll aber auch die ihnen zugefügten körperlichen Verletzungen unsichtbar machen, sie vor der Heimleitung oder vor Besuchern (wie Fürsorgerinnen, PsychologInnen, ÄrztInnen usw.) verbergen. Dieses Vorgehen, das freilich gegen die offizielle Heimordnung und auch gegen das Strafgesetz verstößt, wird durch die gelebte Verfassung des Heimes ermöglicht: Nach ihr gilt es, gefährliche Kinder zu arretieren und im Namen der Gesellschaft in die Ordnung des Heimes zu zwingen. Die gelebte Heimordnung und der Fürsorge-Diskurs – insbesondere ältere autoritäre Positionen in diesem Diskurs – verbünden sich und stärken einander. Ein *Fluchtversuch* erscheint in dieser Perspektive als „*Ausbruch*“ und somit als eine illegitime und illegale Tat.

Die mehrmals erwähnten heiminternen ‚Arreste‘ dürften von einigen Kindern und Jugendlichen erlebt, für andere aber über das Hören-Sagen kolportiert worden sein. Die gelebte, praktische Ordnung des Heimes sieht ‚offizielles‘ Schweigen über diese illegalen Räume („Korrektionszellen“?) vor. Zugleich aber zählt es zum Repertoire der totalen Gewalt, *Gerüchte* über die Bedrohlichkeit solcher Räume mit der Absicht zu verbreiten, die Zöglinge einzuschüchtern und sie dazu zu bringen, Fluchtversuche zu unterlassen.

13.

In jenen Erziehungsheimen, in denen im Untersuchungszeitraum (1950er bis 1970er Jahre) exzessive Gewalt wiederholt und regelmäßig ausgeübt wird, führt dies zur Ausbildung einer *Gewaltkultur* oder zu einem *Gewaltklima*, an dem maßgeblich einzelne ErzieherInnen oder Gruppen von ErzieherInnen aktiv und andere passiv beteiligt sind. Die Kinder und Jugendlichen werden dazu erzogen, sich mit der Gewalt, die ihnen angetan wird, zunehmend abzufinden. Eine besonders nachhaltige Schädigung der betroffenen Kinder und Jugendlichen sehen wir darin, sich intentional und planvoll gegen die Schläge oder andere Strafen

*abzuhärten*, sie zu ertragen, ohne eine Regung zu zeigen, die den Gewalttäter zu einer weiteren Steigerung der Gewaltmittel provozieren könnte. Dazu bedarf es einerseits einer hohen Selbstdisziplin, andererseits eines sukzessiven *Rückbaus der Sensibilität (Empfindlichkeit) für sich selber* – in körperlicher wie in psychischer Hinsicht. Subjektiv wird beispielsweise beschrieben, man sei innerlich „weggetreten“, während man geschlagen wird. Ein anderer Aspekt besteht darin, dass Kinder in diesem Klima der Gewalt auch zur *aktiven Ausübung von Gewalt* erzogen werden. Wer sich noch nicht körperlich gegen Attacken von stärkeren Zöglingen wehren kann, muss es im Kinderheim lernen. Der Preis kann darin bestehen, dass das wehrhafte Opfer als Täter angesehen, eventuell sogar psychiatrisiert, angeklagt und strafrechtlich verurteilt wird. Auch wenn anzunehmen ist, dass einige ältere Kinder schon aus gewaltreichen Familien und Milieus stammen und entsprechend gewalterfahren und gewaltbereit in die Heime kommen, trifft dies auf die meisten unserer InterviewpartnerInnen, die als sehr kleine Kinder in das Heim-System eintreten, keinesfalls zu. Sie werden hier Opfer der Gewalt von ErzieherInnen und von meist älteren, körperlich überlegenen Kindern und Jugendlichen, müssen aber als Folge dessen auch zwangsläufig lernen, Gegen-Gewalt und Gewalt zur Selbstregulierung der Gruppe auszuüben. Dies geschieht zum einen in spontanen Auseinandersetzungen in den Gruppen, zum anderen aber auch in kollektiv inszenierten Bestrafungsritualen, welche die Gruppe meist in der Nacht in ihrem Schlafsaal durchführt („Gruppenwatsche“, „Gruppendeckel“, „die Decke“ u.a., - Begriffe und Metaphern, die offenbar die Kinder erfinden und die dann mit den Kindern und Jugendlichen zwischen den Heimen zirkulieren).

14.

Die von einzelnen ErzieherInnen und ErzieherInnen-Gruppen gegen Kinder ausgeübte exzessive Gewalt erfordert den korporativen Schutz vor Aufdeckung und möglichen Disziplinarverfahren. Warum die *nicht* gewalttätigen ErzieherInnen, die davon zumindest manches beobachten können oder vom Hören-Sagen wissen (wie uns die Berichte ehemaliger Heimkinder, aber auch die ExpertInneninterviews zeigen), keine Beschwerde erheben und vorgesetzten Stellen Meldung machen, scheint aus der Berufslage der ErzieherInnen erklärbar zu sein. Wie schon Gössler-Leirer und Halletz 1973 in einer der ersten sozialwissenschaftlichen Studien zur Berufsgruppe der HeimerzieherInnen herausgefunden haben, ist es eine weit verbreitete Grundhaltung von ErzieherInnen, möglichst kein berufliches Risiko einzugehen und die eigene soziale Sicherheit über alles zu stellen. Die berufliche Sozialisation *on the job* trägt dazu bei, Traditionen der ErzieherInnengewalt als

normal oder notwendig hinzunehmen. Der durch die Abgeschiedenheit vieler Heime und die Nachtdienste erhöhte Gruppendruck erzeugt bei ErzieherInnen, aber auch bei Krankenschwestern, die mit den gewaltsamen Praktiken nicht einverstanden sind, Wegschauen und Schweigen. Damit treten auch sie in den Pakt der Gewalt und des Schweigens ein. Aus den Berichten ist zu erkennen, dass es einige gewalttätige ErzieherInnen mit ihren autoritären Manieren und ihren speziellen Mikrotechniken der Macht sehr gut verstehen, jüngere ErzieherInnen zu dominieren und sogar ‚umzudrehen‘ und die wenigen Kritiker in der eigenen Berufsgruppe einzuschüchtern. Erst um 1970 ringen sich einzelne jüngere ErzieherInnen zu Anzeigen gegen exzessiv gewalttätige KollegInnen durch. Wir halten daher die folgende These für plausibel.

*Sozialisations- und Delegationsthese:* Autoritär geprägte Männer und Frauen üben Gewalt gegen Kinder und Jugendliche teilweise selber aus, teilweise delegieren sie diese aber an legale Institutionen, um sich selber ganz ordnungskonform zu fühlen und die eigene Aggression nicht wahrnehmen zu müssen. Sie delegieren diese Gewalt aber auch an KollegInnen im eigenen Berufsfeld, denen sie eine besondere Fähigkeit oder Neigung zur Gewalt zusprechen. Daher finden wir in den Kinderheimen der 1950er, 1960er und 1970er Jahre Elemente des *Gefängnisses*, der *Kaserne* und des *Klosters* und ErzieherInnen, die eine militärische, para-militärische, kirchliche oder klösterliche Sozialisation hinter sich haben. Die älteren der in den 1950er und 1960er Jahren tätigen Heim-ErzieherInnen werden im Dritten Reich in der Wehrmacht und / oder in NS-Organisationen wie der Hitlerjugend und dem BDM *sozialisiert*, d.h. in die Gesellschaft eingeführt und aktiv (durch ihr Handeln) und passiv (durch ihr Leiden) in ihren Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern geprägt. Es scheint in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass die Hitlerjugend inklusive des BDM im Dritten Reich Hilfsfunktionen innerhalb der NS-Fürsorge übernimmt, was einige spätere HeimerzieherInnen prägen wird. Einer anerkannten sozialpsychologischen These von Theodor W. Adorno folgend, vermuten wir bei derart sozialisierten ErzieherInnen eine höhere Neigung (Affinität) zu gewaltförmiger Erziehung in der aktiven (selbst ausgeübten) oder in der delegierten Variante.

15.

Kirchliche und klösterliche Sozialisation scheint einen Teil der „geistlichen“ oder „konfessionellen“ ErzieherInnen zu Formen der Gewalt einschließlich der sexualisierten und sexuellen Gewalt zu disponieren. Ein Zusammenhang zwischen der von diesen Personen selber erlittenen Gewalterziehung und der sich selbst angetanen Gewalt mit den Praktiken

sexualisierter und sexueller Gewalt in konfessionellen Heimen scheint uns möglich und wahrscheinlich. Die *Peinigung* von kleinen (fünf- bis sechsjährigen) Kindern im Bereich der Genitalien (s. Heim der Kreuzschwestern in Laxenburg u.a.) weist analytisch gesehen auf eine *Externalisierung* der bekämpften eigenen sexuellen Bedürfnisse bzw. auf deren *Dämonisierung* hin. In anderen Fällen ist der auf Kinder und Jugendliche ausgeübte Zwang zu sexuellen Handlungen wie der manuellen Befriedigung des Erziehers / der Erzieherin offenbar eine Strategie zum ersatzweisen sexuellen Lustgewinn.

16.

Wir meinen aus den Erzählungen der Opfer deutlich zu erkennen, dass einigen ErzieherInnen die Ausübung der beschriebenen Gewaltformen *amorphe oder genuin sexuelle Lust* bereitet. Kinder zu quälen, zu peinigen und nahezu permanent zu verängstigen ist für einige eine Freude; sie verspüren Erregung und Lust am von ihnen erzeugten Leid, auch an der mit Gewalt und Drohungen hergestellten ‚Heimordnung‘, die ihnen wie ein Modell der von ihnen bevorzugten Art von Gesellschaft erscheint. Diese Freude und diese Lust werden von betroffenen Zöglingen auch wahrgenommen, einige entwickeln die Gegenstrategie, ihren Schmerz und Ängste nach Möglichkeit nicht zu zeigen (s.o). Wir befürchten, dass sich in dieser erzwungenen Anpassung an die zugefügte Gewalt inneres Erleben, körperliches Schmerzempfinden und Ausdruckshandeln entkoppeln, und dies dürfte nicht ohne negative Folgen für die personale Identität bleiben.

17.

Bestimmte Maßnahmen in der totalen Institution des Heimes zielen offenbar darauf ab, den Arbeitsaufwand der ErzieherInnen zu reduzieren bzw. deren Ruhephasen im Dienst vor Störungen zu bewahren; so wenn ErzieherInnen jede Kommunikation der Kinder im Schlafsaal bei Androhung schwerer Körperstrafe verbieten; wenn sie während der Mittagsruhe die Benützung der Klosette verbieten; wenn sie Aufsicht und Bestrafung an Kinder und Jugendliche delegieren (Kapo-System), usf. Einige dieser Maßnahmen bewirken ein *kollektives Verstummen*: das absolute Sprechverbot bei Tisch, das Sprechverbot im Schlafsaal, das als „Silentium“ auch aus diversen Internaten (etwa der Wiener Sängerknaben) berichtet wird, das Verbot, mit Menschen außerhalb des Heimes (etwa auf dem Schulweg) zu kommunizieren, die Briefzensur. Diese oft mutwillig wirkende Unterdrückung der Lebendigkeit und des Kommunikationsbedürfnisses ist eine Form der *psychischen* und der

*sozialen* Gewalt. Versteht man die geschlossene Welt des Erziehungsheimes als einen von den eintretenden ErzieherInnen vorgefundenen Mikrokosmos, aber auch als eine pädagogische Experimentierstation der Gesellschaft, ist dies jedenfalls das Gegenteil aller partizipativen und demokratischen Formen von Gesellschaft – das Gegenteil einer demokratischen Erziehung.

18.

Wir sehen einige *strukturell-organisatorische Ursachen* für exzessive Gewalt in der Heimerziehung und heben als erstes die *Abschottung* der Heime hervor, die sie erst zu jener totalen Institution (Goffman) werden lässt, in der das Repertoire der totalen Erziehung entwickelt und angewandt werden kann. Diese Abschottung erfolgt zunächst räumlich und baulich: mit hohen Mauern, Gittern, Schlössern, Portieren usw. Aber auch organisatorisch und logistisch wird die Innenwelt der Erziehungsheime gegenüber dem Fürsorge-Verwaltungsapparat (Jugendamt und KÜSt) und den meisten ExpertInnen des Jugendamtes (Psychologischer Dienst u.a.) abgeschottet. (Nur vereinzelt gibt es Grenzgänger unter den medizinischen und psychologischen Experten, wie den Oberarzt K., der in der Klinik und in einem Therapieheim wie zu Hause ist. Er ist mit Sicherheit kein Kritiker gewalttätiger ErzieherInnen.) Diese *Spaltung des Fürsorgesystems* begünstigt den Missbrauch der besonderen Macht von ErzieherInnen über die ihnen Tag und Nacht überlassene Kinder und Jugendlichen. Sie führt zu der merkwürdigen Unwissenheit über das Innenleben der Heime bei jenen heimexternen Professionellen im Fürsorgesystem, die die städtischen wie die privaten Vertragsheime mit Kindern ‚beschicken‘. Die in der operativen Sprengelfürsorge und in diversen Begutachtungsstellen tätigen Expertinnen und Experten (meist PsychologInnen und Ärzte) und auch die Richter am Pflschaftsgericht müssen sich in der Regel mit den Erziehungsheimen nicht näher auseinandersetzen, obwohl es in ihren Händen liegt, Kinder und Jugendliche in diese Heime einzuweisen.

19.

Erst mit der sukzessiven Schließung der Großheime und der KÜSt im Lauf der 1990er Jahre wird jene strukturelle Gewalt eingedämmt, die in den Jahrzehnten zuvor immer wieder exzessive Gewalt in den Heimen hervorgebracht hat. Gewiss können vereinzelte Übergriffe und Verletzungen von Kinderrechten in den seither bevorzugten Wohngemeinschaften und Krisenzentren etc. nicht ausgeschlossen werden. Entsprechende Maßnahmen der Kontrolle, AnsprechpartnerInnen für die Kinder und Jugendlichen in allen Einrichtungen und der Abbau

von all zu bürokratischen Abläufen sind wünschenswert. Die Reform ist nie zu Ende. Aber der *Pakt des Schweigens über Gewalt* scheint spätestens um das Jahr 2000 aufgehoben.

20.

Verstörend scheint uns allerdings die bis heute (!) anhaltende *Gleichgültigkeit* gegenüber jenen, die als Kinder und Jugendliche in Erziehungsheimen gelitten haben. Nicht selten begegnen wir latent aggressivem Unverständnis, dass wir uns mit dieser Frage überhaupt auseinandersetzen. Es hat wohl damit zu tun, dass man Heimkinder immer noch pauschal für gefährliche Kinder hält. Die notorische Fehleinschätzung, es handle sich durchwegs um Schwererziehbare, Asoziale, Außenseiter usw., wurde nicht nur in der Vergangenheit von wenig gebildeten ErzieherInnen geteilt. Sie wurde auch von den beteiligten WissenschaftlerInnen (der Pädagogik, Sonder- und Heilpädagogik, Psychiatrie u.a.) mitgetragen und ist in Teilen der Wiener Bevölkerung immer noch verbreitet.

Dies geht auf die fehlende Auseinandersetzung mit der Frage, was die Einweisung von Kindern in die Kinderheime verursacht und begründet hat, zurück: also auf jenen verschwiegenen Zusammenhang zwischen dem Gesellschaftlichen und dem Psychologischen, den Adorno schon klar erkannte.<sup>294</sup> Die Fehleinschätzung erfolgt aber nicht nur aus einem Mangel an Wissen, sondern sie hat auch ideologisch-politische Gründe. Die den eingewiesenen Kindern pauschal zugeschriebenen Eigenschaften (Aggressivität, Egoismus, Gewaltbereitschaft, Verwahrlosung etc.) werden im Nachklang von Eugenik und Rassenhygiene als genetisch bedingt oder sozial vererblich gedacht. Dabei wirkt hierzulande neben dem Katholizismus auch der Nationalsozialismus immer noch weiter. Mit einer aufgeklärten und demokratischen politischen Kultur ist diese Denkweise unvereinbar. Es zählt zur Ironie der Geschichte, dass heute in Österreich ausgerechnet weit rechts stehende politische Kräfte politisches Kleingeld aus der historischen Katastrophe der Heimerziehung gewinnen wollen.

---

<sup>294</sup> Theodor W. Adorno, *Gesellschaftstheorie und Kulturkritik*, bes. das Kapitel „Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie“, Frankfurt am Main 1975.